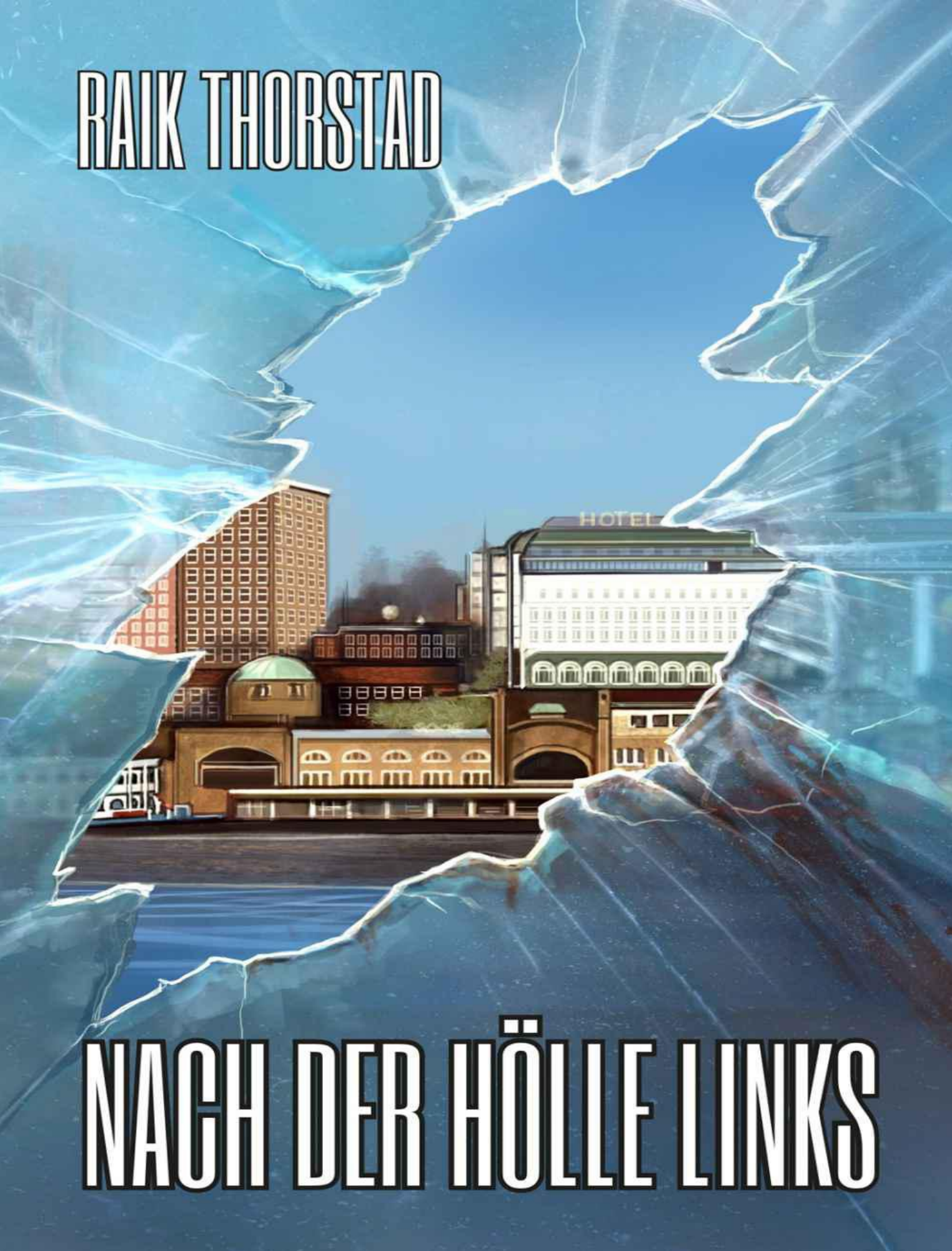
RAIK THORSTAD



NACH DER HÖLLE LINKS

Raik Thorstad

Nach der Hölle links

Incubus Verlag

Incubus Verlag
1. Auflage 2013
© 2013 by Raik Thorstad
Copyright der deutschen Erst- und Originalausgabe © 2013 by Incubus Verlag, Dortmund
Coverartwork: Creationwarrior
Layout: DM Designs/Tom Schmidt
Lektorat: Ulrich Hawickhorst
Korrektorat: Daniel Marz
Satz: Julia Schwenk
Datenkonvertierung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
ISBN eBook: 978-3-9815948-1-2
http://www.incubusverlag.de

Für jeden Andreas dort draußen, der kämpfen muss, und für jeden Sascha, der den Kampf aufgenommen hat, obwohl sein Leben ohne die Krankheit des Partners leichter verlaufen würde.

Und natürlich, für Daniel, Christian und Björn.

Inhaltsverzeichnis

Prolog

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Kapitel 27

Kapitel 28

Kapitel 29

Kapitel 30

Kapitel 31

Kapitel 32

Kapitel 33

Kapitel 34

Kapitel 35

Kapitel 36

Kapitel 37

Kapitel 38

Kapitel 39

Kapitel 40

Kapitel 41

Kapitel 42

Kapitel 43

Kapitel 44

Epilog

Songtext

Nachwort

Prolog

Hamburg. Das Tor zur Welt, wie der Hafen liebevoll genannt wurde. Eine Stadt im tänzerischen Wiegeschritt zwischen dem maritimen Raubein-Charme vergangener Zeiten, Kultur und dem neu gewonnenen Ruf, eine der exklusivsten Städte Deutschlands zu sein. Eine Metropole, der es gelang, ein breit gefächertes Publikum anzuziehen und manchen Gast als Einwohner zu binden. Ein in

sich geschlossenes und gleichzeitig weit offenstehendes Universum von einzigartiger Atmosphäre.

Der Frühling war nass in diesem Jahr. Nicht nur Regen und Hagel prasselten auf die Stadt nieder, sondern auch die über die Ufer tretende Elbe trug dazu bei, dass die Hamburger häufig feuchte Füße bekamen. Zwischenzeitlich stand das Wasser so hoch in den Straßen, dass eine Durchfahrt für die Autos unmöglich wurde.

Doch an diesem Morgen bahnte sich die Maisonne endlich einen Weg durch die zähen

Wolkenschichten. Unter ihren Strahlen glänzten die Dächer vor Feuchtigkeit. Überall sah man Café-Besitzer Tische und Stühle nach draußen schleppen, während sich fleißige Hausfrauen ihrer Fenster annahmen. In Mauervorsprüngen nistende Singvögel fütterten ihre zwitschernde Brut. Im Spritzwasser zu schnell fahrender Wagen bildeten sich für den Bruchteil einer Sekunde Regenbögen.

Im Grenzbereich von St. Georg hatte der Stadtteil den Sprung vom Drogenviertel zum In-Bezirk noch nicht geschafft. Schlecht renovierte

Häuser aus der Jahrhundertwende, verklinkert und mit hohen Fenstern, dominierten das Bild der Seitenstraße. Schiefe Briefkästen fanden sich neben vielfach überklebten Namensschildern. Fahrräder stapelten sich in bis zu drei Reihen an den Wänden, und niemand störte sich an der lauten Musik, die aus einigen Wohnungen schallte. Es war eine Gegend für Studenten.

Die Häuser besaßen Flair. Dafür nahm man gern Holzfenster in Kauf, von deren Rahmen die Farbe absplitterte, und Bodenfliesen im

Flur, die mehr Sprünge als Farbe ihr Eigen nannten.

Weiches Morgenlicht fiel in das Erdgeschoss des Hinterhauses und setzte die Geschehnisse auf dem niedrigen Futon in Szene. Einzelne Strahlen trafen die apfelsinenfarbenen Laken und verfingen sich auf von Schlafstriemen übersäter Haut.

Sie waren zu zweit und schienen unentschlossen, ob sie sich nach körperlicher Befriedigung oder Schlaf sehnten. Träge bewegten sie sich gegeneinander, berührten sich, fassten zu und ließen die

Fingernägel über Stellen kratzen, die für grobe Spielereien empfänglich waren. Sie unterschieden sich wie Tag und Nacht. Wo der eine hochgewachsen, breitschultrig und schwarzhaarig war, war der andere klein, schlaksig und dunkelblond. Und während der braun gebrannte Kleine leidenschaftlich küsste und leckte, blieben die Bewegungen seines Liebhabers faul und langsam.

Aus der Küche der Wohngemeinschaft drang das Gurgeln der Kaffeemaschine zu

ihnen herüber; vermengt mit dem Gemurmel der Gäste, die sich zum Frühstück bei ihnen eingeladen hatten. Die im Bett übereinander liegenden Studenten störten sich nicht daran. Sie bewohnten die Altbauwohnung zu dritt, aber meistens blieben die Türen zu allen Wohneinheiten des Hauses offen, sodass man stets damit rechnen musste, Fremde auf dem eigenen Sofa vorzufinden. Ihre Mitbewohnerin Svenja lud gern zum morgendlichen Kaffee ein. Aber das bedeutete nicht, dass sie ebenfalls aufstehen mussten.

Mit einem seligen Lächeln schlang Nils die Beine um die Hüften seines Freunds, um ihn näher an sich heranzuziehen. Ihre nackte Haut schmiegte sich gegeneinander, als er sich von unten an dem festen Körper rieb.

»Komm«, murmelte er und küsste Sascha hinter dem Ohr. »Mach schon.«

Ein wenig schwerfällig griff Nils an ihnen vorbei und zauberte ein Kondom unter dem Kissen hervor. Mit einem süffisanten Lächeln nahm Sascha es ihm aus der Hand. »Schon wieder? War da heute Nacht

nicht schon was?«

»Sicher«, schnurrte Nils wohlig, während er die Finger verführerisch durch die Furche zwischen den festen Hinterbacken seines Freunds gleiten ließ. »Aber das will ja nichts heißen …«

Hieß es nicht. Getrieben von ihrer morgendlichen Erregung und dem guten Gefühl, einen anderen Körper an ihrem eigenen zu spüren, gaben sie ihrer Lust nach. Nils war erst zufrieden, als er Sascha tief in sich spüren konnte. Schnell verloren sie sich im zwingenden Rhythmus ihrer Vereinigung. Hörten nichts außer

ihrem Keuchen, spürten nichts außer dem Sog ihres Hungers. Sex war ein guter Anfang für einen Tag, der größtenteils von der Universität eingefordert und aller Voraussicht nach auf einer wilden Party enden würde.

So weit der Schein.

Eine Viertelstunde später lag Sascha mit rasenden Kopfschmerzen auf dem Rücken und fühlte sich von dem fruchtig-klebrigen Geruch gestört, der von Nils‘ Haaren ausging. Obwohl ihm der morgendliche Frühsport gefallen hatte, bereute er es, dass er in der

Nacht nicht mehr den Weg in sein eigenes Zimmer gefunden hatte. Gerade wenn er zu viel getrunken hatte, schlief er lieber allein.

Nils lag halb über ihm, drängte die Wange in Saschas Achselhöhle und schien wieder eingeschlafen zu sein. Mit geschlossenen Augen sah er fast noch besser aus als mit offenen Lidern. Die Unschuld des Schlafes stand ihm gut. Vielleicht bildete Sascha sich das auch nur ein, weil Nils im wachen Zustand – gelinde gesagt – schwierig werden konnte.

Unterdrückt seufzend versuchte

er, den Klammergriff um seine Hand aufzubrechen. Bis zu seiner ersten Vorlesung war noch Zeit, doch Sascha wollte fort. In sein eigenes Bett oder vielleicht unter die Dusche, um hinterher zusammen mit den Leuten, die er in der Küche reden hörte, zu frühstücken.

Stück für Stück öffnete Sascha Nils‘ Finger und schob ihn behutsam von sich herunter. Er wollte ihn nicht wecken. Teils, weil er keine Lust auf eine Diskussion hatte, teils, weil sein Freund den Schlaf gebrauchen konnte.

Vorsichtig robbte Sascha über den dezent schnarchenden Nils hinweg und setzte sich auf die Bettkante. Prüfend roch er an seinen Fingern und verzog das Gesicht. Schweiß, Gummi, Sperma, Rauch und Bier. Seine Kopfschmerzen bedankten sich herzlich.

So lautlos wie möglich stand er auf und schnappte nach einem herrenlos am Boden liegenden Handtuch. Sascha hatte es sich gerade um die Hüften gewunden und zwei Schritte in Richtung Tür gemacht, als hinter ihm Nils‘

Stimme erklang: »Du gehst doch nur zur Toilette, oder?«

Sascha verharrte in der Bewegung und schloss kurz die Augen. Dann drehte er sich halb um. »Ich wollte eigentlich nach drüben gehen.«

Missmutig setzte Nils sich auf. »Ich kann es nicht leiden, wenn du dich davonmachst, ohne mir Bescheid zu geben.« Auf seinem weich geschnittenen Gesicht bildete sich ein dunkler Zug.

»Ich wollte dich nicht wecken.«

»Das willst du angeblich nie, und ich habe dir schon hundert Mal

gesagt, dass es mir egal ist. Ich finde es einfach blöd, allein aufzuwachen und zu merken, dass du dich aus dem Staub gemacht hast«, beschwerte sich Nils.

Zu recht, wie Sascha zugeben musste. In letzter Zeit war er oft aus Nils‘ Bett geflohen, um allein zu sein. Früher hatte er nie das Bedürfnis verspürt, nach dem Sex möglichst schnell zu verschwinden, aber damals waren die Umstände andere gewesen. Er war ein freier Mann gewesen, der zwanglos mit einem guten Freund Spaß hatte. Seitdem sie zusammen waren, kam

es ihm häufig vor, als würde er an der Nähe, die Nils forderte, ersticken.

»Hör zu«, sagte er leise, um die drohende Diskussion zu unterbinden. »Ich habe irre Kopfschmerzen. Ich will noch ein bisschen in meinem eigenen Bett schlafen, okay?«

Im ersten Moment sah es aus, als würde Nils seinen Wunsch akzeptieren. Doch als Sascha sich mit einem schwachen Lächeln verabschiedete und zur Tür wandte, zischte die Stimme seines enttäuschten Freundes durch die

Luft wie ein Peitschenhieb.

»Wenn ich Andreas wäre, würdest du bleiben.«

Kapitel 1

Sir Paul ließ ihn nicht aus den Augen. Keine Bewegung blieb unbemerkt. Kein Scharren der Schaufel, kein Schritt auf den beigen Fliesen, kein Griff an die Gitter. Der Graupapagei legte ruckartig den Kopf schief und beäugte den Eindringling, der sich an seinem Futternapf zu schaffen machte.

Ein durchdringender Geruch beherrschte das flache Gebäude,

das als Vogelhaus diente. Das halbe Dutzend Volieren – allesamt enger, als den Betreibern recht war – beherbergte eine Vielzahl unterschiedlicher Vogelarten; angefangen beim Wellensittich bis hin zur verlorenen Brieftaube. Ein Flirren und Zwitschern lag in der Luft, dazwischen das Klackern von Krallen und Schnäbeln auf Eisen.

Das Tierheim hatte mit Überbelegung zu kämpfen. Aus einem angrenzenden Raum war das Quieken von Meerschweinchen zu hören, die aufgrund von Platzmangel aus dem Nagetierhaus

hatten ausziehen müssen. Von draußen drangen die Geräusche einer bellenden, winselnden Hundemeute herein. Die verträglichen Tiere durften um die Mittagszeit zusammen im Hof laufen.

Sir Paul trippelte auf der Stange seitwärts und gab einen kläglichen Laut von sich. Sein erbärmliches Äußeres machte den Papagei zu einem der vielen Insassen des Tierheims, die lange auf ein neues Zuhause warten mussten. Über Jahre allein gehalten, hatte Sir Paul sich akribisch von seinem

Federkleid befreit.

Andreas mochte den grauen Papagei mit der nackten Brust und der merkwürdig menschlichen Kopfhaltung. In vielen Belangen erinnerte er ihn an sich selbst. Eingepfercht, allein gelassen, von Artgenossen ferngehalten. Selbst, dass Sir Paul von Zeit zu Zeit die Hand zwickte, die ihn fütterte, störte ihn nicht. Zu gut konnte er das Verhalten des Papageis verstehen. Ihm war auch oft nach Beißen zumute.

Melancholisch nickte Andreas seinem gefiederten Freund einen

Gruß zu, bevor er das Gitter der Voliere verschloss und sich auf den Weg in die Garderobe der Tierpfleger machte.

Ein harter Arbeitstag lag hinter ihm. Natürlich kein ganzer Tag. Lediglich die paar Stunden am Vormittag, die er im Zuge eines Praktikums an fünf Tagen in der Woche hinter sich bringen musste. Um am Leben teilzunehmen. Um sich an einen geregelten Tagesablauf zu gewöhnen. Um zu üben, ein Mensch zu sein.

Andreas beeilte sich. Er wollte das Tierheim schnell hinter sich

lassen. In weniger als einer halben Stunde öffneten sich die Tore, um Paten und Interessenten einzulassen. Der Trubel war zu viel für ihn. Besonders, da die Hunde jeden Besucher wild bellend begrüßten und mit runden Augen um ein neues Herrchen oder Frauchen bettelten. Es tat weh zu sehen, dass die niedlichen Welpen innerhalb kürzester Zeit vermittelt wurden, während ältere Tiere oder Angehörige der angeblich gefährlichen Hunderassen chancenlos blieben.

Aber das war nicht der

Hauptgrund für Andreas' Aversion gegen die öffentlichen Besuchszeiten. Sie warfen ihn aus dem Rhythmus. Fragen von Fremden durchbrachen seine Konzentration, sodass er an Sicherheit verlor und in Panik geriet; immer noch und trotz all der harten Arbeit.

In der Gewissheit, dass er es für diese Woche geschafft hatte, glitt Andreas wie ein Schatten in den Personalraum. Gehetzt vom Wunsch nach Abgeschiedenheit und der Sicherheit der eigenen vier Wände riss er seine Jacke von der

Garderobe.

In seiner Eile stieß er in der Tür mit Mandy zusammen. Seine Kollegin schnaufte erschrocken, bevor sich ein schiefes Grinsen auf ihrem asymmetrischen Gesicht zeigte. »Ach, du bist es. Hast es wieder eilig, von uns wegzukommen, ja?« Ein breiter sächsischer Akzent spülte jedes ihrer Worte weich.

Verlegen senkte Andreas den Blick, doch er schämte sich nicht allzu sehr. Alle Mitarbeiter des Tierheims wussten um seine Schwierigkeiten und akzeptierten

sie.

Gerade Mandy machte es ihm leicht, sich aus der Affäre zu ziehen, ohne sich dumm vorzukommen. Er mochte die vierschrötige Tierpflegerin, die eine süße Frucht in einer rauen, wenn nicht gar hässlichen Schale darstellte.

»Nicht von euch«, murmelte Andreas leise. »Aber du weißt ja, wie es ist …«

»Klar, weiß ich«, lächelte Mandy und entblößte ihre winzigen Mausezähne. »Hast du Lust auf Besuch am Wochenende? Oder ist dir eher danach zumute, dich zu

verkriechen?«

»Letzteres«, erwiderte er. »Läuft im Moment nicht so gut.«

»Das tut mir leid. Dann sehen wir uns nächste Woche.« Mandy gab Andreas einen Klaps auf die Schulter. »Lass dich nicht unterkriegen.«

Zum Abschied machte sie sich lang und drückte ihn kurz, aber herzlich an sich. Es war ihr ganz persönliches Ritual. Kein leeres Gerede. Keine guten Wünsche, die sich nicht realisieren ließen. Stattdessen eine Spur Menschlichkeit, die Andreas gut tat.

In seiner mit Staub und Heu besudelten Arbeitskleidung verließ er das Tierheim und ging mit weichen Knien in Richtung Haltestelle. Dort angekommen setzte er sich auf die Bank, stützte das Kinn auf die Hände und sammelte Kräfte.

Etwas in ihm wollte zu Fuß nach Hause gehen. Zehn Kilometer Fußmarsch gen Nordwesten erschienen ihm verführerischer als eine Fahrt mit dem überfüllten Linienbus. Den Rest der Strecke, den er in der U-Bahn hinter sich bringen musste, konnte er noch

weniger leiden. Aber es gehörte dazu, dass er sich dem stellte. Er war sich selbst verpflichtet. Sein ganzes Leben war Training. Manchmal kam es ihm vor, als würde er keinen Schritt vorwärtskommen.

Zum Glück gab es Menschen, die ihn unterstützten. Es waren nicht genau die Personen, deren Hilfe er sich wünschte. Es waren auch nicht so viele, wie er brauchte, doch er wollte sich nicht beschweren. Auf seine neue Hausärztin war Verlass. Sein Therapeut arbeitete gewissenhaft mit ihm und hielt ihn

mit einer Mischung aus Motivation, Verständnis und Tritten in den Hintern auf Trab.

Der Leiter des Tierheims, in dem Andreas seit fast einem Jahr als Praktikant und Ehrenamtlicher arbeitete, war ebenfalls zu einer wichtigen Anlaufstelle für ihn geworden.

Mandy war das, was einer Freundin am nächsten kam. Eine liebe Kollegin und eine Frau, die ihrerseits einige Hürden hatte nehmen müssen und insofern als gutes Vorbild diente. Dass sie mit ihrer übergroßen Nase, den

deformierten Gesichtszügen und der unförmigen Gestalt keine Schönheit war, störte Andreas nicht. Sie hatte trotz ihrer manchmal ruppigen Art ein gutes Herz. Das war alles, was ihn interessierte.

Es tat Andreas leid, dass er ihr für dieses Wochenende abgesagt hatte. Normalerweise mochte er es, wenn sie zu Besuch kam, aber er war erschöpft und brauchte Zeit für sich allein. Oder zumindest etwas anderes als das, was Mandy ihm geben konnte.

Als der Bus um die Ecke kam, verengte Andreas die Augen und

zwang sich zum Aufstehen. Der Magen kletterte ihm in die Speiseröhre, während er die Hand um seine Monatskarte klammerte und einstieg. Automatisch suchte er nach einem isolierten Sitzplatz, doch er hatte kein Glück. Zu viele Passagiere bevölkerten das nach alten Polstern und Döner Kebab riechende Gefährt.

Den Würgereiz hinunter schluckend, lehnte Andreas sich an ein Fenster nahe dem Ausstieg und betete, dass die Fahrt schnell zu Ende ging. Ihm war bewusst, dass diese Gedanken falsch waren und

allem widersprachen, was man ihm in den harten Wochen der Verhaltenstherapie eingehämmert hatte. Unterdrücken konnte er sie dennoch nicht.

Andreas' Therapien waren alle miteinander schmerzhaft, schweißtreibend und noch nicht abgeschlossen. Er zweifelte, dass sie je ein Ende finden würden. In allen Phasen der Behandlung hatte er gelitten und sich gequält. Aber nichts war so schlimm gewesen wie die Wochen in der Christoph-Dornier-Stiftung in Münster, in der man den Griff seiner Erkrankung mit

Gewalt aufgebrochen hatte, um ihm die Freiheit zurückzugeben.

Er wollte nicht daran denken. Nicht jetzt. Jetzt war nur wichtig, sich daran zu erinnern, was er gelernt hatte: dass jede Panikattacke früher oder später auf natürlichem Wege ein Ende fand. Dass ihm nichts passieren konnte, egal, was sein Geist behauptete.

Andreas ging in sich und erinnerte sich an all die Regeln, die ihm auferlegt worden waren. Nicht auf die Uhr starren, um die Zeiger auf ihrer Reise zu beobachten. Keine Sicherheitsfaktoren nutzen

wie Dinge, an denen man sich festhalten konnte. Sich nicht umsehen, ob er jemanden im Bus kannte, um innerlich Halt an ihm zu suchen. Sich durch nichts – gar nichts – ablenken. Nicht durch Musik, nicht dadurch, dass er den Hamburger Fahrplan auswendig lernte oder sich auf die Häuser konzentrierte, die sie passierten. Nicht innerlich Lieder singen oder in eine bessere Welt träumen. Körperlich und gedanklich im Bus bleiben. Die Angst kommen lassen. Und sie aushalten, wenn sie von ihm Besitz ergriff. Jedes Mal ein

Stück Fegefeuer.

Ein Krampf toste durch seinen Körper. Erfasste zuerst den Magen und anschließend in Windeseile den Kopf und damit den Verstand. Jedes Mal dasselbe; manchmal stärker, manchmal erträglicher. Die Symptome fielen hinterrücks über ihn her. Sie kamen immer aus der Richtung, aus der er sie am wenigsten erwartete. Sein eigenes Selbst arbeitete gegen ihn und wollte ihn scheitern sehen.

Der Bus rumpelte über eine Bodenwelle. Andreas' Hand zuckte empor und umfasste das Gestänge.

Sah man ihm an, dass ihm der Schweiß über den Rücken lief, wie sehr er kämpfen musste?

Je länger er mit seiner Krankheit zu tun hatte, desto mehr missfiel ihm die Vorstellung, bei seinem Martyrium beobachtet zu werden. Er führte Krieg gegen sich selbst. Da konnte er auf dumme Sprüche oder abschätzige Blicke verzichten. Es war schlimm genug, dass sein Geist im Hintergrund tausendundeine Todesart ersann. Ein Szenario jagte das nächste. Einige lagen im Bereich des Möglichen – Unfälle, geplatzte

Reifen, ein eingeschlafener Fahrer –, andere hatten mehr mit Hollywood als mit der Realität zu tun.

Allen Vorstellungen war gemein, dass sie Andreas Angst machten. Er fürchtete nicht, verletzt zu werden oder in eine unangenehme Situation zu geraten. Er fürchtete zu sterben.

»Keine halben Sachen«, wie eine Leidensgenossin in der Klinik traurig-spöttisch zu ihm gesagt hatte. Sie musste es wissen. Sie war zwanzig Jahre älter als Andreas und lebte doppelt so lange mit der

Krankheit, die sie teilten.

Seine Kehle wurde zum Nadelöhr, durch das nicht genug Sauerstoff strömte. Seine sich zu schnell hebende und senkende Brust war taub, als er die ersehnte Haltestelle erreichte. Erst die Hälfte des Wegs war geschafft.

Als die Türen des Busses mit einem hydraulischen Zischen aufsprangen, stolperte Andreas gesenkten Kopfes auf den Bürgersteig. Er fühlte sich elend. Sein Blick glitt in der Hoffnung auf ein Wunder über das Schild der Haltestelle. Wie dankbar wäre er,

wenn dort bereits der Name der U-Bahn-Station stünde, die in der Nähe seiner Wohnung lag.

Aber noch standen ihm siebzehn endlose Minuten Fahrt in der schlecht gelüfteten U-Bahn, rund ein Kilometer Fußmarsch und nicht zuletzt das Überwinden von genau 72 Stufen bevor. Er hätte seine Seele gegeben, wenn die Wohnungstür auf mysteriöse Weise ein paar Kilometer in seine Richtung gerückt wäre.

Ein Anflug von Panik erfasste ihn, als er die Treppe zur Bahn hinabstieg. Wieder war er versucht,

den restlichen Weg zu Fuß zurückzulegen. Er wusste leider, dass er diese Ausflucht am Ende des Tages notieren musste. Und das wollte er nicht.

Andreas' erster Impuls war, die Angst beiseitezuschieben, wie er es früher getan hatte. In der Hoffnung, dass sie verschwinden würde, wenn er sie ignorierte. Das konnte funktionieren, war aber nicht der richtige Weg. Stattdessen musste er sich der Situation stellen, die ihm Angst machte, und mit ihr sämtlichen Reaktionen, die sie ihm entlocken mochte.

Mühsam fasste er sich ein Herz. Seine Schultern strafften sich, als er die restlichen Stufen überwand und sich mental der Bahn stellte, die rumpelnd einfuhr.

Du hast das schon hundert Mal getan, erinnerte er sich stumm. Steige ein, setz dich hin und lass dich nach Hause bringen.

Trotz allen guten Zuredens war der Augenblick, in dem er den Fuß in den Innenraum der U-Bahn setzte, für ihn gleichbedeutend mit einer Injektion unbekannten Inhalts. Die Flüssigkeit, die in seine Venen strömte, konnte harmlos

sein, aber genauso ein tödliches Gift enthalten. Andreas war, als würde er Russisches Roulette spielen und sich entgegen jeder Vernunft einem unnötigen Risiko aussetzen.

Die Bahn fuhr an. Die Räder kreischten auf den Schienen. Für Andreas klang es, als würden Todesengel über ihm kreisen und sich an seiner Angst weiden. Seine Fingernägel hinterließen rote Striemen auf der empfindlichen Haut des Oberarms.

Wenn der Zug nach oben fährt, wird es dir besser gehen, beschwor

er sich und wusste, dass er nicht auf diese Weise denken durfte. Wie setzte man sich gegen etwas zur Wehr, das fast jeder Mensch in seiner Situation getan hätte? Viele Leute fühlten sich im Erdboden unwohl, und der Übergang zwischen einer verständlichen Angst und einer Phobie war manchmal kaum zu erkennen.

Andreas zwang seinen Körper, einen Sitz anzusteuern. Er starrte aus dem Fenster ins Dunkel und wartete auf das Licht. Als es soweit war, sauste es in seinen Ohren. Das kannte er schon. Die Angst fand

immer einen Weg, auf sich aufmerksam zu machen. Die Schönheit der Hamburger Fassaden in der Sonne bemerkte er kaum. Weder interessierte ihn das Treiben der Passanten noch das Frühlingserwachen der Stadt. Zu feindlich erschien sie ihm in diesem Moment.

Der Rückweg fiel ihm an diesem Tag nicht schwerer als sonst, vielleicht sogar leichter. Trotzdem war er anstrengend, die Fahrt mit der U-Bahn endlos. Entsprechend schnell wurde Andreas, als er aus dem Waggon aussteigen und die

Haltestelle hinter sich lassen konnte. Nur fort von den sich gegenseitig anrempelnden Menschen, der Frau mit dem Yorkshire Terrier, den beiden Kindern, die sich um ein Kaugummi stritten und allen, die ihm im Weg standen.

Bis zu einem gewissen Punkt war Andreas erleichtert. Nun war es nicht mehr weit. Als er die ersten Häuser des alten Stadtteils hinter sich ließ, begann es ihm besser zu gehen. An seiner Erschöpfung änderte sich nichts, doch er fühlte sich bedeutend wohler in seiner

Haut, als die Sonne seine Jacke aufheizte und er sicheren Schritts der Querstraße zustrebte, in der er zu Hause war.

Überraschend ruhig wechselte er die Straßenseite; ohne das Bedürfnis, sich an parkenden Autos oder Häuserwänden festzuhalten. Während er über einen feuchten Rinnstein sprang, dachte er an frühere, dunklere Zeiten und war für ein paar Sekunden zufrieden mit sich. Ein wenig Freiheit hatte er sich erkauft, aber der Preis …

Der Gedanke wich aus seinem Kopf, als er in der Ferne das

grellgelbe Schild des Supermarkts auftauchen sah. Augenblicklich sackten seine Schultern in sich zusammen. Bis jetzt hatte er erfolgreich verdrängt, dass er noch einkaufen musste. Seit zwei Tagen schob er es vor sich her, und mittlerweile bevölkerten nur noch ein Glas Senf und zwei Flaschen Wasser seinen Kühlschrank.

Unfair, jammerte es in ihm. Du hast genug geleistet. Warum kannst du dir nicht an jedem Tag des Wochenendes Pizza kommen lassen?

Weil er dann das Einkaufen

vermieden hätte. Darum ging es in seiner ganzen Existenz: Vermeidung und die Entkräftung aller einschränkenden Automatismen. Natürlich konnte er überleben, indem er sich von Lieferdiensten versorgen ließ. Arbeiten musste er nicht, denn gewisse Absprachen mit seinen Eltern sicherten ihn finanziell ab. Aber man hatte ihm nachdrücklich bewusst gemacht, dass er etwas tun musste, um eines Tages frei zu sein. Dazu gehörte, dass er sich nicht zurückzog, sondern vorwärts ging – nicht rückwärts in die Isolation. Er tat

sich keinen Gefallen, wenn er schummelte und sich selbst betrog.

»Nur das Nötigste«, sagte Andreas halblaut. Essen und Getränke für drei Tage. Besser für vier, damit er Montag nicht gleich wieder einkaufen musste.

Vielleicht sollte er heute gar nichts essen und bis morgen warten? Oder später in den Laden gehen?

Aber er kannte sich. Wenn er Freitag mittags in seiner Wohnung angekommen war und es sich gemütlich gemacht hatte, würden ihn keine zehn Pferde mehr aus

dem Haus bringen.

Supermärkte waren und blieben ein rotes Tuch für Andreas. Das Einkaufen war weniger problematisch als das Anstehen an der Kasse hinterher. Es widerte ihn an, von vorn und hinten eingekesselt zu sein, sodass er nicht fliehen konnte. Je länger die Schlange, desto größer die Tortur.

In dem Gefühl, dass ihm nur sehr wenig von seiner Energie geblieben war, schlurfte Andreas auf den Supermarkt zu. Er hasste die langen Reihen von Einkaufswagen, die wie Kettenhunde darauf warteten, ihm

in die Waden zu beißen.

Eintreten, einen Wagen mitnehmen, sich durch die Sicherheitstüren schieben. Mittlerweile vertraut und doch fremd und unangenehm. Andreas wollte nach Hause. Die langen Reihen mit Lebensmitteln verlockten ihn nicht. Doch die Erfahrung hatte ihn gelehrt, dass er nach einer harten Woche spätestens am Samstag Heißhunger bekam. Sein Körper gierte nach der Kraft, die ihm abhandengekommen war. Angst haben war anstrengend. Und es half, sich mit leckeren

Sachen vollzustopfen und zu wissen, dass man das Sofa fürs Erste nicht verlassen musste.

Andreas achtete streng darauf, jeden einzelnen Gang abzuschreiten. Wahllos warf er Verpackungen in den Einkaufswagen. Alles, was interessant und nach Nahrung aussah, sammelte er ein, bis er die Grenze dessen, was er tragen konnte, erreicht hatte. Von einem System konnte keine Rede sein. Er baute dennoch darauf, dass er es dieses Mal schaffte, ausschließlich für den menschlichen Verzehr

geeignete Waren heimzutragen. Mehr als einmal war es ihm in der Vergangenheit gelungen, blindlings eine Dose mit Katzenfutter einzupacken. Das Tierheim hatte sich gefreut. Was er mit den gefrorenen Tintenfischringen anfangen sollte, die seit zwei Jahren in seinem Eisfach lagen, wusste er hingegen nicht.

Die Menschenschlange an der Kasse dünnte aus, während Andreas ein paar Wasserflaschen einpackte. Dankbar machte er sich auf den Weg und schielte nervös nach hinten, ob sich jemand

näherte, der ihm den Platz streitig machen wollte. Seine Finger zitterten, als er die Waren auf das Fließband räumte. Er bückte sich nach den Plastiktüten und bereute es, als sein Magen sich zusammenkrampfte.

Für eine Sekunde war er überzeugt, dass er sich im nächsten Augenblick erbrechen würde; mitten zwischen die Kassen. Automatisch irrte sein Blick zu den Schiebetüren. Der Zeitraum zwischen dem Jetzt und dem Verlassen des Ladens schien elendig lang. Aber er hatte es fast hinter sich und würde jetzt

nicht aufgeben. Er wollte es schaffen.

Wie altes Kaugummi bewegte sich das Fließband vorwärts, die Verkäuferin erwies sich als Schnecke und überhaupt kam es Andreas vor, als hätte sich die ganze Welt gegen ihn verschworen. Seine Züge waren wie versteinert, als seine Einkäufe endlich über den Scanner gezogen wurden und er die Kreditkarte auf den Tresen legte. Auf den Preis achtete er nicht. Wenn die Verkäuferin ihm einen fünfstelligen Betrag in Rechnung gestellt hätte, wäre es ihm

entgangen.

Eilig landeten die Lebensmittel in ihren Tüten. Ein Joghurtbecher ging zu Bruch. Andreas kümmerte sich nicht darum. Er schaffte es selten, alles heil aus dem Supermarkt zu bringen.

Die Freiheit lockte. Schwer beladen ließ Andreas die sterilen Gänge, bissigen Einkaufswagen und quälenden Werbedurchsagen hinter sich und war halbwegs zufrieden. Nur noch ein paar hundert Meter musste er überwinden. Er konnte das vierstöckige, liebevoll restaurierte Gebäude im Schatten

der Speicherstadt bereits sehen. Die roten Ziegelsteine erzählten die Geschichten vergangener Zeiten, während die moderne Dachkonstruktion einen optischen Kontrapunkt setzte. An einer aus Bronze gegossenen Skala an der Front konnte man ablesen, wie hoch das Wasser der Elbe bei vergangenen Unwettern gestiegen war.

Innerlich ließ Andreas den Tag Revue passieren, während er die Tüten in Richtung Haustür schleppte. Am Morgen war es ihm schwergefallen, aus dem Bett zu

kommen und das Haus zu verlassen. Um ein Haar hätte er sich krankgemeldet. Der Weg ins Tierheim hatte sich als Desaster erwiesen. Zwei Mal war er unterwegs aus der U-Bahn gesprungen, nur um am Ende doch anzukommen. Die Arbeit selbst ging erstaunlich gut von der Hand, der Rückweg ebenso. Der Einkauf … nun, er würde sehen, wie gedankenlos und hektisch er gewesen war, wenn er auspackte.

Andreas biss sich auf die Unterlippe. An guten Tagen konnte jeder gewinnen. Sich an schlechten

Tagen zu besiegen, war die wahre Kunst.

Nachdem die mit Butzenscheiben versehene Haustür hinter ihm ins Schloss gefallen war, atmete er zum ersten Mal an diesem Tag tief durch. Die hölzernen Treppenstufen lagen vor ihm wie die Pforte zum Himmelreich. In Andreas' Augen war die geräumige Wohnung in der obersten Etage wirklich ein kleines Paradies. Sein persönlicher Schutzbunker und der einzige Ort, an dem er er selbst sein konnte. Dass dieser Ort ausgerechnet im vierten Stock eines Gebäudes ohne

Fahrstuhl liegen musste, war eine andere Sache.

Ein paar Minuten später fiel auch die Flügeltür zur Wohnung zu. Vertraute Gerüche und Konturen begrüßten ihn und verlockten dazu, die Einkäufe hier und jetzt zu Boden fallen zu lassen. Ein letztes Mal für dieses Wochenende riss Andreas sich zusammen und ging in die modern eingerichtete Küche, um auszupacken. Als der Kühlschrank voll war, fragte er sich leise lächelnd, was er sich dabei gedacht hatte, eine Backmischung für Quarkkuchen einzukaufen.

Achtlos zerknüllte er die Einkaufstüten und betrat das gewaltige Wohnzimmer, das einzig durch eine dünne Schiebetür vom Schlafbereich abgetrennt war. Die mit Büchern und DVDs bestückten Wände im hinteren Teil gaben dem Raum etwas Heimeliges und erinnerten ihn an sein altes Zimmer in der Villa seiner Eltern.

Ein wenig verloren irrte sein Blick über die Möbel und blieb an der Tür zur Dachterrasse hängen. Andreas roch nach Heu und musste eigentlich dringend duschen, aber er hatte keine Lust. Stattdessen zog

es ihn nach draußen. Die Dachterrasse, die höher lag als die umliegenden Gebäude und somit nicht eingesehen werden konnte, war der Hauptgrund, warum Andreas sich in diese Wohnung verliebt hatte. Von seinem Liegestuhl oder der Hängematte aus konnte er über die Dächer Hamburgs bis zum Hafen sehen. Manchmal stand er stundenlang an der Brüstung und genoss es, im Freien zu sein. Ein kleiner Sieg, er machte ihn jedoch nicht glücklich.

Drei Jahre, nachdem er unter hässlichen Umständen das

Elternhaus verlassen und sich in die Psychiatrie begeben hatte, fühlte er sich immer noch unzulänglich und klein. Ihm war bewusst, dass er an dieser Einstellung arbeiten musste, aber es war hart, auf sich selbst stolz zu sein, wenn niemand anderes seine Triumphe registrierte.

In die leere Wohnung zu kommen, tat jedes Mal weh. Niemandem erzählen zu können, wie sehr er gekämpft hatte, um am Ende zu siegen, ebenso. Das Alleinsein schmerzte über alle Maßen. Dass nie jemand da war, an

den er sich anlehnen konnte. Dass nie jemand sagte: »Das hast du gut gemacht.«

Natürlich teilten seine behandelnden Ärzte und Therapeuten ihm mit, was sie von seinen Fortschritten hielten. Doch ihr Interesse war professioneller Natur. Für Andreas fühlte es sich an, als würde er ihr Lob kaufen. Er oder die Krankenkasse.

Verbissen zerrte er an dem Gummiband, das seine nur schulterlangen Haare zusammenhielt. Vor fast zwei Jahren hatte er im Zuge eines

Anfalls von Verwandlungswut den Langhaarschneider genommen und seine Mähne abrasiert. Es hatte nur drei Minuten gedauert, bis er sein Treiben bitter bereute.

Andreas räusperte sich und versuchte sich davon zu überzeugen, dass er für sich selbst und für die Tiere, die von seiner Fürsorge abhängig waren, gute Arbeit geleistet hatte.

Das Wochenende war verdient. Lange schlafen, fernsehen, am Computer spielen, gut essen, träumen. Seit Montagmorgen hatte er auf diesen Augenblick gewartet.

Jetzt, wo er da war, fühlte Andreas sich erbärmlich. Weder war er aufrichtig stolz auf sich, noch war er glücklich. Nur sehr allein.

Am Ende ging er doch zuerst duschen. Nicht, weil er sich schmutzig fühlte oder weil es keine gute Idee war, mit dreckiger Kleidung in der Wohnung herumzulaufen. Er duschte, weil er unter dem heißen Wasserstrahl wunderbar weinen konnte, und weil sich das Strömen der Dusche wie eine Umarmung anfühlte, wenn man fest genug die Augen schloss.

Kapitel 2

Es mochte eine Zeit gegeben haben, in der Andreas das Verstreichen der Wochentage nicht kümmerte. Eine Zeit, in der er sich ohne Sinn und Struktur von einem Tag zum nächsten geschleppt hatte; egal, ob Montag oder Freitag, Sommer oder Winter, Tag oder Nacht war. Damals hatte er sich nicht vorstellen können, welchen Wert das Wochenende für einen Normalsterblichen hatte.

Heute wusste er es.

Mit den Gedanken bei der Tagesplanung warf Andreas den leeren Tablettenblister in Richtung des übervollen Mülleimers. Die Pillen verschwanden ohne Zugabe von Flüssigkeit in seinem Rachen. Längst hatte er sich daran gewöhnt, sie einnehmen zu müssen. Er tat es sogar gern, denn sie trugen dazu bei, dass er sich besser fühlte.

Die Kücheninsel amerikanischer Bauart war klebrig. Er hatte am Vorabend versucht, aus dunkel gewordenen Bananen, Äpfeln und Dosenobst einen Fruchtdrink zu

kreieren – natürlich mit einem Schuss Rum, den er wegen der Psychopharmaka eigentlich nicht trinken sollte. Doch an diese Vorgabe hielt Andreas sich selten. Abgesehen davon, dass er schneller betrunken wurde als früher, spürte er nie Nebenwirkungen.

Der fruchtige Drink hatte ihm geschmeckt, das Massaker, das er mit Mixer und Bananenschalen in der Küche angerichtet hatte, weniger. Die guten Zeiten, in denen andere hinter ihm aufgeräumt hatten, waren vorbei. Heute war er selbst dafür verantwortlich, wie es

in seiner Wohnung aussah. Das bedeutete im Umkehrschluss, dass gerade die Küche nicht selten den Eindruck machte, als sei eine Horde Vandalen durch sie hindurchgetobt.

Skeptisch blickte Andreas sich in dem quadratischen Raum um. Die schwarz-weiß gemusterten Arbeitsflächen wirkten sauber, aber der Eindruck täuschte. Das Muster machte den Schmutz nur unsichtbar.

Die Spülmaschine stand halb offen und enthielt Geschirr, das in den Schrank geräumt werden wollte. Ein paar kleinere Wollmäuse

krochen um die Beine der verchromten Barhocker. Das schwarze Kochfeld war verschmiert, die Fenster von einer feinen Schicht Staub bedeckt, in die der Regen der vergangenen Wochen verschlüsselte Botschaften geschrieben hatte.

In dem Wissen, dass es in der restlichen Wohnung nicht besser aussah, unterdrückte Andreas ein Stöhnen. Unter der Woche hatte er das Putzen aufgeschoben. Warum sollte er nach einem harten Morgen im Tierheim zu Hause weiterschuften, wenn er am

Wochenende Zeit hatte? Nur hatte er dummerweise auch heute keine Lust, das Klo zu putzen oder seine gewaschenen Socken zusammenzulegen. Das Wochenende war schließlich kurz genug. Besonders, wenn man bis zum Mittag geschlafen hatte, weil der Stress der letzten Tage nach Wiedergutmachung verlangte.

Wie sagte Köninger immer so schön? Ab und zu soll man sich belohnen. Gemäß dieser Weisung ließ Andreas Schwamm und Wischmopp links liegen und läutete das Wochenende ein.

Jochen Köninger war der Therapeut, der ihn seit der Entlassung aus der Psychiatrie betreute. Andreas mochte den hageren Mittvierziger recht gern, auch wenn ihn dessen Unart, ihm ungerührt unangenehme Wahrheiten an den Kopf zu werfen, oftmals auf die Nerven ging.

»Bei dem Wetter sollte man eh nicht im Haus herumsitzen«, sagte Andreas laut in die Stille hinein und musste fast lächeln. Er hatte zehn Jahre lang im Haus festgesessen. Gehalten von unsichtbaren Drähten und Ketten, die ihm den Atem

nahmen. Wer hätte je gedacht, dass der Tag kommen würde, an dem es ihn freiwillig nach draußen zog?

Entschlossen, den Tag auf faule Weise zu verbringen, wühlte Andreas in den Untiefen seiner bestens gefüllten Küchenschränke nach einem Tablett. Er würde sich ein paar gemütliche Stunden auf der Dachterrasse gönnen und hinterher sehen, wohin der Wind ihn trug.

Wenige Minuten später schob Andreas mit dem Ellenbogen die Glastür zum Dach auf. Auf seiner

Nase hing schief eine Sonnenbrille. Die Sonnencreme, die es angesichts der ungewöhnlich hohen Temperaturen in diesem Mai brauchte, brachte das Gestell ins Rutschen. Eine in Fetzen hängende Blue Jeans schlotterte um Andreas' Knie, zeigte gebräunte Beine und am linken Oberschenkel den Ansatz seiner roten Shorts. Auf ein Oberteil hatte er verzichtet.

Andreas mochte es, wenn die Sonne seine bloße Haut berührte und ihm ermutigend einflüsterte, dass es gut und richtig war, sich unter der Woche durch den

strengen Therapieplan zu quälen. Früher war es ihm nicht möglich gewesen, faul in der Sonne zu liegen und sich dabei wohlzufühlen. Heute gehörte dieser Zeitvertreib zu seinen Lieblingsbeschäftigungen.

Das Tablett in Andreas' Händen beherbergte neben ein paar kalorienreichen Leckereien und Getränken ein gutes Buch und seinen MP3-Player. Ohne Zögern steuerte er auf die blaugrün gestreifte Hängematte zu, die auf der Südseite der Terrasse in ihren Stützen hing. Umsichtig stellte er das Tablett ab, bevor er sich mit

einem Seufzen in den von der Sonne aufgewärmten Stoff fallen ließ. Eines seiner Beine landete halb über dem Rand, während die Hängematte knarrend schaukelte und schließlich zum Stillstand kam.

Wohlig reckte Andreas sich und schob die Sonnenbrille an ihren Platz. Der blaue Himmel über ihm bekam einen Grünstich. Das Weiß der Schäfchenwolken verwandelte sich in farbintensives Grau. Ein Hauch von Hafengeruch wehte ihm um die Nase, als er die Arme hob und sich wie eine Katze auf der Fensterbank rekelte.

Samstag war der mit Abstand entspannteste Tag der Woche für ihn. Die Arbeitstage kosteten ihn stets viel Kraft und Überwindung, der Sonntag wurde durch die Aussicht auf den nächsten Tag verdorben. Doch samstags konnte er lange schlafen und sich faul in seinen Decken herumrollen. Nutzlos Zeit vergeuden, träumend an der Brüstung stehen und die Fassaden der Speicherstadt bewundern.

Lesen, chatten, manchmal telefonieren. Wenn der Drang nach Körperlichkeit zu groß wurde, Pornos gucken und onanieren, bis

es ihn vor Lust schüttelte. Alles in dem Wissen, dass der nächste Tag frei war und nichts von ihm erwartet wurde.

Fest entschlossen, sich nur zu bewegen, wenn er dem Ruf der Natur folgen musste, schloss Andreas die Augen. Eine sanfte Brise kitzelte ihn im Gesicht und strich über seine Brust, während er mit den Zehen an den bunten Fransen der Hängematte spielte.

Er liebte sein neues Zuhause. Die Dachterrasse zog sich halb um das Gebäude, rahmte die gesamte Südseite und je die Hälfte der Ost-

und Westseite ein. Nur von Andreas' Wohnung aus konnte sie betreten werden. Der Boden war mit dunklen Holzbohlen ausgelegt, während die modern gestaltete Brüstung silbern im Licht schimmerte. Es gab kleine Haken für Blumenkörbe im Gestänge, doch auf solcherlei Gestaltung hatte Andreas bisher verzichtet. Blumen bedeuteten nur zusätzliche Arbeit.

Einzig mit der Hängematte und einem vereinsamten Liegestuhl bestückt blieben etliche Quadratmeter der Terrasse ungenutzt, doch das störte ihn

nicht. Ganz im Gegenteil: Andreas mochte die Weite um sich herum. Das Gefühl, sich frei bewegen zu können, hatte ihm in der Villa seiner Eltern stets gefehlt.

Er schluckte beim Gedanken an seine Familie. Das Verhältnis der von Winterfelds war schwierig. Drei Jahre waren verstrichen, seitdem Andreas ausgezogen war. An der grundlegenden Familiensituation hatte sich seither nicht viel geändert.

Er war immer noch der Erbe des Konzerns, in den alle Hoffnungen gesetzt wurden. Sein Vater glaubte

nach wie vor, dass Zuneigung und Geld dasselbe waren, und über seine Mutter dachte Andreas nicht gerne nach. Obwohl ihm fast wöchentlich der Kopf zurechtgerückt wurde, lebte er tagtäglich mit dem Gefühl, seine Familie zu enttäuschen.

Die hässlichen Szenen, zu denen es gekommen war, als er mit der Hilfe seines damaligen Lehrers Dr. Schnieder den Weg in die Psychiatrie fand, würde er wohl nie vergessen.

Meistens kam Andreas gut mit den wenigen Begegnungen der

Familie zurecht – oder zumindest redete er sich das ein. Aber dann wieder gab es Augenblicke, in denen er den Verstand zu verlieren glaubte. Momente, in denen er seinen Kopf an die Wand knallen wollte, damit es darin nicht mehr wummerte und pochte. Oft lösten Kleinigkeiten wilde Wut, Verzweiflung und Angst in Andreas aus. Noch öfter wusste er nicht, wer von ihnen verrückt war. Er, weil er das Verhalten der Eltern mittlerweile eigenartig fand, sein Therapeut, weil er Andreas klarmachen wollte, dass das

Ehepaar Winterfeld selbst schlimme Probleme hatte oder seine Eltern, die fast alles, was Therapeut oder Arzt sagten, für Humbug hielten. Das ewige Tauziehen zwischen Verantwortung und dem Wunsch nach Eigenständigkeit, Fortschritten und mangelnder Anerkennung, Schuld und Vorwürfen zermürbte Andreas. Und bei jeder Begegnung mit seinen Eltern spürte er deutlicher, wie enttäuscht er von ihnen war.

An seinen 23. Geburtstag vor zwei Wochen erinnerte Andreas sich zum Beispiel gar nicht gern. Sie

hatten ihn nicht vergessen. Dabei wäre es ihm sogar lieber gewesen, wenn sie ihn aus ihrem Gedächtnis gestrichen hätten.

Richard von Winterfeld hatte ihm eine E-mail mit einem hechelnden Golden Retriever geschickt und Geld auf Andreas' Girokonto überwiesen. Ein Konto, das mit den Erträgen der Aktienfonds gefüllt wurde, die sein Großvater ihm zu seinem achtzehnten Geburtstag überschrieben hatte. Geld war das Letzte, worum er sich Sorgen machen musste. Seine laufenden Kosten waren zu vernachlässigen,

denn seine Eltern hatten ihm die Wohnung selbstverständlich gekauft. Die von Winterfelds zahlten keine Miete, wenn sie selbst Eigentümer sein konnten. Überhaupt waren seine Eltern nach wie vor mehr als willig, Andreas alles zu kaufen, was er sich wünschte. Dafür gab es auch abgesehen von ihrem schlechten Gewissen gute Gründe.

Lange Zeit hatte Andreas nicht gewusst, wie die Rechtsverhältnisse im Winterfeld-Konzern aussahen. Heute war er besser informiert, wusste, dass er auf einem

schrägen, juristischen Wege bereits Teilhaber war und die Firma ohne seine ausdrückliche Zustimmung nicht verkauft werden konnte. Das hatte sein Großvater sichergestellt, bevor er sich aus dem täglichen Arbeitsleben zurückzog. Im Grunde wartete der Konzern nur auf Andreas' Bereitschaft, nach ihm zu greifen. Und wer das Unternehmen kontrollierte, besaß die Macht über die Finanzen. Ja, seine Eltern wussten, warum sie großzügig waren.

Margarete von Winterfeld hatte darauf verzichtet, Andreas Geld zu

überweisen, das er nicht brauchen konnte. Stattdessen hatte sie ihm scheu einen hohen Gutschein eines renommierten Reisebüros überreicht. Damit er mal aus dem Haus käme. Das wäre doch sicherlich in seinem Sinne. Angesichts der von türkisblauen Ranken umrahmten Geschenkkarte wären Andreas beinahe die Tränen gekommen. Da kämpfte er wie ein Löwe, um den Alltag zu bewältigen, wusste abends kaum, wie er ins Bett kriechen sollte, und seine Mutter glaubte, er könne verreisen. Die Einladung zum Essen in einem

teuren, französischen Restaurant hatte er ebenfalls ausschlagen müssen. Er war zu aufgewühlt gewesen.

Von seinem Großvater war Andreas ein weiteres Geldgeschenk ins Haus geflattert. Allerdings hatte der alte von Winterfeld sich die Mühe gemacht, zusätzlich ein paar seltene Buchbände über ägyptische Ausgrabungen zu besorgen. Diese Fotobände bedeuteten Andreas mehr als alles Geld zusammen. Sie zeigten ihm, dass sein Großvater sich an ein lang zurückliegendes Gespräch erinnerte.

Damals in der Klinik … da war Gustav von Winterfeld der erste gewesen, der ihn besuchen kam. All die Schrecken … und das fremde Zimmer … die Panik.

Etwas krampfte sich schmerzhaft in Andreas' Brust zusammen und trieb ihm die Feuchtigkeit in die Augen. Nicht viel später brachen Tränen unter dem Rand der Sonnenbrille hervor und rannen über sein Gesicht. Er wischte sie nicht ab und versuchte nicht, seinen Gefühlen Einhalt zu gebieten.

Andreas hatte in den vergangenen Jahren genug

geweint, um das Hamburger Hafenbecken zu füllen. Anfangs war es ihm peinlich gewesen, dass er sich bei jeder Gelegenheit in einen menschlichen Springbrunnen verwandelte. Viel gutes Zureden seitens seines Therapeuten und des Klinikpersonals sowie die Erfahrung, dass es half, sich richtig auszuweinen, hatten ihn eines Besseren belehrt.

Tränen waren das Wundsekret der Seele. Hielt man sie mit Gewalt zurück, vergifteten sie den Geist und streuten Krankheit in den Kosmos des Selbst. Zu weinen

bedeutete, sich von einer Last zu befreien. Der Tränenfluss fungierte als Ventil. Und manche Menschen brauchten mehr Ventile als andere.

Meistens wollte er nicht zurückdenken. Nicht an seine Kindheit, Jugend und die vielen Augenblicke, in denen er sich zurückgestoßen gefühlt hatte. Auch an die Schrecken der Therapie erinnerte er sich nicht gern. Mittlerweile wusste er, dass dieses intensive Beschäftigen mit der Vergangenheit notwendig war. Erst, wenn alle Ursachen ergründet, alle Auslöser gefunden waren, würde er

frei sein. Leichter wurde sein Leben dadurch nicht.

Trotz der Sonneneinstrahlung erschauerte Andreas unwillkürlich. Sein Alltag verlief in strengen Bahnen. Manchmal glaubte er, an der Autobahnplanke des Therapieplans zu zerschellen.

Von Montag bis Freitag arbeitete er vier Stunden im Tierheim. Nicht nur, damit er sich langsam an ein geregeltes Arbeitsleben herantastete, sondern auch, um aus dem Haus zu kommen. Jeden Tag musste er sich zwei Mal mit Bussen und Bahnen herumärgern, die er

auf den Tod nicht ausstehen konnte. Am Dienstag und Donnerstag hatte er Gesprächstherapie, in der seine Seele seziert wurde. Außerdem achtete Jochen Köninger streng darauf, dass Andreas sich an den Verhaltensplan hielt, den er nach dem Aufenthalt in Münster bekommen hatte.

Schocktherapie. Nicht im eigentlichen Wortsinn – keine Elektroschocks oder ähnlich martialische Methoden –, sondern eine Form von Konfrontation, die kein Ausweichen erlaubte. Andreas

durchlebte heute noch Albträume von den Situationen, in die man ihn damals gezwungen hatte.

Um das Erfolgsniveau zu halten, musste er trainieren. Neben dem Praktikum und den damit verbundenen Fahrten sollte er selbst einkaufen, damit er Supermärkte und andere Geschäfte tatsächlich betrat. Er war angehalten, stets die größten Läden zu wählen; keinesfalls kleine Fachgeschäfte, in denen man schnell wieder an der Tür war. Außerdem hatte er alle Aufgaben des täglichen Lebens selbst zu

meistern. Virtuelle Rathäuser oder Waren im Internet zu bestellen, statt sie im realen Geschäft abzuholen, war tabu.

Einmal in der Woche stand Sport in der Öffentlichkeit auf dem Stundenplan – schwimmen gehen, Fitnessstudio –, einmal musste er zum Essen ins Restaurant oder ins Kino gehen, einmal eine abendliche Aktivität hinter sich bringen. Meistens landete er in der Kneipe gegenüber, trank pflichtschuldig zwei Bier und war froh, wenn er wieder verschwinden konnte. Die Therapie bedeutete viel Stress für

jemanden, der vor nicht allzu langer Zeit nicht in der Lage gewesen war, im Garten der Eltern schwimmen zu gehen.

Über alle Erfolge und Misserfolge musste Andreas Buch führen. Und ganz nebenbei, wenn er sich nicht dafür rechtfertigte, warum er schon wieder in das kleine Programmkino gegangen war, statt in das gewaltige Cinemaxx-Center, musste er lernen, die Scherben seines Selbst zu einem wasserdichten Krug zusammenzusetzen. Er wusste nicht, welcher Vorgang schmerzhafter und anstrengender

war. Wie damals, als …

Mann, lass es gut sein, ermahnte Andreas sich selbst, bevor er in finstere Erinnerungen abdriftete. Seine Tränen waren mittlerweile versiegt.

Missmutig verzog er den Mund. Er würde alles tun, um eine Wiederholung der Konfrontationstherapie zu verhindern. Zu sehr hatte er damals gelitten. In der fremden Stadt, die sie zum Trainingsparcours ernannten. Das hotelartige Gebäude, in dem die Patienten darauf warteten, ihren tiefsten

Ängsten zu begegnen. Kein Klinikflair, nicht wie die Psychiatrie in Hamburg. Stattdessen hübsche Queensize-Betten, eine Dusche in jedem Zimmer, Minibar und Fernseher.

Andreas hatte es gehasst. Nicht, weil man sich keine Mühe mit ihm gab oder er das Gefühl hatte, falsch aufgehoben zu sein. Nein, er hatte nur gehasst, mit ansehen zu müssen, dass bei einigen Patienten die Angehörigen blieben. Ehemänner und -frauen, die ihren Partnern beistanden und diese abends empfingen, wenn sie auf

dem Zahnfleisch in ihr Zimmer krochen. Andreas war allein gewesen.

Die Erinnerungen ließen seine Hände zittern. Fahrig rückte er die Sonnenbrille zurecht und schob die dunklen Bilder endgültig von sich. Er stieß sich mit dem Fuß am Boden ab, sodass die Hängematte zu schwingen begann.

Ein freier Tag ohne Aufgaben und Stress lag vor ihm. Nur Sonne und über ihm der Himmel. Langsam beruhigte er sich, wurde träge. Eine Taube verirrte sich zu ihm auf die Terrasse, gurrte leise und

verschwand misstrauisch, als er sich halb aufsetzte. Andreas schlang die Arme um die Knie und sah hinüber zum Hafen. Zwei Barkassen mit Touristen begegneten sich vor der Werft, in der ein rostiger Ozeanriese lag. Dahinter erhob sich die Silhouette eines weiteren Schiffes, das im Trockendock einen neuen Anstrich erwartete. Viele Menschen bewegten sich an den Landungsbrücken und schlenderten gen Speicherstadt.

Andreas konnte das Leben in der Stadt fast mit Händen greifen. In diesen stillen Momenten auf der

Dachterrasse, wenn die Haut unter seinen Fingerspitzen samtweich und warm wurde und sein Oberkörper sich instinktiv der Sonne entgegen hob, glaubte er manchmal, dass alle Mühen einen Sinn hatten.

Kapitel 3

Geschlaucht stolperte Sascha aus dem Schwimmbad, die Sporttasche kraftlos in der Hand. Was er sich dabei gedacht hatte, ausgerechnet Montag abends zum Hochschulsport zu gehen, war ihm schleierhaft. Gerade in diesem Semester war sein Montag so mit Vorlesungen vollgestopft, dass er den ganzen Tag in der Universität verbrachte. Dazu kam abends das anstrengende Training, das ihm viel

Kraft abverlangte. Als er zu Beginn des Studiums entschied, etwas für seinen Körper zu tun, hatte er Schwimmen als entspannende Alternative zu den schweißtreibenden Sportarten angesehen. Mittlerweile hatte ihn die Realität eingeholt: Schwimmen war verflixt anstrengend.

Die Luft vor der Halle schmeckte nach Gewitter. Elektrizität kroch über Saschas Haut und kribbelte in seinem Nacken. Die Bäume hinter den Fahrradständern wiegten ihre Äste gefährlich im Wind. Der Regen war nicht mehr fern.

Na danke, grummelte Sascha innerlich. Erst ein Vorlesungs-Marathon, dann zwei Stunden Butterfly-Technik und jetzt auch noch nass werden.

Halb erwartete er, zur Krönung des Tages sein Fahrrad mit platten Reifen vorzufinden. Oder gar nicht, was in der Vergangenheit auch schon vorgekommen war. Aber er hatte Glück. Das altersschwache Herrenrad, das er mithilfe einer roten Spraydose verziert hatte, stand geduldig an seinem Platz.

Bevor Sascha sich am Schloss zu schaffen machte, zog er das Handy

aus der Hosentasche. Es schlief friedlich, was einzig dem Umstand zu verdanken war, dass er es am Morgen ausgeschaltet hatte. Saschas Handy schwieg selten.

Zu Hause oder jetzt? Meistens war es ihm lieber, zu Hause nachzusehen, wer ihn angerufen hatte. Aber manchmal bekam er SMS von seinen Mitbewohnern, dass wichtige Dinge wie Salz oder Milch fehlten. Es wäre dumm, wenn er solche Nachrichten zu spät zu Gesicht bekäme.

Während er das Telefon zum Leben erweckte, winkte er einer

Kommilitonin zu, die mit ihrem Wagen vom Parkplatz fuhr. Die Glückliche. Es wurde Zeit, dass er Geld zusammenkratzte, um sich ein Auto zu kaufen.

Fünf neue Nachrichten. Vier Anrufe in Abwesenheit.

Schnell überprüfte Sascha die SMS. Isa, die wissen wollte, ob er am Wochenende Zeit hatte. Svenja, die mit ihm mittags in der Mensa essen gehen wollte – zu spät. Ein verflossener One Night Stand, der wieder in der Stadt war. Eine Nachricht von Nils, wann er nach Hause käme. Einmal Werbung.

Dazu ein Anruf von Svenja, die restlichen von Nils.

Etwas Gereiztes schlich sich in Saschas Züge, bevor es zu dumpfer Resignation verdampfte. Nils war in diesen Tagen schlecht gelaunt und schwer zu ertragen. Verdenken konnte Sascha es ihm nicht. Die Situation zwischen ihnen war kompliziert. Sascha fühlte sich nicht wohl damit und glaubte zu wissen, dass es Nils nicht anders ging. Manchmal wusste er nicht, wie sie in diese Sache hineingeraten waren.

Anfangs waren sie Freunde

gewesen, Mitbewohner vom selben Ufer. Sie hatten sich gut verstanden und so manche Nacht miteinander durchgemacht, ohne nach etwas anderem zu suchen als Freundschaft und einem guten Verhältnis innerhalb der Wohngemeinschaft. Nils war damals mit jemand anderem zusammen gewesen; einem Mann, der fast fünfzehn Jahre älter war und bei dem sie sich nie sicher waren, welche Absichten er hatte. Keine guten, wie sich herausstellte. Vor einem Jahr war die Sache hochgegangen. Nils hatte

herausgefunden, dass sein Lover verheiratet war und ihn sich als Spielzeug nebenbei hielt. Für jemanden, der zum ersten Mal mit Leib und Seele verliebt war, hätte es kaum schlimmer kommen können.

Sie hatten begonnen, miteinander ins Bett zu gehen. Es war irgendwie zwischen Trösten und Zuhören passiert. Zwischen Ausweinen und gemeinsamem Betrinken, dem Zusichern, dass die Freunde blieben, auch wenn Ex-Freund und Familie nichts von Nils wissen wollten.

Wann daraus mehr geworden war, vermochte Sascha nicht zu sagen. Sie hatten sich wohl miteinander gefühlt, waren Leidensgenossen gewesen. Das knüpfte ein Band, das schleichend dicker wurde. Aber für Sascha fühlte es sich nicht richtig, nicht wie damals an. Es war stumpf, wo Glanz sein sollte.

Unglücklicherweise wusste Nils von Andreas. Nicht jedes Detail, aber genug, um zu ahnen, dass Sascha immer noch an ihn dachte. Er hatte nie aufgehört, sich zu fragen, was aus Andreas geworden

war. Nie aufgehört, sich Vorwürfe zu machen und nie aufgehört, ihn zu vermissen. Seltsam, wie tief sich ein Mensch in einem halben Jahr in Herz und Verstand brennen konnte.

Solange Nils und er Freunde gewesen waren, gab es damit keine Probleme. Aber je inniger ihr Verhältnis wurde, desto eifersüchtiger zeigte sich Nils. Und je mehr Nils klammerte, desto heftiger kämpfte Sascha um seinen Freiraum. So lange, bis in schönster Regelmäßigkeit der bittere Vorwurf kam, dem er nichts entgegenzusetzen hatte: »Wenn ich

Andreas wäre, dann ...«

Die Wahrheit ließ sich nicht leugnen. Der entscheidende Funke zwischen ihnen fehlte. Es mochte sein, dass die Intensität seiner Gefühle für Andreas mit den unglücklichen Umständen zusammenhing, die sie zusammengebracht hatten. Sascha war wie ein verlorener Wolf auf der Suche nach einem Rudel durch Hamburg geirrt. Andreas" Sorgen und Sehnsucht nach einem Gefährten waren offensichtlich gewesen. Sie hatten sich aneinander geklammert, sich

festgehalten und aufgerichtet. Verzweifelt, süchtig nach der Illusion von Sicherheit, die sie in den Armen des jeweils anderen fanden. Verliebt und gleichzeitig verloren.

Heute konnte Sascha besser beurteilen, was damals geschehen war. Heute wusste er. Vor drei Jahren hatte er nur geahnt und vieles nicht sehen wollen.

All dies änderte nichts daran, dass sich die Dinge mit Andreas anders angefühlt hatten. Realer, besser, aber auch schmerzhafter.

Sascha wusste, dass ihre Freunde

die Situation mit Argusaugen beobachteten. Vermutlich redete man über die unglückliche Konstellation, in der sie lebten. Eine Dreier-WG. Svenja als Nils' beste Freundin, Nils und er zusammen. Ärger war vorprogrammiert.

Während Sascha beklommen das Handy in die Hose gleiten ließ, begann es zu regnen. Doch weder der aufkommende Platzregen noch das Verstecken des Telefons konnten die Realität fortspülen.

Er musste mit Nils reden. Nicht heute, aber bald. Vielleicht lag Sascha falsch. Vielleicht verurteilte

er ihre Chance miteinander zu schnell zum Tode, weil er nicht aufhören konnte, Nils mit Andreas zu vergleichen. Aber egal, wie er es drehte und wendete: Drei Anrufe in acht Stunden waren zu viel, zumal es an anderen Tagen schon deutlich mehr gewesen waren. Er fühlte sich eingeengt.

Als er eine halbe Stunde später nass bis auf die Haut sein Fahrrad abschloss, ärgerte er sich zu Tode, dass er am Morgen unbedingt sportlich sein wollte und den Bus links liegen ließ. In seinen Schuhen stand Wasser, die Jeans klebten an

seiner Haut. Die Sonne war inzwischen vollständig untergegangen. Sascha tat sich schwer, im schummrigen Licht den Hausschlüssel ins Türschloss zu bugsieren.

In Gedanken halb bei einer Seminararbeit und halb bei der Planung des nächsten Wochenendes stiefelte er zu ihrer Wohnung. Als er um die Ecke bog und die Tür in Sicht kam, runzelte er die Stirn. Entgegen der hausinternen Regelung, nur den Haupteingang zu verschließen, war die Wohnungstür zu. Wenn

abgeschlossen wurde, dann höchstens, weil jemand krank war, hart arbeiten musste oder weil es anderweitige Probleme gab.

Mit einem unguten Gefühl in der Magengegend betrat Sascha den winzigen Vorflur, in dem kaum genug Platz für eine Garderobe war. Es war verräterisch still. Kaum, dass er sich aus der nassen Jacke gepellt hatte, hörte er leise Schritte.

Behutsam wurde die Küchentür geöffnet. Svenja lugte um die Ecke. Ein strenger Geruch ging von dem merkwürdigen Kopfputz aus Duschhaube, Frischhaltefolie und

einem grün-braunen Brei auf ihrem Kopf aus.

Sascha verdrehte grinsend die Augen. Wenn es in ihrer Wohnung stank, als hätte sich eine Kuh auf dem Küchentisch entleert, wusste er, was los war. Svenja hatte eine Vorliebe für Henna und suchte seit zwei Jahren nach dem richtigen Farbton für ihre mausbraunen Haare. Er bezweifelte, dass sie ihn je finden würde.

»Hey«, flüsterte Svenja atemlos. »Gut, dass du da bist.« Vielsagend rollte sie mit den Augen.

Saschas Laune sackte Richtung

Erdkern. Anstelle einer Begrüßung erwiderte er: »Was ist passiert?«

Für einen Moment sah es aus, als wolle Svenja sofort antworten, doch dann schüttelte sie den Kopf – ein Klecks Haarbrei sickerte unter der Haube hervor und lief an ihrer Wange hinab – und zog ihn am Ärmel in die Küche. Hilfsbereit nahm sie Sascha die Sporttasche aus der Hand. »Komm, gib her. Ich hänge das für dich auf. Und hier …« Sie zog sich ein buntes Handtuch von den Schultern, das dem Schutz ihres T-Shirts gedient hatte, und reichte es ihm. Dann verschwand

sie eilig.

Sascha suchte nach stinkenden Flecken im Frottee, dann nahm er das Handtuch dankbar entgegen. Während er seine Haare trocknete, trat er in die Fersen seiner Schuhe, um sie abzustreifen. Er hörte Svenja im Bad rumoren und fragte sich, warum er auf eine Erklärung von ihr wartete. Er konnte genauso gut gleich nach Nils sehen. Wenn Svenja ihn mit »Gut, dass du da bist« begrüßte, gab es immer ein Nils-Problem. Eines, bei dem die beste Freundin nicht helfen konnte und Sascha ran musste.

Trotzdem wartete er. Sei es, damit er durchatmen konnte, bevor er zu seinem Freund ging. Sei es, weil er wissen wollte, womit er zu rechnen hatte. Halb schämte Sascha sich für das ausgeschaltete Handy. Er hätte erreichbar bleiben sollen. Aber in den Vorlesungen waren Telefone verboten, und die knappe freie Zeit dazwischen war ihm heilig.

Svenja kehrte zurück. Sie schlich auf den Zehenspitzen, was bei einer Frau ihrer Masse albern aussah.

»Also?«, fragte Sascha leise.

»Er hat seinen Vater angerufen«,

erklärte Svenja mit einem unterdrückten Seufzen.

»Nein. Wieso das denn?«

»Frag mich nicht. Ich habe ihm gesagt, dass er es lassen soll.« Missmutig verzog sie das Gesicht. Sascha war nicht sicher, ob sie in diesem Augenblick wütend auf Nils war oder ob er ihr leidtat. »Aber was willst du machen? Er wollte ihn halt sprechen.«

Obwohl er schleunigst seine nasse Hose loswerden wollte, ließ Sascha sich auf einen der Küchenstühle fallen und stützte das Kinn auf die gefalteten Hände.

»Und?«

Svenja nahm ihm gegenüber Platz und zuckte die Achseln. »Was glaubst du denn?«

»Katastrophe.«

»Richtig.«

Nils' Familiensituation war auf ihre Weise noch verzwickter als Saschas. Er stammte aus einer Kleinstadt im Hinterland von Niedersachsen. Seine Mutter war tödlich verunglückt, als er sieben Jahre alt gewesen war. Sein Vater hatte mit drei Kindern – Nils hatte zwei jüngere Schwestern – allein da gestanden und bald wieder

geheiratet. War der Verlust der Mutter in jungen Jahren schon schlimm genug, hatte Nils nie einen rechten Draht zu seiner Ziehmutter gefunden. Das größte Problem war jedoch, dass die Brandts streng katholisch waren. Religion war Nils immens wichtig, und seine Homosexualität brachte ihn in heftige Gewissenskonflikte. Lange hatte er deswegen seine Orientierung verschwiegen, hatte die Dinge erst mit sich selbst ausmachen müssen, bevor er seine Eltern damit konfrontierte.

Vor wenigen Monaten erst hatte

Nils sich ein Herz gefasst und sich geoutet. Ergebnisse waren ein cholerischer Anfall des Vaters, die zeitweilige Streichung aller Geldmittel und absolute Funkstille zwischen seiner Familie und ihm. Nils, der sich in seiner Kindheit und Jugend stark an seinem Vater orientiert hatte, litt unter dessen Ablehnung. Auch von seiner Stiefmutter und seinen Schwestern hatte er keinen Rückhalt zu erwarten.

Manchmal kam es Sascha vor, als gäbe es im Dunstkreis der Community keine intakten Familien

mehr, als wäre Homosexualität das Todesurteil für Elternliebe. Von allen Seiten hörte und las man von jungen Menschen, die nach ihrem Coming Out massive Probleme mit ihren Familien bekamen. Es schien kaum jemanden zu geben, der ohne Konflikt angenommen worden war. Viele schafften es mit den Jahren, ein vernünftiges Verhältnis zu den Eltern aufzubauen. Anderen gelang es niemals. Die Positivbeispiele verblassten angesichts der vielen schlimmen Schicksale.

Sascha wusste nicht, ob sich jemand die Mühe gegeben hatte,

diese Entwicklungen statistisch zu erfassen. Interessiert hätten ihn die Ergebnisse allemal.

»Und wie geht es ihm jetzt?«, wagte er zu fragen, obwohl er die Antwort bereits kannte.

»Wie es einem eben geht, wenn man an den Kopf geworfen bekommen hat, dass sich jede Sünde irgendwann rächen wird.«

Um ein Haar hätte er erwidert, dass ihm eine Bemerkung dieser Art herzlich am Arsch vorbeigegangen wäre. Aber damit war niemandem geholfen. Nils war nun einmal gläubig. Ihn konnte man mit

solchen Sprüchen schlagartig aus dem Takt bringen.

Saschas Magen kannte seinerseits kein Taktgefühl und knurrte schlecht gelaunt. Das Training hatte ihn auf gute Weise schlaff zurückgelassen. Eigentlich wollte er sich nur noch mit einer Pizza vor den Fernseher setzen und abschalten. Aber wie es aussah, konnte er diesen Teil des Tages getrost vergessen.

»Ich sehe nach ihm. Hat er sich eingeschlossen?«, fragte er düster.

»Bis gerade eben zumindest nicht.« Svenja machte eine kleine

Pause. »Danke.«

Mit einem schiefen Lächeln stand Sascha auf und schlurfte in den Flur. Unterwegs zog er sich das feuchte T-Shirt über den Kopf und feuerte es achtlos in sein Zimmer, bevor er zu Nils ging. Einen Augenblick lang blieb er vor dessen Tür stehen. Die Gedanken, die ihm nach dem Schwimmen durch den Kopf gegangen waren, probten den Aufstand, doch Sascha schob sie schnell beiseite. Er fühlte sich mies dabei, ihre Beziehung anzuzweifeln, während es Nils dreckig ging.

Spätestens, als er nach einem

kurzen Klopfen die posterverzierte Tür öffnete, vergaß Sascha jeden Gedanken an ein klärendes Gespräch. Die bunten Vorhänge waren bereits zur Nacht geschlossen, und melancholische Musik waberte ihm entgegen. Nils lag als zusammengerolltes Bündel auf seinem Bett und hatte das Gesicht in den Armen vergraben. Er regte sich nicht, wirkte so klein und verloren, dass es Sascha ins Herz schnitt. Egal, wie sie zueinander standen, egal, was ihn an Nils' Verhalten störte – in diesem Moment konnte er nicht anders, als

sich zu ihm hingezogen zu fühlen. Sascha wusste, wie weh es tat, von den eigenen Eltern abgelehnt zu werden. Vereint in dem Gefühl, allein durch die Welt zu streifen, wurden sie zu Brüdern. Er, Nils, alle, denen die Zuneigung ihrer Eltern auf die eine oder andere Weise abhandengekommen war.

Wortlos trat er zum Bett und setzte sich. Schluckend streckte er die Hand aus und strich Nils durch die Haare. Sascha spürte das Beben und Zittern, konnte es nachfühlen und kam sich hilflos vor, bis sein Freund sich blitzartig aufrichtete

und ihm um den Hals fiel.

»Sascha …«, flüsterte Nils mit brechender Stimme. Sein Gesicht war heiß und geschwollen. »Was habe … ich denn getan? Warum … ist es denn wirklich so schlimm, dass …?«

»Nein. Nein, wirklich nicht«, gab Sascha heiser zurück und umarmte seinen Freund so fest, als wolle er ihm die Rippen brechen.

»Aber warum … er hat gesagt, dass ich nicht mehr anrufen soll. Ich wollte doch nur …« Ein gedämpftes Schluchzen schüttelte Nils.

»Shhh … schon gut. Ich bin ja

jetzt da. Ist okay. Komm her.«

»Warum hasst er mich denn nur so?«

Darauf hatte Sascha keine Antwort. Er konnte Nils nichts erklären, was er selbst nicht verstand. Aber er bezweifelte sowieso, dass Nils mit Worten zu erreichen war. Zu tief hatte er sich in seinen Schmerz fallen lassen, als dass es Sinn gehabt hätte, ihm den Kopf zurechtzurücken.

Stattdessen schob Sascha sich auf das Bett, in dem er schon so manche Nacht verbracht hatte. Nils schaffte den Drahtseilakt, sich

gleichzeitig an ihn zu klammern und zu rücken, damit sie zusammen Platz hatten. Als sie nebeneinanderlagen, murmelte er kaum verständlich: »Du bist ja ganz nass. Zieh das aus.«

Sascha tat ihm den Gefallen. Er war selbst erleichtert, die bleischwere Hose loszuwerden. Mit einigen gezielten Tritten fiel sie vom Bett. Kaum, dass er wieder auf dem Rücken lag, war Nils in seinen Armen und schmiegte sich auf seine nackte Brust. Langsam, sehr langsam beruhigte er sich, während Sascha ihm mit den Fingerspitzen

sanft die Kopfhaut massierte.

Der traurige Alt einer Frau hüllte sie ein, vermischt mit zarten Klängen und Geräuschen, die an den Gesang von Walen erinnerten. Ein wenig düster, aber dennoch melodiös und leicht wie eine fallende Feder.

Unstet suchte Nils nach Saschas Hand und streichelte dessen Finger, zog sie an sich heran und legte sie auf sein Gesicht. Dann warf er die zerwühlte Decke über sie, was Sascha mit einem zufriedenen Seufzen quittierte. An den Beinen war es allmählich kalt geworden.

Vorsichtig drehte er sich zu Nils um und umfasste ihn, bugsierte ihn zwischen seinen eigenen Körper und die Wand, als wolle er ihn vor der Welt schützen. Im Grunde wollte Sascha das auch.

»Glaubst du, dass er recht hat?«, fragte Nils nach einer Weile zittrig. »Dass wir am Ende dafür zahlen müssen, dass wir schwul sind?«

»Nein«, antwortete Sascha wie aus der Pistole geschossen. »Das würde keinen Sinn machen, wenn du mich fragst. Wenn ich den Teil mit der Schöpfung richtig verstanden habe, ist Gott

allwissend und allmächtig. Entweder liebt er alle Menschen oder gar keine. Wenn er alle liebt, muss sich niemand von uns Sorgen machen. Wenn er uns nicht liebt, kann er uns gestohlen bleiben.«

»Womit du alle Fragen nach der Hölle, Sünden und dem Fegefeuer elegant umschifft hast.«

»Wurde ja eh erst später dazugesponnen«, lächelte Sascha und musste zugeben, dass er sich wohl in seiner Haut fühlte. Es war schön, zusammen mit Nils im Bett zu liegen, während der Regen an die Scheiben trommelte. Wer hielt

nicht gern einen gut aussehenden Mann an sich gedrückt?

Nils gab ein weitläufig interpretierbares Geräusch von sich und presste sich dichter an Sascha, fuhr ihm über den Rücken. Er streichelte die Wirbelsäule entlang, bevor er flüsterte: »Ich habe Angst, dass ich damit irgendwann allein bin. Dass ich sehen kann, wo ich bleibe, während alle Leute, mit denen ich zur Schule gegangen bin, Familien gründen. Nur ich bleibe allein.«

»Du bist nicht allein«, gab Sascha automatisch zurück. Dieses

Gedankengut war neu für ihn. Dass Nils sich mit seiner irdischen Zukunft beschäftigte, kam nicht oft vor. Vermutlich ein weiteres Samenkorn seines Vaters, das erfolgreich aufgegangen war.

Nils schwieg. Sascha war ihm dankbar, dass er in dieser Situation nicht mit der »Wenn Andreas vor deiner Tür auftauchte, würdest du sofort auf Knien vor ihm liegen«-Litanei um die Ecke kam.

Dabei war der Gedanke absurd. Erstens war Andreas aus seinem Leben verschwunden, und zweitens würde er Nils weder verlassen noch

mit ernsthaften Beziehungsgesprächen belasten, solange es ihm schlecht ging. Sascha hatte schon einmal jemanden verlassen, der ihn brauchte. Diesen Fehler wollte er nie wieder machen.

Kapitel 4

»Moin, da bist du ja. Ich brauche drüben deine Hilfe. Kannst du mitkommen?«

Mit brennenden Augen blickte Andreas von der Arbeit auf. Der Uringeruch war so intensiv, dass er ihm die Schleimhäute zu verätzen schien. Mandy war mit Sonnenbrille auf der Nase hinter ihm aufgetaucht. Angesichts des Dämmerlichts im Raum gab sie einen merkwürdigen Anblick ab.

Statt auf ihre Bitte einzugehen, fragte Andreas: »Hat es einen bestimmten Grund, dass du mit einer Sonnenbrille herumläufst? Überhaupt, warst du gestern krank?« Seine Kollegin war am Vortag nicht zur Arbeit erschienen. Sie hatte ihm gefehlt.

»Migräne«, lächelte Mandy schwach. »Ich kann immer noch kein Licht ertragen.« Sie rümpfte die Nase und blickte sich um. »Was müffelt hier denn so?«

Als Pfleger im Tierheim war man einiges gewohnt, aber der bestialische Gestank, der Andreas

umgab, fiel selbst gestandenen Mitarbeitern auf.

»Ratten. Genau 67 Hausratten. Die Hälfte Weibchen und vermutlich …«, sie tauschten einen vielsagenden Blick aus, »… fast alle tragend. Sie kamen in zwei Wäschekörben an. Ich glaube nicht, dass sie in den letzten Monaten frische Einstreu gesehen haben.«

Andreas war angewidert. Nicht die mageren Ratten mit ihren entzündeten Augen ekelten ihn, sondern die Fremden, die sie mitten in der Nacht vor der Pforte des Tierheims abgestellt hatten. Wer

wusste, wie lange die Tiere hatten warten müssen, bevor sie gefunden wurden? Ihr von Unrat verklebtes Fell ließ ahnen, dass man sich in letzter Zeit kaum oder gar nicht um sie gekümmert hatte.

Er konnte sich gut vorstellen, was geschehen war. Jemand hatte sich ein paar Ratten besorgt und nicht darauf geachtet, welchem Geschlecht sie angehörten.

Das Ergebnis war eine Rattenexplosion, die dazu führte, dass die Tiere »entsorgt« wurden. Im Nagetierhaus hatten sie häufig mit Problemen dieser Art zu tun.

Seit einer guten Stunde war Andreas damit beschäftigt, die mittlerweile nach Geschlechtern getrennten und vom Tierarzt behandelten Ratten auf saubere Käfige zu verteilen.

Mandy trat näher und blickte über seine Schulter auf eine dickbäuchige Rattendame, die schnuppernd ihr neues Domizil in Augenschein nahm. »Immer dieselbe Scheiße. Die armen Viecher. Hoffentlich können wir sie vermitteln.«

Zustimmend nickend schloss Andreas den Käfig und richtete sich

auf. Von der Seite konnte er unter Mandys Sonnenbrille sehen und ihre verquollenen Augen erkennen. »Und wie geht es dir?«

»Die Welt dreht sich nicht mehr, wenn ich aufstehe«, entgegnete sie trocken. »Das ist ein Fortschritt. Aber hey, lass uns keine Opern quatschen. Wir brauchen dich.«

»Wofür?«

»Triton muss geimpft werden.«

Mehr brauchte sie nicht zu sagen. Schweigend folgte Andreas Mandy nach draußen. Auf schmalen Plattenwegen umrundeten sie das Nagetierhaus und gingen auf die

Hundezwinger zu. Wildes Gebell schlug ihnen entgegen; durchsetzt mit dem hellen Winseln und Jiffen der Welpen, die ihre Stimmbänder erprobten. Am Rande der Anlage angekommen, steuerten sie auf das Hundehaus zu.

Während sie das niedrige Gebäude betraten, warnte Mandy: »Ich war schon bei ihm. Er hat den Braten längst gerochen. Sei vorsichtig, okay?«

Andreas nickte. Tiefes Bellen begrüßte ihn, als er an das grün gestrichene Gitter trat und die schmale Tür öffnete. Triton war ein

Kuvasz, ein schneeweißer Herdenschutzhund, der einer kleinen Frau wie Mandy leicht die Vorderpfoten auf die Schultern legen konnte, wenn er sich auf die Hinterbeine erhob. Gezüchtet, um große Herden zu bewachen und zu verteidigen, war der Kuvasz kein leicht zu haltender Hund.

Er brauchte eine starke Hand und vor allen Dingen positive Erfahrungen, um zu dem freundlichen Wesen zu finden, das den Hunden im Grunde ihrer Herzen eigen war.

Dieser Rüde hatte weder das eine

noch das andere genossen. Als niedlicher Welpe von unerfahrenen Leuten gekauft, war er seiner Familie schnell über den Kopf gewachsen. Noch vor seinem ersten Geburtstag hatte er drei Mal den Besitzer gewechselt. Von seinem letzten Eigentümer war er weggeholt worden – wegen Tierquälerei.

Kurz: Triton war verkorkst, misstraute den Menschen und war schwer bis gar nicht zu vermitteln. Warum Andreas einen Stein bei ihm im Brett hatte, konnte niemand sich erklären, aber es war von Vorteil,

wenn der dreijährige Rüde zum Tierarzt musste.

»Komm her, Dicker«, sagte Andreas leise. Langsam kniete er sich hin und wartete, dass der unsicher in einer Ecke hockende Hund zur Ruhe kam. Dessen Körpersprache spiegelte unmissverständlich sein Misstrauen wider. Zweifelsohne hatte Mandy recht: Triton wusste längst, dass er nicht nur für einen Spaziergang aus dem Zwinger geholt wurde.

»Nun sei nicht so«, lockte Andreas wieder und griff in seine Arbeitshose, um nach einem

Brocken Trockenfisch zu fahnden. Der starke Geruch verführte die meisten Hunde über alle Maßen. »Es ist nur ein kleiner Pieks. Du kennst Dr. Toczek doch schon.«

»Ja, er hat sogar schon mal ein Stück von ihr zwischen den Zähnen gehabt«, sächselte Mandy kaum hörbar, während sie das Zwiegespräch zwischen Kuvasz und Mensch beobachtete.

Es dauerte mehrere Minuten, bis Triton Mut fasste und auf Andreas zukam. Interessiert schnüffelte er an dessen Händen und ließ sich gemächlich mit Fischbrocken

füttern. Während der gesamten Zeit redete Andreas dem Hund gut zu, erzählte ihm von den unmöglichsten Dingen; angefangen beim Wetter bis zu den Sportergebnissen vom Wochenende. Auf den Inhalt kam es nicht an. Nur darauf, dass Triton nicht schon vor dem Verlassen des Zwingers vor Angst um sich biss.

Andreas kam sich ein bisschen gemein vor. Da ergaunerte er sich das Vertrauen des Hundes, nur um ihn in die Tierheimpraxis zu bringen. Mandy hielt ihm die Leine entgegen, als er schließlich mit der Hand an Tritons Halsband den

Zwinger verließ.

»Wir müssten viel mehr mit ihm arbeiten«, bemerkte sie.

»Wem sagst du das? Aber wie alles andere auch …«

»… scheitert es an der Zeit«, beendete die Kollegin den Satz für ihn. Sie zwickte sich nachdenklich ins Kinn. »Trotzdem. Triton braucht endlich ein vernünftiges Zuhause. Bei jemandem, den er mag und der sich um ihn kümmert. Und der versucht, seine Macken wieder auszubügeln. Jemand, bei dem er sich wohlfühlt und bis ans Ende seiner Tage bleiben kann, auch

wenn er mal wieder Zicken macht.«

»Jaja«, unterbrach Andreas Mandys Redefluss. »Und zufällig kennst du so jemanden.«

»Richtig.«

Sie führten dieses Gespräch nicht zum ersten Mal. Mandy war nicht von dem Gedanken abzubringen, dass Triton zu Andreas gehörte. Natürlich, der Kuvasz war ein großartiger Hund, der etwas Besseres verdiente als ein Dasein im Tierheim. Doch während sie zum Tierarzt gingen und Triton vertrauensvoll neben ihm hertrottete, zählte Andreas innerlich

alle Gründe auf, die gegen Mandys Vorschlag sprachen.

Ja, in seiner Wohnung war viel Platz, aber sie lag im vierten Stock. Das Gebäude hatte keinen Fahrstuhl. Noch war dieser Marathon für Triton kein Problem. Doch was, wenn er alt und die Treppe zum unüberwindbaren Hindernis wurde? Bei großen Rassen konnte man sich nie sicher sein, ob sie nicht irgendwann Probleme mit den Gelenken bekamen. Ein Kuvasz war kein Hund, den man vier Mal am Tag durch den Flur nach unten trug.

Viel schwerwiegender wog jedoch Andreas' Sorge, eines Tages wieder ins Krankenhaus zu müssen und nicht zu wissen, wo Triton bleiben sollte. Und was passierte, wenn es ihm zu schlecht ging, um das Haus zu verlassen?

Es kam nicht oft vor, aber mit einem Hund war es unmöglich, sich 24 Stunden lang im Schlafzimmer zu verbarrikadieren und die Welt auszusperren. Sollte Triton aufs Parkett pinkeln?

Nein. Auch, wenn Andreas den Gedanken herrlich fand, seinen vierbeinigen Kumpel zu sich zu

holen, musste er schweren Herzens verzichten.

Die Tierärztin erwartete sie bereits in ihrem Sprechzimmer. Genau wie befürchtet wollte Triton sich nicht mehr bewegen, sobald sie die Praxis betreten hatten. Nur mit viel Mühe und gutem Zureden gelang es Andreas, den steifen Hund vorwärts zu schieben. Nach jedem anderen Mitarbeiter hätte er längst geschnappt. Nicht tief, aber als deutliche Warnung, dass er richtig zubeißen würde, wenn man ihn weiterhin ärgerte.

Dr. Toczek war eine einsilbige,

aber nichtsdestotrotz freundliche Person, die sich ihren eigenen Worten nach den falschen Beruf ausgesucht hatte. Nicht, weil sie Tiere nicht liebte, sondern weil es ihr mit ihrem feinen Knochenbau unmöglich war, schwere Hunde auf den Behandlungstisch zu heben. Bei einer ihrer ersten Begegnungen hatte sie scherzhaft zu Andreas gesagt: »Als Landtierärztin, die Fohlen und Kälber auf die Welt bringen muss, würde ich verhungern.«

Die Ärztin warf den Neuankömmlingen einen kurzen

Blick zu. Sie lächelte schief. »Na, Triton? Ohne Maulschlinge wird das nichts, oder?« Anschließend wandte sie sich an Andreas. »Kannst du ihn auf den Tisch schaffen? Karen meinte, er schlackert mit den Ohren. Ich will mir das kurz anschauen. Am Boden ist es mir zu eng.« Für ihre Verhältnisse war das eine lange Rede, und sie hatte recht. Mit drei Personen und Hund konnte man sich in dem schmalen Sprechzimmer kaum umdrehen.

Triton hielt nicht viel davon, auf den glänzenden Metalltisch gehoben zu werden. Er setzte jedes

seiner knapp sechzig Kilogramm ein, um sich gegen Andreas' Griff zu wehren. Dass Mandy ihm blitzschnell die Maulschlinge über die Schnauze schob, entlockte ihm ein grollendes Knurren.

Angst hatte keiner von ihnen, aber Andreas empfand tiefstes Mitgefühl für Triton. Er konnte ihn unter seinem Arm beben spüren, als der Kuvasz mit steifen Beinen und unter den Bauch gezogener Rute vor Dr. Toczek stand. Die Tierärztin gab sich Mühe, die Untersuchung so schnell wie möglich abzuschließen. Sorgsam prüfte sie die Ohren, fand

jedoch nichts, was Tritons Kopfschlagen erklären konnte.

»Keine Milben. Vermutlich eine neue Marotte«, spekulierte sie und klopfte dem Rüden freundlich die Seite. »Einmal impfen und wir sind durch.«

»Wäre nicht schlecht«, presste Andreas ächzend hervor. Er wagte es nicht, den Griff um Tritons Hals zu lockern. Zu groß war die Gefahr, dass sein Schützling sich losriss und sein Heil in der Flucht suchte. Die Tür zum Sprechzimmer war zwar geschlossen, aber einen strampelnden, mittlerweile

ernsthaft unfreundlichen Triton einzufangen und wieder auf den Tisch zu setzen, wollte Andreas sich und allen Anwesenden gern ersparen.

Sowohl Mandy als auch er streichelten den Hund besänftigend, während die Ärztin die Spritze aufzog. Triton setzte sich vor Schreck auf die Hinterbeine, als die Nadel durch seine Haut drang. Seine Lefzen zuckten nach oben. Er warf sich mit aller Gewalt in die andere Richtung, doch damit hatten sie gerechnet. Andreas fing Triton so gut wie möglich ab, und Mandy

schob von hinten, damit der Riese nicht vom Tisch fiel.

Dr. Toczek hatte ihre Aufgabe längst verrichtet und zog sich zufrieden zurück. »Das war's. Gut, dass du im Haus warst, Andreas. Ohne dich geht Triton nicht einmal in die Nähe der Praxis.«

Mandy lachte leise. »Davon, dass wir nicht in der Lage wären, ihn hochzuheben, ganz zu schweigen. Es soll Ponys geben, die weniger wiegen, habe ich gehört.«

»Es ist mehr als das. Du hast eine wirklich gute Hand für Hunde«, nickte Dr. Toczek Andreas zu. »Sie

spüren, wem sie vertrauen können.«

»Und wer ein guter Mensch ist«, pflichtete ihre Kollegin ihr bei. Beide Frauen lächelten warm, während Triton jämmerlich winselte.

Andreas senkte den Blick und lief vor Dankbarkeit und Verlegenheit rot an. Plötzlich hatte er es fast ebenso eilig wie Triton, den Raum zu verlassen. Mit einem in die Nase gerutschten »Bis später« verabschiedete er sich und lief nach draußen.

Erst dort gestattete er es sich,

sich über das Kompliment der Ärztin zu freuen. Spontan beschloss er, heute etwas länger zu bleiben und mit Triton einen Spaziergang zu machen.

* * *

»Danke noch mal. Ich weiß nicht, was ich ohne deine Hilfe gemacht hätte.«

»Wenn du dich noch einmal bedankst, lasse ich dich das nächste Mal mit deinen kaputten Gräten sitzen«, drohte Sascha seiner Tante halb ernst und warf ihr den

Autoschlüssel zu.

Tanja drehte die Finger vor ihrem Mund, als würde sie eine Tür zuschließen, und machte einen unbeholfenen Knicks. Sie stand auf dem Podest vor dem Haus, um ihren Neffen zu verabschieden. Ihr linkes Bein steckte bis zum Knie in Gips – Resultat eines vergessenen Putzeimers, einer Treppenstufe und einer zu schnell zum Telefon rennenden Tanja. Das gebrochene Bein war zum ungünstigsten Zeitpunkt des Jahres über sie gekommen; genau in den Monaten, in denen ihr Ehemann Aiden mit

seinem Orchester auf Tournee war. Der größte Teil des Alltags ließ sich mithilfe ihrer Kinder Sina und Fabian bewältigen, aber wenn es um das Einkaufen von Getränkekisten ging, brauchte Tanja die Hilfe ihres Neffen.

Sascha war für sie zum Supermarkt gefahren und hatte wie ein Hamster eingekauft, aber nun drängte ihn sein Zeitplan. Er musste dringend lernen und wollte am Abend zu einer Party, auf die er sich seit Wochen freute.

Mit zwei Fingern winkte er Tanja zu und machte sich auf den Weg zur

Bushaltestelle. Die ersten Meter lief er. Doch kaum, dass er das Gartentor hinter sich gelassen hatte, verlangsamte er seinen Schritt. Es fiel ihm jedes Mal von Neuem schwer. Immer, wenn er an der Villa der Nachbarn vorbei musste, wollte etwas in ihm kehrtmachen und weglaufen. Oder alternativ den schmalen Weg zum Haus der von Winterfelds hochhetzen und an die Tür hämmern, bis ihm geöffnet wurde. Aber es hatte keinen Sinn. Er wusste das, weil er es in der Vergangenheit bereits versucht

hatte.

Damals.

Sascha schluckte und senkte den Blick. Er wollte nicht in die fremden Fenster sehen, wollte sich nicht fragen, warum seit den Vorfällen vor drei Jahren Überwachungskameras unter dem Dachfirst summten und jeden, der das Grundstück betrat, ins Visier nahmen. Die einäugigen Spione machten ihm Angst. Er hatte nichts zu verbergen, aber er wollte wissen, warum sie angebracht worden waren.

Er kam nicht mehr oft her.

Besuchte seine Tante nicht gerne, obwohl sie ihm näher stand als seine Mutter. Zu viele Erinnerungen wurden wach, wenn er den vertrauten Stein des Bürgersteigs unter den Füßen spürte. Die Fassaden der Häuser sah, die für ein gutes Jahr sein Zuhause flankiert hatten.

Es war, als wäre es erst wenige Wochen her, dass er einer Kurzschlussreaktion erlag und eine Entscheidung fällte, die er im Nachhinein bitter bereute. Es ging nicht nur darum, dass er den Jungen, den er damals verlassen

hatte, nicht vergessen konnte. Vor allen Dingen plagte ihn sein schlechtes Gewissen, weil er nicht wusste, was aus Andreas, seinem Andreas, geworden war.

Noch heute hatte Sascha nachts manchmal das erschrockene Gesicht vor Augen, in dem sich langsam die Erkenntnis setzte. Er hörte sich selbst sagen: »Es wäre besser gewesen, wenn wir Freunde geblieben wären.« Es war aus ihm herausgeplatzt, weil er zu dem Zeitpunkt wirklich daran geglaubt hatte. Weil er gedacht hatte, dass alles leichter werden würde, wenn

er Andreas aus seinem Leben schnitt. Für ihn, für sich selbst, für sie.

Sascha hatte keine Zukunft gesehen, keine Chance für ihre Gefühle. Zumindest nicht, solange er nicht wusste, wo ihm der Kopf stand und ein Berg Arbeit auf ihn wartete. Das Abitur ragte damals wie ein Ungeheuer vor ihm auf. Andreas' eigenartige Anwandlungen überforderten ihn. Er hatte panische Angst, dass er seine eigene Freiheit aufgeben musste, wenn er mit Andreas zusammen sein wollte. Und er fürchtete sich davor, sich in

jungen Jahren so zu verlieben, dass es für eine lange Zeit, wenn nicht sogar für ein Leben, reichte.

Sascha hatte Andreas großspurig versprochen, ihm mit seiner Krankheit zu helfen. Stattdessen war er selbst gerannt wie ein Hase. Verängstigt, in Panik, kopflos.

Es hatte zwölf Stunden gedauert, bis er seine Entscheidung bereute, drei Tage, bis er sich in Grund und Boden schämte und auf den Tag eine Woche, bis er seinen Fehler korrigieren wollte. Viel Mut war erforderlich gewesen, um sich aufzuraffen und zu Andreas zu

gehen. Sascha hatte sich genauestens überlegt, was er sagen und tun würde, wenn sie sich erst gegenüberstanden. Auf jeden Fall musste er sich entschuldigen, aber auch erklären, regeln, beichten, reden, trösten und Andreas sagen, was er ihm nie gesagt hatte, weil es nie nötig gewesen war. Dass er sich Hals über Kopf in ihn verliebt hatte – mit all seinen Fehlern und Problemen. Und danach wollte Sascha ihn nur noch fühlen, schmecken, riechen.

Tanja war von seinem Vorhaben nicht begeistert gewesen. Sie hatte

es als genauso überstürzt bezeichnet wie die Trennung zuvor. Er solle sich Zeit nehmen und es sich durch den Kopf gehen lassen. Wie er sich das vorstelle für den Fall, dass er wieder kalte Füße bekäme? Ob er Andreas, der wahrlich kein Versuchskaninchen war, denn noch eine Trennung zumuten wolle? Vielleicht könnten sie erst einmal Freunde sein und sehen, wohin der Wind sie trug. Grenzen ziehen, es langsam angehen lassen. Ohne Verpflichtungen. Und vielleicht auch erst nach dem Abitur?

Sascha verzog mürrisch das Gesicht. Natürlich hatte er nicht auf Tanja gehört, auch wenn er heute glaubte, dass seine Tante recht gehabt hatte. Aber er sollte nie erfahren, wie sein Ex-Freund auf ihn reagierte oder ob sie noch eine Chance hatten.

Er traf Andreas nicht mehr an. Zwei Mal ging er zu den von Winterfelds und klingelte. Niemand öffnete. Er versuchte Andreas online zu erreichen und rief sogar an, traf aber stets nur auf den Anrufbeantworter oder auf jemanden, der den Hörer auflegte,

sobald er seinen Namen nannte. Bei seinem dritten Besuch hatte er endlich Erfolg. Die Tür öffnete sich, und er stand einer dürren Frau mit grau melierten Haaren und Überbiss gegenüber. Sie war unfreundlich und kalt gewesen, hatte ihn nicht hereingelassen und keinerlei Erklärungen abgegeben.

Sascha dachte sich seinen Teil. Andreas hatte dafür gesorgt, dass man ihn nicht einließ. Doch er gab nicht auf. Immer wieder versuchte er sein Glück, hoffte sogar, auf die Eltern seines Ex-Freundes zu treffen. Vielleicht konnte er sie

davon überzeugen, wie wichtig es war, dass er mit ihrem Sohn sprach. Insbesondere baute er darauf, auf Ivana zu stoßen, die sie stets unterstützt hatte. Aber die freundliche Haushälterin stand nicht mehr im Dienst der von Winterfelds. Das erfuhr er, nachdem er zum zweiten Mal mit Engelszungen auf den neuen Türdrachen eingeredet hatte.

Für einen Moment sah er so etwas wie Menschlichkeit in den Augen der Fremden, bevor sie verschwörerisch raunte: »Im Gegensatz zu meiner Vorgängerin

bin ich nicht so dumm, über Dinge zu reden, die mir verboten sind. Ich brauche diese Arbeit und kann sie nicht aufs Spiel setzen, indem ich mich über die Anweisungen der von Winterfelds hinwegsetze.«

Damit sah Sascha seine Befürchtung bestätigt, dass etwas Gravierendes vorgefallen war. Die treue Seele Ivana hatte ihren Job verloren. Warum? Weil sie den Mund aufgemacht hatte. Aus welchem Grund sollte sie das tun? Weil etwas mit Andreas nicht in Ordnung war. Eine andere Erklärung gab es nicht. Nie hätte Ivana ihre

Stelle für etwas Belangloses in die Waagschale geworfen.

In den folgenden Wochen versuchte Sascha, etwas Näheres herauszufinden. Einmal schaffte er es sogar, Margarete von Winterfeld abzufangen, aber er stieß auf eine Wand aus Schweigen. Sie ignorierte ihn vollkommen und sah durch ihn hindurch, als er sie ansprach. Doch ihre Augen schimmerten feucht und verrieten, dass sie seine dringliche Frage nach Andreas gehört hatte. Es war offensichtlich, dass sie nichts sagen wollte.

Ab dieser unheimlichen

Begegnung hatte Sascha nachts Albträume. Die Last seines Gewissens drückte ihn zu Boden. Was, wenn Andreas sich etwas angetan hatte? Sascha ging sogar so weit, akribisch die Tageszeitungen der vergangenen Monate zu prüfen, ob sich darin eine Todesanzeige fand. Dabei bezweifelte er heimlich, dass die von Winterfelds das Ableben ihres Sohns in die Öffentlichkeit tragen würden.

Als nichts mehr half, schlich er sich nachts auf das Grundstück der Nachbarn und warf von unten

Steinchen gegen Andreas' Zimmerfenster. Er wurde vom wütenden Hausherrn erwischt. Es kam zum Eklat, und seitdem gab es die Überwachungskameras rund um die Villa. Alles nur, um die Welt im Allgemeinen und ihn im Besonderen von Andreas fernzuhalten. Oder von dem Wissen, was mit ihm geschehen war.

Egal, wie oft Sascha aus dem Fenster spähte und in Richtung des Zimmers seines Ex-Freundes blickte: Andreas sah er nie wieder. Und nicht nur er, sondern auch seine Tante nicht, die sich in den

folgenden Jahren angewöhnte, ein kritisches Auge auf das Nachbargrundstück zu werfen.

Sascha hielt die Luft an, bis es in seinen Lungen brannte, bevor er betont langsam ausatmete. Der Anblick der Winterfeld-Villa erdrückte ihn. Dennoch brauchte er diesen Moment der Einkehr, bevor er weitergehen konnte. Er musste an Nils und dessen berechtigte Vorwürfe denken. Daran, was er ihm am Abend zuvor wieder einmal an den Kopf geworfen hatte: Dass Sascha nie aufgehört hätte, darauf zu hoffen, etwas von Andreas zu

hören.

Nils hatte recht. Sascha fand keine Ruhe, solange er nicht wusste, was aus seiner ersten großen Liebe geworden war. Andreas war wie vom Erdboden verschwunden. Er stand nicht im Telefonbuch, konnte nicht über das Internet gefunden werden und war auf dem Grundstück seiner Eltern seit drei Jahren nicht gesehen worden.

Das konnte im besten Fall bedeuten, dass er aus seinem Käfig ausgebrochen und nach Australien ausgewandert war. Im schlimmsten

Fall hatte er in seiner Einsamkeit und Verzweiflung eine Rasierklinge genommen und sich die Pulsadern aufgeschnitten.

Solange Sascha nicht wusste, was mit Andreas geschehen war, ob es ihm gut ging, fühlte er sich schuldig. Manchmal so sehr, dass er nachts wach lag, dann wieder nur als kaum wahrnehmbares Hintergrundsummen in den Untiefen seines Bewusstseins. Mit den Jahren wurde es besser, die Stimme in seinem Kopf leiser und weniger aufdringlich, aber es hörte nie ganz auf.

Alles, was Sascha sich wünschte, war eine Postkarte mit der Aufschrift: »Du blödes Verräterschwein. Nur, damit du es weißt: Es geht mir ohne dich viel besser. Andreas.«

Kapitel 5

»Dir sitzt dein Geburtstag in den Knochen, kann das sein?«

Die sonore Stimme, die Andreas in den vergangenen Jahren oft Unbehagen bereitet hatte, verfehlte ihre Wirkung dieses Mal. Er hatte sich angewöhnt, tief in sein Innerstes zu lauschen, wenn der Therapeut ein neues Thema ansprach. Gab es dort einen schmerzhaften Widerhall, wusste Andreas, dass sie auf eine Sache

gestoßen waren, über die sie reden sollten.

Das Behandlungszimmer hatte mehr von einem Wintergarten als von einer ärztlichen Einrichtung. Die hellen Korbmöbel verschwanden beinahe in einem Meer aus liebevoll gepflegten Pflanzen. Jochen Köninger, falls er sich selbst um die Dekoration des Zimmers kümmerte, schien bei der Verteilung der Palmen, Orchideen und Usambaraveilchen keinem System zu folgen. Die Vielfalt der Pflanzen vermittelte das Gefühl, in einem zahmen Dschungel gelandet zu

sein. Die geöffneten Fenster, durch die das Zwitschern der Vögel im Garten zu hören war, verstärkten diesen Eindruck.

»Nein, es ist nicht mein Geburtstag«, erwiderte Andreas leise, bevor er nachdenklich verstummte.

Nach wie vor fiel es ihm oft schwer, seine Gedanken in Worte zu fassen. Manchmal war es ganz leicht, wie ein Sturzbach zu reden oder sogar zu schreien und zu fluchen. Dann wieder kam es ihm vor, als läge eine eiserne Manschette um seine Kehle, die

jede Bewegung seiner Stimmbänder eindämmte. Gerade heute fand er kaum Worte, um den Dingen, die ihn quälten, Ausdruck zu verleihen.

»Wie ist es diese Woche denn gelaufen?«, wechselte der hagere Therapeut, der sich in seiner zu weiten Jeans beinahe verlor, das Thema. Er wusste mittlerweile, wie er am besten an seinen Schützling herankam. Ab und an führten Umwege schneller zum Ziel als die Hauptstraße.

Schulterzuckend griff Andreas nach seiner Tasche und holte ein schmales Heft hervor. Er reichte es

Köninger. »Ganz gut, denke ich. Fehlt noch ein bisschen was. Das erledige ich heute Abend.«

Auf den Besuch in der Kneipe hatte Andreas bisher keine Lust gehabt, oder vielmehr hatte er sich nicht aufraffen können. Lust hatte er nie. Er fand es erbärmlich, allein vor seinem Bier zu sitzen und die mitleidigen Blicke der Kellnerin zu spüren. Wenigstens befand sich die kleine Kneipe schräg gegenüber seiner Wohnung. Schnell hinein, schnell hinaus.

Prüfend überflog Köninger die Aufzeichnungen der vergangenen

Woche. Er stutzte kurz und reichte das Heft anschließend an Andreas zurück. »Das sieht gut aus.« Der Therapeut schob seine randlose Brille höher auf die Nase und lächelte aufmunternd. »Alle Termine wahrgenommen, abgesehen von der Abendaktivität, aber es ist ja erst Donnerstag. Alle vier Tage gearbeitet und einmal sogar länger geblieben, wie ich sehe.«

»Ja«, entgegnete Andreas lahm. Es war in dieser Woche gut gelaufen. Freuen konnte er sich darüber nicht.

»Ich frage mich manchmal, wofür ich diesen ganzen Aufwand betreibe«, brach es aus ihm hervor. »Es ist verdammt viel harte Arbeit, und es nervt mich. Und am Ende bin ich immer noch kilometerweit davon entfernt, dass es mir Spaß macht, draußen zu sein. Meistens jedenfalls. Ich komme mir immer noch wie ein Hamster im Rad vor. Eigentlich hat sich gar nichts geändert.«

Es sprach für Jochen Köninger, das er nicht wie ein verschrecktes Wiesel auffuhr und Andreas aufzählte, wie gewaltig seine

Fortschritte waren. Es nutzte nichts wiederzukäuen, was sein Patient bereits schwarz auf weiß im Heft stehen hatte. Der Erfolg der Behandlung war offensichtlich; nur nicht für Andreas, der in gewissen Belangen wirklich nicht weiter war als vor drei Jahren.

»Komm, nimm deine Sachen«, sagte der Therapeut nach einer Minute des Grübelns freundlich. »Wir gehen.«

»Wir gehen?«, wiederholte Andreas überrascht – und ein wenig nervös. In der Vergangenheit war ihm viel abverlangt worden, wenn

er im Zuge der Therapie die schützenden Wände des Behandlungszimmers hinter sich lassen musste. Unsicher schluckte er.

»Ja, es ist schön draußen. Lass uns einen Spaziergang machen.«

Verwirrt kam Andreas dem sanft klingenden Vorschlag, der in Wirklichkeit eine Anweisung war, nach und nahm seinen Rucksack.

Gemeinsam verließen sie das Haus, das in einer bürgerlichen Gegend am Rand von Hamburg gelegen war. Ohne sein Ziel zu benennen oder eine Erklärung

abzugeben, schlenderte Köninger zu einer nahen Grünfläche. Sie war zu klein, um als Park durchzugehen, brachte jedoch etwas Leben in den dicht bebauten Stadtteil. Andreas folgte ihm und schloss schließlich zu ihm auf.

»Wie fühlst du dich?«, fragte Köninger. Sie bogen auf einen schmalen Asphaltweg ein, der auf einen Spielplatz mündete. »Weiche Knie, Übelkeit, Schwindel, Angst?«

»Nein, natürlich nicht.« Andreas runzelte die Stirn. Köninger wusste doch, dass er mit Spaziergängen seit Langem keine Schwierigkeiten

mehr hatte. Er wäre glücklich gewesen, wenn er jede Bewegung innerhalb der Stadt zu Fuß erledigen dürfte.

Der Therapeut nickte, bevor er sagte: »Du bist sehr weit gekommen. Das Problem liegt an anderer Stelle. Und du weißt selbst am besten, wo der Hase im Pfeffer liegt.«

»Weiß ich nicht.«

»Doch, weißt du. Wir haben in der Vergangenheit schon darüber gesprochen. Darüber, dass es nicht reicht, deine Phobie in den Griff zu bekommen. Es geht auch um die

anderen Ängste, die dein Leben zwar weniger offensichtlich beeinflussen, aber ihm Qualität nehmen.«

Instinktiv drehte Andreas den Kopf beiseite. Verstockt stieß er nach einer leeren Zigarettenpackung. Ja, er wusste, worauf Köninger hinauswollte.

Das alte Lied von Menschen, Vertrauen, Familie, Gemeinschaft und Freunden. Er hasste diesen Teil der Behandlung. Es war schön und gut, seine Phobie aufs Korn zu nehmen. Warum er gleich ein anderer Mensch werden sollte,

wusste er nicht. Natürlich sehnte er sich ab und zu nach Gesellschaft, aber sie wurde ihm auch schnell zu viel. Ganz zu schweigen von der Kleinigkeit, dass die einzigen Menschen, die er näher kannte, Eltern und Großvater waren. Neue Bekanntschaften schloss Andreas für sich aus. Er fürchtete die Fragen, die man ihm stellen würde; die Situation, in der er entscheiden musste, ob er log oder seine ach so dramatische Lebensgeschichte erzählte.

Köninger straffte die schmalen Schultern und deutete auf eine

nahe Bank. Widerstrebend ließ Andreas sich nieder, die Hände in unbewusster Schutzhaltung in die Achselhöhlen geklemmt. Er sprach kein Wort.

»Ich fände es gut, wenn du deine Eltern besuchen würdest«, sagte Köninger, als ihm das Schweigen zu lange dauerte. »Du hast diesen Schritt bisher vermieden. Ich habe Verständnis dafür. Aber ich könnte mir vorstellen, dass ein Besuch sich positiv auf dich auswirkt.«

»Ich habe mich doch mit ihnen getroffen. Es ist ja nicht so, als ob ich sie seit Monaten nicht gesehen

hätte«, wand Andreas sich. Er ahnte, auf was das Gespräch abzielte, und es gefiel ihm nicht.

»Besuchen, nicht treffen«, nagelte Köninger ihn fest. »Du bist seit über drei Jahren nicht mehr zu Hause gewesen. Es wäre ein Entgegenkommen an deine Eltern.« Er zögerte unmerklich. »Und selbst wenn es kein angenehmer Besuch wird, könntest du dir selbst sagen, dass du dir Mühe gegeben und es geschafft hast.«

Die winzige Pause entlockte Andreas ein trauriges Lächeln. Auch der Therapeut konnte nicht

vorhersagen, was geschehen würde, wenn er die Villa betrat, in der er früher festgesessen hatte. Was es ihm antun würde, die vertrauten Türrahmen und Flure vor sich zu haben. Die Treppen, die in sein ehemaliges Zimmer führten. Das Wohnzimmer, das er schon als Kind gehasst hatte.

Daran, wie seine Eltern reagieren würden, wagte er gar nicht erst zu denken. Zu verstörend waren die Ereignisse seines letzten Aufenthaltes in der Villa gewesen. Andreas erinnerte sich an den Tag seiner Flucht, als wäre es gestern

gewesen.

In der Bibliothek hatte alles begonnen und gleichzeitig geendet. Zerbrochen an den Vorgängen der letzten Wochen und Monate, an der emotionalen Kälte der Eltern und der Fahnenflucht des Unnennbaren fällte er eine Entscheidung, deren Ausmaß ihm damals nicht bewusst gewesen war: Er bat um Hilfe. Direkt, nachdem er Vater und Mutter zum ersten Mal in seinem Leben angeschrien und für seinen schlechten Gesundheitszustand verantwortlich gemacht hatte.

Dr. Schnieder wirkte an diesem

Tag wie ein Mensch, der nicht sicher war, ob er mit den Geistern umgehen konnte, die er selbst beschworen hatte. Immerhin war er es gewesen, der Andreas über die Jahre immer wieder von Therapien, Kliniken und Behandlungsmethoden erzählt hatte. Aber nach kurzer Überwindung hatte der Privatlehrer sich ein Herz gefasst und sich ans Telefon begeben. Andreas erinnerte sich nicht, mit wem Dr. Schnieder im Einzelnen telefonierte und welche Beziehungen er in die Waagschale warf, um ihm zu helfen. Er wusste nur, dass seine

Eltern plötzlich im Raum standen und es Streit gab. Es hatte eine Sekunde gegeben, in der Andreas fürchtete, sein Vater könne ihn mit Gewalt im Haus halten. Dazu kam es natürlich nie. Aber die Angst allein reichte, um seine Knie zittern zu lassen.

Letztlich war es ihm wirklich wie eine Flucht vorgekommen, als er mit rasendem Herzschlag in den Wagen seines Lehrers glitt und vor Angst mit den Zähnen klappernd den Sicherheitsgurt schloss. Gleichzeitig war er innerlich taub gewesen – und ein wenig

erleichtert, weil es zu Ende ging. Weil er endlich Hilfe bekommen würde.

Nur eine Reisetasche mit Kleidung und eine Zahnbürste begleiteten ihn auf dem Weg ins Krankenhaus. An den Marathon, bis er sich selbst erfolgreich eingewiesen und Stein und Bein geschworen hatte, dass er nicht suizidgefährdet war, erinnerte er sich ebenfalls kaum.

Er wusste nur, dass er abends in einer wildfremden Umgebung war, vor Angst keine Luft mehr bekam und weinte, dass es ihm beinahe

die Lunge aus dem Körper riss.

Andreas war nie nach Hause zurückgekehrt. Nicht an den Wochenenden, an denen die Klinik ihm Freigang gewährte. Nicht, als er als halbwegs lebensfähig entlassen und in die ambulante Therapie überstellt wurde. Seine Eltern hatten ihm damals die wichtigsten Dinge in die Klinik gebracht, nachdem der erste Schreck verdaut gewesen war. Seine DVDs, seine Bücher und alles andere, was ihm etwas bedeutete, hatte Andreas später von einer Spedition abholen und in seine

neue Wohnung bringen lassen. Manchmal war es doch von Vorteil, ein armes, reiches Kind zu sein.

Eines war geblieben: Die Villa machte Andreas Angst, was paradox war, wenn man überlegte, wie lange sie ihn beschützt hatte.

»Ich bin noch nicht soweit«, gestand er zaghaft, nachdem die innere Reise in die Vergangenheit zum Abschluss gekommen war. »Ich habe das Gefühl, nicht wieder gehen zu werden, wenn ich einmal dort bin. Dass ich mich bequatschen lassen könnte, wieder einzuziehen. Und dass dann alles von vorne

losgeht. Außerdem … ich will nicht wissen, wie sie leben. Ich kann das noch nicht.«

Wenn Köninger unzufrieden war, ließ er es sich nicht anmerken. »Gut. Ich kann dich nicht zwingen. Aber wir müssen auf Dauer an deiner Isolation arbeiten. Menschen sind nicht dazu geschaffen, allein zu sein.«

»Wem sagen Sie das?«

»Dir.« Der Therapeut klopfte Andreas aufmunternd auf die Schulter. »Erfolg und Fortschritt genießen sich besser, wenn man jemanden hat, der sich mit einem

freut. Ich weiß ehrlich gesagt nicht, ob deine Eltern diese Lücke für dich füllen können. Dafür sehe ich bei ihnen selbst zu viel Konflikte. Aber du bist erwachsen. Es wird Zeit, dass du das Wagnis eingehst, dir Freunde zu suchen. Und einen Freund sowieso.«

Andreas verzog das Gesicht. Unsicherheit ergriff von ihm Besitz, als eine alte, gut verborgene Narbe aufplatzte. »Bin ich soweit?«

Was er in Wirklichkeit meinte, war: »Bin ich mittlerweile ein Mensch, bei dem jemand bleiben würde? Oder wird man mich wieder

verlassen, weil ich unzureichend bin? So wie mich alle immer verlassen haben, wenn ich sie brauchte?«

Köninger lächelte kaum merklich. Er kannte Andreas' Ängste und Sorgen, den Schmerz, den der Verlust seiner ersten Liebe hinterlassen hatte und auch das Gefühl der Unzulänglichkeit, das sich nicht durch Worte allein vertreiben ließ. »Garantien gibt es nicht. Für niemanden. Aber sagen wir mal so: Ganz so allein, wie du im Moment bist, müsstest du von meiner Seite aus nicht sein.«

Das war nicht viel, aber immerhin etwas.

* * *

Für einen Außenstehenden hätte die Szene in der geräumigen Küche sicherlich merkwürdig ausgesehen. Rund ein Dutzend Studenten aller Semester standen und saßen um einen Tisch, auf dem ein Stadtplan von Hamburg ausgebreitet lag. Alle feuerten eine hübsche Kommilitonin asiatischer Abstammung an, die mit verbundenen Augen einen Bleistift kreisen ließ. Sie lachte, als ihr

Freund sich zu ihr beugte und ihr etwas Unverständliches ins Ohr flüsterte.

»Komm schon, spann uns nicht auf die Folter«, rief jemand aus der Masse der Umstehenden. »Wir wollen wissen, wo es heute Abend hingeht.«

Auch Sascha beobachtete begierig und belustigt zugleich die betont langsamen Kurven des schwebenden Bleistifts. Kneipen-Hopsen stand auf dem Programm. Das bedeutete, dass sie via Zufallsprinzip nach einer Bar suchten, in der sie den Abend

verbringen konnten. Gewählt wurde mithilfe eines Stifts, der blind auf die Karte gestoßen wurde. Die getroffene Straße wurde anschließend über Google Maps in Augenschein genommen und so lange gesucht, bis sich in der Nähe eine Kneipe fand.

Ein einfaches System, das dafür sorgte, dass sie nicht dauernd in den gleichen Bars landeten. Ab und zu gab es auch einmal eine Überraschung. Sascha erinnerte sich noch gut an den Tag, an dem sie mit offenem Mund in einer BDSM-Kneipe landeten und von den

freundlichen Gästen gleich zum Stammtisch eingeladen wurden.

Yun-ja machte eine große Show aus der Auswahl. Ein paar Mal ließ sie den Bleistift absinken, nur um ihn unter dem Gelächter und Stöhnen der Umstehenden wieder nach oben zu ziehen.

Grinsend lehnte Sascha sich zurück. Er freute sich auf einen entspannten Abend mit seinen Freunden und Mitbewohnern. Man konnte nie vorhersagen, wer sie auf ihrer Odyssee begleitete. Es war eine gute Gelegenheit, neue Leute kennenzulernen – gerade auch die,

die noch nicht allzu lange im Haus wohnten.

Genüsslich streckte er sich, fühlte sich geradezu ekelhaft wohl in seiner Haut. Die Wogen hatten sich geglättet. Sowohl die eigenen, die ihn stets überkamen, wenn er bei seiner Tante gewesen war, als auch die von Nils. Letzteres machte Saschas Leben deutlich leichter.

Als hätte dieser seine Gedanken gelesen, wurde Sascha plötzlich von hinten umarmt. Ein Kopf legte sich ihm auf die Schulter. Automatisch griff er nach ihm und ließ die Hände auf Nils' Unterarmen ruhen. Er hatte

nichts gegen die öffentliche Zurschaustellung ihrer Beziehung einzuwenden. Wenn sie Publikum hatten, hielt Nils sich mit dummen Bemerkungen zurück. Sascha drehte leicht den Kopf und küsste Nils auf die Wange, bevor er murmelte: »Und du willst wirklich nicht mitkommen? Es wird bestimmt lustig.«

Nils schüttelte den Kopf und drückte das Gesicht in Saschas Haare. »Ne, lass mal. Ich muss dringend lernen. Ich hinke gewaltig hinterher.«

Das sah Sascha ein. Nils' Chemie-

Studium war ungleich härter als sein eigenes Studienfach. Obwohl händeringend Fachkräfte gebraucht wurden, siebte man in diesem Jahr bei den Chemie-Studenten kräftig aus.

Insofern hatte er Verständnis dafür, dass sein Freund Prioritäten setzte. Und wenn er ehrlich war, hatte er auch nichts dagegen, ohne ihn zu gehen. Nicht, dass Nils eine Spaßbremse gewesen wäre, nur …

Sascha ohrfeigte sich innerlich. Hatte er sich nicht vorgenommen, es zu probieren? Nils jede Chance zu geben, die er verdiente? Er

unterdrückte ein Seufzen und wollte sich gerade zurücklehnen, als ein vielstimmiger Aufschrei durch die Küche brandete. Sie hatten ihr Ziel gefunden.

Eine Dreiviertelstunde später lief Sascha zusammen mit seinen Freunden durch die Speicherstadt. Sie hatten sich verlaufen und versuchten lachend, sich mithilfe ihrer Handys, einem Stadtplan für Touristen und ihrem zweifelhaften Orientierungssinn zurechtzufinden. So, wie sie sich anstellten – ihre Gruppe umfasste fast zwanzig Leute –, hätte ihnen niemand geglaubt,

dass sie Abitur hatten. Das mochte allerdings damit zusammenhängen, dass man zu Hause kräftig vorgeglüht hatte, damit der Abend in der neuen Kneipe nicht zu teuer wurde.

Wie einen Tausendfüßler, der die Kontrolle über seine Beinchen verloren hatte, zog es sie hier- und dorthin. Es war ein Kunststück, niemanden zu verlieren, aber das gehörte dazu. Und solange keiner ins Hafenbecken fiel, war alles in bester Ordnung.

Saschas Arm lag um Svenjas füllige Schulter, als sie endlich die

richtige Straße fanden und schon von Weitem das Schild der von Yun-ja ausgesuchten Bar sahen. Auf den ersten Blick machte es den Eindruck einer schlichten Planke, die mit schwarzer Farbe bemalt worden war. Doch je näher sie kamen, desto deutlicher wurde, dass es sich um ein kleines Kunstwerk der Holzarbeit handelte.

»Das wird teuer«, flötete Svenja gut gelaunt und warf die Haare in den Nacken, die ihr in diesen Tagen den Spitznamen Karotte verliehen.

»Macht nichts. Ich brauche eh nur noch ein Bier bis ich euch was

vorsinge«, rief jemand von hinten. Er erntete zustimmendes Gelächter.

In den Augen der Wirtin leuchteten die sprichwörtlichen Dollarzeichen auf, als sie die wilde Bande in ihre Kneipe platzen sah. Rasch schoben sie Tische aneinander und schleppten Stühle herbei, um möglichst dicht beieinandersitzen zu können.

Zufrieden sah Sascha sich um, nachdem er sich auf seinen Platz fallen gelassen hatte. Das maritime Ambiente des Ladens gefiel ihm. Natürlich gab es in Hamburg viele Kneipen, die das Flair der Stadt

widerspiegelten, aber hier hatte man sich Mühe gegeben, die Atmosphäre eines Kutters zu imitieren. Eiserne Haken, halb zerfallene Fischernetze und nautische Instrumente aus alter Zeit schmückten die Wände. Die Hocker an der Bar waren hohe Fässer, die man mit Sitzpolstern bestückt hatte.

Ja, hier konnte man es sich gut gehen lassen. Voller Lust auf alkoholische Schandtaten ließ Sascha den Blick über die Flaschen hinter der Bar schweifen. Ein breites Angebot erwartete sie.

»Ich habe richtig Bock, fiese Sachen auszuprobieren«, sagte er genüsslich mit der Zunge schnalzend.

Tim, der ein Stockwerk über ihnen wohnte, lachte auf und ließ aufgesetzt die Wimpern fliegen. »Hast du das nicht immer?«

Grinsend hauchte Sascha einen Kuss in die Luft. »Ist das ein Angebot, Hase?«

»Darf ich da auch mitreden?«, schaltete Tims Freundin der Woche sich ein. Sie wirkte ein wenig entrüstet.

»Ne, aber mitmachen vielleicht«,

kicherte Svenja.

Alle lachten.

Einzig Sascha gefror die Fröhlichkeit auf den Lippen. Von einer Sekunde zur nächsten wurde ihm kalt. Dann heiß, dann wieder kalt. Nicht die Bemerkung seines Bekannten hatte ihn aus der Bahn geworfen. Er war anzügliche Bemerkungen gewohnt und teilte sie auch selbst gern aus. Nein, etwas anderes nahm Saschas Aufmerksamkeit gefangen. Statisches Rauschen erfüllte seine Ohren, als wäre er ein Radio, das auf eine tote Frequenz gestellt

worden war.

Die Gespräche seiner Freunde wurden zu Hintergrundpiepsen, das Klappern der Gläser schien zu verstummen.

Die Silhouette an der Bar, ganz am Ende auf dem letzten Platz, war es, die ihm den Atem nahm. Sascha kannte Augenblicke wie diese. Vornehmlich aus Albträumen, aber auch aus der wachen Welt. Momente, in denen er glaubte, ihn zu sehen, und bitter enttäuscht wurde. Augenblicke, in denen sein Magen einen Salto schlug und hinterher für 24 Stunden nicht zur

Ruhe kommen wollte, weil sein Gewissen ihn quälte. Momente, in denen er glaubte, alles falsch gemacht zu haben.

Sascha wusste, dass dieser Zustand nur Sekunden andauern würde. Jeden Augenblick konnte der Fremde sich rühren und sein Gesicht zeigen. Dann würde er enttäuscht sein. Er versuchte, sich innerlich dagegen zu wappnen, aber es wollte ihm nicht gelingen.

Dann schob der fremde Mann sich auf seinem Stuhl zurecht und offenbarte das Unglaubliche. Saschas Hand rutschte vom Tisch

auf der Suche nach seinem Oberschenkel, um sich zu kneifen. Er kannte diese Bewegungsabläufe, die Form der Schultern, die Haltung des Kopfes. Er kannte die Hand, die nach dem Bierglas griff und es an einen Mund führte, der im Schatten lag. Es konnte keinen Zweifel geben.

Ruckartig sprang Sascha auf. Die Blicke und Stimmen seiner Freunde folgten ihm irritiert, als er ohne Erklärung auf den Tresen zustrebte. Er dachte nicht über sein Handeln nach. Wie eine Modelleisenbahn folgte er einer vorgefertigten Spur,

die er nicht verlassen konnte. Sascha kam nicht einmal auf den Gedanken, sich keine Gewissheit verschaffen zu wollen. Stattdessen zitterte er vor unterdrückter Anspannung, während das Pochen seines Herzschlags ihm das Trommelfell zu zerreißen drohte.

Der allein sitzende Mann ignorierte ihn, bis er auf einen Schritt an ihn herangetreten war. Noch bevor Andreas ihm das Gesicht zuwandte, wusste Sascha, dass er es war. Vielleicht waren es Pheromone, die er unbewusst wahrnahm oder doch die Haltung

der feingliedrigen Finger um das Glas. Sascha wollte vor Erleichterung in die Knie gehen.

Der Drang, die Hand nach Andreas auszustrecken und ihn zu berühren, war überwältigend. Am liebsten hätte er ihn an sich gerissen. Man durfte so handeln, wenn man lange Jahre nicht sicher gewesen war, ob jemand tot war. Aber Sascha hielt sich mit einem letzten Quäntchen Selbstbeherrschung zurück und musterte Andreas, auf dessen Miene sich ebenfalls Erkennen widerspiegelte. Erkennen, aber

keine Freude.

Saschas Mund war staubtrocken, als er wisperte: »Oh mein … Andreas … bist du das wirklich?«

Es war das Erste, was ihm einfiel. Natürlich wusste er längst, dass er dem Nachbarsjungen gegenüberstand, den er einst verlassen hatte. Andreas' Züge waren ihm so vertraut, als hätten sie sich erst gestern zum letzten Mal gesehen und geküsst. Kleinigkeiten mochten sich verändert haben, aber Sascha sah nur den Menschen, in den er sich vor fast vier Jahren verliebt hatte.

Den er nur selten außerhalb seines Zimmers zu Gesicht bekommen hatte und der nun vor ihm saß.

»Sieht so aus, würde ich sagen«, unterbrach Andreas nüchtern Saschas Überlegungen. Sein Gesicht erinnerte an einen geschliffenen Edelstein: herb, mit Kanten versehen und doch schön anzusehen. Kalt.

»Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll«, platzte Sascha heraus. »Das ist so lange her. Ich habe mich immer gefragt, was aus dir geworden ist und jetzt treffe ich dich …«

»… in freier Wildbahn?« Andreas' Hand um das Bierglas verkrampfte sich sichtbar. Er machte ein Gesicht, als würde er sich von innen auf die Wangen beißen. Sascha konnte nichts in den leeren Augen lesen, was ihm mehr wehtat, als er sich eingestehen wollte. »Die Zeiten ändern sich eben.«

»Ja, offensichtlich«, erwiderte Sascha erschüttert, aufgeregt, überrascht, dankbar, hingerissen, verwirrt.

Er wollte Andreas tausend Fragen stellen. Wollte sich mit ihm unterhalten und die Zeit aufholen,

die sie verloren hatten. In diesem Augenblick konnte Sascha an nichts anderes denken als daran, wie unfassbar – er fand kaum Worte – stolz und bewegt er war, Andreas in einer Kneipe vorzufinden. Zu sehen, dass er seinen Weg gemacht hatte und aus seinem Mauseloch herausgekommen war. Gleichzeitig musste er schlucken. Etwas in Sascha bedauerte, ihm nicht bei seinen Schritten in die Freiheit zugesehen zu haben. Verzweifelt wollte er die Hände in die nur noch halb langen Haare schieben und Andreas an sich heranziehen, ihn

fest an seine Brust drücken und nicht loslassen, bis man sie am frühen Morgen aus der Kneipe warf.

»Wie dem auch sei«, sagte Andreas plötzlich. Seine Stimme bebte. Er griff in die Hosentasche und warf ohne hinzusehen einen 50-Euro-Schein neben sein Glas. Dann stand er auf und kam Sascha ganz nah. So nah, dass es ein Leichtes gewesen wäre, sich zu umarmen. Kurz glaubte Sascha, dass Andreas darauf hinauswollte. Unbewusst hob er bereits die Arme, als sein Ex-Freund ihm steif zunickte: »Mach’s gut, Sascha.«

Damit wandte Andreas sich ab und ging schnellen Schrittes zur Tür.

Sascha stand wie versteinert. Er hörte kaum die Stimme der Wirtin, die irritiert etwas über ein arg großzügiges Trinkgeld murmelte. Dafür spürte er die Blicke seiner Freunde umso deutlicher, die das Schauspiel beobachtet hatten. Nichts hätte Sascha gleichgültiger sein können. Er wusste nur, dass Andreas für eine Minute in sein Leben gestolpert war und nun wieder verschwinden wollte.

Das konnte nicht sein. Das durfte

nicht sein. Sascha würde es nicht ertragen, ihn gehen zu sehen. Dabei hatte er doch bekommen, wonach er sich gesehnt hatte: Gewissheit, dass es Andreas gut ging; sogar tausend Mal besser, als er je zu hoffen wagte. Trotzdem konnte er ihn nicht gehen lassen. Nicht so.

Die Tür fiel ins Schloss. Sascha setzte sich in Bewegung. Sekunden dehnten sich zu Ewigkeiten, als er an den Freunden vorbei nach draußen stob. Kälte lähmte seine Beine, als er Andreas hektisch über die Straße rennen sah. Nervös

schaute Sascha sich um, ob sich ein Auto näherte, doch sie hatten Glück. Andreas kam unbeschadet auf dem Bürgersteig der anderen Straßenseite an. Er entfernte sich rasch.

»He!«, rief Sascha verzweifelt und machte Anstalten, die Verfolgung aufzunehmen. »Warte.«

Andreas wirbelte zu ihm herum. Er schwankte und war kalkweiß im Gesicht, als er aufgebracht schrie: »Was willst du von mir? Hau schon ab! Das kannst du doch so gut.«

Ohne eine Antwort abzuwarten, nahm er die Beine in die Hand und

sprengte davon. Sascha, den die harten Worte wie Giftpfeile getroffen hatten, war danach, sich auf der Stelle zu übergeben. Er krümmte sich zusammen, konnte nicht weiter, hörte Andreas' Stimme überlaut hinter seiner Stirn widerhallen. Es war, als wäre er vor eine unsichtbare Wand geprallt.

Zutiefst betroffen sah Sascha zu, wie Andreas in ein nahes Gebäude stürmte und die Tür hinter sich zuknallte. Der Anblick der verschwindenden Gestalt schmerzte körperlich.

Kapitel 6

Er. Sascha. Sascha!

In seiner Straße, in seiner Kneipe, an seiner Bar. Im Rücken ein Rudel Freunde, die Zeuge wurden, während Sascha ihn begrüßte, als stamme er von einem anderen Stern. Es hatte Andreas angewidert, wie sie die Köpfe zusammensteckten und den Hals lang machten. Was sie sagten oder dachten, als er fluchtartig die Kneipe verließ, wollte er nicht

wissen.

Sascha. Verdammt noch mal, warum musste er nach all der Zeit auftauchen? Warum musste er Andreas mit runden Augen gegenübertreten und alles, was vergessen sein wollte, in Erinnerung rufen? Fluchend trat Andreas gegen den Sandsack. Schweiß rann über seine Stirn und schlich ihm brennend in die Augen.

Er war gerannt wie ein Hase. Über die Straße, hinein ins Treppenhaus, hoch bis in den vierten Stock. Beinahe hätte er seinen Schlüssel an der

Wohnungstür abgebrochen.

Sein erster Weg hatte ihn ins Laufrad geführt, wie er den Fitnessraum neben dem Schlafzimmer heimlich nannte. Zwischen Laufband und der Hantelbank konnte man sich kaum umdrehen.

Wild schlug er auf das Leder ein. Andreas' Fingerknöchel schmerzten, folgten jedoch weiterhin dem Magnetismus des roten Bezugs.

Nach all der Zeit stolperte Sascha in sein Leben und besaß nicht einmal den Anstand, sich ohne Zusammenstoß wieder zu

verdrücken. Wie eine rostige Uhr hatte Andreas' Herz einen Schlag lang ausgesetzt, nur um anschließend panisch seiner Zeit hinterher zu eilen.

Die Faust landete krachend im Ziel.

Natürlich hatte Andreas die Meute hereinkommen hören, sich jedoch nicht für sie interessiert. Warum auch? Seine Gedanken galten dem sich leerenden Bierglas und der Tatsache, dass er kurz davor war, eine perfekte Woche zu Ende zu bringen, die ihm niemand mehr nehmen konnte.

Nur ein halber Tag Arbeit trennte Andreas von seinem verdienten Wochenende. Selbst den Kühlschrank hatte er aufgefüllt, bevor darin außer einem Glas Pflaumenmus nichts mehr zu finden war. Er freute sich diebisch auf zweieinhalb Tage Ruhe in seinen eigenen vier Wänden.

Und dann tauchte diese wandelnde Kriegserklärung vergangener Tage neben ihm auf und zerriss ihn in Fetzen. Winzige, labile, verstörte Andreas-Fetzen.

Erschöpft von der Gewalt, mit der die unerwartete Situation ihn

schachmatt gesetzt hatte, lehnte Andreas sich an den Sandsack. Innere Unruhe zwickte ihn von allen Seiten.

Verflucht. Sascha. Warum er? Warum heute? Hätte er nicht in einer Woche auftauchen können, die Andreas eh verbockt hatte? Aber nein, natürlich nicht. Wo bliebe da der Spaß?

Sardonisch lächelnd schlug er ein letztes Mal zu, bevor er den Fitnessraum verließ und sich ins Schlafzimmer schleppte. Alles, was er wollte, war sein Bett. Die Erinnerungen drückten von hinten

gegen seine Augen. Andreas wusste, dass er sich nicht gegen sie zur Wehr setzen konnte. Durfte. Köninger würde ihm etwas erzählen, wenn er hörte, dass er versucht hatte, die Begegnung »wegzupacken«, statt sich mit ihr auseinanderzusetzen.

Nur der Gedanke, dass er heute nicht mehr aufstehen musste, schenkte ihm die Energie, sich auszuziehen. Achtlos landete seine Kleidung neben dem Designer-Bett, das den großzügig bemessenen Raum klein wirken ließ. Die Wände verschwanden hinter einer Vielzahl

Regale und Schränke. In dieser Hinsicht hatte Andreas sich nicht geändert. Wohnzimmer und Schlafzimmer glichen einer Bibliothek. Die sterbende Palme unter dem vorderen Fenster war ihm ein Dorn im Auge. Seine Mutter hatte sie ihm vor einem Jahr mitgebracht, damit er etwas Grünes in der Wohnung hatte. Dumm nur, dass dieses Grün regelmäßig gegossen werden wollte, nicht in der einen Woche ersäuft und in der nächsten vergessen.

Andreas fühlte sich fiebrig, als er sich in einer Höhle aus Decken und

Kissen verkroch. Schüttelfrost überkam ihn. Sein verschwitzter Rücken traf auf zerwühltes Leinen. Halb glaubte er, es zischen zu hören, als ihm das Laken den Schweiß von der Haut nahm.

Seit Beginn der Behandlungen hatten sich gewisse Elemente seiner Krankheit verschoben. Es gab mehr Baustellen als die Phobie, die ihn früher ans Haus gefesselt hatte. Zum Beispiel reagierte er stark auf emotionalen Stress. Durch die harte Therapie lag seine Seele auf dem Seziertisch und war verletzlich. Kleinigkeiten schmerzten heftig.

Größere Probleme führten ihn in Windeseile an und über den Rand seiner Leistungsfähigkeit.

Am schlimmsten war, dass Andreas nicht unterscheiden konnte, wann er überempfindlich reagierte und wann seine Gefühlsregungen normal und richtig waren. Jeder Mensch hatte Grenzen. Doch Andreas kannte seine nicht. Mit schönster Regelmäßigkeit schoss er über das Ziel hinaus und übernahm sich. Und wenn alles zu viel wurde, zog sein Körper die Reißleine in Form von Fieber, Migräne und

Magenbeschwerden. Psychosomatische Reaktionen eines Systems, das Ruhe einforderte.

Eine Nebenwirkung, behauptete Köninger. Fehlende Balance und mangelndes Gefühl für sich selbst.

Nie wusste Andreas, wann es in Ordnung war, aufzugeben. Stress dominierte sein Leben. Das ließ sich nicht umgehen, wenn jede Bahnfahrt und jeder Einkauf Ängste nach sich zogen. Aber selbst wenn Andreas im Haus blieb, ratterte es in seinem Kopf. Die Zahnräder standen niemals still. Sogar während er schlief, ging die Saat

auf und arbeitete in ihm. Es war ein Acker, der bis zum Horizont reichte.

Kurz gesagt: Andreas hatte keine Reserven, mit der Begegnung mit Sascha umzugehen, und er wusste es. Doch etwas mit dem Verstand zu erfassen und danach zu handeln, waren zwei verschiedene Dinge.

Als Andreas das Gesicht im Kissen vergrub, fürchtete er, den sterilen Duft der Krankenhaus-Bettwäsche zu riechen. Es war keine Erleichterung, nur den Geruch des eigenen Duschgels vorzufinden. Dafür reiste sein Geist zu schnell rückwärts. Zurück in eine Zeit, in

der er die Tore seiner persönlichen Hölle durchschritten hatte.

Als sie die Psychiatrie erreicht hatten, war er kaum aus dem Wagen gekommen. Seine Knie waren eingeknickt. Er hatte keinen Blick für die gepflegten Grünanlagen oder die Backsteinmauern gehabt, die das Gelände umgaben. Er interessierte sich nicht für die Tatsache, dass weder eiserne Tore noch andere Sicherheitsmaßnahmen zu erkennen waren. Keine Drahtzäune, kein Krankenhauspersonal, das an Wachen erinnerte, keine armen

Seelen, die vollgepumpt mit mysteriösen Medikamenten über die Gehwege wankten. Stattdessen freundliche Wegweiser zu den Gebäuden, in denen sich die stationären und ambulanten Einrichtungen befanden.

Einen Pförtner im Hautgebäude hatte es dann doch gegeben. Dr. Schnieder hatte mit ihm gesprochen, während Andreas an der Wand gegenüber kauerte und sich Mühe gab, nicht auf den frisch gewischten Linoleumfußboden zu spucken. Das Schild mit der Aufschrift »Rutschgefahr« drehte

sich vor seinen Augen. Es verstrich furchtbar viel Zeit, bis sich jemand seiner annahm. Zwischendurch hatte es Diskussionen gegeben, ob und wo man ihn aufnehmen konnte. Bürokratie, die ihn fast in den Wahnsinn trieb. Er war ein Notfall, sah das niemand?

Schließlich hatte eine Ärztin ihn ins Sprechzimmer geleitet und ihm ohne große Vorrede eine Tablette in die Hand gedrückt.

»Auf der Zunge zergehen lassen. Jetzt.« Dann kamen die Fragen. »Alter. Problem. Hausarzt. Therapeut? Familiensituation.

Angehörige. Zehn Jahre ohne Behandlung? Ach herrje. Akut. Sofortige Aufnahme. Offene Station für Erwachsene. Platz? Eigentlich nicht, aber …«

Andreas hatte ihr nicht zugehört. Er wollte durchaus, konnte aber nicht. Das Rauschen war zu laut in seinen Ohren gewesen. Außerdem war es schwer, sich zu konzentrieren, wenn man aufstehen und schreien wollte, dass es ihm dreckig ging und sie verdammt noch mal endlich ihren Job machen sollten.

Nach einer Viertelstunde hatte

die Tablette ihre Wirkung entfaltet, und es ging ihm ein wenig besser. Um ihn endgültig auszuschalten, war die Dosis zu gering. Sie brachten ihn fort und empfahlen ihm, sich hinzulegen. Ihm stünde viel bevor. Wie Andreas an diesem fremden Ort Ruhe finden sollte, hatte man ihm nicht verraten. Ein Bett, das er nicht kannte. Ein Fremder, mit dem er sich das Zimmer teilen musste und der permanent an seinen aufgesprungenen Händen herumfummelte.

In den finsteren Minuten der

ersten Nacht schüttelte es Andreas vor Angst. In den hellen Augenblicken registrierte er langsam, dass er sich in der Psychiatrie befand. Er hatte sich selbst eingewiesen. Er war ganz unten angekommen. Und er war allein.

Die folgenden Tage sorgten dafür, dass Andreas sich selbst verfluchte. Was hatte ihn dazu getrieben, eine solch närrische Entscheidung zu fällen? Er gehörte nicht hierher. Nicht zwischen die Leute, die sich nach dem Essen den Finger in den Hals steckten oder

Wahnvorstellungen hatten. Nicht zu Karl, seinem Zimmernachbarn, der nur mit Mühe davon abgehalten werden konnte, fünfzehn Mal am Tag zu duschen und sich hundert Mal die Hände mit Desinfektionsmittel zu waschen. Die Fülle eigenartigen Verhaltens war zu skurril, als dass Andreas das Gefühl gehabt hätte, er sei am richtigen Ort.

Die Panikattacken, die ihn zerrissen, sprachen eine andere Sprache. Medikamente waren nötig. Keines der Präparate konnte ihn gesund machen, aber sie sollten ihn

stabilisieren. Dazu brauchte es Untersuchungen und Einschätzungen. Erschwerend kam hinzu, dass die verordneten Psychopharmaka nicht sofort wirkten, sondern erst nach zwei bis vier Wochen ihre volle Wirkung entfalteten.

Die Tage auf der Station waren grauenhaft. Gemeinsames Essen im Speisesaal? Konnte Andreas nicht. Geselliges Beisammensein im Wohnzimmer der Station? Lehnte er ab. Er wollte heim.

Mehr als einmal war Andreas kurz davor, sich zu entlassen. Der

Stationsarzt rückte ihm mit klaren Worten den Kopf zurecht. Andreas müsse entscheiden, ob er endlich ein richtiges Leben führen wolle oder nicht. Er wäre viel zu lange fortgelaufen. Nein, seine Eltern hätten damit nichts zu tun. Er sei erwachsen. Es wäre an der Zeit, sich dem Problem zu stellen, weil jedes verstreichende Jahr den Ängsten neue Nahrung bot.

Also war er geblieben. Keineswegs, weil er dem Arzt, den er in diesem Augenblick von Herzen hasste, recht gab. Nein, Andreas blieb in der Klinik, weil es kein

Leben gab, in das er zurückkehren konnte. Damals hatte er keinerlei Zweifel gehabt, dass seine Eltern sich von ihm abwenden würden, und sein Freund hatte ihn bereits verlassen.

Wenn die Tage im Krankenhaus schlimm waren, waren die Nächte ein nicht enden wollender Albtraum. Wie hatte er diese endlosen Stunden zwischen dem Abendessen und der Morgendämmerung nur überstanden? Nie war er einsamer gewesen. Nie hatte er sich schlechter gefühlt und verzweifelter einen Menschen an seiner Seite

gebraucht. Er weinte, bis die Kopfschmerzen ihn umzubringen drohten und das Weiße seiner Augen von aufgeplatzten Adern durchzogen war. In der Dunkelheit hatte er mit Hilfe von Kissen und Decke die Illusion eines menschlichen Körpers gebaut, der ihn im Arm hielt. Er hatte wach an die Wand gelehnt gesessen, damit er nicht einschlief, weil das Erwachen in der Psychiatrie manchmal schlimmer war als die Träume, die ihn heimsuchten.

In jeder freien Minute dachte er an Sascha. Es gab zweifelsohne viel

Schmerz in Andreas, Angst und Leid, doch der Verlust seines Freundes stand für ihn an oberster Stelle und zerstörte ihn von innen heraus. Andere Problemstellungen mochten wichtiger sein, aber für Andreas gab es in den ersten Tagen, Wochen, Monaten in der Klinik nur die Qualen, die das Ende seiner ersten Liebe ihm eingebracht hatte.

Die Beziehung zu Sascha war mehr gewesen als die Suche nach einem Gefährten. Sie war Balsam auf Andreas' Wunden gewesen. Ein Hauch von Menschlichkeit in der

Einöde seines Familienlebens. Sascha war sein bester und einziger Freund, sein Bruder, Lover, Ratgeber und Lebenselixier. Willig hatte er diesen Platz eingenommen, nur, um Andreas am Ende ins Gesicht zu sagen, dass all seine heimlichen Befürchtungen der Wahrheit entsprachen.

Andreas von Winterfeld enttäuschte nicht nur seine Eltern und seine Familie, sondern auch jeden anderen Menschen, der mit ihm zu tun hatte. Unzulänglich, nicht liebenswert, wertlos. Nicht seine Eltern, der Konzern oder das

Universum waren das Problem, er war das Problem. Er war eine Faschingsausgabe. Nutzlos und dazu verdammt, immer allein zu sein. Andreas war nichts. Gar nichts. Diese bittere Gewissheit war das Erbe, das Sascha ihm hinterlassen hatte.

All dies hielt ihn nicht davon ab, Sehnsucht zu haben. Er vermisste die gemeinsamen Stunden auf dem Bett so sehr, dass er schreien wollte. Einmal tat er es sogar und erschreckte Karl damit zu Tode. Ständig versuchte er sich in Erinnerung zu rufen, wie Sascha

gerochen, wie es sich angefühlt hatte, wenn er sich um Andreas' Körper wickelte und im Schlaf sacht leise schnarchte. Wie schön es gewesen war, von ihm begrüßt zu werden oder durch seine Haare zu fahren, wenn sie noch feucht von der Dusche waren.

Andreas vermisste die Höhepunkte in seinem Leben – die, die mit Sex zu tun hatten, und die anderen, die Quellen wie Zugehörigkeit und Aufmerksamkeit entsprangen. Er vermisste es, sich auf Sascha zu freuen. Er vermisste es, auf das Klingeln an der Tür zu

warten. Er vermisste es, ihn aufzuziehen und sich vor Lachen an seiner Cola zu verschlucken. Er sehnte sich nach Saschas Stimme, die ihm gereizt, sonor, müde, aufgeregt, belustigt aus der Schule erzählte. Und er vermisste die Augenblicke, in denen Sascha von allem und jedem die Nase voll hatte und sich in die Arme schließen ließ. Von ihm, Andreas, den er ertragen und um sich haben wollte, obwohl ihn der Rest der Welt zur Weißglut trieb. Sie waren beide gut im Trösten gewesen. Schade, dass es stets so viel Grund dafür gegeben

hatte.

Andreas hatte lange Zeit gebraucht, um zu begreifen, dass er sich innerlich von Sascha lösen musste. Dass es andere Probleme zu bewältigen gab, die viel wichtiger waren. Es war schlimm für ihn gewesen, als sie ihm sagten, dass seine Beziehung wahrscheinlich nie eine Chance gehabt hatte. Dass er sich darauf konzentrieren solle, mit sich selbst zurechtzukommen, statt Sascha hinterherzuweinen. Niemand versuchte, ihm seine Gefühle auszureden. Sie sahen in der

gescheiterten Liebe zu Sascha nur das geringste Problem.

Prioritäten, das war das neue Zauberwort in Andreas' Leben. Anfangs hatte es ihn gewundert, dass weder die Familie noch der Konzern noch Sascha oben auf der Liste standen. Andreas selbst war am wichtigsten. Seine Agoraphobie, sein nicht vorhandenes Selbstwertgefühl, die Frage nach seiner Zukunft. Erst nach langen Monaten hatte er verstanden, dass die Ärzte und Therapeuten ihm eine Art von Verantwortung für sich selbst einbläuten, die er vorher nie

wahrgenommen hatte.

Andreas war bis dahin nie bewusst gewesen, dass er wertvoll war und dass ihm ein erfülltes, selbstbestimmtes Leben zustand. Also hatte er sich auch nicht um sich gekümmert. Diesen Zahn hatten sie ihm nach und nach gezogen. Es gelang nicht, ohne dabei ein paar Bruchstücke in seinem Kiefer zu hinterlassen.

Nach einem halben Jahr war es nicht mehr sein Therapeut gewesen, der ihn sanft vom Thema Sascha abbrachte, sondern Andreas selbst weigerte sich, über seinen Ex

zu reden. Er wollte nicht mehr nach hinten schauen. Abgesehen davon hatte er genug andere Probleme. Denn seitdem die Klinik ihn in seinen Bemühungen unterstützte, nach dem Aufenthalt in eine eigene Wohnung zu ziehen, überschlugen sich seine Eltern vor Aktionismus. Zu gern hätten sie ihm eine eigene Villa unweit ihrer eigenen gekauft. Andreas hatte sich damals fürchterlich aufgeregt, aber irgendwann begriff er, dass ihr Handeln nicht mehr als ein linkischer Versuch war, ihn zu unterstützen. Mochten sie sich auch

noch so dämlich anstellen: Sie ließen ihn nicht fallen.

Das war mehr, als er von manch anderen Mitpatienten sagen konnte. Gegen die familiären Hintergründe, mit denen er in der Gruppentherapie konfrontiert wurde, waren seine Eltern Gold wert.

Nachdem er entlassen wurde und in die kompetenten Hände von Jochen Köninger kam, hatte er seine Zeit mit Sascha nur kurz angerissen. Sie war Teil einer Vergangenheit, die unwiederbringlich vorbei war.

Köninger hatte davon nicht allzu viel gehalten.

Er wollte nicht mehr über Sascha reden. Er wollte abschließen. All die positiven Gefühle für ihn hatten sich in etwas Dunkles verwandelt. Das wiederum war der Grund, warum Köninger gerade darauf pochte, dass sie darüber sprachen. Die Wut und Enttäuschung sollte aus Andreas abfließen. Von Liebe war keine Rede mehr.

Andreas wälzte sich auf den Bauch und schob ein Kissen über seinen Kopf. Ihm war unerträglich heiß. Zu viele Bilder drängten sich

in seinem Verstand. Schöne und hässliche Erinnerungen, das Echo verlorener Gefühle, die Kriegstrommeln des Zorns, der an ihre Stelle gerückt war.

Warum hatte er Sascha nicht einfach eins auf die Nase gegeben, als er ihn ansprach? Warum hatte er nicht gebrüllt: »Hast du eigentlich den Schuss nicht gehört? Wie kannst du es wagen, nach drei Jahren aufzutauchen und …«

Ja, und dann? Andreas daran zu erinnern, was einmal gewesen war und was er sich mit einem anderen Mann wünschte, aber nicht

bekommen konnte? Weil er es nicht schaffte, seinen Hintern in die entsprechenden Clubs zu bewegen? Oder Bars? Oder Sporthallen? Sollten sie so tun, als wären sie nie zusammen gewesen? Als hätte Sascha nie versprochen, ihm zu helfen und zur Seite zu stehen? Hätte Andreas ihm mitten in der Kneipe sagen sollen, wie enttäuscht er gewesen war, dass Sascha ihm nicht einmal als Kumpel geblieben war, wenn schon nicht als fester Freund? Wie weh es getan hatte, dass er nie wieder von sich hören ließ oder nachfragte, wie es ihm

ging?

Selbst wenn Andreas dazu in der Lage gewesen wäre – und das war schwierig, wenn einem vor Schreck die Zunge am Gaumen klebte –, was hätte es gebracht? Nur, dass Sascha in dem Glauben gegangen wäre, Andreas hätte ihn nicht vergessen. Diesen Triumph gönnte er seinem Ex nicht.

Stundenlang dämmerte Andreas im Halbschlaf vor sich hin. Mittlerweile klebte er am ganzen Leib. Das Schlafzimmer roch nach Fieber.

Die Visionen vergangener Tage

fielen über ihn her. Zwischendurch glaubte er, die alte Leidenschaft zu empfinden, die ihn früher gepackt hatte, wenn er mit Sascha zusammen war. Dann wieder verspürte er nichts als bodenlosen Hass und das Bedürfnis nach Rache. Dazwischen lauerte die Erinnerung an Stunden, in denen er nicht mehr wusste, wo ihm der Kopf stand. Danach stürzte er in die Zeit, in der er aufhörte, jede Nacht an Sascha zu denken und ihn zu vermissen. Die Zeit, in der die Leere in ihm entstand. Damals hatte er sich auf eine schwer in Worte zu fassende

Weise noch einsamer gefühlt, weil selbst seine heimlichen Träume ihn verließen.

Ab und zu, ganz selten nur, blitzte ihm Saschas Anblick durch den Kopf. Nicht der Sascha, den er früher gekannt hatte, sondern der, der ihm am Abend begegnet war. War er noch gewachsen? Auf jeden Fall hatte sein T-Shirt am Oberarm und um die Schultern auf eine für Andreas neue Weise gespannt. Bastard.

Gegen Morgengrauen war er zu erschöpft, um dem Karussell in seinem Verstand länger zu folgen.

Er schlief ein, nur um kurz darauf vom Wecker hochgescheucht zu werden. Am liebsten hätte Andreas sich nicht bewegt. Aber seine Blase war voll, der Kopf raste, das Fieber ließ ihn schwindeln und Durst hatte er außerdem.

Mühsam quälte Andreas sich aus dem Bett. In diesen Augenblicken tat es ihm unglaublich weh, niemandem zu haben, der ihm eine Flasche Wasser brachte oder Paracetamol aus dem Schrank holte.

Er putzte sich die Zähne und sammelte ein, was er für einen

Vormittag im Bett brauchte. Tabletten, frische Shorts, einen nassen Waschlappen für die Stirn, Wasser und Saft. Seine Wohnung erschien ihm an diesem Morgen viel zu groß, der Flur zu lang. Bevor Andreas sich wieder hinlegte, rief er im Tierheim an, um sich krankzumelden. Er war wütend, als er auflegte. Da ging sie hin, die gute Woche.

Als er mittags mit deutlich klarerem Kopf wieder erwachte, zögerte er einen Augenblick. Zu gern hätte er sich auf die andere Seite gelegt und weitergeschlafen.

Nicht denken, nicht fühlen müssen. Dann rief er sich ins Gedächtnis, wie wichtig es war, dass er gut auf sich achtete. Seinen Körper hatte er versorgt. Nun war es an der Zeit, seine aufgeriebene Seele zu verarzten.

Köninger anzurufen, fiel ihm schwer. Noch schwerer war es zu sagen: »Es geht mir nicht gut. Ich bin ihm begegnet.«

Dass der Therapeut nicht einmal fragte, wer er sei, sprach für sich.

Kapitel 7

In Saschas Träumen war ihre Begegnung stets anders verlaufen. Vor allen Dingen seine eigene Rolle war souveräner gewesen, liebevoller, nicht so unbeholfen und schlicht saublöd. Was hatte er erwartet? Dass sie sich gegenüberstanden, in die Augen sahen und in die Arme fielen? Ja, verdammt, das hatte er. Nicht sofort, aber nachdem er Andreas erklärt hatte, was damals

geschehen war. Nachdem er ihm gesagt hatte, dass er ein Vollidiot gewesen war und sich entschuldigt hatte.

Naiv? Ja. Aber träumen durfte man doch, oder?

Wochen- und monatelang hatte Sascha sich detailliert zurechtgelegt, was er sagen wollte, wenn sie sich endlich wiedersahen. Jedes Wort schien an die Rückseite seines Stirnbeins graviert zu sein. Aber als er an die Bar trat und Andreas sich zu ihm umdrehte, musste Sascha feststellen, dass der Text nicht zu lesen war. Er hatte

nicht mehr mit einem Wiedersehen gerechnet und die Gravur verstauben lassen. Im ersten Jahr – vor allen Dingen in den Wochen direkt nach ihrer Trennung – hatte er gekämpft, im zweiten Jahr gehofft, im dritten Jahr resigniert.

Es quietschte, als Sascha tiefer ins heiße Wasser glitt und sein Oberkörper in einem Schaumberg versank. Er hasste die Badewanne der WG. Ständig kühlten Schultern, Knie oder Füße aus. Egal, wie er seine Beine anwinkelte, nie fand er genug Platz, um bis zur Nasenspitze im Wasser zu liegen. Gerade heute

wollte Sascha mit Freuden im Schaum untergehen.

Er war nicht in die Kneipe zurückgekehrt, nachdem er Andreas nachgerannt war. Die Vorstellung, sich den Fragen seiner Freunde zu stellen, erschien indiskutabel. Stattdessen war er kreuz und quer durch die Innenstadt gelaufen, bis er betäubt in einen Bus stieg, der ihn nach Hause brachte. Glücklicherweise hatte Nils ihn nicht heimkommen hören.

Kein Wunder. Die House-Musik aus seinem Zimmer war laut genug, um die Oberfläche des Badewassers

in Schwingung zu versetzen und Vögel tot vom Dach fallen zu lassen.

Sascha machte sich klein, bis sein Kopf untertauchte und das Dröhnen zu einem Pulsschlag im Wasser verkam. Jede seiner Bewegungen löste Rauschen und Schwappen um ihn herum aus. Ihm kam der Gedanke, dass er dringend einen Schnorchel brauchte. Stundenlang unter Wasser liegen zu können, erschien ihm ausgesprochen verführerisch.

Sascha tauchte nach Luft schnappend auf, als die

Badezimmertür aufflog und ein sichtlich überraschter Nils im Rahmen stand. »Was tust du denn hier?«

»Baden.«

»Das sehe ich selbst. Aber seit wann bist du zu Hause? Ich habe dich gar nicht gehört.« Nils' Haare standen zu Berge; ein sicheres Indiz, dass er gelernt und sich über chemische Zusammenhänge stöhnend die Frisur zerzaust hatte.

Missmutig verzog Sascha das Gesicht. »Wie denn auch? Mir ist schleierhaft, wie du bei der Pornodisco-Mucke lernen kannst.«

»He, was hat dich denn gebissen?« Nils löste sich aus der Tür und trat an die Badewanne.

»Gar nichts.«

»Ist klar«, entgegnete Nils ironisch und hockte sich neben Sascha. »Immer, wenn du spießig wirst, ist dir irgendetwas über die Leber gelaufen. Als würdest du nicht selbst die Anlage bis zum Anschlag aufreißen, wenn du lernst. Also, was ist los?«

»Ja, aber ich höre ja auch richtige Musik und keine Retorten-Humpahumpa-Scheiße, bei der einem das Gehirn verödet«, umging

Sascha die Frage. Er fand sich selbst blöd. Aber musste Nils gerade jetzt fürsorglich fragen, was ihn bedrückte? Ausgerechnet Nils, dem er beim besten Willen nicht erzählen konnte, was in ihm vorging?

»Bei meiner Mucke bekommt man wenigstens keine Depressionen«, murmelte Saschas Freund sichtlich überrascht von dessen abweisender Art. »Aber ist ja auch egal. Ich pinkel eben und dann verschwinde ich wieder.«

Meistens kamen sie gut in ihrer Wohngemeinschaft zurecht. Nur in

Augenblicken wie diesen hasste Sascha die Tatsache, dass es nur ein Bad gab. Nicht, dass er sich ekelte, wenn Nils neben ihm die Toilette benutzte. Er wollte lediglich seine Ruhe haben. Und deswegen benahm er sich wie ein Schwein.

»Nils«, sagte Sascha leise, als der seine Jeans wieder schloss. Fordernd streckte er die Hand nach ihm aus. Als sein Freund nach ihr griff, zog Sascha ihn zu sich herunter und küsste ihn. Ein bisschen grob, aber herzlich. »Sorry.«

»Schon gut«, gab Nils sanft

zurück. Er strich Sascha über die Schulter. »Du weißt ja, wo du mich findest.« Damit verabschiedete er sich und schloss die Tür hinter sich.

Zurück blieben ein Hauch von Minze, Schaum, Wasser, das sich abkühlte und ein Student, der nicht wusste, wo ihm der Kopf stand. Sascha wollte nicht denken. Er wollte erst recht nicht fühlen. Er wollte sich nicht schämen, kein schlechtes Gewissen haben, nicht enttäuscht sein. Und schon gar nicht gleichzeitig dankbar, glücklich und so verflucht stolz, dass ihm die Augen feucht wurden.

Andreas, sein Andreas. Draußen in der realen Welt.

In seiner Not hatte Sascha damals die Villa der von Winterfelds umkreist wie ein Satellit. Wenn er nachts allein im Bett lag und Andreas so sehr vermisste, dass er nicht schlafen konnte, hatte er sich ausgemalt, durch die Lücke in der Hecke auf das Nachbargrundstück zu schlüpfen. Die Kellertür aufzubrechen. Sich durch das Haus zu schleichen und an Andreas' Tür zu kratzen, bis er ihn einließ. Er hatte darauf gebaut, ihn bei einer der seltenen Gelegenheiten

abzufangen, wenn Andreas in den Garten ging. Er hatte überlegt, ob er dessen E-Mail-Account bombardieren und auf elektronischem Wege die Drähte zum Glühen bringen sollte, bis Andreas sich meldete und schrieb: »Okay, komm her. Wir können reden.«

Damit, seinem Ex-Freund eines Tages in einer Kneipe gegenüberzustehen, hatte Sascha nicht gerechnet. Die Theorie, dass Andreas sein Heil in der Flucht ins Jenseits gesucht haben könnte, war mehr und mehr zur fixen Idee

geworden.

Aber er war dort gewesen. Heute Abend in dieser Kneipe. So nah, dass Sascha ihn berühren konnte. Definitiv sehr lebendig und ja, frei. Der Andreas, den Sascha in Erinnerung hatte, hätte nie gelassen an einer Bar sitzen und Bier trinken können. Seine Haut hatte auch nie eine gesunde Sonnenbräune besessen. Und obwohl er für Sascha immer ein gut aussehender Teenager gewesen war, war er als erwachsener Mann noch tausend Mal anziehender. Einzig die halblangen Haare

gefielen Sascha nicht. Zu gern hatte er früher Andreas' Strähnen über seine Oberschenkel streifen gespürt.

Frustriert schlug Sascha auf die Wasseroberfläche ein. Schaum spritzte hoch und verteilte sich auf den hellgrünen Fliesen und Svenjas nach Karibik riechendem Duschgel. Da saß er hier und verlor sich in der Erinnerung, wie es gewesen war, mit Andreas ins Bett zu gehen. Warum tat er sich das an?

»Was willst du von mir? Hau schon ab! Das kannst du doch so gut.«

Ja, das konnte Sascha bestens. Wegrennen, wenn es hart auf hart kam. Vollkommen egal, ob es um Streitigkeiten mit seiner Mutter, Querelen mit Nils oder eben Andreas ging. Sascha wich gerne aus, wenn er nicht mehr Herr der Lage war. So viel hatte er mittlerweile über sich selbst gelernt. Das Schlimme war, dass man gewisse Dinge nicht ungeschehen machen konnte, selbst wenn man es inzwischen besser wusste.

Welchen Weg war Andreas gegangen? Wer hatte ihn begleitet?

Sascha war inzwischen klar, dass man eine so schwerwiegende Störung nicht durch Willenskraft allein aufbrechen konnte. Andreas musste Hilfe bekommen haben. Waren die Eltern auf ihn zugegangen? Oder hatte Ivana doch irgendwann jemanden verständigt? War er es selbst gewesen, der die Käfigtür von innen auftrat?

Die Vorstellung eines Andreas, der sich verbissen durch die härtesten Therapiemaßnahmen kämpfte, war erschütternd. Erschütternd und grandios. Unmenschliche Kräfte und Mut

mussten ihn an den Punkt geführt haben, an dem er jetzt war.

Gott, Sascha war so stolz auf ihn. Dumm nur, dass er kein Recht dazu hatte. Man konnte nicht im Nachhinein dazukommen und stolz sein, wenn man selbst versagt hatte. Wenn man nicht da gewesen war, um einen schweren Weg leichter zu machen.

Sascha erhob sich so ruckartig, dass er beinahe ausglitt. Mit einem Mal erschien ihm die Idylle des Schaumbades unpassend; wie etwas, das er sich widerrechtlich angeeignet hatte und das er nicht

verdiente. Ein Teil von ihm wusste, dass solche Überlegungen blödsinnig waren. Das bedeutete aber nicht, dass er sie wie ein defektes Radio abstellen konnte. Er hätte in diesem Augenblick zu gern einen Knopf zum Abschalten gehabt, wie Lieutenant Commander Data auf der Enterprise. Als er unwillkürlich in den Spiegel sah, erwiderte jemand seinen Blick, den er zumindest heute Abend nicht mochte.

Zehn Minuten später gesellte sich zu Nils' wummernder Musik das Geräusch eines Tennisballs, der in

regelmäßigen Abständen gegen die Wand flog. Werfen, anschlagen, einmal auf den Boden tippen, auffangen. Mechanisch führte Sascha die Bewegungen aus. Die Flugbahn des neongelben Balls hypnotisierte ihn.

Gegen seinen Willen gab er dem Sog der Erinnerungen nach. Sie drängten sich durch die Katzenklappe seines Verstandes und weigerten sich zu gehen, bevor er ihnen Beachtung schenkte.

Wie unsicher war er gewesen, nachdem er den schlafenden Andreas zum ersten Mal geküsst

hatte. Wie überrascht, als der kurz darauf praktisch über ihn herfiel. Wie oft hatten sie auf dem Bett miteinander gerangelt, bis einer von ihnen die Handgelenke des anderen zu fassen bekam und ihn auf die Matratze nagelte. Sie hatten so viel gelacht, waren sich so nah gewesen. Sascha hatte sich vollständig gefühlt, wenn er Freitagsabends auf Andreas' Bett lümmelte und wusste, dass sie am Wochenende viel Zeit füreinander haben würden.

Manchmal, wenn es ganz still in der Villa war, sie verklebt unter der

Bettdecke übereinander lagen und Sascha nie wieder aufstehen wollte, hatte er geglaubt, den tieferen Sinn von Begriffen wie »Perfektion« oder »Glück« verstanden zu haben. Gegen Ende ihrer kurzen Beziehung war die Erkenntnis oft von nervösen Schüben vertrieben worden.

Inzwischen verstand er, dass es ihm eine fürchterliche Angst gemacht hatte, sich dermaßen heftig verliebt zu haben. Oder eher, sich dermaßen heftig in einen Menschen wie Andreas verliebt zu haben. Er hatte es nur nicht wahrhaben wollen.

Einen Berg trübsinniger Überlegungen später klopfte es an seine Tür. Sascha sah auf. Es war spät. In einem anderen Haus hätten sich die Bewohner längst über den Krach beschwert.

Er antwortete nicht, aber nach einer Weile kam Svenja ungefragt zu ihm herein. Sie musterte ihn prüfend. »Da bist du ja. Wir hatten uns schon gefragt, wo du abgeblieben bist. Das war ein ganz schön merkwürdiger Auftritt.«

Dem musste Sascha zustimmen. Seine Freunde hatten bestimmt wild spekuliert, was ihn dazu brachte,

sich so eigenartig aufzuführen.

»Wer war der Typ?«

Schweigen.

Svenja verdrehte die Augen und setzte sich neben Sascha aufs Bett. »Du weißt, dass es besser ist, über Probleme zu sprechen, statt sie in sich hineinzufressen.«

Zum Teufel, was hatte sich die Evolution eigentlich dabei gedacht, dass Frauen immer über alles reden wollten? Sascha wollte seine Gedanken nicht vor Svenja ausbreiten. Er konnte nicht in Worte fassen, was er nicht einmal in seinem eigenen Kopf sortiert

bekam. Er stand unter Schock. Andreas war am Leben und hatte nichts vergessen, war stocksauer auf ihn. Was gab es dazu schon groß zu sagen? Es war eh nicht mehr von Belang. Sascha wusste nun, dass Andreas nicht den finalen Ausweg gesucht hatte und damit … ja, damit war es eigentlich gut, oder? Jeder konnte mit seinem Leben weitermachen.

Der Gedanke tat weh. Richtig weh.

»Ich würde ja vermuten, dass es dein Ex war«, stocherte Svenja weiter. Sascha war versucht, ihr

den Tennisball in den Mund zu stopfen.

»Wie kommst du darauf?«, brummte er abwehrend.

»Weil du weiß wie ein Laken warst, ich bis heute nicht wusste, dass du so runde Augen machen kannst und vor allen Dingen, weil du meines Wissens nach vor Nils nur einen festen Freund hattest. Und den in einer Kneipe zu sehen, dürfte dich ziemlich vom Sockel gehauen haben.«

»Hundert Punkte, Sherlock«, gab Sascha nach. Es war sinnlos, etwas abzustreiten, wenn Svenja ihren

spitzfindigen Tag hatte. Außerdem war es besser, von vornherein die Wahrheit zu sagen. Wenn hinterher durch einen Zufall aufflog, dass er gelogen hatte, konnte das zu Schwierigkeiten führen. Besonders, wenn man in Betracht zog, dass Svenja Nils' beste Freundin war.

Stöhnend ließ Sascha sich auf die Seite fallen, als er daran dachte, was Nils sagen würde, wenn er von Andreas erfuhr. Halleluja, als hätte er sonst keine Sorgen. Warum nur hatte er seinen Freunden damals auf dieser verregneten Party betrunken von seiner traurigen,

ersten Liebe erzählt? Wie viel leichter wäre alles, wenn sie nicht wüssten, was es mit Andreas auf sich hatte?

»Und jetzt?«, fragte Svenja noch behutsamer als zuvor. Ein schwer zu deutender Ausdruck lag auf ihrem runden Gesicht. Mitgefühl? Sorge? Skepsis?

»Nichts jetzt«, murmelte Sascha. »Ich habe ihn wiedergesehen. Ich weiß, dass es ihm besser geht als damals, und das war es.«

»Das war es?«, wiederholte seine Mitbewohnerin zweifelnd. »Du bist ihm doch nachgelaufen. Wirst du

dich mit ihm treffen? Ich meine, vielleicht wäre es ganz gut, wenn ihr über das eine oder andere reden würdet. Hast du seine Telefonnummer? Oder seine Adresse?«

»Nein, habe ich nicht. Er war nicht gerade erfreut, mir über den Weg zu laufen. Lass es gut sein.«

Warum Sascha unter den Tisch fallen ließ, dass er gesehen hatte, in welchem Haus Andreas verschwunden war, wusste er nicht. Vielleicht, weil er diese Information zu gern selbst vergessen hätte.

Minutenlang schwiegen sie sich

an. Sascha begann wieder den Tennisball an die Wand zu werfen, und Svenja spielte mit ihren Fingernägeln, bevor sie vorsichtig fragte: »Dann ist es also vorbei?«

Missmutig fragte er sich, ob sie ihn löcherte, weil sie sich Gedanken um ihn machte oder weil sie Sorge hatte, dass Nils unter die Räder kommen könnte. Sascha zuckte die Achseln. »Natürlich ist es vorbei. Es ist seit drei Jahren vorbei.«

Für einen Moment sah es so aus, als würde Svenja sich nicht mit dieser Antwort abspeisen lassen. Doch dann lächelte sie schief und

erhob sich. »Naja, wenn du meinst. Aber vielleicht solltest du trotzdem nächste Woche mal mit deinem Prof über die Sache sprechen. Ist ja nicht ganz einfach, wenn man denkt, dass jemand tot oder verschollen ist und der auf einmal vor einem steht.«

»Mein Professor ist doch nicht mein Therapeut«, maulte Sascha eine Spur ungehalten. »Und ich brauche auch keinen. Echt, es geht mir gut.«

»Ja, das sehe ich.« Der ironische Tonfall war nicht zu überhören.

Er war froh, als Svenja ging. Er

mochte die Gedanken nicht, die sie in seinen Kopf gesät hatte. Mit Andreas reden. Ja, natürlich. Das wäre richtig für Sascha. Doch er bezweifelte, dass es auch für Andreas das Richtige war. Selbst wenn, dann stellte sich noch die Frage, ob er dazu bereit war.

Außerdem mochte Sascha den Nachgeschmack nicht, der allen Bemühungen in Sachen Andreas anhaftete. Was war denn groß passiert? Er war seinem ehemaligen Freund begegnet. Punkt. Er hatte feststellen dürfen, dass es Andreas weit besser ging als früher. Punkt.

Das war ein Grund, sich aufrichtig für ihn zu freuen. Noch einmal Punkt.

Darüber hinaus gab es keinerlei Veranlassung, Kontakt zu Andreas zu suchen. Ihre Leben gehörten nicht mehr zusammen. Sie gehörten nicht mehr zusammen.

Er hatte einen Freund. Er. Hatte. Einen. Freund. Es erschien Sascha äußerst wichtig, diesen Gedanken laut in seinem Kopf zu wiederholen.

Wo er gerade bei dem Thema war: Sascha wurde jäh bewusst, dass er sich einsam fühlte. Was war nur mit ihm los? Er sollte sich auf

Nils konzentrieren. Stattdessen gammelte er auf dem Bett herum, träumte von früher und ignorierte die Tatsache, dass nebenan sein Freund darauf hoffte, ihn zu sehen.

Du bist ein Idiot, Sascha Suhrkamp, sagte er sich im Stillen. Erst verlässt du Andreas, als er dich braucht. Und nun zerbrichst du dir wieder den Kopf über ihn und vernachlässigst deinen neuen Freund, der dich ebenso braucht. Ganz toll.

Das Schlimme war, dass Sascha ab und zu eben auch etwas brauchte. Dinge, die er nicht gerne

beim Namen nannte. Dinge, die Nils zu geben bereit war, aber die nicht die Wirkung entfalteten, die Sascha sich erhoffte. Eine Umarmung war eine Umarmung – und doch nicht dasselbe.

Trotzdem. Wenn man kein Steak kriegen konnte, nahm man lieber Tofu, bevor man hungerte. Und vielleicht stellte man eines Tages fest, dass man als Vegetarier viel glücklicher war.

Nils, ein wenig zerbrechlich, süß, intelligent, anschmiegsam und zärtlich. Er wartete auf ihn. Es war an der Zeit, ihn zu erlösen und ihm

zu geben, wonach er sich sehnte. Und sich selbst auch.

Ein letztes Mal drängte Sascha die Gedanken an Andreas beiseite, bevor er über den Flur zu Nils' Zimmer schlich. Er klopfte nicht an, sondern betrat ganz vorsichtig den einzig vom Monitor beleuchteten Raum. Nils saß am Schreibtisch und wandte ihm den Rücken zu. Auf dem Boden lagen mehrere aufgeschlagene Fachbücher, die Sascha umrunden musste. Die Musik verschluckte seine Schritte, als er sich von hinten an Nils heranstahl und ihn umarmte.

Im ersten Augenblick zuckte sein Freund zusammen, doch dann entspannte er sich merklich und sah auf. »Na, alles klar?«, fragte er mit einem kleinen Lächeln, das Saschas Mundwinkel dazu brachte, ungefragt in die Höhe zu schnellen.

»Kommt darauf an.«

»Worauf denn?«

»Darauf, ob hier heute Nacht Platz für mich ist«, murmelte Sascha und beugte sich nach unten, um den Kopf an Nils' Wange zu drücken. In der Spiegelung der Fensterscheibe sah er, dass sein Freund zu strahlen begann.

Augenblicklich wurde Sascha warm zumute. Willig folgte er Nils, als dieser ihn umarmte und mit langsamen Schritten zum Bett zog.

In dieser Nacht blieb Sascha ganz und gar freiwillig im Zimmer seines Freundes. Sie schliefen nicht miteinander, aber sie lagen Bauch an Bauch und hielten sich im Arm. Küssten und berührten sich, rieben ihre Nasen aneinander. Nils freute sich, als Sascha seufzend den Kopf auf seine Brust legte und sich an ihn drängte. Er war froh, dass Nils abends geduscht hatte und nicht mehr nach Haargel roch.

Überraschend schnell taumelte Sascha dem Schlaf entgegen, fremdes Bett hin oder her. Mit einer streichelnden Hand im Nacken war es leicht, sich fallen zu lassen und anzunehmen, was ihm geboten wurde. Die Berührung auf seiner Haut verhinderte, dass seine Gedanken abschweiften und in Bahnen glitten, in die sie nicht gehörten, während man mit seinem Freund im Bett lag. Allerdings konnte Sascha nicht verhindern, dass er im Morgengrauen verwirrt das Kopfkissen betrachtete und sich fragte, seit wann Andreas seine

Haare blondierte.

Kapitel 8

»Was denkst du, warum du so heftig auf die Begegnung reagiert hast?«

Fragen dieser Art hatte Andreas zu hassen gelernt. Jedes Mal, wenn Köninger ihn prüfend ins Auge fasste und dabei so verdammt unschuldig dreinsah, war ihm danach, wie ein verstocktes Kind schweigend die Arme zu verschränken – was er im Übrigen in der Vergangenheit auch schon

getan hatte. Die Versuchung war groß, etwas Pampiges zu erwidern. »Ist mir doch egal« oder alternativ »Was geht Sie das an?«

Der Widerwillen saß in Andreas' Kehle wie ein verschluckter Legostein. Er kratzte an den Innenwänden der Speiseröhre und weckte den Wunsch, sich zu übergeben. Erfahrungsgemäß brachte ihn weder das eine noch das andere weiter.

Bockig verzog er das Gesicht und fixierte Köninger. »Liegt das nicht auf der Hand? Ich meine, da trampelt dieser Vollidiot nach drei

Jahren und drei Monaten in mein Leben, faselt irgendwelchen Schwachsinn, rückt mir auf die Pelle und behauptet, sich immer gefragt zu haben«, Andreas verstellte die Stimme zu einem mädchenhaften Piepsen, »was aus mir geworden ist.« Er schnaubte und kehrte in seine normale Tonlage zurück. »Warum konnte er nicht einfach wegbleiben? Denn was ist jetzt das Ergebnis? Dass meine perfekte Woche im Eimer ist. Herzlichen Dank auch. Arschloch.«

Köninger notierte etwas auf seinem ominösen Notizblock, der in

den vergangenen zwei Jahren mehr als einmal Gefahr gelaufen war, von Andreas in der Luft zerfetzt zu werden.

»Du glaubst ihm nicht, dass er sich Gedanken gemacht hat.«

»Nein, natürlich nicht. Würden Sie ihm glauben? Er ist von einem auf den anderen Tag verschwunden. Er wusste genau, wie dreckig es mir ging. Er hatte nicht einmal genug Anstand, um zu warten, bis … keine Ahnung.« Andreas warf die Hände in die Luft.

»Bis sich die häusliche Situation bei euch beruhigt hatte?«,

vermutete Köninger. »Das hätte für ihn bedeutet, dir etwas vormachen zu müssen. Wäre das besser gewesen?«

»Nein!«, brauste Andreas auf. »Am besten wäre er vom ersten Tag an mit seinem Hintern nebenan geblieben. So …« Er unterbrach sich und sah aus dem Fenster. Auch nach all der Zeit hatte er sich nicht daran gewöhnt, vor Köninger die Beherrschung zu verlieren. Wütend zu werden, war in Ordnung. Aber die Traurigkeit, die unter dem Zorn saß, gehörte ihm allein. Dass er sich nachts manchmal in den Schlaf

weinte, weil er sich einsam fühlte, musste auch niemand wissen.

»Was hat mir das Ganze denn schon gebracht? Nichts. Gar nichts«, fügte er dumpf hinzu. Es tat weh, sich bewusst zu machen, wie viel Schmerz seiner ersten Liebe entsprungen war.

»Nur die Erkenntnis, dass dich die wenigen Menschen, mit denen du dich in deinem Leben umgeben hast, im Stich gelassen haben«, brachte der Therapeut es auf den Punkt. Ob er Mitleid empfand oder nicht, war seiner freundlich-professionellen Miene nicht zu

entnehmen.

»Ja.«

»Dass sie dich allein gelassen haben, als du sie brauchtest. Deine Eltern waren von Anfang an nicht für dich da. Dein Großvater hat nie die Position bezogen, die du dir gewünscht hättest. Sascha war der erste Mensch, der sich dir nähern durfte, und am Ende hat er alles bestätigt, was du von klein auf befürchtet hast: dass niemand bei dir bleibt.«

»Ja.«

Verstohlen wischte Andreas sich über die Augen. Ihm war, als käme

das Fieber zurück. Vielleicht war es keine gute Idee gewesen, sich auf den Notfalltermin einzulassen. Er hätte warten sollen, bis das Wochenende seine Wirkung tat und er sich beruhigt hatte. Ihm war immer noch schwach zumute, und die harte Nacht saß bleiern in seinen Knochen. Und er wollte nicht über Sascha reden. Zumindest nicht auf eine vernünftige Weise, die andere Gedanken als rasende Wut nach sich zog.

»Dann ist der Grund, warum dich eure Begegnung aus der Bahn geworfen hat, nicht, dass ihr euch

begegnet seid. Der Grund ist das, was damals geschehen ist, und was du Sascha bis heute übel nimmst«, stellte Köninger überflüssigerweise fest.

Andreas knurrte. Natürlich ging es um damals. Ungehalten schnappte er: »Darf ich das denn nicht? Er hat mich hängen lassen. Erst hat er sich über die Ferien bei mir verkrochen und sich trösten lassen, und dann hat er sich aus dem Staub gemacht. Meine Mutter war dabei, den Verstand zu verlieren, mein Vater stand dumm daneben und mein Freund fand, dies wäre der ideale

Zeitpunkt, um mich loszuwerden. Was sollte ich denn machen? Auf ihn zugehen und sagen: ›Hey, alles klar, Mann. Nett dich zu sehen?‹«

Köninger zog die Augenbraue auf eine Weise hoch, die klar machte, dass sein Patient ihm in die rhetorische Falle getappt war. »Ich habe nie gesagt, dass du dich anders verhalten solltest. Ich habe auch nicht gesagt, dass ich der Meinung bin, du solltest nicht aufgebracht sein. Kann es sein, dass du dir selbst wünschst, dich anders verhalten zu haben? Dass dich das so zornig macht?«

»Nein«, giftete Andreas zurück; ärgerlich, weil er es hasste, ausgetrickst und dazu gebracht zu werden, Dinge zuzugeben, die er nicht wahrhaben wollte. Die Abwehr machte ihn unehrlich.

Tatsächlich wünschte er, sich anders verhalten zu haben. Aber das, was er im Hinterkopf hatte, war kindisch. Er wollte nicht darüber nachdenken – und schon gar nicht zugeben –, dass es einen Teil in ihm gab, der Sascha gern das Bier über den Kopf gekippt hätte. Oder noch besser, der ihm gern die Faust auf die ekelhaft

vertraute Nase gerammt hätte.

Fragend nickte Köninger in Richtung der leeren Wassergläser auf dem Tisch, doch sein Patient schüttelte den Kopf. Anschließend legte der Therapeut den Block beiseite und rutschte an den Rand seines Sessels.

Eindringlich musterte er Andreas. »Ich habe dir schon öfter gesagt, dass es notwendig ist, an diesem Kapitel deiner Vergangenheit zu arbeiten. Es wäre gut für dich. Du musstest sehr jung die Erfahrung machen, dass du dich nicht auf deine Familie verlassen kannst. Das

hast du als Kind natürlich auf den Rest der Menschheit übertragen. Für Sascha bist du über deine schlechten Erfahrungen hinweggegangen und enttäuscht worden. Seitdem gibt es niemandem mehr, dem du dich öffnest und …«

»Mandy! Mandy lasse ich an mich heran«, zischte Andreas.

»… dem du erlaubt hast, dir nah zu kommen«, beendete Köninger ungerührt seinen Satz. »Mandy ist eine Freundin für dich. Du hast sie recht gern, aber wir wissen beide, dass sie dir nicht so nah steht wie

Sascha früher. Sie ist eine Arbeitskollegin, Sascha hast du geliebt. Vermutlich viel zu sehr. Aktuell hast du solche Angst, wieder verletzt zu werden, dass du nichts und niemanden in deiner Nähe duldest.«

»Wen denn auch? Es ist ja niemand da!«

»Du unternimmst auch nichts, um etwas daran zu ändern. Darüber sollten wir uns unterhalten. Und darüber, ob du schon einmal die Möglichkeit in Betracht gezogen hast, dich mit deinem Ex-Freund auszusprechen. Was immer

vorgefallen ist, er ist gestern Abend auf dich zugekommen. Objektiv betrachtet hat er signalisiert, dass er Kontakt wünscht.«

Entsetzt riss Andreas die Augen auf. »Was soll das denn bitte bringen? Selbst wenn ich wüsste, wo ich ihn finden soll!«

Mit dieser faulen Ausrede ließ Köninger ihn – natürlich – nicht entkommen. Er lachte gutmütig. »Nun komm, Andreas, über dieses Stadium sind wir hinweg, oder? Wir wissen beide, dass du Sascha erreichen kannst, wenn du willst. Hast du nicht erzählt, seine Tante

würde neben deinen Eltern wohnen? Selbst wenn er dort nicht mehr lebt, wird sie schon wissen, wo ihr Neffe zu finden ist. Wir wollen uns nichts vormachen. Die Möglichkeit, Sascha zu erreichen, existiert. Bitte keine Augenwischerei.«

»Und was dann? Soll ich ihn fragen, wie es ihm geht?«

Gelassen nickte der Therapeut. »Zum Beispiel. Und du könntest ihm sagen, wie schlimm es für dich war, von ihm verlassen zu werden. Du könntest die Möglichkeit nutzen und ihm wenigstens einmal die Meinung

sagen, damit du nicht mehr blockiert wirst. Vielleicht kannst du bei der Gelegenheit sogar herausfinden, warum er gegangen ist.«

Den letzten Hinweis überhörte Andreas geflissentlich. Die Gründe für Saschas Fortgang waren irrelevant. Am Ende zählte nur das Ergebnis. Und das Ergebnis hatte ihn in die Psychiatrie gebracht, weil er zwischenzeitlich fürchtete, vor Verzweiflung wahnsinnig zu werden.

Heiser lachte er auf, ein ganz und gar grausiges Geräusch. »Genau.

Ich gehe zu jemandem hin, der mich schon einmal fertiggemacht hat, und gestehe ihm, dass ich wegen ihm bis heute Single bin und es vorziehe, allein zu sein, bevor ich noch mal auf die Fresse falle. Wie viel tiefer soll ich denn bitte noch sinken?« Die Vorstellung, vor Sascha zuzugeben, wie tief er ihn verletzt hatte, war für Andreas ein Albtraum. »Warum stelle ich mich nicht gleich hin und bitte ihn, mir in die Eier zu treten?«

»Gefühle zu haben und in diesen Gefühlen verletzt zu werden, ist nichts, wofür man sich schämen

müsste. Ist es am Ende denn wichtig, was er von dir denkt? Im schlimmsten Fall reagiert er abweisend, im besten Fall erklärt er sich. Vermutlich werdet ihr euch danach nie wiedersehen. Aber was auch immer passiert: Du wärst die Wut los, die seitdem in dir arbeitet«, beharrte der Therapeut. »Wie gesagt: Vielleicht war es anders, als du es dir im Nachhinein zusammengereimt hast.«

»Soll das heißen, ich spinne?« Allmählich sah Andreas rot. Er war hergekommen, um sich aufbauen zu lassen. Nicht, um sich dümmliche

Ratschläge anzuhören oder eine längst vergessene Geschichte sezieren zu lassen. Was dachte Köninger sich dabei? Warum legte er ihm die Daumenschrauben an? Sascha hin oder her, die Wahrscheinlichkeit, dass Andreas sich verliebte und auf eine Beziehung einließ, war sowieso verschwindend gering. Wer band sich schon einen Klotz ans Bein?

»Nein, selbstverständlich nicht«, beschwichtigte Köninger ihn sanft. »Aber egal, wie sehr wir uns bemühen, fair zu sein, wir sehen immer nur unsere eigene Seite

eines Geschehens. Dir die andere Seite anzuhören, könnte für dich ein Weg sein, endlich abzuschließen und dich von den negativen Aspekten dieser Erfahrung zu befreien.«

Ein stählernes Glimmen trat in Andreas' Augen, als er Köningers Vorschlag mit einer rüden Geste fortwischte. »Dieses Geschehen war eindeutig. Ich habe ihn geliebt, er mich nicht. Was gibt es darüber noch zu diskutieren? Ich will nicht mit ihm reden. Und ich bin ein verdammt glücklicher Mensch, wenn ich ihn nie wiedersehen muss.«

Zum zweiten Mal in dieser Sitzung war er nicht ganz ehrlich.

* * *

Wenn man Sascha gefragt hätte, worum es in der Vorlesung ging, hätte er geantwortet: »Um die Kringel, die ich auf meinen Block gekritzelt habe.«

Es war ein Wunder, dass er es überhaupt geschafft hatte, pünktlich die Uni zu erreichen und in den richtigen Hörsaal zu finden. Danach hatte sein Gehirn sich verabschiedet.

Die letzten Tage waren wie ein schlechter Film an Sascha vorbeigegangen. Ein Streifen, in dem er selbst eine Marionette war, die nicht kontrollieren konnte, wohin ihre Gliedmaßen tanzten. Dass er die Darsteller nicht einmal leiden konnte – sich selbst eingeschlossen –, machte es nur schlimmer. Zwischenzeitlich hätte er am liebsten das Sparbuch geleert, eine Reisetasche gepackt und sich in den Flieger nach Mexiko gesetzt. Ein Dasein als Kaktusbauer erschien ihm ungemein reizvoll. Nur er, ein Sombrero und vielleicht ein

nettes Muli.

Es ging nicht nur darum, dass er Andreas begegnet war und dass dessen wütende Worte ihn getroffen hatten. Dass Sascha erfahren musste, dass sein Ex-Freund genauso sauer auf ihn war, wie er es verdiente.

Es ging darum, dass Svenja ihm gefühlte hundert Mal geraten hatte, sich heute mit seinem Professor zu beraten. Darum, dass sein Freund nach spätestens zwölf Stunden gemerkt hatte, dass etwas vorgefallen war.

Glücklicherweise konnte Nils sich

nicht mit Saschas seltsamer Laune beschäftigen, weil er Freitagmorgen einen bitterbösen Brief von einer seiner Schwestern bekommen hatte. Sie verlangte von ihm, sich von ihrem Vater fernzuhalten, da er dessen schwaches Herz überfordere. Seitdem versumpfte Nils in seinem Zimmer und lamentierte, dass er nur in Saschas Armen Trost und Schlaf finden könne. Dass Sascha andersherum schluckend auf dem Bett lag, das weinende Bündel festhielt und sich daran erinnerte, wie es gewesen war, Andreas zu umarmen, konnte

man ihm glücklicherweise nicht ansehen.

Dabei gab es seit Donnerstagabend nur einen einzigen klaren Gedanken in seinem Kopf: »Er hat es geschafft, und ich habe ihn im Stich gelassen, als er mich brauchte.«

Das schlechte Gewissen, das Sascha in den letzten Jahren latent begleitet hatte, tanzte jetzt auf seinen Nervenbahnen Quickstepp. Er erinnerte sich an die Versprechen, die er gegeben hatte. Sie hatten das Ziel geteilt, Andreas Schritt für Schritt von seiner Angst

zu befreien, bis sie im Sommer am Elbstrand grillen konnten. Sascha hatte sich nicht daran gehalten, und das konnte er sich nicht vergeben.

Er wollte den Schaden wieder gutmachen. Er wollte wissen, wie es Andreas im Einzelnen ergangen war. Und er wollte ihm Dinge sagen, die ihm nicht zustanden. Wie sehr er ihn bewunderte. Wie viel besser er ihn mittlerweile verstand. Wie sehr ihre Freundschaft und Beziehung ihn hatte reifen lassen. Wie viel Angst er um ihn gehabt hatte. Wie sehr er sich schämte, kopflos davongelaufen zu sein. Wie

unglaublich stolz er auf ihn war, weil er hier und heute beurteilen konnte, wie krank Andreas eigentlich war.

Sascha hatte in den ersten drei Jahren seines Studiums genug Fachwissen gesammelt, um beurteilen zu können, dass Andreas' Störung von ausgeprägter Natur und tief in seiner Psyche verankert war.

Sie entsprang keinem einmaligen Schock wie einem Unfall oder einem anderen Erlebnis, das ihn aus der Bahn geworfen hatte. Sie war wie ein Tumor über lange Jahre in ihm

gewachsen – gefüttert von den Umständen, in denen er lebte –, bis sie sein Selbst zu verschlingen drohte.

Sascha warf den Kugelschreiber von sich und musste schnell wieder danach greifen, als er drohte, über den Rand des Tisches in die Hochsteckfrisur der Kommilitonin auf dem Sitz vor seinem zu stürzen.

Es ließ ihm keine Ruhe. Er konnte nicht aufhören, über früher, über heute, über Andreas nachzudenken. Warum hatte Sascha ihm nachlaufen und sehen müssen, wo er wohnte? Jetzt konnte er gar nicht

anders, als sich permanent zu fragen: »Soll ich hingehen? Soll ich mit ihm reden? Soll ich versuchen, es wieder gutzumachen? Soll ich mich wenigstens erklären? Soll ich ihn wissen lassen, dass ich es bereut habe, ihn zu verlassen?«

Sascha wusste nicht, was richtig war. Er wusste nicht einmal, wie er selbst dazu stand, Andreas noch einmal in die Augen zu sehen.

»… bedanke mich bei euch für heute. Wir machen Donnerstag an dieser Stelle weiter. Mahlzeit, alle miteinander!«

Sascha blickte auf, als der

Professor sich verabschiedete. Christopher Weedman war ihm anfangs unsympathisch vorgekommen. Es hatte einige Zeit gedauert, bis er begriff, dass er sich in erster Linie an dessen schriller Stimme stieß, die stets mit einem quäkenden Geräusch aus den Nebenhöhlen unterlegt war. Der pfannkuchenbreite, britische Akzent machte es anfangs nicht leichter, sich mit Christopher, der sich von seinen Studenten duzen ließ, zu unterhalten. Böse Stimmen behaupteten, dass der Professor einzig deshalb an der Universität

geblieben war, weil man keinem Patienten sein eigenartiges Sprechverhalten zumuten konnte.

Mittlerweile mochte Sascha Christopher ausgesprochen gern. Nicht nur, weil er sich Mühe gab, sein Fach anschaulich zu vermitteln, sondern auch, weil er ein offenes Ohr für seine Studenten hatte und meist für einen guten Rat zu haben war.

Während um ihn herum Gespräche entbrannten und Taschen zusammengepackt wurden, blieb Sascha sitzen. Er hörte Svenjas Stimme in seinem

Hinterkopf: »Sprich mit dem Prof. Ich sehe dir doch an, dass du dir den Kopf zerbrichst. Er kennt die Geschichte wenigstens schon. Mit mir redest du ja nicht darüber. Als Psychologiestudent solltest du ja wohl am besten wissen, dass man solche Sachen nicht totschweigen kann.«

Solche Sachen. Hatte er sich in den Anfangstagen des Studiums wirklich so merkwürdig aufgeführt? In den Monaten, als sie sich alle kaum kannten und er nachts oft am Küchentisch saß, weil er nicht schlafen konnte? Oder plötzlich wie

wild in den Zeitungen kramte, auf der Suche nach … irgendetwas? Wahrscheinlich. Warum sonst schickte Svenja ihn im übertragenen Sinne zum Psychologen, nachdem er seinen Ex-Freund getroffen hatte?

Noch während Sascha sich nach dem Warum fragte, griff er nach seinen Sachen. Seine Füße setzten sich selbstständig in Bewegung. Nicht hinaus zur Tür und durch die Flure in Richtung Kantine, wo er mit Isabell und ihrem Freund zum Essen verabredet war, sondern nach unten. Hinunter auf das Podium und

auf die im Neonlicht glänzende Halbglatze seines Professors zu. Gut, dann würde er eben dessen Rat einholen. Wie praktisch, dass seine Füße ohne Rücksprache mit dem Kopf entschieden hatten. Am Pult angekommen räusperte Sascha sich.

Christopher sah auf und nickte ihm grüßend zu. »Schön dich zu sehen.« Er lächelte. »Verschlafen? Ich habe dich gesehen, als du vom Bus hierher gerannt bist.«

»Nicht wirklich«, wehrte Sascha ab, bevor er zugab: »Na, ein bisschen eng war es schon.«

»Nett von dir, dass du dich beeilt hast, statt wie ein Elefant in die Vorlesung zu platzen«, seufzte Christopher. »Da kenne ich ganz andere Kandidaten.« Ordentlich verstaute er einige Unterlagen in seiner ledernen Schultasche und schaltete den Projektor aus. Anschließend warf er dem Studenten einen schnellen Blick zu. »Was gibt es? Kann ich irgendetwas für dich tun?«

Unsicher fuhr Sascha sich über das schlecht rasierte Kinn. »Ich weiß nicht. Kommt drauf an. Hast du ein paar Minuten Zeit?«

Der Professor sah auf die Armbanduhr, dann nickte er: »Ja, das sollte kein Problem sein. Allerdings wäre es mir lieb, wenn du mit mir kommst. Ich muss noch etwas in der Bibliothek abholen. Unterwegs können wir uns unterhalten.«

Dieser Vorschlag kam Sascha sehr entgegen. Im Gehen redete es sich leichter. Ungeduldig wartete er, bis Christopher sich die Tasche unter den Arm klemmte und ihm zunickte. Gemeinsam stiegen sie die Treppen hoch und traten in den von mannshohen Fensterfronten

gesäumten Flur. Das Gewirr der Studenten im Hof zwei Etagen tiefer erinnerte an einen Ameisenhügel – alle Tierchen waren auf dem Weg zur Futterquelle, der Kantine, auf der anderen Seite des Platzes.

»Also? Wo drückt der Schuh?«, fragte Christopher freundlich. Deutsche Redewendungen klangen aus seinem Mund immer ein wenig putzig.

Sascha straffte die Schultern. Er hatte seinen Professor angesprochen. Jetzt konnte er nicht mehr zurück; selbst, wenn er gewollt hätte. Noch einmal sprach

er sich Mut zu – warum eigentlich? –, bevor er sagte: »Du erinnerst dich daran, dass ich dir mal von meinem Ex-Freund erzählt habe?«

»Hm, war das nicht der junge Mann mit der schweren Agoraphobie, zu dem du den Kontakt verloren hast?«

»Genau.« Sascha war froh, dass Christopher sich an ihre Gespräche über Andreas in früheren Semestern erinnerte. Er hätte die Geschichte ungern von vorn erzählt. »Ich habe ihn vor ein paar Tagen wiedergesehen. In einer Bar.«

Christopher neigte leicht den Kopf

und machte ein Gesicht, als wolle er stumm Anerkennung ausdrücken. »Per Zufall, nehme ich an.«

»Ja. Es war unglaublich, ihn dort sitzen zu sehen, als wäre er nie krank gewesen. Als hätte er nie ein Problem gehabt, auch nur einen Fuß aus der Haustür zu setzen«, begann Sascha sich Luft zu machen.

»Das war sicherlich ein tolles Erlebnis. Wie war noch mal sein Name? Andre?«

»Fast. Andreas.«

Sie passierten die Getränkeautomaten am Ende des Flures und nahmen die Treppe zur

Eingangshalle. Schwüle Luft schlug ihnen entgegen, als sie das Gebäude hinter sich ließen und die Ameisenpfade des Campus betraten.

»Andreas also«, wiederholte Christopher. »Aber ich schätze, es ist nicht deine Begeisterung über seine Fortschritte, die dich zu mir getrieben hat, oder? Habt ihr euch unterhalten?«

Sascha schnaubte. »So etwas Ähnliches. Sagen wir, er war nicht … glücklich, mich zu sehen.« Für eine Sekunde schloss er die Augen und tat den nächsten Schritt blind.

»Ich habe versucht, mit ihm zu reden. Er wollte nicht. Aber irgendwie konnte ich ihn nicht gehen lassen. Ich war so froh, ihn nach all der Zeit zu sehen. Also bin ich ihm hinterher. Er ist blindlinks über die Straße gerannt. Ich dachte, er klebt gleich am nächsten Auto. Als ich ihm nachgerufen habe, hat er gesagt, ich solle verschwinden. Das könne ich schließlich so gut.«

Der Professor musterte Sascha von der Seite und hielt inne, als er dessen gequälten Gesichtsausdruck bemerkte. »Nun, ich vermute, er hat es dir übel genommen, dass du

dich von ihm getrennt hast. Davon war auszugehen. Aber es ist gut zu wissen, dass es ihm besser geht als damals.«

»Ja, natürlich«, rief Sascha etwas zu laut. »Aber ich … wollte mit ihm reden und will es immer noch. Um diese Sachen zu klären, die passiert sind. Ich weiß jetzt auch, wo ich ihn finden kann.«

Überrascht zog Christopher die Nase kraus. »Bist du ihm etwa nach Hause gefolgt? Er wird dir seine Adresse doch nicht freiwillig verraten haben.«

»Nein. Also ja. Doch. Er wohnt

anscheinend schräg gegenüber der Kneipe. Ich habe ihn dort ins Haus gehen sehen. Natürlich bin ich ihm nicht weiter nachgerannt. Ich bin doch kein Stalker. Es ist … ich weiß nicht mehr, wo mir der Kopf steht. Ich möchte ihn so gerne sehen und ihm alles sagen, was ich ihm damals nicht gesagt habe.«

»Was hält dich davon ab?«, hakte Christopher dazwischen. Mittlerweile lauschte er konzentriert und schien vergessen zu haben, dass er dringend in die Bibliothek musste.

Aufgewühlt sackte Sascha gegen

eine nahe Bank und ließ seine Jacke zu Boden gleiten. »Mein Verstand hält mich davon ab. Ich habe damals Fehler gemacht. Ich habe ihn allein gelassen, obwohl ich wusste, dass er Hilfe brauchte. Ich habe ihm versprochen, für ihn da zu sein und bin es nicht gewesen. Ich bin gegangen, weil ich zu viel Angst hatte. Und deswegen frage ich mich: Wenn ich jetzt zu ihm gehe und mit ihm rede, mache ich das, damit ich mein schlechtes Gewissen loswerde oder um ihm einen Gefallen zu tun? Was, wenn ich bei ihm alte Wunden aufreiße und es

ihm schlechter geht? Was, wenn ich hinterher weggehe und es wieder verbockt habe? Was, wenn wir über alles reden und ich ihm damit schade? Immer davon ausgehend, dass er sich überhaupt darauf einlässt.«

Und dann wäre da noch Nils und die Tatsache, dass du dir eigentlich gar nicht so viele Gedanken um Andreas machen solltest, meckerte etwas in Saschas Hinterkopf und brachte ihn damit in noch größere Schwierigkeiten. Hatte er nicht Donnerstag noch fest behauptet, er wolle Andreas gar nicht mehr

sehen? Wann in den letzten Tagen war daraus »Ich muss unbedingt mit ihm reden?« geworden?

»Was von fachlicher Seite aus das Richtige ist, kann keiner von uns sagen. Ferndiagnosen sind immer gefährlich«, erklärte Christopher nach kurzer Überlegung. Er rieb sich das Kinn. »Ich merke nur, dass du Angst davor hast, wieder einen Fehler zu machen. Verständlich, denke ich. Allerdings kenne ich Andreas nicht und kann erst recht nicht beurteilen, wie es ihm gerade geht und ob er das Bedürfnis hat, die Ereignisse von damals zu

klären. Normalerweise ist es besser, solche Dinge aufzuräumen, aber …« Er verstummte nachdenklich. Eine tiefe Falte teilte seine Stirn.

»Aber?«, bohrte Sascha nach. Er war nicht sicher, ob ihm die Meinung des Professors gefallen würde.

Mitleidig betrachtete Christopher ihn, bevor er freundlich sagte: »Du weißt zu wenig. Beispielsweise, in welcher Phase der Therapie Andreas gerade steckt. Du hast genug Einblick, um zu wissen, dass unter gewissen Umständen zusätzliche Belastungen schnell zu

viel werden können. Wenn du es darauf ankommen lässt, kann es sein, dass du Andreas überforderst. Natürlich geht es um dein schlechtes Gewissen. Du würdest gerne aufräumen. Aber wenn du mich fragst, ob das auch das Richtige für Andreas ist, habe ich Zweifel. Du sagtest, er wäre Hals über Kopf über die Straße gerannt?«

Sascha nickte stumm.

»Das sieht schon nach einer Panikreaktion aus. Ich kann dir diesen Rat nur als Mensch geben, nicht als dein Professor. Aber ich an

deiner Stelle würde darauf verzichten, ihn zu besuchen. Versuch das Kapitel für dich abzuschließen und lass ihn seinen Weg gehen.«

»Das heißt, ich tue ab jetzt so, als wären wir uns nie wieder begegnet?«, fragte Sascha tonlos nach.

»Nein«, lächelte Christopher traurig und legte ihm eine Hand auf die Schulter. »Du verhältst dich zukünftig wie ein Mensch, der einen ehemaligen Partner wiedergesehen hat und der dankbar ist, dass es ihm heute gut geht.«

»Mist.« Die Enttäuschung schien Saschas Stimmbänder zu verknoten.

»Ja.«

Nachdem sie sich voneinander verabschiedet hatten, schickte Sascha Isabell eine SMS. Das gemeinsame Essen sagte er mit Verspätung ab. Ihm war nicht nach Gesellschaft zumute. Er wollte allein sein. Allein mit dem Gefühl, etwas Wertvolles zum zweiten Mal verloren zu haben.

Kapitel 9

»Nimmst du mal bitte deine Zunge aus meiner … bah … Nase? Danke schön.«

Lachend lehnte Andreas sich zurück. Mit beiden Händen versuchte er, Triton davon abzuhalten, ihm das Gesicht und die Ohren abzuwaschen. Übermütig machte der Kuvasz Anstalten, die Tatzen auf die Schultern seines Spielgefährten zu legen. Auch dem schob Andreas einen Riegel vor, bis

Triton aufgab und stattdessen den Kopf auf sein Bein sinken ließ. Seine Rute peitschte freudig von rechts nach links.

»Glücklicherweise bist du frisch entwurmt«, murmelte Andreas. Mit der freien Hand wischte er sich über das Gesicht. »Teufelskerl, du.«

Hund und Mann wirkten vertraut, wie sie auf der Wiese hinter dem Tierheim saßen und miteinander spielten. Tritons helles Fell hob sich vom mit Unkraut durchwachsenen Grün ab, als er auf die Seite rollte, um sich den Bauch streicheln zu lassen.

Andreas’ Züge zeigten einen Ausdruck zwischen entspannter Zufriedenheit und kriegerischer Aktivität. Er hatte nicht damit gerechnet, dass es ihm so schnell besser gehen würde. Am Freitag war es ihm vorgekommen, als würde er innerlich und äußerlich verglühen. Am Samstag hatte er Köninger verflucht und sich geschworen, nie wieder einen Fuß in dessen Sprechzimmer zu setzen. Den Sonntag über hatte er auf der Terrasse gelegen und vor Wut über den Verlust der perfekten Woche geheult. Und am Montag – heute –

war er aufgestanden und ins Tierheim gefahren.

Ursprünglich war er fest davon ausgegangen, dass die Ereignisse der vergangenen Woche ihm das Leben schwer machen würden. Aber er war hier. Irgendwann zwischen dem Reinigen der Katzentoiletten und der Jagd nach einem entflohenen Hamster hatte er aufgehört, heimlich auf eine Panikattacke zu warten.

Der alte Andreas, der noch in ihm lebte, wollte sich zu Hause einrollen. Sein neues Selbst hatte gelernt, dass es ihm dadurch nicht

zwingend besser ging. Schon gar nicht, wenn man bedachte, wie sehr Triton es liebte, seine Frühstückspause mit ihm im Freien zu verbringen.

Hätte Andreas früher jemand gesagt, dass eine Zeit käme, in der ihm das Schwanzwedeln eines Hundes oder das Schnurren einer Katze etwas geben würde, hätte er demjenigen einen Vogel gezeigt. Aber es stimmte. Wenn er am Morgen als Erstes zu Triton ging, fühlte er sich schlagartig besser. Der Hund freute sich auf eine ehrliche, selbstlose und

überwältigende Weise, obwohl er die meisten Tierpfleger ablehnte. Nur wenn Andreas zu seiner Box kam, sprang er auf und sagte mit dem ganzen Körper: »Da bist du ja! Du gehörst zu meinem Rudel. Ich will dich bei mir haben.«

Vielleicht war es erbärmlich, sich über die Liebe eines Hundes zu freuen. Andreas scherte sich nicht darum, denn Tritons Zuneigung war bedingungslos.

»Das ist mehr als man von gewissen anderen Leuten behaupten kann, nicht wahr?«, murmelte Andreas.

Gedankenverloren kämmte er mit den Fingern durch das dichte Fell und löste die Knoten darin.

Sascha spukte ihm im Kopf herum. Er und die Frage, ob es wirklich von Bedeutung war, noch einmal miteinander zu sprechen. Andreas wusste inzwischen, dass er Köningers Einschätzungen und Ratschlägen trauen konnte. Er wollte nicht mit Sascha reden. Doch der Gedanke, dass sein erster Freund ein Hemmschuh für alle weiteren Beziehungen sein könnte, stieß ihm sauer auf. Er machte ihn sogar wütend.

»Konnte er nicht einfach wegbleiben? Was wollte er damals von mir? Er hat mich gebraucht, oder? Weil es ihm selbst dreckig ging und er niemanden kannte. Hat er anfangs ja sogar gesagt«, fuhr Andreas fort. Er sprach leise in sich hinein, aber er sah, wie Tritons Ohren zuckten. Manchmal tat Reden eben doch ganz gut, und solange der Hund reagierte, konnte nicht einmal von einem Selbstgespräch die Rede sein. »Ja, meine Güte. Ich ihn doch auch. Aber warum musste er mich Donnerstag anquatschen? Es ist ewig vorbei. Wieso rennt er

mir nach? Überhaupt, was sollte das heißen? Er hat behauptet, dass er immer wissen wollte, was aus mir geworden ist. Von wegen. Wenn das so war, hätte er ja nur den Mund aufmachen müssen, oder Triton?« Der Hund streckte sich, als er seinen Namen vernahm, und gähnte lautstark. »Genau, sehe ich auch so.«

Andreas würde nichts unternehmen. Vielleicht änderte er seine Meinung, wenn er Sascha zufällig noch einmal begegnete. Dann konnte er ihm sagen, für was für einen Dreckskerl er ihn hielt. Bis

dahin würde er das tun, was er schon am Wochenende getan hatte: sich jemanden ausmalen, der mit ihm zusammen sein wollte. Jemanden, der seine Macken ertrug und ihm das Gefühl gab, nicht allein zu sein. Jemanden, der ihn genauso brauchte wie Andreas ihn. Er wollte nicht die wandelnde Schwachstelle seiner zukünftigen Beziehung sein. Er brauchte keinen Mann, der auf rohen Eiern um ihn herumschlich. Wonach er sich sehnte, war jemand, zu dem er nachts ins Bett kriechen konnte, wenn es ihm dreckig ging, und der ihm erlaubte,

das Gesicht zwischen seinen Schulterblättern zu verbergen.

Eine Weile hing Andreas noch seinen Gedanken nach, bevor er sich aufraffte und Triton zu sich rief, der in den letzten Minuten mit der Nase am Boden die Wiese erkundet hatte. Folgsam kam der Kuvasz zu ihm. Eigentlich war es nicht im Sinne des Tierheims, dass Andreas Triton frei laufen ließ. Aber die Vergangenheit hatte erwiesen, dass der Hund Andreas überall hin folgte, selbst zum Tierarzt. Deswegen hatte er den Segen des Leiters, Triton frei über die Grünflächen

tollen zu lassen.

Andreas hatte gerade die Leine eingehakt, als sein Handy in der Hose zu vibrieren begann. Missmutig verzog er das Gesicht. Naturgemäß besaßen nicht viele Leute diese Nummer. Köninger, seine Eltern, sein Großvater, Mandy. Letztere lud gerade in einiger Entfernung auf dem Innenhof Futter ab. Auf die anderen Alternativen konnte er verzichten.

»Schon armselig, wenn man hofft, dass es sich um einen dummen Werbeanruf handelt«, sagte Andreas spöttisch zu sich

selbst.

Als er aufs Display sah, erkannte er die Büronummer seines Vaters. Er hatte die Kombination nie abgespeichert, aber sie war ihm in Fleisch und Blut übergegangen. Das Wissen kam aus einer Zeit, in der er sie noch benutzt hatte, weil er darauf baute, dass seine Eltern nach Hause kamen, wenn er darum bat. Manchmal waren sie gekommen. Nie so schnell, wie er es sich wünschte, und sie waren nicht lange geblieben, aber man konnte nicht behaupten, dass sie ihn vollends ignoriert hatten.

Trotzdem hatte er später nicht mehr angerufen.

»Ja?«, nahm Andreas den Anruf entgegen. Seine Hand lag um Tritons Halsband. Er konnte nichts gegen den Widerwillen unternehmen, der ihn erfasste, wenn er mit seinen Eltern sprach.

Wie so oft in der letzten Zeit klang Richard von Winterfeld zögerlich, als er sich meldete: »Grüß dich. Ich dachte, ich rufe mal an und frage, ob alles in Ordnung ist. Mit der Wohnung zum Beispiel.«

»Was sollte nicht in Ordnung sein?«, gab Andreas mit verdrehten

Augen zurück. »Ich habe sie nicht angezündet, falls du das meinst.«

»Nein, natürlich nicht. Aber nachdem du neulich meintest, dass die Treppe nicht in Ordnung ist, wollte ich nachfragen. Hat sich die Verwaltung darum gekümmert?«

»Sicher. Das Geländer war ja auch nur locker. Das war in Null-Komma-Nix gegessen. Mit der Wohnung ist alles bestens.«

Er hörte ein kleines Geräusch, das mit viel gutem Willen als Seufzen verstanden werden konnte. »Dann kommst du also zurecht?«

»Klar komme ich zurecht. Ich

habe versprochen, dass ich mich melde, wenn es Probleme gibt.« Andreas fand diese Art von Telefonaten fürchterlich. Er hatte den Eindruck, dass sie auf falsch verstandenem Verantwortungsgefühl beruhten. Ein bisschen spät, wenn man ihn fragte. »Hör mal, ich habe keine Zeit zu reden. Meine Pause ist vorbei. Ich muss wieder an die Arbeit.« Das letzte Wort ließ Andreas genüsslich auf der Zunge zergehen.

»Oh, dann will ich dich nicht aufhalten. Wir sprechen uns. Pass gut auf dich auf.«

»Ja, Papa, mache ich. Bis dann.«

Nachdem Andreas aufgelegt hatte, sah er zu Boden. Er war sich sicher, dass die Wiese nun einige Zentimeter weiter von ihm entfernt war. Kurz, er kam sich ein gutes Stück größer vor. Er lächelte.

Oh, er wusste, dass sein Vater das Praktikum im Tierheim nicht ernst nahm. Ihm war auch klar, dass seine Mutter sich davor ekelte, dass er Hundekot einsammelte und den Urin von Nagetieren aus Käfigen putzte. Erbrochenes beseitigte, streunende Katzen von Zecken befreite. Dabei war, wenn

Abszesse von misshandelten Tieren geöffnet wurden.

In einem Tierheim beschäftigt zu sein, bedeutete nicht, dass man den lieben langen Tag mit niedlichen Hunden spielte. Es bedeutete, dass man vor Augen geführt bekam, wie schäbig manche Menschen mit ihren Vierbeinern umgingen, und dass man Tiere sterben sah, wenn ihnen nicht zu helfen war.

Egal, wie sinnlos die von Winterfelds seine Beschäftigung finden mochten, Andreas arbeitete. Er ging jeden Tag einem geregelten

Leben nach. Er tat etwas Gutes, indem er den Tierheimangestellten ihren Knochenjob erleichterte. Und er wurde hier geschätzt. Von den Tieren, von den Kollegen, von der Tierheimleitung, von der Ärztin. Das war mehr, als er zu Hause je erreicht hatte. Er arbeitete. Diese Gewissheit konnte ihm niemand nehmen.

»Komm, Großer. Wir machen uns auf den Weg. Da wartet eine Futterlieferung auf uns, und wir können Mandy ja nicht alles alleine machen lassen, oder?«

Triton brummte zustimmend und

drückte den Kopf an Andreas' Bein.

* * *

Sascha hätte nicht gedacht, dass man jemanden nach so langer Zeit wieder so schrecklich vermissen konnte.

Er wollte sich an Christophers Rat halten. Er wollte es wirklich. Aber seit ihrem Gespräch am Vortag war der Drang, Andreas wiederzusehen, nur noch heftiger geworden.

Sascha sah ja ein, dass er nicht in Andreas' Leben platzen und Stress verursachen sollte. Er durfte ihm

seine Seite der Geschehnisse nicht aufzwingen. Christophers Argumente ließen sich nicht widerlegen. Sascha konnte nicht überblicken, wie es Andreas ging und was er ihm zumutete, wenn er mit Erklärungen, Entschuldigungen und dem Wunsch nach Wiedergutmachung vor seiner Tür stand. Aber er hatte so lange gewartet …

Frustriert fegte Sascha das Lehrbuch vom Bett und ließ den Kopf an die Stelle fallen, an welcher der dicke Wälzer das Kissen glatt gebügelt hatte. Die neu erwachte

Sehnsucht war furchtbar. Er hungerte danach, den alten Andreas wiederzufinden und den neuen kennenzulernen. Zwischen ihnen war so viel Harmonie gewesen, so viel Humor und so viel Verständnis für die Launen des anderen.

Andreas hatte ihn damals im besten Sinne irrsinnig gemacht. Er konnte bewegungslos auf dem Bett liegen und doch mit jedem Atemzug dafür sorgen, dass Sascha vor Lust verging und ihm näher kommen wollte, bis zwischen sie kein Blatt Papier mehr passte. Nicht einmal

das hatte gereicht. Sascha wollte tiefer in Andreas eindringen – in jedem Wortsinn. Er wollte unter seine Haut schlüpfen, und das hatte ihm rasende Angst gemacht, die er unter einem Wall aus Hilfsbereitschaft und Souveränität zu verbergen suchte.

Ein Depp, ja, das war er gewesen. Ein ahnungsloser Jungspund, der glaubte, mit viel gutem Willen und einer helfenden Hand Wunder vollbringen zu können. Ihm war nicht bewusst gewesen, worauf er sich einließ. Tanjas gut gemeinte Ratschläge

und vorsichtige Hinweise hatte er geflissentlich ignoriert.

Warum? Weil er Andreas brauchte und wollte und verliebt war. Verliebt und so verdammt naiv, dass er sich an den Kopf fasste.

Heute war Sascha weniger blauäugig. Dennoch wollte etwas in ihm … Dinge, die ihn nervös machten. Dinge, die es ihm möglich machen würden, sein schlechtes Gewissen zu den Akten zu legen. Dinge, die sich oberflächlich anhörten und es vermutlich auch waren.

Warum sonst war er heute Nacht verschwitzt und mit gewaltiger Erektion aus einem Traum hochgefahren, der ihn in bessere Zeiten mitnahm?

Die Dusche in der Villa der von Winterfelds. Andreas und er unter dem heißen Wasser. Freier Platz um sie herum und trotzdem Haut an Haut. Schaum zwischen ihnen, nasse Haare, die Sascha an der Schulter kitzelten. Küssen und aneinander festhalten. Suchen und finden, voreinander stehen und die Finger nicht stillhalten können. Andreas' unterdrücktes Keuchen

hören und davon so verdammt scharf werden, dass er von jeder weiteren Tagesplanung, die nicht mit dem Bett oder dem Fußboden zu tun hatte, Abstand nahm.

Allein aufzuwachen fühlte sich danach an, als wäre er statt in die blaugrüne Unterwasserwelt der Karibik in einen stinkenden Tümpel gesprungen; umgeben von totem Fisch und Wasser, das diesen Namen nicht verdiente.

Bevor Sascha seine Gedanken vertiefen konnte, schlug die Wohnungstür zu. Er konnte die Tassen in den Küchenschränken

nebenan hüpfen hören.

»Bitte nicht«, flehte er und warf schützend den Unterarm über die Augen, als könne er dadurch die Welt im Allgemeinen – und seine Mitbewohner im Besonderen – ausschließen.

»… regst dich ein bisschen zu sehr auf? Es ist ja nicht, als hätten sie … Tresen miteinander gevögelt, oder?«

»Du bist meine beste Freundin! … mir sagen müssen! Stattdessen muss ich es von dieser Klatschtante Miri um die Ohren gehauen bekommen.«

»Meine Güte, Nils!« Svenjas Tonfall gewann an Schärfe und damit an Lautstärke. »Sie hat es dir nicht um die Ohren gehauen. Du kennst sie doch. Sie fand ihn halt ganz niedlich. Deswegen hat sie gefragt, ob wir ihn kennen. Sie konnte doch nicht ahnen, was es mit ihm auf sich hat.«

»Ja, aber du wusstest es genau und hast mich nicht einmal gewarnt.«

»Nils …«

»Nein, lass mich bloß in Ruhe. Jetzt rupfe ich erst mal ein Hühnchen mit meinem Freund.«

»Meinst du nicht, dass …«

»Nein!«

Sascha stöhnte und konzentrierte sich darauf, sofort unsichtbar zu werden. Die Katze war aus dem Sack. Nils wusste Bescheid. Er hatte es ihm selbst sagen wollen, das Vorhaben jedoch nach hinten verschoben. Das Timing war zu schlecht. Er fürchtete, die Kontrolle über seine Gesichtszüge zu verlieren, wenn er von Andreas sprach.

Miri. Ewiger Single. Sie war ein nettes Mädel, aber nicht einmal als Hetero hätte Sascha etwas von ihr

wissen wollen. Sie war zu laut, zu hip und zu bemüht in ihrem Ansinnen, einen Mann in die Finger zu kriegen und zwecks baldiger Verpaarung mit Zuchterfolg zu fesseln. Hätte sie nicht wegsehen können, sodass sie Andreas nicht bemerkte?

Ein gehässiges Stimmchen in Sascha wisperte: »Ätsch, Andreas wirst du nie kriegen. Der spielt nicht in deiner Liga.«

Nils gab sich nicht die Mühe anzuklopfen. Sein schmales Gesicht stand in Flammen, als er die Tür aufriss und uneingeladen in Saschas

Zimmer stapfte. Er baute sich neben dem Bett auf und verschränkte die Arme. »Und? Meinst du nicht, du hast vergessen, eine Kleinigkeit zu erwähnen? Wann wolltest du mir sagen, dass du deinen heiligen Andreas getroffen hast? Hattet ihr Spaß miteinander? Muss ich einen HIV-Test machen? Ich frag ja nur so.«

Für einen Moment war Sascha versucht, aufzuspringen, Nils am Kragen zu packen und ihn aus dem Zimmer zu werfen. Er hasste solche Auftritte. Er hasste es, wenn Nils sich wie ein Mädchen benahm und

hysterisch wurde. Am meisten hasste er jedoch die hochmütige Maske auf Nils' Gesicht, wenn er von Andreas sprach.

Der harsche Tonfall tat sein Übriges, um Saschas Widerwillen zu wecken. Er setzte sich auf und verengte die Augen. »Seit wann bin ich dir Rechenschaft schuldig, wann ich wem durch Zufall über den Weg laufe? Soll ich demnächst eine Liste erstellen, wer in der Uni neben mir gesessen hat?«

Nein, das war nicht der richtige Weg, um Frieden zu stiften. Aber dass aus einer ungeplanten

Begegnung gleich die Unterstellung wuchs, er wäre mit Andreas ins Bett gegangen – ungeschützt wohlgemerkt –, kotzte Sascha an. Von der Art, wie Nils draußen mit Svenja umgesprungen war, ganz zu schweigen.

»Nur, wenn irgendwelche Ex-Freunde dabei sind, denen du immer noch hinterher heulst«, schoss Nils zurück.

»Ich heule Andreas nicht hinterher«, leugnete Sascha, bevor er tief Luft holte und sich im wahrsten Sinne des Wortes auf die Zunge biss. Er musste sich

beruhigen. Er wollte keine Szene. Wenn er sich auf Nils' Laune einließ, war es nur eine Frage der Zeit, bis die Fetzen flogen. Eine Spur gefasster fügte er hinzu: »Es ist nichts passiert. Wir sind ihm zufällig in der Kneipe über den Weg gelaufen, ich habe kurz mit ihm gesprochen. Das war's. Und falls es dich beruhigt, er war nicht begeistert, mich zu sehen.«

Das tat weh. Jedes Mal wieder, wenn Sascha in sich den Augenblick wach rief, in dem Andreas ihm quer über die Straße zuschrie, dass er verschwinden sollte. Der Verlust

seiner geheimsten Fantasien bohrte sich als glühender Schürhaken einen Weg von seinen Nieren quer durch den Magen und weiter in die Lungen, bis er daran zu ersticken drohte.

»Ach ja? Und warum weiß ich dann von nichts? Warum hat Svenja den Mund gehalten? Wenn nichts gewesen ist, hättet ihr es mir ja einfach erzählen können, statt darauf zu warten, dass ich wie ein Vollidiot in der Mensa sitze, während Miri von deinem tollen Bekannten schwärmt«, legte Nils zielsicher den Finger in die Wunde.

Sascha kam sich vor, als stünde er vor Gericht, und das ärgerte ihn. Ein bisschen Vertrauen verdiente er doch wohl.

»Weil wir genau wussten, dass du dich aufregen würdest«, drang Svenjas Stimme zu ihnen herein. Sie schob sich in den Türrahmen und blieb dort stehen. Auch ihr Gesicht war gerötet und ließ ahnen, dass sie den ganzen Weg von der Mensa hierher mit Nils gestritten hatte.

Dankbar für die unerwartete Hilfe nahm Sascha den Faden auf: »Was erwartest du denn von mir? Ich

kenne dich inzwischen gut genug, um zu wissen, dass … wie dem auch sei. Wir haben oft genug über Andreas gesprochen. Sollte ich dir das nach der Sache mit deiner Schwester auch noch um die Ohren hauen? Du hast doch nun wirklich genug Stress.«

»Genau«, höhnte Nils. »Ihr wolltet mich schonen. Wie nett von euch. Ich bin kein kleines Mädchen, falls euch das noch nicht aufgefallen ist. Komm, Sascha, mach mir doch nichts vor. Ich wette, du hast vor Begeisterung Luftsprünge gemacht, als du deinen Andreas

wiedergesehen hast. Ich hatte doch nie eine Chance gegen ihn.«

Sascha schlug auf das Kopfkissen ein. Seine Ohren waren merkwürdig heiß, und hinter seiner Stirn pochte es.

»Ja, klar!«, rief er mit kratzender Stimme. »Ich habe Luftsprünge gemacht, als ich ihn gesehen habe. Verdammte Scheiße, ich dachte, er hätte sich was angetan. Natürlich habe ich mich gefreut. Und ich hätte es dir auch erzählt, wenn du deine bescheuerte Eifersucht ein bisschen besser im Griff hättest.«

Nils lief dunkelrot an und schrie:

»Eifersucht? Eifersucht nennst du das, wenn du genau weißt, dass dein Freund dich im Handumdrehen gegen seinen Ex ersetzen würde, wenn er könnte? Wenn du genau weißt, dass du abgeschrieben bist, sobald der Typ einmal mit den Fingern schnippt? Ich will dir mal was sagen: Dein ganzes Gejammer, dass du alles falsch gemacht hast und an allem Schuld bist, das kannst du dir in die Haare schmieren. Du bist ihm nachgerannt, du hast bei seinen Eltern an der Haustür gekratzt und sonst etwas versucht, um ihn

wiederzusehen.

Schon mal auf den Gedanken gekommen, dass dein heiliger Stecher sich von selbst gemeldet hätte, wenn er dich hätte sehen wollen? Ich wette, er war froh, dich loszuwerden. Und du Penner rennst ihm nach drei Jahren noch nach. Er hat dich verarscht. Die ganze Zeit über. Kapier das endlich!«

»Mann …«, hauchte Svenja sichtlich entsetzt und sackte in sich zusammen.

Sascha hingegen konnte spüren, dass ihm alles Blut dem Gesicht schwand. Es kribbelte in seinem

Nacken, während er verzweifelt nach Worten suchte. Nils hatte manchmal seine divenhaften Momente, ja. Aber dass er dermaßen unverhohlen in Saschas Wunden stach, war noch nie vorgekommen. Er versuchte sich zu sagen, dass Nils litt und deswegen verbal um sich schlug. Dass ihn die Schwierigkeiten in seiner Familie aufrieben und er fürchtete, seinen Freund zu verlieren.

Aber Sascha konnte nicht. Er konnte nicht gerecht sein oder in Betracht ziehen, dass Nils unglücklich war und deswegen über

die Stränge schlug. Er konnte nur zwei Dinge sehen: die Enttäuschung in Nils' Augen und die Perspektivlosigkeit ihrer Beziehung. Vielleicht zum ersten Mal gestand er sich bewusst ein, dass er in diesen aufgebrachten Zinnzahn, der ihn wütend anfunkelte, nicht verliebt war. In diesem Augenblick war er sich nicht einmal sicher, ob er Nils mochte.

Sascha warf einen hilflosen Blick in Svenjas Richtung, bevor er leise sagte: »Raus hier.«

»Okay«, wisperte die Mitbewohnerin, die sich

angesprochen fühlte.

»Nicht du. Er.«

Nils schnappte nach Luft. Die Wut schwand aus seinen Zügen. Sie ließ Entsetzen und ja, auch Schmerz zurück. »Du wirfst mich raus?«

»Du hast mich verstanden«, entgegnete Sascha tonlos. »Wir reden später, vielleicht morgen. Wenn du jetzt bleibst, werde ich etwas sagen, was wir beide bereuen.«

»Du kannst mich doch nicht vor die Tür setzen. Und … und du hast mir versprochen, dass wir heute Abend ins Kino gehen.«

»Raus!«

Unfähig, länger ruhig sitzen zu bleiben, sprang Sascha auf. Er gab sich jede Mühe, seinen Zorn im Zaum zu halten. Aber unter seiner Schädeldecke kochte es. Da kam Nils hierher, unterstellte ihm Betrug, kränkte ihn tief und wollte hinterher mit ihm ins Kino gehen?

Sascha konnte Nils nicht länger in die Augen sehen. Er spürte, dass dessen giftige Saat in ihm einen Nährboden fand. Vielleicht hatte Nils recht. Vielleicht hatte Andreas sich nie melden wollen. Zu seinem Entsetzen bildete sich Druck hinter

Saschas Augen. Ruckartig wandte er sich ab und starrte aus dem Fenster, als wäre im Graffiti der nahen Häuserwand die Frage nach dem Sinn des Lebens verborgen.

Hau schon ab, schrie er Nils stumm an. Geh und lass mich allein. Ich kann dich nicht um mich ertragen.

Sascha atmete erst auf, als er die Tür hörte. Sie schlich sich geradezu ins Schloss. Seine Schultern sackten herab. Nach Halt suchend stützte er die Hände auf den Schreibtisch und gab dem Krampf in seiner Kehle nach. Ein verunglückter Laut

entkam seinen Stimmbändern, während sich eine einzelne Träne ihren Weg vom Auge über die Nasenwand zur Oberlippe suchte. Sascha leckte sie ab und schmeckte seine eigene Verzweiflung.

Vor einer Woche noch war er zufrieden gewesen. Ja, er hatte sich von Nils in eine Beziehung drängen lassen, die eher einer Zweckgemeinschaft – Sex und Trösten – gleichkam. Dennoch war er bereit gewesen, der Sache eine Chance einzuräumen.

Jetzt tat ihm alles weh. Er hatte es schon wieder verbockt. Nils war

stocksauer auf ihn und zu allem Überfluss auf Svenja. Andreas wollte Sascha nicht sehen. Und es ließ sich nicht vermeiden, dass er sich von jemandem trennte, der gerade von seiner Familie verstoßen worden war.

Sascha wusste, dass dieser Entschluss nichts mit Andreas zu tun hatte. Vielleicht hatte er ihm die Augen geöffnet, aber für seine bisherige Blindheit war er selbst verantwortlich. Er glaubte nicht, dass es eine gemeinsame Zukunft für Andreas und ihn gab, für Nils und ihn galt unglücklicherweise das

Gleiche. Und er sah keinen Weg, Nils klar zu machen, dass er nicht auf Andreas gewartet hatte.

»Fuck! Fuckfuckfuck!« Sascha trat gegen den Mülleimer, der prompt umfiel und seinen Inhalt über den Teppichboden ergoss.

Nils. Andreas. Andreas. Nils.

Beruhige dich, versuchte er sich zu sagen. Fälle keine Entscheidung. Jetzt nicht. Du bist schon wieder viel zu schnell unterwegs. Du kennst dich.

»Es tut mir leid, was er über Andreas gesagt hat«, wurde Sascha in seiner Selbsthypnose

unterbrochen. Eine Hand legte sich auf seine Schulter, sodass er erschrocken herumfuhr. Gott, er hatte gar nicht bemerkt, dass Svenja im Raum geblieben war. Sie machte ein zutiefst betroffenes Gesicht.

»Was tust du hier?«, gab Sascha rau zurück. »Solltest du nicht bei Nils sein und … keine Ahnung …«

»Ihn trösten?« Sie zuckte die Achseln. »Ich weiß nicht. Ja, gleich.« Svenja zögerte. Sascha hatte sie selten so unsicher gesehen. »Weißt du, ich dachte immer, dass du gut für ihn bist. Und

ich habe ihm immer gesagt, dass er am Ball bleiben soll. Nur jetzt … es fühlt sich an, als ob ich besser die Klappe gehalten hätte. Du wirst mit Nils Schluss machen, oder?«

Sascha antwortete nicht sofort. Erst nach langem Schweigen flüsterte er: »Ich will nicht. Ich wollte, dass es funktioniert. Aber ich glaube nicht, dass es klappen wird. Und zwar nicht wegen Andreas, sondern weil …«

»Weil du das hier nie wolltest?«

»Ja.« Sascha war verwirrt. Sprach nun sein wahres Selbst aus ihm oder der verletzte Mann, der

seinerseits verletzen wollte?

Svenja schürzte die Lippen. »Ich kenne Nils. Ich weiß, wie gut er auf die Tränendrüse drücken kann. Klar, er ist auch ziemlich einnehmend. Aber das hättest du dir echt früher überlegen sollen.«

»Ich habe es mir auch noch gar nicht überlegt«, wehrte Sascha sich matt. »Ich … vielleicht sehe ich es morgen ganz anders, nur wenn er dermaßen gegen Andreas schießt, das kann ich nicht haben. Ich …«

Der Tumult in seinem Inneren gewann mit jedem Wort an Kraft. Warum wurde von ihm erwartet,

dass er tausendundeine Entscheidung fällte? Mit Nils Schluss machen oder nicht. Oh ja, wollte er. Gerade in dieser Sekunde wollte er mit ihm Schluss machen, ihm eine reinhauen und ihn nie wiedersehen. Aber morgen sah die Welt wahrscheinlich anders aus.

Und überhaupt: Was interessierte ihn Nils? Es ging um Andreas. Darum, dass er sich nicht gefreut hatte, Sascha zu sehen. Darum, dass seine Augen leer geblieben waren, während Sascha vor Freude am liebsten auf die Knie gegangen wäre. Darum, dass er sich tausend

Mal erträumt hatte, wie es sein würde, Andreas vor sich zu haben, sein Gesicht zu berühren und ihm zu sagen, dass er ihn verzweifelt gesucht hatte.

»Ich kann es doch nicht ändern«, brach es aus Sascha hervor. »Ich vermisse ihn halt so. Ich kann ihn nicht vergessen. Ich kann einfach nicht anders.«

Es sprach für Svenja, dass sie trotz ihrer Freundschaft zu Nils nicht ging. Sie blieb bei Sascha, zog ihn zum Bett, wo sie ihn umarmte und weinen ließ, wie er seit Jahr und Tag nicht geweint hatte. Denn Nils

hatte ihm vor Augen geführt, was Sascha im Grunde seines Herzens immer gewusst hatte: Andreas hätte ihn finden können und keinen Wert darauf gelegt.

Kapitel 10

Seit zwei Stunden starrte Sascha auf den Monitor seines Laptops und surfte durch das Internet. Rief Seiten und Programme auf. Prüfte seine E-Mails. Wartete auf eine Rückmeldung auf EBay. Sah sich den Wetterbericht an – für Hamburg und für Kroatien, weil ihm gerade danach war. Klickte sich durch die Boulevardpresse. Rümpfte die Nase über Prominente, die in kastenförmigen Ballkleidern über

den roten Teppich schwebten. Es war anscheinend in Mode, sich in Kleinbusse zu kleiden. Fand sich erbärmlich, da er sich nicht zu schade war, sich von den Untiefen des bürgerlichen Voyeurismus gefangen nehmen zu lassen.

Er hatte die morgendliche Vorlesung geschwänzt und gedachte auch die Veranstaltungen am Nachmittag ausfallen zu lassen. Nach einer halb durchwachten, halb von schweißtreibenden Chaos-Träumen verunstalteten Nacht brauchte er einen freien Tag, um in sich aufzuräumen und sich darüber

klar zu werden, wie er zukünftig mit Nils umgehen wollte.

Sascha lächelte schwach angesichts der Fotos, die Katja neu auf ihre Website geladen hatte. Seine kleine Schwester war gar nicht mehr so klein. Vor ein paar Wochen war er nach Hause gefahren, um an ihrem Abi-Ball teilzunehmen. Das bunte Äußere ihrer rebellischen Jahre war verschwunden. Stattdessen hatte sie ein Faible für Naturtöne entwickelt. Ihr honigblondes Haar fiel ihr in Wellen auf die Schultern, als sie ihn nun vom Piccadilly Circus

aus angrinste.

Seit einer Woche war sie in London, feierte mit zwei Freundinnen ihren Schulabschluss und versetzte ihre Mutter in Angst und Schrecken. Schließlich wusste man, was jungen alleinreisenden Frauen im Urlaub zustoßen konnte. Die Zeitungen waren voll davon. Dennoch hatte sie Katja ziehen lassen.

Es war Saschas Vorschlag gewesen, ihr einen dicken Zuschuss zum Ersparten zu geben, sie in ein teures Hotel einzubuchen und sie zu verpflichten, sich einmal am Tag zu

melden. Damit hatte ihre Mutter leben können, auch wenn der Vater angesichts der horrenden Kosten gestöhnt hatte.

Katja belohnte ihre Familie, indem sie tagtäglich Fotos aus London und Umgebung ins Internet lud. Als sie die ersten Bilder von ihrem Hotel – dem St. Petersburg – online stellte, war Sascha vor Lachen beinahe vom Stuhl gefallen. Katja wirkte reichlich verloren in der eleganten Lobby; umgeben von geschäftig-höflichem Hotelpersonal und Gästen, die – nach Kleidung und Schmuck zu urteilen – zur

Oberschicht gehörten. Wenigstens konnte seine Mutter sich nun sicher sein, dass ihre Tochter ein ordentliches Frühstück bekam und kein Ungeziefer im Bett vorfand.

Sascha seufzte und schloss den Browser. Es wurde Zeit, dass er sich in Bewegung setzte. Den ganzen Morgen lang verdrängte er die Aufgabe, die vor ihm lag. Seit gestern war er sich sicher, dass kein Weg daran vorbeiging. Er hatte es wirklich versucht, doch das änderte nichts am desaströsen Ergebnis. Nils war verletzt und stocksauer, Sascha unglücklich, Svenja spielte

Notfallkrankenschwester für schwule Jungs und an Andreas durfte er gar nicht erst denken.

Sascha hasste die Situation und seine Dummheit. Er hatte gespürt, dass Nils und er bessere Freunde als Partner waren. Er hatte diese Verbindung nie gewollt, sich aber am Ende verpflichtet gefühlt, sich darauf einzulassen. Wenn man auf regelmäßiger Basis mit einem Freund ins Bett ging, musste man einkalkulieren, dass sich einer von beiden verliebte. Nun verstand Sascha, woher die Regel stammte, dass gute Freunde Freunde bleiben

sollten – und Affären Affären.

Missgelaunt zerrte er am Bund seiner Hose. Schon viel zu lange hatte er sich die Zügel aus der Hand nehmen lassen. Viel zu lange war er mit dem Strom geschwommen, ohne darauf zu achten, dass das Wasser stank. Er war gut darin gewesen, sich die Nase zuzuhalten.

Es schmerzte ihn, Nils wehzutun. Ja, Saschas Freund hatte sich wie die Axt im Wald aufgeführt. Er hatte sich eine Menge Mühe gegeben, eine Beziehung zu etablieren, gegen die Sascha sich lange und

wortreich gewehrt hatte. Nur war es nicht Nils' Schuld, dass sie sich letztendlich doch nicht miteinander wohlfühlten.

Mit trauriger Miene legte Sascha seinen Laptop schlafen und verbarg das Gesicht in den Händen, um sich zu sammeln. Etwas in ihm setzte sich zur Wehr und beschwor Bilder aus guten Tagen herauf. Er sah Nils und sich auf dem Fußboden im Flur sitzen und reden, während um sie herum die Party tobte. Ins Kino gehen und ihr Popcorn teilen. Sie tobten zusammen durch ihren Lieblingsklub. Tanzten. Tranken.

Lachten.

Letzteres war ihnen schon vor Wochen verloren gegangen. Wann hatten sie zum letzten Mal zusammen vor dem Fernseher gesessen und gelacht? Es war ewig her. Sie hatten ihre Freundschaft gegen etwas anderes eingetauscht; etwas, das angeblich besser sein sollte und es am Ende nicht gewesen war.

Hatte Nils es nie gespürt? War er glücklich mit der Situation gewesen? Wohl kaum. Sonst wäre er nicht dermaßen in die Luft gegangen. Sonst hätte er nie diese

Dinge gesagt.

Sie waren Vollidioten. Alle beide.

Sascha atmete hörbar aus, bevor er flüsterte: »Mach schon, Suhrkamp. Beweg deinen Hintern und bring es zu Ende.«

Seine Worte schwebten kurzatmig durch das Zimmer und wollten sich aus dem Fenster flüchten. Verschwinden, damit er ihrer Bedeutung nicht Folge leisten musste.

Er erhob sich. Die Welt drohte für eine Sekunde an Stofflichkeit zu verlieren, als Sascha die Zimmertür öffnete. Halb erwartete er ein

unheilschwangeres Knarren, aber es blieb natürlich still. Warum fiel es ihm so schwer, nach drüben zu gehen und ein vernünftiges Gespräch mit Nils zu suchen?

Weil sich die Geschichte wiederholt, du Rindvieh, nörgelte sein Gewissen.

Nils ist aber nicht Andreas, ermahnte Sascha sich, bevor er sich selbst einen mentalen Tritt versetzte und zum Zimmer seines Beinahe-Ex-Freundes ging. Es faszinierte ihn, wie lang ein Flur sein konnte, wenn man sich übergeben musste und das Bad

endlos weit fort schien, und wie kurz, wenn man eine unangenehme Angelegenheit zu erledigen hatte.

Er klopfte genau an die Stelle zwischen dem »Genie bei der Arbeit«-Aufkleber und dem Poster eines Mannes mit freiem Oberkörper. Das Model lächelte Sascha süffisant zu. Er war versucht, ihm die Zunge herauszustrecken.

»Komm rein.« Es klang dünn und resigniert.

Sascha fragte sich, ob Svenja Nils vorgewarnt hatte. Die Vorwürfe gegen ihre Person am Vortag

hatten sie verletzt. Dazu gehörte einiges, denn eigentlich besaß ihre Mitbewohnerin eine dicke Haut, was verbale Attacken anging. Sascha bewunderte Svenja dafür, wie sehr sie mit sich im Einklang war.

Ein letztes Mal presste er die zu kühlen Lippen aufeinander, bevor er die Tür öffnete und eintrat. Nils erwartete ihn mit ineinander geflochtenen Händen und steifen Schultern. Sie wechselten einen dunklen Blick. Sascha senkte zuerst den Kopf.

»Hey«, begann er stockend. »Ich glaube, wir müssen mal …«

»Du bist hier, um Schluss zu machen«, nahm Nils ihm das Wort aus dem Mund. Sein hübsches Gesicht wirkte aufgedunsen. Der Anblick ließ Saschas schlechtes Gewissen explodieren. Gleichzeitig verfluchte er Nils, dass er ihm zuvorgekommen war, denn nun schrie alles in Sascha: »Nein, wir bekommen das hin! Ich verlasse dich nicht.«

Stattdessen sagte er gar nichts, obwohl er wusste, dass er nur nicken musste. Nils' Offenheit war zweischneidig. Auf der einen Seite fühlte sich Sascha dadurch unter

Druck gesetzt, auf der anderen konnte er es sich leicht machen, wenn er aufrichtig genug war.

Als er nicht antwortete, wandte Nils den Blick ab und flüsterte bissig: »Ich habe immer gewusst, dass der Tag kommt. Mir war klar, dass ich abgemeldet bin, sobald Andreas wieder auftaucht.«

In Sascha zog sich etwas zusammen. Dennoch fühlte er sich bemüßigt zu sagen: »Es geht nicht um Andreas.«

»Schon klar«, schnaubte Nils. »Geht es ja angeblich nie. Wann seht ihr euch denn wieder? Heute

noch?«

»Wir sehen uns gar nicht wieder«, seufzte Sascha. Das Gespräch bewegte sich in die falsche Richtung. »Können wir … komm schon. Lass uns vernünftig miteinander reden.« Er hatte damit gerechnet, dass Nils sich an Andreas festbeißen würde. Der Zeitpunkt ihrer Trennung ließ kaum einen anderen Schluss zu.

»Reden?« Gehässig lachte Nils auf. »Was gibt es noch zu reden? Du machst Schluss. Ich kann sehen, wo ich bleibe. Warum auch nicht? Ist ja nicht so, dass ich in letzter

Zeit nicht genug Keile bekommen hätte, oder? Auf einen mehr oder weniger kommt es ja wohl nicht mehr an.« Für jemanden, der nicht reden wollte, wurde er plötzlich sehr gesprächig. Wütend fuhr er zu Sascha herum: »Was ist das Problem, wenn es angeblich nicht Andreas ist? Was stimmt mit mir nicht, dass ich nicht gut genug für dich bin? Habe ich etwas falsch gemacht? Dir nicht oft genug den Arsch hingehalten? Was hat sich von letzter Woche auf heute geändert, wenn es nicht Andreas ist?«

»Gar nichts.« Sascha konnte nicht richtig denken. Keine von Nils' Fragen ließ sich beantworten, ohne ihn zu verletzen.

»Gar nichts?«

»Ja«, nickte Sascha tonlos. Uneingeladen steuerte er auf Nils zu. Er hätte ihn gern berührt und ihm gesagt, dass es nicht an ihm lag. Doch das wäre eine fromme Lüge gewesen. Sascha fühlte sich unendlich schäbig. Es wurde schlimmer, als er zum Sprechen ansetzte. Er zögerte. Sollte er Nils überhaupt mit seinen Gedanken konfrontieren? Es war richtig und

fühlte sich trotzdem falsch an.

»Hör mal«, begann Sascha bemüht sanft. Es klang erbärmlich. »Es liegt nicht an dir oder mir. Verdammt, wie soll ich dir …? Ich will dir nicht wehtun. Aber das bringt doch alles nichts. Ich meine, fühlst du dich wohl? Mit uns? So wie ich das sehe …«, er konnte nicht fassen, dass er schon wieder diese Worte wählte, »… es ging uns gut, solange wir Freunde waren. Jetzt ist alles verkrampft. Du weißt, dass du mir wichtig bist, oder?«

Nils verzog das Gesicht zu einer Grimasse, erwiderte jedoch nichts.

»Komm, sei ehrlich«, bat Sascha. »Du weißt, dass ich dich …«

»Liebe? Als Freund?«, zischte Nils, bevor er hochfuhr und mit feuchten Augen auf Sascha zuging. Hart stieß er ihm den Zeigefinger in die Brust. »Ich habe alles versucht. Aber du hast dir kein bisschen Mühe gegeben. Du vergleichst alles und jeden mit Andreas. Du hast aus ihm einen Helden gemacht, der er nicht ist. Er ist und war nur ein kranker, armseliger Typ, der sein Leben nicht in den Griff bekommen hat. Ein Psycho, der dich benutzt hat wie du mich.«

Scharf sog Sascha die Luft ein. Der Ball aus Schuld in seinem Inneren nahm eine dunkle Färbung an. Er war Nils auf abstoßende Weise dankbar, dass er erneut in die alte Kerbe schlug und keine Gelegenheit ausließ, um gegen Andreas zu schießen.

»Siehst du, das ist einer der Gründe«, brach es aus ihm hervor. Die Kälte in seinen Knochen wich und machte einem wütenden Beben Platz. »Du kennst Andreas nicht. Du weißt nichts über ihn. Ein Psycho? Bist du noch ganz frisch? Du sprichst mit jemandem, der

studiert, um solchen Psychos zu helfen und der sie ernst nimmt, statt die Nase über sie zu rümpfen! Du schmeißt mit Dreck nach jemandem, von dem du keine Ahnung hast, und das nur, weil du genau weißt, dass du mir damit eine reinwürgen kannst. Ich habe mir keine Mühe gegeben? Bitte sehr, wenn du das glauben willst, dann tu dir keinen Zwang an. Aber ich habe zumindest nie versucht, dich zu manipulieren. Ich habe nie versucht, dir meinen Willen aufzudrängen – und das ist mehr, als ich über dich sagen kann.«

Nils wurde weiß um die Nase. »Manipulieren? Ich? Jetzt bin ich also schuld, dass du ein Arschloch bist? Manipuliert! Ich habe versucht, unsere Beziehung funktionieren zu lassen. Nicht mehr und nicht weniger.«

»Indem du keine Gelegenheit ausgelassen hast, um auf die Tränendrüse zu drücken«, rutschte es Sascha heraus. »Weißt du was? Vergiss es. Ich dachte, wir könnten wieder Freunde sein oder irgendwann werden. Ich dachte, ich könnte dir begreiflich machen, dass ich dich nie hängen lassen werde,

auch wenn wir nicht mehr zusammen sind. Aber wenn du mich für so ein Arschloch hältst, dann solltest du dich mal fragen, warum du unbedingt mit mir zusammen sein wolltest! Du wolltest doch gar keinen Freund. Du wolltest jemanden, der dir gehört und der nach deiner Pfeife tanzt. So viel zum Thema Benutzen.«

Sascha wusste in derselben Sekunde, dass er zu weit gegangen war. Natürlich kannte er Nils' Sehnsucht nach jemandem, der ihm allein gehörte. Seine Eifersucht und Klammerei erreichte die Grenze des

Krankhaften. Ihm diese Wahrheit ins Gesicht zu schleudern, war trotzdem gemein. »Mist, das hätte ich nicht sagen sollen. Nils, es tut mir …«

»Verpiss dich«, flog es ihm entgegen. Ein scharfer Schmerz zuckte über Saschas Gesicht. »Du Scheißkerl. Weißt du was? Ich brauche dich nicht. Ich will dich nicht. Geh zu dem Abschaum, zu dem du gehörst. Ich habe etwas Besseres verdient als dich.«

Nils' Stimme überschlug sich. Sascha war neben dem plötzlichen Brennen seiner Wange überrascht,

wie viel Selbstbewusstsein sein Mitbewohner auf einmal an den Tag legte.

»Du bist eine Zicke, weißt du das?«, schüttelte Sascha ungläubig den Kopf. Er berührte sein heißes Gesicht. Dabei fragte er sich, was ihn zu einem Menschen getrieben hatte, der so wenig zu ihm passte. Ihm lagen eine Menge Bösartigkeiten auf der Zunge, doch er verschluckte sie. Bis zu einem gewissen Punkt hatte Nils recht: Er verdiente etwas anderes als Sascha. Nils brauchte einen Freund, der die Diva in ihm zu schätzen

wusste, statt sich von ihr abgestoßen zu fühlen. Gerade in diesem Augenblick fühlte Sascha sich auf eine Weise abgestoßen, für die er keine Worte fand.

Er wandte sich ab und ging hinaus in den Flur. Er lehnte sich an die Wand. Der Druck in seinem Kopf baute sich nur langsam ab. Auch der Drang, noch einmal kehrt zu machen und Nils anzuschreien, ließ nur allmählich nach. Er hörte etwas gegen die Wand krachen und ahnte, dass es eines der Bücher war, die er Nils ausgeliehen hatte.

Sascha fasste sich an die Stirn.

Sie waren dumm gewesen. Feuer und Wasser konnten nur Dampf erzeugen. Sie waren selbst schuld an dem Dilemma, in das sie geraten waren. Nach diesem Streit weigerte Sascha sich schlicht, die alleinige Verantwortung zu übernehmen. Er hatte sich nicht bemüht? Von wegen. Ihre ganze Verbindung war ein einziges Bemühen seinerseits gewesen. Und Nils hatte genau gewusst, wie er ihn packen konnte. Die »Du verlässt mich sowieso«-Argumentation hatte lange Zeit gewirkt.

Damit war es nun vorbei. War er

erleichtert? Ja. Fühlte er sich gut? Nein, nur frei.

Eine unsichtbare Last rutschte von Saschas Schultern. Von heute an würde ihn niemand mehr fünf Mal am Tag anrufen oder ihm mehr SMS schicken, als er beantworten konnte und wollte. Er durfte seinen Tag wieder selbst planen, ohne Ärger zu provozieren, weil er nicht jede freie Minute mit Nils abstimmte. Auch die Streitgespräche, in denen er sich rechtfertigte, warum er keine Lust auf einen Abend zu Hause hatte, waren nun Vergangenheit.

Trotzdem tat es weh, Nils verloren zu haben. Das ergab keinen Sinn. Aber wenn Sascha eines in seinem bisherigen Studium gelernt hatte, dann, dass Gefühle widersprüchlich sein konnten, und dass es dauerte, bis Wunden sich schlossen.

Eine spezielle Wunde in ihm wollte sich allerdings gar nicht schließen. Unabhängig davon, was er vor wenigen Minuten zu Nils gesagt hatte, spürte Sascha, dass er alles gegeben hätte, um jetzt und hier zum Telefon greifen und den Andreas von vor drei Jahren

anrufen zu können. Den Jungen, der gewusst hatte, wann er schweigen musste und wann Sascha reden wollte. Dass es diesen Andreas nicht mehr gab, war schmerzhafter als die Trennung von Nils.

Kapitel 11

»Ist nicht wahr?«

»Doch, ist absolut wahr.«

»Nein.«

»Doch!«

»Oh Mann, das ist ja großartig.«

Ein breites Grinsen kroch über Andreas' Gesicht, während er im Schneidersitz auf der Couch saß und mit mäßigem Erfolg Krabben pulte. Mandy hatte die widerborstigen Tierchen vom Fischmarkt mitgebracht und darauf bestanden,

sich zusammen mit ihm darüber herzumachen. Der Krabbengeruch erinnerte ihn an den Hafen.

Es wurde Zeit, dass er sich wieder einmal einen Spaziergang an den Landungsbrücken gönnte. Der Anblick der Schiffe nährte sein Fernweh, aber auch die Bereitschaft, hart zu arbeiten, um eines Tages in See stechen zu können. Fürs Erste wollte er sich mit einem kurzen Ausflug begnügen. Vielleicht konnte er auf einer der Nordseeinseln Urlaub machen. Oder sollte er einen Sprung nach Dänemark wagen?

Vielleicht sogar nach Großbritannien? Nein, nicht beim ersten Mal. Nur nicht übertreiben.

»Ich bin sowas von selig«, freute Mandy sich. »Sie hat ideale Haltungsbedingungen für ihn. Eine wunderschöne Voliere ganz für ihn allein, aber im selben Raum mit einem zweiten Käfig für ihre anderen beiden Graupapageien. Das ist perfekt für ihn.«

»Warum will sie ihn nehmen, wenn er sich offensichtlich nicht mit ihren anderen Tieren vertragen wird?«, hakte Andreas interessiert nach. Er freute sich über die guten

Nachrichten. Sie hatten die Hoffnung auf Vermittlung von Sir Paul fast aufgegeben.

»Mitleid, denke ich mal«, erwiderte die Freundin zufrieden. »Außerdem hat sie sich auf Anhieb mit ihm verstanden. Er war ganz zutraulich. Und glaub mal: Die hat richtig Ahnung. Wer weiß? Vielleicht freundet er sich ja doch noch mit ihren Papageien an, wenn sie nur lange genug in einem Raum wohnen.«

Zweifelnd wiegte Andreas den Kopf. »Glaube ich kaum. Ich kenne den Dicken. Aber immerhin hat er

seine Artgenossen dann auf Sicht- und Hörweite, und das ist ja auch schon mal etwas wert.«

Eine Krabbe verlor ihren Schwanz und verschwand in Mandys Mund. »Es ist immer wieder schön, wenn solche Sachen klappen. Da hast du ein Tier, bei dem du sicher bist, dass es bis zu seinem Lebensende im Tierheim bleiben wird und zack, auf einmal steht genau der richtige Mensch vor der Tür.«

»Muss auch mal sein.«

»Ja, da hast du wohl recht.«

Mandy wischte sich beinahe die Hände an ihrer Hose ab, bevor ihr

einfiel, dass sie heute nicht ihre speckige Arbeitshose trug. Es war ihr freier Samstag. Eigentlich hatten sie einen Grillabend geplant, doch eine dichte Regenfront stand über Hamburg und machte einen Aufenthalt auf der Terrasse unmöglich. Andreas war froh, dass sie trotzdem gekommen war. In diesen Tagen war er nur ungern mit seinen Gedanken allein. Zu oft wanderten sie in Richtungen ab, in denen sie nichts verloren hatten. Schlimm genug, dass er nachts wirres Zeug träumte. Tagsüber wünschte er sich Ruhe hinter seiner

Stirn. Was vorbei war, musste vorbei bleiben.

Mandy sprang auf und verschwand in der Küche. Kurze Zeit später tauchte sie mit einem Tuch in der Hand wieder auf. Während sie sich die Finger reinigte, warf sie Andreas einen vielsagenden Blick zu: »Wo wir gerade beim Thema sind: Da wäre noch ein Tierheimbewohner, der dankbar für ein neues Zuhause wäre.«

»Mandy …«, verbarg Andreas das Gesicht in den gar nicht sauberen Händen. »Nicht schon wieder.«

Doch die Kollegin war nicht zu bremsen: »Mal im Ernst. Ich verstehe nicht, warum du dich quer stellst. Ihr beide passt so gut zusammen. Und Triton vertraut dir.« Sie ließ sich wieder auf ihren Platz fallen. »Schau dich hier doch mal um. Du hast eine riesige Terrasse. In deinem Wohnzimmer kann man einen Tanzkurs abhalten. Der Arbeitsbereich schreit nur so danach, dass Triton sein Nickerchen zwischen den Regalen macht. Die Küche ist geräumig, das Badezimmer hat eine Dusche und eine Wanne, wo du ihn abbrausen

kannst, falls er wie ein Ferkel aussieht, und vor allen Dingen gehört die Bude dir. Kein Vermieter kann dir aufs Dach steigen. Das hier ist die ideale Wohnung für einen Hund wie Triton.«

»Die ideale Wohnung für einen Kuvasz gibt es nicht«, gab Andreas eine Spur bissiger als nötig zurück. »Ein Kuvasz gehört auf einen Bauernhof oder auf eine Alm. Überhaupt, hast du vergessen, dass ich im vierten Stock wohne?«

»Triton hat hervorragende Hüftgelenke«, schmetterte Mandy das Argument ab. »Hof hin, Alm

her. Hier hat er mit Sicherheit mehr Platz als im Tierheim.«

Andreas schob die Schale mit den Krabben von sich und zog sich tiefer in die Ecke der runden Ledercouch zurück. Er hasste es, wenn man ihn an den Punkt brachte, an dem er die wahren Gründe für sein Verhalten offen legen musste. Es führte ihm seine Unzulänglichkeit vor Augen. Auch nach drei Jahren war es nicht leicht zu akzeptieren, ein psychisch kranker Mensch zu sein. Er bezweifelte, dass er sich je vollends daran gewöhnen würde.

»Du weißt genau, dass es um

mehr als die Treppen geht«, gab er unwillig zu. »Was mache ich denn, wenn Triton krank ist und ich neben der Spur bin? Wer geht dann mit ihm zum Tierarzt? Oder was ist, wenn ich aus irgendwelchen Gründen einen Rückfall habe und es nicht schaffe, Futter zu kaufen oder mit ihm spazieren zu gehen?«

»Lösung Nummer 1: Wenn es wirklich nicht anders geht, lässt du ihn auf die Terrasse pinkeln. Du kannst ja ein paar Palmen aufstellen, damit er im Notfall dagegen strullern kann. Ist vielleicht nicht nett, aber immerhin

eine Alternative. Ich glaube eh nicht, dass dir das passieren wird. Du liebst das Riesenvieh doch jetzt schon. Ich wette, du würdest dich immer überwinden, ihn kurz das Bein heben zu lassen«, begann Mandy und hielt einen Finger in die Luft. Eine ihrer berüchtigten Dreipunkteargumentationen drohte. »Lösung Nummer 2: Bestelle das Futter rechtzeitig online. Damit bist du auf der sicheren Seite. Falls es doch einen Engpass gibt, gibt es genug Supermärkte, die gegen Aufpreis liefern. Leisten kannst du dir es ja, Herr

Großunternehmersohn. Lösung Nummer 3: Glaubst du, ich lasse dich sitzen, wenn Triton ein Problem hat und du es nicht zum Tierarzt schaffst? Oder Dr. Toczek? Sprich dich mit ihr ab. Sie würde jederzeit herkommen, falls Triton sie braucht. Wir lassen dich schon nicht mit ihm hängen, falls es eng wird.«

Überfahren sackte Andreas in sich zusammen. Nicht nur, weil Mandy ihn zum wiederholten Male eine Standpauke wegen Triton hielt, sondern auch, weil sie in Sachen Hilfe und Unterstützung freigiebig

wie kein anderer Mensch war. Gut, kein anderer Mensch, den Andreas kannte – und dieser Rahmen war bekanntlich eng. Dennoch rührte ihn ihre Hilfsbereitschaft jedes Mal aufs Neue. Von der selbstverständlichen Art, mit der sie seiner Krankheit begegnete, ganz zu schweigen. Nie sagte sie: »Stell dich nicht so an.« Immer nur: »Es findet sich eine Lösung.«

Manchmal war ihm danach, sie zu umarmen. Er ließ sich selten darauf ein, nur zum Abschied. In der Sicherheit seines Wohnzimmers würde er sie vermutlich nicht so

schnell wieder loslassen. Deswegen ließ er es bleiben.

Der melodische Singsang der Klingel rettete Andreas vor einer Antwort – oder vor urplötzlichen Zärtlichkeitsausbrüchen seinerseits.

»Moment«, murmelte er und machte sich auf den Weg zur Wohnungstür. Noch bevor er dort ankam, schellte es zum zweiten Mal. Als er den Summer betätigte, quäkte ihm die Stimme der Paketbotin entgegen, die ihn bat, ein Päckchen für die Nachbarin anzunehmen. Es war ihm recht, dass sie eine kleine Ewigkeit

brauchte, um sich in den vierten Stock zu quälen. So hatte er Zeit, um sich zu sammeln und zu überlegen, wie er Mandy von ihrer Schnapsidee abbringen konnte.

Im Grunde seines Herzens hätte Andreas Triton gern zu sich genommen. Es wäre bestimmt schön, ihn abends bei sich im Schlafzimmer zu haben und von ihm begrüßt zu werden, wenn er nach Hause kam. Nur traute Andreas sich nicht. Der vergangene Freitag und sein Absturz hatten bewiesen, dass er nicht belastbar war.

»Hier unterschreiben bitte«,

japste die Postfrau, nachdem sie ihm das Paket in den Arm gedrückt hatte.

Flink kritzelte Andreas seine Unterschrift auf das Display und nahm sich vor, am Abend nach unten zu gehen und die Lieferung abzugeben. Schließlich sollte er stets den Kontakt zu anderen Menschen suchen und jede Gelegenheit nutzen, um aktiv zu sein. Köninger wäre stolz auf ihn gewesen.

Andreas stellte das Paket hinter der Tür ab, bevor er zurück zu Mandy ging. Sie hatte sich auf der

längeren Seite der Couch ausgestreckt und sah ihm entgegen. Ihre ausgetretenen Halbschuhe wippten gegen die Lehne des Sofas. Das Funkeln in ihrem Blick ließ ahnen, dass sie darauf wartete, erneut über ihn herzufallen.

»Nimm ihn als Pflegehund«, setzte sie nach, als hätte Andreas nie den Raum verlassen. Sie konnte ausgesprochen hartnäckig sein. »Dann kannst du ihn jederzeit wieder abgeben, wenn es nicht funktioniert.«

Andreas zeigte ihr einen Vogel.

Seine Stimme triefte vor Ironie, als er antworte: »Aber natürlich! Das ist genau das, was Triton dringend braucht. Noch ein Zuhause, an das er sich gewöhnt, nur um ein halbes Jahr später wieder im Zwinger zu landen. Glänzende Idee.«

»Viel besser als du denkst«, lächelte sie listig. »Denn ich glaube nicht, dass du ihn je wieder hergeben wirst, wenn er erst einmal eine Woche bei dir war. Und wenn du nur an Krücken laufen kannst, dann reiche ich dir gern den Stock, alter Mann.«

»Du bist ein Biest.«

»Ich weiß.«

Sie sahen sich an und lachten. Die Vibrationen seiner eigenen Stimme schwangen sanft durch Andreas' Körper und verschafften ihm ein Wohlgefühl in der Magengegend. Mit anderen Menschen lachen zu dürfen, war einer der vielen Vorzüge, die er in den letzten Jahren erobert hatte.

»Nenne mich, wie du willst«, grinste Mandy. »Aber lenk nicht ab. Du solltest es dir …«

Wieder klingelte es an der Tür. Überrascht wandte Andreas den Kopf. Es war jedoch seine Freundin,

die seine Gedanken laut aussprach: »Was ist denn hier heute los? Tag der offenen Tür?«

»Kommt mir allmählich auch so vor.« Erst Mandy, dann die Post und nun noch ein Besucher? Das musste ein Rekord sein.

»Pass auf die Krabben auf«, verdrehte Andreas schicksalsergeben die Augen. »Bestimmt noch mehr Pakete.«

Er lag falsch. Als er die Gegensprechanlage aktivierte, drang eine allzu vertraute Stimme an sein Ohr und ließ ihn den Kopf gegen den Türrahmen lehnen.

»Wir wollen dir nur eben etwas vorbei bringen«, tönte ihm die Stimme seines Vaters entgegen.

»Wir kommen hoch, ja?«, fügte Margarete von Winterfeld betont fröhlich hinzu.

Andreas konnte es nicht leiden, wenn die beiden unangemeldet bei ihm auftauchten. Zum großen Teil deshalb, weil er dann nicht »toter Mann« spielen und die Tür geschlossen halten konnte. Er wollte keinen Besuch von seinen Eltern. Ihre Begegnungen waren stets angespannt, verkrampft und schlicht unangenehm für alle

Beteiligten.

Entsprechend steif stand er in der Tür, während er ihre Schritte auf den knarrenden Stufen näher kommen hörte – helles Klicken von Stilettos und dumpfe Schritte, die das Holz stöhnen ließen. Am liebsten hätte er ihnen die Tür vor der Nase zugemacht, aber das war zwecklos. Sie würden morgen wiederkommen. Es war immer wieder erstaunlich, wie viel Zeit ihnen plötzlich zur Verfügung stand. Früher waren sie nie so engagiert gewesen.

Andreas lächelte zynisch. Das

Kind musste eben erst im Brunnen landen, bevor man merkte, dass etwas schiefgegangen war. Dummerweise konnte er den Bemühungen seiner Eltern wenig abgewinnen. Sie kamen 20 Jahre zu spät. Dieser Gedanke bohrte rostige Widerhaken in sein Gehirn, während er darauf wartete, dass sie in Sicht kamen.

Das verhärmte Gesicht seiner Mutter zeigte ein scheues Lächeln, als sie auf den letzten Stufen ihren Schritt beschleunigte und ihm entgegen strebte. Andreas wich ihrer Berührung aus, indem er

unmissverständlich die Arme verschränkte. Er brauchte ihre Umarmungen nicht mehr. Sein Vater war hinter der Last eines Kartons, den er vor sich hertrug, kaum zu erkennen.

»Hallo Schatz«, sagte Margarete von Winterfeld. »Ich hoffe, wir kommen nicht ungelegen?«

Andreas hätte ihr am liebsten eine pampige Antwort zum Thema Telefone und Voranmeldungen gegeben, aber er nahm sich zusammen. Er versuchte sich daran zu erinnern, dass sie sich auf eine unbeholfene Weise Mühe gaben,

wie Köninger ihm stets vorbetete. Aber er schaffte es nicht. Weder sein Verstand noch sein Bauchgefühl konnten und wollten die Gesten annehmen. Andreas' größtes Entgegenkommen waren ein Schulterzucken und ein Schritt nach hinten, um sie in sein Heiligtum zu lassen. Das war mehr, als er ihnen manchmal in der Vergangenheit gegönnt hatte.

»Geht so, ich habe Besuch«, antwortete er und ging mit hochgezogenen Schultern voran in die Küche. Er wollte nicht, dass Mandy und seine Eltern

aufeinandertrafen. Richard und Margarete folgten ihm und sahen sich neugierig um. Wahrscheinlich prüften sie, ob er die Wohnung sauber hielt. Wie gut, dass er heute Morgen erst die Arbeitsflächen gewienert hatte.

Kaum war der Gedanke durch Andreas' Kopf gegeistert, ärgerte er sich darüber. Es ging seine Eltern nichts an, ob er putzte oder nicht, solange sich keine Kakerlaken und Heerscharen von Silberfischchen bei ihm einnisteten.

»Besuch? Das ist ja nett«, freute sich seine Mutter eine Spur zu

übermütig. »Hast du gekocht?«

»Nein, wir pulen Krabben.«

»Oh, das ist ja nett«, wiederholte Margarete wie ein Papagei. Sie trat ans Fenster, während Richard den mysteriösen Karton auf die Arbeitsplatte setzte. Andreas warf einen Blick auf den Schriftzug des Herstellers.

»Ein Monitor?«, fragte er in Ermangelung eines Gesprächsthemas.

»Genau«, meldete sein Vater sich zu Wort. »Das neueste Modell. Unsere Werbeabteilung arbeitet damit. Ich habe ja nicht viel Ahnung

davon, aber ich habe mir sagen lassen, dass es der beste Monitor auf dem Markt ist.«

Das war gut möglich. Der Hersteller sprach für sich. Allerdings beschäftigte Andreas sich nicht mehr so viel mit Computern wie früher. Er verbrachte immer noch reichlich Zeit davor, aber er jagte keinen High-End-Standards mehr hinterher.

Die erwartungsvollen Blicke seiner Eltern verbrannten Andreas die Haut. Im gnadenlosen Licht der hellen Küche wirkten ihre Züge hölzerner denn je.

Richard hatte in den vergangenen Jahren an Gewicht zugelegt. Sein Haarwuchs ließ sichtlich nach, und sein Gesicht hatte die schwammige Substanz angenommen, die Menschen eigen war, die sich schlecht ernährten und keinen Sport trieben. Gegen seine Ehefrau sah Richard jedoch wie das blühende Leben aus. Er wirkte auf schwer zu beschreibende Weise wirklich, während von Margarete etwas Surreales ausging. Andreas fand seine Überlegungen hässlich, aber manchmal erinnerte sie ihn an die prominenten Frauen, die nicht

erkannten, wann es Zeit war, mit den Schönheitsoperationen aufzuhören. Er wusste, dass sie sich die Stirn mit Botox aufspritzen ließ und regelmäßig zum Kosmetiker ging, der mit allerlei Tricks und Kniffen versuchte, ihre Jugend zu erhalten. Nur waren diese Bemühungen sinnlos, solange sie nicht richtig aß und zu viel Stress hatte. Sie war hohlwangig und viel zu mager.

Beide sahen alt aus. Vielleicht rang Andreas sich deshalb zu einem kleinen Lächeln durch. »Danke. Der ist echt super.«

Augenblicklich wirkte die Miene seiner Mutter weniger wächsern. Ein Hauch Leben legte sich auf ihre Züge, als sie die manikürten Fingernägel über die Arbeitsplatte gleiten ließ. »Wir wollten dich fragen, ob du vielleicht Lust hast, uns zum Essen zu begleiten.«

»Ein Geschäftsessen?«, rutschte es Andreas heraus, bevor er sich bremsen konnte.

»Nein«, entgegnete sein Vater schwerfällig. »Wir würden gern das französische Restaurant in der Innenstadt ausprobieren, um herauszufinden, ob es geeignet für

eine bestimmte Veranstaltung … ist.« Ein finsterer Blick Margaretes ließ ihn auf halber Strecke zögern.

Mit Mühe verschluckte Andreas eine böse Bemerkung. Die beiden machten ihn manchmal so wütend, dass er ihnen am liebsten etwas an den Kopf geworfen hätte – Äpfel, einen Becher Joghurt oder die Frage, wann sie begreifen würden, dass er nicht für den Konzern eingespannt werden wollte. Er war kein Versuchskaninchen; weder für Magerquark noch für Restaurants. Warum sollte er sie überhaupt begleiten? Weil sein Vater sich

allein kein Urteil zutraute und seine Mutter schlecht die Qualität des Essens beurteilen konnte, wenn sie nur im Beilagensalat stocherte?

»Wie gesagt, ich habe Besuch«, zog Andreas sich aus der Affäre. Er würde Mandy am Montag eine gigantische Packung ihrer Lieblingspralinen mitbringen. Ihre Anwesenheit war ein Segen. »Ich habe Besuch« klang viel besser als »Ich will nicht«.

Für eine Sekunde machte Richard den Eindruck, als denke er daran, besagten Besuch ebenfalls einzuladen, aber nach einem

Seitenblick zu seiner Frau ließ er es bleiben.

»Fein«, rieb er sich aufgesetzt geschäftig die Hände. »Dann ein anderes Mal. In der Deichstraße gibt es eine nette Crêperie. Vielleicht gehen wir dort einmal hin.«

»Bestimmt«, zwang Andreas sich zu sagen. Aber es fühlte sich falsch an. Er wollte das alles nicht. Diesen Kontakt, den Monitor, mit seinen Eltern Essen gehen, während sie sich fragten, ob er jeden Moment die Flucht ergreifen würde. Sie verstanden so wenig und wussten

nicht, wer er war.

Trotzdem gab es etwas in ihm, das sich ihnen nach wie vor beweisen wollte. Etwas, das um ihre Anerkennung kämpfte. Wann immer Andreas seine Kinderseele in sich aufbegehren spürte, schlug er sie nieder.

Die irrealen Erwartungen seiner Familie hatten ihn an den Punkt gebracht, an dem er heute war. Sie hatten ihn in Ketten gelegt. Das konnte und wollte er nicht vergessen. Es war schlimm genug, dass er es lange Jahre erfolgreich verdrängt hatte.

»Ich denke, wir verabschieden uns dann«, sagte Margarete schwungvoll, aber mit grauer Miene. »Nicht, dass wir zu spät kommen und sie unsere Reservierung auflösen.«

»Das will ich doch nicht hoffen«, polterte Richard. »Was glauben die wohl, wer wir sind? Nein nein, darum musst du dir keine Gedanken machen. Ich habe bereits mit der Geschäftsleitung gesprochen und ihnen die Veranstaltung mit den Aktionären in Aussicht gestellt. Unser Tisch wird bis zum Morgengrauen frei bleiben, wenn

wir es wünschen.«

Herr von Winterfeld war wieder ganz in seinem Element.

Gut, dass in der Geschäftswelt alles nach deiner Pfeife tanzt, nicht wahr, Papa?, dachte Andreas still für sich.

Jetzt, wo er selbst arbeitete – im Kleinen, aber immerhin –, wusste er besser denn je, dass der Konzern nicht seine Zukunft war. Er wollte etwas ausrichten, Dinge bewegen und daran teilhaben, wenn sie sich zum Guten wendeten. Seine berufliche Zukunft war unklar, aber er würde weder Quark noch

kandierte Veilchenblätter in den Handel bringen.

»Guten Appetit euch beiden«, nickte Andreas, fand sich höflich und zu kühl. Halbherzig fügte er hinzu: »Haltet euch von den Froschschenkeln fern.«

Die Eltern lachten – Margarete sehr schrill, Richard dankbar. Andreas ließ sich einen Kuss auf die Wange gefallen, bevor er die beiden zur Tür geleitete. Er bedankte sich ein zweites Mal für den Monitor. Als er die Tür schloss, war er beinahe zufrieden mit seiner Reaktion. Immerhin war niemand in

Tränen ausgebrochen, und sie hatten sich wie zivilisierte Menschen benommen.

Mit hängenden Schultern kehrte er ins Wohnzimmer zurück. Fast erschrak er angesichts der Freundin auf der Couch. Vor lauter Anspannung hatte er Mandy ganz vergessen. Ob sie das Gespräch mit angehört hatte?

Mit einem schiefen Grinsen, das nicht über den eigenartigen Ausdruck in ihren Augen hinwegtäuschen konnte, hielt sie ihm die volle Hand entgegen. »Krabbe?«

* * *

Das Wasser rann über den verzierten Metalllöffel und verfärbte den Absinth im Glas. Fasziniert sah Sascha zu. Das Getränk der Künstler; verboten, verrufen, wieder legalisiert. Grüner Smaragd hinter durchsichtigen Wällen.

Oh grüne Fee, schenke mir einen Traum, trage mich weit fort von hier und lass mich in die Nacht stürzen, auf dass sie mich auf bittersüßen Schwingen in den achten Kreis der Hölle trägt. Lass mich dort liegen; ein Spielball der

Verführung, grünes Blut in meinen Adern, grüner Dampf um meinen Verstand. Der Kuss der Hure riecht nach Fäulnis, um die Hand des Schnitters windet sich dein Angesicht.

»Sascha?«, unterbrach eine Stimme seine poetische Sinnkrise. »Du sollst den Absinth trinken, nicht niederstarren.«

Das Gelächter, das um ihn aufbrandete, war zu freudig für seinen Geschmack. Sascha war kein bisschen fröhlich, und er war nicht ansatzweise so betrunken, wie er sein wollte.

Gute Freunde umgaben ihn. Brain und Miri und Sven und Maxi und natürlich Isa. Isa, die ihm bei den Ereignissen kurz vorm Abitur beigestanden hatte. Zu ihr war er gegangen, wenn er es nicht mehr ausgehalten hatte. Seitdem verband Isa und ihn eine enge Freundschaft. Er hatte ihr zur Seite gestanden, als ihr Bruder verunglückte und ein paar schwarze Tage lang unklar war, ob er überleben würde. Sie war bei ihm gewesen, als er vor Angst um Andreas rasend war. So etwas schweißte zusammen.

Sie saßen in Isas Wohnung im Haus ihrer Eltern, feierten den Abend und redeten dummes Zeug. Sascha nahm kaum Anteil. Weder konnte er vergessen, dass Svenja und Nils nicht bei ihnen waren, noch fand er sein inneres Gleichgewicht. Er fühlte sich seitlastig, aus dem Takt geraten.

Die letzten Tage waren die Hölle auf Erden gewesen. Es war fürchterlich, den Ex-Freund im Zimmer nebenan unruhig auf- und abgehen und nachts weinen zu hören. Die Stimmung in der WG war finster. Vorbei war die Zeit, in der

sie gemütlich zusammen gefrühstückt hatten. Heute verdrückte Sascha sich mit einer Handvoll Müsli in sein Zimmer, Nils aß gar nichts und Svenja, die unter der schlechten Atmosphäre litt, stopfte sich einen Nutella-Toast nach dem anderen in den Mund.

Schlimmer als die Wohnsituation war jedoch das brennende Reißen in Saschas Seele, das nach Kühlung verlangte. Abhilfe konnte nur Andreas schaffen, und der war und blieb unantastbar.

Der Abend plätscherte an Sascha vorüber. Er trank mäßig, aber

beständig. Ließ sich von Isa umarmen und schaffte es ein paar Mal, an den richtigen Stellen zu lachen. In Wirklichkeit war er weit fort.

»Kommst du nachher noch vorbei?«

Blaue Schrift auf schwarzem Hintergrund. Vertraute Formen um ihn herum. Er ist zu Hause, grinst zufrieden. Sein Pulsschlag ist eine Spur zu schnell. In ihm schäumen Lust, Sehnsucht und Zugehörigkeit.

»Wieso? Willst du mich sehen?«, tippt er zurück und will es hören.

»Muss nicht sein.«

Sascha kennt das schon. Wenn Andreas nicht »Ja« schreit, sondern schüchtern wird, geht es ihm nicht gut. Dann kann er nicht sein ruhiges Selbst anbieten, sondern das andere, das verletzliche. Jenes, das Sascha nicht nur scharf findet, sondern das in seinen Armen liegen und schwach sein will. Dieses Selbst drängt Andreas nie auf. Er schämt sich dafür.

»Ist etwas passiert?«, will Sascha wissen.

»Nur das Übliche«, kommt zurück. Also hat er Ärger mit den Eltern. Er fühlt sich allein. Es regiert

die erstickende, lähmende Einsamkeit, die von Andreas Besitz ergreift, wenn die Wände der Villa ihm mehr Liebe entgegen bringen als die eigenen Eltern. Sascha hasst die von Winterfelds manchmal, weil sie nicht sehen können, was er sieht. Dann ergreift ein hässliches Gefühl von ihm Besitz, weil er heimlich denkt: »Kann ich Andreas so sehr lieben, dass es reicht? Wie soll ich das eigentlich schaffen?«

Aber er geht zu ihm. Er will es nicht anders. Sie liegen zusammen auf dem Bett, und Andreas schläft mit dem Kopf an seiner Schulter

ein. Ihre Finger sind verschränkt. Von Zeit zu Zeit greift Andreas fester zu. Er sieht alt und jung zugleich aus. Saschas Kehle wird eng. Seine Hose auch. Er glaubt zu platzen. Und er ist glücklich, während das Universum für sie stillsteht.

Regen benetzte Saschas Gesicht und ließ ihn aus seiner Trance erwachen. Nicht der Absinth hielt ihn umschlungen, sondern seine Vergangenheit.

Er hatte sich von der Runde verabschiedet. Ihm war nicht nach Gesellschaft zumute. Sascha

brauchte Freiraum, um nachzudenken. Es pulsierte genug Alkohol in seinem Blut, um eine gewisse Weisheit zu erlangen, aber nicht genug, um Schlangenlinien zu laufen oder eine Gefahr für die Allgemeinheit zu werden. Das Studium hatte ihn zu einem routinierten Trinker gemacht. Mensapartys wollten schließlich überstanden werden.

Es goss aus Eimern. Das Wasser trommelte mit brachialer Gewalt vom Himmel und schäumte die Rinnsteine entlang. Sascha reckte sich und hieß es willkommen wie

ein Geschenk. Die Kopfschmerzen, die in Isas Wohnung von ihm Besitz ergriffen hatten, verflüchtigten sich. Er streckte die Zunge heraus und fing einzelne Regentropfen auf.

Eigentlich war das Leben unglaublich einfach. Man musste nur mutig sein und dem Schicksal eine Chance geben. Sich nicht in Kleinigkeiten verstricken und die großen Dinge tapfer angehen.

Nichts anderes hatte er vor, als er zur nächsten Bushaltestelle ging und sich ins Stadtzentrum chauffieren ließ. Von dort lief er zu Fuß über die Reeperbahn mit ihrem

Farbenspiel zur Speicherstadt. Sein Ziel war die urige Kneipe, in der ihm die Vergangenheit begegnet war. Weiter würde er nicht gehen. Er half dem Schicksal in die richtige Richtung, ohne es zu betrügen.

»Whisky«, bestellte Sascha, als er sich an die polierte Theke setzte. Die Wirtin zog eine Augenbraue hoch, fügte sich aber seinem Wunsch. Feuchtigkeit löste sich aus seinen Haaren. Sascha lächelte versonnen.

Komm her, flüsterte es in ihm. Die Stimme war ihm fremd und vertraut zugleich. Sie gehörte zu

dem Teil seiner Seele, der Andreas nie aufgegeben und Nils nie akzeptiert hatte.

Kapitel 12

Auflösung und Farbgebung waren so fantastisch, wie man es von einem Monitor dieser Preisklasse erwarten durfte. Dennoch hatte es einen Moment gegeben, in dem Andreas versucht gewesen war, ihn über die Brüstung der Dachterrasse in die Tiefe fallen zu lassen. Er hatte nur darauf verzichtet, um keinen Unschuldigen zu erschlagen.

Die Nacht war weit fortgeschritten und warf ihr dunkles

Tuch über den Schreibtisch. Im abgeschiedenen Karree der Bücherregale fühlte Andreas sich wohl. Die linke Wohnzimmerhälfte wurde von Regalfluchten dominiert, die an eine Kreuzung aus Labyrinth und Bibliothek erinnerten. Das Zimmer war zu groß, um nur die Wände mit Büchern und DVDs zu füllen. Hinterher wäre eine Unmenge freier Raum verblieben, und Andreas mochte es gemütlich; nicht weit offen. Der Fensterausschnitt hinter dem Monitor war seine Lücke im Felsen, die Wände um ihn herum der Stein,

der ihn schützte.

Unwillkommene Gedanken schlichen ihm in den Kopf. Zögernd schwebte der Mauszeiger über dem Button, der ihn in einen schwulen Chatroom einloggen würde. Offiziell trieb er sich dort herum, um Gleichgesinnte zu treffen. Aber wenn er ehrlich zu sich war, suchte er nach jemandem, mit dem er ein paar heiße Visionen austauschen konnte.

Das wäre besser als über seine Eltern und ihre Unart, ihm Geschenke zu bringen, die er nicht brauchte, nachzudenken. Außerdem

quälte ihn Mandys eindrucksvolle Argumentation in Sachen Triton. Gegen seinen Willen versuchte Andreas sich vorzustellen, was es hieße, wenn der Kuvasz jetzt hier wäre. Vielleicht würde er hinter ihm auf einer Decke liegen und im Schlaf schnaufen und japsen. Von Zeit zu Zeit würde er aufstehen, laut gähnen und zu ihm kommen, um sich ein paar Streicheleinheiten abzuholen. Die Vorstellung war gefährlich schön.

Umso schlimmer war es, dass hinter Triton und seinen Eltern ein weiteres Gespenst aus der

Vergangenheit lauerte.

Verschwinde!, befahl er dem Schattengeist und wusste doch, dass es sinnlos war, das Vergangene mit Gewalt vertreiben zu wollen. Es hatte ihn gezeichnet. Keine Tätowiernadel konnte deutlichere Spuren hinterlassen. Früher oder später würde er mit Köninger darüber reden müssen. Aber das hatte bestimmt noch ein Jahr – oder noch besser ein Jahrzehnt – Zeit.

Lustlos klickte Andreas den Chat an, nur um das Fenster gleich wieder zu schließen. Stattdessen

öffnete er einen Ordner auf dem Desktop, in dem sich Fotos tummelten, die er mit seinem Handy von Triton aufgenommen hatte. Man sah den Hund auf seiner Decke im Zwinger, auf der Wiese – den Kopf gesenkt, den Hintern hoch in der Luft – und auf den Hinterbeinen bei dem Versuch, über eine Mauer zu spähen. Triton, wie er sich im Gras wälzte, unter der Bank im Hof des Tierheims und beim …

Das Schrillen der Türklingel ließ Andreas zusammenfahren. Fordernd gellte es ihm in den auf

Nachtbetrieb eingestellten Ohren. Er verzog den Mund. Es war nicht das erste Mal, dass es am Wochenende nach Mitternacht bei ihm klingelte. Das Pärchen aus dem zweiten Stock feierte viel, sehr feucht und kämpfte hinterher oft mit der Haustür. Schon zwei Mal war es so weit gekommen, dass Andreas ihnen sogar die eigene Wohnungstür aufschließen musste, weil es mit dem Drücken des Summers nicht getan war.

Idioten. Sie waren zu zweit. Warum schafften sie es nicht, dass zumindest einer von ihnen nüchtern

genug blieb, um die Mysterien eines Türschlosses zu bewältigen?

Andreas sprang auf und eilte zur Tür. Blindlinks drückte er auf den Summer und machte sich auf den Weg in die Küche. Vermutlich war es nicht in Ordnung, ohne Nachfrage jemanden ins Haus zu lassen. Aber meine Güte, der Flur war kameraüberwacht, die Wohnungstüren waren massiv. Was sollte schon passieren?

Ein paar Sekunden später tauchte er in den Kühlschrank ein und suchte nach einem Mitternachtssnack. Seitdem er

arbeitete und Tag für Tag an seine Grenzen gehen musste, hatte er ständig Hunger. Das schadete gar nicht, wie er fand. Früher hatte er viel trainiert und wenig gegessen, weil er kaum aus dem Haus kam und kein Fett ansetzen wollte. Heute konnte er seinen Nahrungsbedarf kaum decken. Und sich selbst zu versorgen, war großartig.

»Vanillepudding, Trinkjoghurt oder Marmorkuchen?«, murmelte Andreas in sich hinein. »Oder alles zusammen?«

Oder eine Tiefkühl-Lasagne,

aufgepeppt mit zusätzlichem Käse und einer Tomate? Dazu ein bis vier Bier. Halt, war da noch eine Thunfischpizza? Oh ja, das war genau das Richtige für Samstagnacht.

»Andreas!«

Ein dumpfes Geräusch waberte durch die Küche, als ihm der Trinkjoghurt aus der Hand fiel. Der Deckel der Flasche löste sich und gab einen Strom rosafarbener Flüssigkeit frei. Andreas scherte sich nicht darum. Er lauschte gebannt, zweifelte für eine Sekunde an seinem Verstand. Der Ruf – fern

und verzerrt durch die Wände des Hausflurs – wiederholte sich. Wie unter einem Stromschlag zuckte er zusammen. Hoffte, fluchte, wusste nicht, was er tun sollte.

Es polterte im Treppenhaus.

Ignorieren, sagte er sich. Wer immer es ist.

Dabei wusste Andreas längst, wer es war. Sein Unterbewusstsein nahm das Timbre der Stimme auf und ordnete es zu. Was blieb, war die Frage, was er jetzt tun sollte.

Die Haare an Andreas' Unterarmen richteten sich auf. Das Licht des offenen Kühlschranks war

zu hell in seinen Augen, die ausströmende Kälte griff nach seinen nackten Waden.

Nicht darauf eingehen. Nicht die Tür öffnen. Sich dem Eindringling nicht stellen. Ihm.

Sascha. Der Name seines Ex-Freundes war mehr als ein Wort. Er war ein geheimnisvolles Tier, das unter seinem hübschen Fell eine Vielzahl Tentakel versteckte. Tentakel, die mit Widerhaken versehen waren, die sich in Hirn und Herz bohrten.

Andreas hatte ein Jahr gebraucht, um sich das Gestrüpp aus dem

Bewusstsein zu reißen – und doch waren Reste zurückgeblieben.

»Andreas! Wo bist du?« Die Stimme brach ab. Stattdessen rumste es von Neuem. Es klang, als hätte ein Knie Kontakt mit einer Stufe bekommen.

Mit steifen Beinen und rasendem Herzen schlich Andreas in den Flur und lauschte. Aus einer der anderen Wohnungen brüllte jemand: »Geht's noch da draußen?«

Sascha erwiderte etwas, das Andreas nicht verstehen konnte. Verdammt. Er sollte sich ins Bett legen und das Kissen über die

Ohren ziehen. Einer seiner Nachbarn würde Sascha schon vor die Tür setzen.

Nur, er kannte Sascha. Zumindest hatte er einst geglaubt, ihn zu kennen. Er war nicht der Typ, der mitten in der Nacht bei fremden Leuten auftauchte – schon gar nicht bei Leuten, die deutlich gemacht hatten, dass sie ihn nicht sehen wollten. Es sei denn, er war betrunken. Und Betrunkene stürzten schnell.

»Dämlicher Idiot«, schnappte Andreas. Er musste nach ihm sehen, ob es ihm gefiel oder nicht.

Er wollte nicht schuld sein, wenn es plötzlich einen Schlag tat und Sascha die Treppen herunterkugelte. Das verdiente er trotz all des Leids, das er verursacht hatte, dann doch nicht.

Andreas wäre lieber stark geblieben. Mit Freude hätte er sein Gewissen ignoriert und Sascha im Treppenhaus hocken lassen. Aber ein solcher Mensch war er nicht, wollte er nicht sein und Sascha würde ihn nicht dazu machen.

Es kostete ihn ein gutes Stück Willenskraft, die Tür aufzureißen und die Beleuchtung zum Leben zu

erwecken. Ein verbissener Zug lag um Andreas' Mund, als er einen Schuh in die Tür schob und einen Blick nach draußen wagte.

Sascha war auf der ersten Etage angelangt. Er klammerte sich ans Geländer und spähte nach unten, als wäre er nicht sicher, wie er so hoch hinaufgekommen war.

»Verwechsle das Ding bloß nicht mit einer Reling«, brummte Andreas, während sich seine bloßen Füße unwillkürlich in Bewegung setzten. »Wehe, du kotzt in den Flur.«

Andreas verfluchte die Tatsache,

dass er sich nach dem Duschen nicht richtig angezogen hatte. Das Treppenhaus war kalt, Muskelshirt und Boxershorts waren kaum der richtige Schutz.

Er strebte auf den Eindringling zu, bevor er wusste, was er mit ihm anfangen sollte. Unterwegs ärgerte er sich über seine Dummheit. Wäre er letzte Woche nicht Hals über Kopf nach Hause geflüchtet, hätte Sascha nicht gewusst, wo er wohnte. Und er würde jetzt nicht mit unsicheren Beinen auf der Treppe herumeiern und den Eindruck machen, jeden Augenblick

in die Knie zu gehen.

»Was zum Geier tust du hier?«, zischte Andreas halblaut, als er Sascha gegenüberstand. Der scharfe Geruch des Alkohols stieg ihm entgegen.

»Oh, da bist du ja«, gluckste sein Besucher, der nicht ansatzweise so aufgeräumt wie bei ihrer letzten Begegnung aussah. Ein Schatten unter den Wangenknochen kündete von Stress. Von dem Wischmopp, der in einem früheren Leben die Bezeichnung Frisur verdient hätte, gar nicht erst zu reden.

Ein bittersüßer Nachhall

vergiftete Andreas' bis dahin ablehnende Haltung. Auf zehn wütende Herzschläge kam einer, der nicht in die Tonfolge passte. Er störte die Harmonie, da er Teil eines anderes Liedes war.

»Hab dich gesucht«, nuschelte Sascha und näherte sich Andreas aufdringlich. Sein Oberkörper reckte sich in einem Winkel, der verriet, dass er Probleme mit dem Gleichgewicht hatte.

»Schön, du hast mich gefunden. Und jetzt?«, gab Andreas zurück, wenn er auch keine vernünftige Antwort erwartete. Dabei hätte er

zu gern gewusst, was er mit diesem beschwipsten Schilfrohr im Sturm anfangen sollte.

Sascha tat ein paar unsichere Schritte seitwärts, näherte sich gefährlich dem Geländer und bekam gerade noch die Kurve. Er schielte in Richtung der Stufen und krakeelte: »Ich muss mich mal kurz hinsetzen. Geht gleich wieder. Nur kurz ausruhen.«

Bevor er sich niederlassen konnte, verdrehte Andreas die Augen und griff nach seinem Arm. »Du kannst dich hier nicht hinsetzen. Die Nachbarn steigen mir

aufs Dach, wenn du weiter Terror machst.«

»Soll'n sich nicht so anstellen.«

»Sagst du. Du wohnst hier ja auch nicht.«

Andreas wusste nicht, ob er lachen oder toben sollte. Sascha war in seiner Hilflosigkeit geradezu hinreißend bescheuert. Wie konnte man sich nur dermaßen die Kante geben? Andreas runzelte die Stirn, als sein Gewissen sich vernehmlich räusperte, und korrigierte innerlich: Gut, wie konnte man sich außer Haus dermaßen die Kante geben.

»Du verstehst mich nicht«, lallte

Sascha und machte erneut Anstalten, sich auf seine vier Buchstaben fallen zu lassen. »Ich habe dich gesucht … so gesucht … und das Haus schwankt, weißt du das? Solltest mal dem Hausmeister Bescheid sagen.«

»Dem Haus geht es bestens. Dir aber offenbar nicht!«

Was sollte er tun? Sascha war vollkommen neben sich. Andreas biss sich auf die Lippen. Ein Teil von ihm wollte seinen Ex vor die Tür setzen. Doch so viel Verantwortungslosigkeit brachte er nicht auf. Unabhängig davon, ob sie

sich kannten, war Sascha ein betrunkener Mann, der allein nicht mehr nach Hause finden würde. Was tat man in solch einem Fall als hilfsbereiter Mitmensch? Die Polizei oder den Krankenwagen rufen und die ihren Job tun lassen.

Mit einem Mal wurde Andreas bewusst, dass seine Hand stützend um Saschas Arm lag. Der Muskel war fester und breiter als früher. Der erste Eindruck in der Kneipe hatte ihn nicht getrogen.

Sascha legte den Kopf in den Nacken. Er verdrehte den Hals in dem Bemühen, das Treppenhaus zu

erfassen. »Hm … ich glaube …«

»Du hast zu viel getrunken? Blitzmerker. Ich bin stolz auf dich«, fauchte Andreas, der mit jeder verstreichenden Sekunde an Bodenhaftung verlor.

Die Zeit faltete sich und schrumpfte zusammen wie eine Ziehharmonika. Plötzlich schien es gar nicht mehr so lange her, dass Sascha ihn betrunken von einem fernen Spielplatz aus angerufen und hysterisch erzählt hatte, wie gern er bei ihm wäre.

»Wirklich?« Ein Strahlen erhellte Saschas Miene. »Du bist stolz auf

mich?«

»Nein!«

»Nein?« Es klang fürchterlich enttäuscht. Sascha machte ein betroffenes Gesicht und stolperte um ein Haar. Er trat Andreas' auf einen seiner nackten Füße. Der unterdrückte einen Fluch.

Okay. Das hier wurde zur Farce. Wo waren sie? In der Muppet Show? Nicht lange und Miss Piggy kam um die Ecke. Die Wahrscheinlichkeit, dass Sascha bereits rosa Schweine sah, war eh recht hoch.

Reiß dich zusammen und fang an

zu denken, ermahnte Andreas sich.

Sascha war zu betrunken für alles. Egal, warum er hergekommen war, so konnte Andreas ihn nicht laufen lassen. Erst musste er ihm einen Liter Kaffee einflößen und ihn unter die kalte Dusche schubsen. Letzteres klang durchaus spaßig. Und dann? Es würde sich zeigen. Vielleicht hatte er ihn in einer Stunde so weit, dass er ihn wieder rausschmeißen konnte.

Himmel, drei Jahre! Und ausgerechnet jetzt tauchte dieser Idiot, dieser Affe, dieses Rindvieh bei ihm auf. Voll wie eine

Strandhaubitze. Herrlich, ganz herrlich.

»Komm«, stöhnte Andreas schicksalsergeben. »Wir gehen nach oben.«

»Ach nö, mag nicht. Was ist denn da?«

»Meine Wohnung natürlich.«

»Ach, du wohnst hier?«

Es war Schwerstarbeit, Sascha in den vierten Stock zu bugsieren. Nicht nur, dass er von Zeit zu Zeit vergaß, wo oben und unten war. Nein, er blieb auch gern stehen und lamentierte unverständliches Zeug.

Andreas hörte ihm nicht zu. Er

war viel zu beschäftigt, seinen Ex nach oben zu schaffen und sich zu fragen, warum er sich überhaupt darauf einließ. Es fand sich reichlich Kontra und wenig Pro. Vor allem anderen graute ihm vor den Reinigungsmaßnahmen, die ihm unter Umständen ins Haus standen. Andreas kämpfte sich Stufe für Stufe vorwärts. Ab der dritten Etage lag sein Arm um Saschas Hüfte und stützte ihn. Er knirschte mit den Zähnen.

Angekommen in der Wohnung zeigte Andreas Sascha wortlos das Bad und stapfte missmutig und

nervös ins Wohnzimmer. Unsicherheit fiel über ihn her, als er sich auf die Couch sinken ließ, auf der Stunden zuvor Mandy gesessen hatte. Die Erkenntnis, die er bisher mühsam beiseitegeschoben hatte, setzte sich langsam. Sascha war in seiner Wohnung. Nach so langer Zeit war er aufgetaucht und schien nicht zu ahnen, was er Andreas damit antat.

Denn er tat ihm etwas an, ob Andreas es nun wahrhaben wollte oder nicht. Die Enge in seiner Kehle kam nicht vom Flüstern im Flur. Der beschleunigte Herzschlag rührte

nicht vom Treppensteigen her. Sein Magen hüpfte nicht aus Hunger unstet auf und ab. Es lag an Sascha und dem, was sein Anblick in ihm auslöste. Da waren so viel Wut und Schmerz und Enttäuschung und Hass und Bitterkeit und tausend Dinge, die er ihm ins Gesicht schreien wollte. Angefangen bei »Was war so schlimm an mir, dass du gehen musstest?« bis hin zu »Wie kannst du es wagen, hier aufzutauchen und schon wieder Chaos anzurichten?«

Andreas beugte sich nach vorn und raufte sich die Haare. Sein

verräterischer Puls trommelte gegen seinen Hals. Er hatte so getrauert, so schrecklich geheult. In seinen Träumen war er tief gesunken, hätte alles für einen winzigen Besuch oder eine Umarmung gegeben. Für Freundschaft, wenn er schon nicht mehr haben konnte. Für eine Karte, einen Brief, ein Schulterklopfen. Nichts hatte er erhalten.

Es war die Hölle gewesen, morgens zu erleben, wie die Post verteilt wurde. Einige Patienten hatten bergeweise Briefe erhalten.

Auch Andreas hatte manchmal

Post bekommen. Anfangs von seinem Lehrer Dr. Schnieder und von seinem Großvater, später von Richard, dann irgendwann auch von seiner Mutter und noch später von Ivana, die mittlerweile nicht mehr für seine Familie arbeitete. Sie war gegangen, nachdem er fort war. Warum, hatte er nie erfahren.

Nur Sascha hatte sich nie gemeldet.

Die Badezimmertür klapperte. Gleich darauf war das Tapsen unsicherer Schritte zu hören. Sie kamen näher, verharrten kurz vor der Küche und näherten sich dem

Wohnzimmer.

Andreas fehlten die Worte, als Sascha in den Raum trat und sich umsah; gerade lange genug, um die gröbsten Konturen in sich aufzunehmen. Anschließend fixierte er Andreas. Er betrachtete ihn wie ein eigenartiges Insekt, das ihm unter das Mikroskop gekrabbelt war. Etwas Prüfendes ging von ihm aus; gepaart mit der Tiefsinnigkeit, die einem der Alkohol manchmal beschert.

»Du …«, wisperte Sascha und begann zu lächeln. Es fing in seinen Mundwinkeln an, bekam etwas

Verschmitztes und verteilte sich anschließend über sein ganzes Gesicht.

Andreas konnte keinen Finger rühren und erst recht nichts sagen. Im Stillen hämmerte er seinen Kopf gegen die Wand, weil er nicht auf Köninger gehört hatte. Wenn er sich vorher bereit erklärt hätte, über Sascha zu reden, hätte er vielleicht Ahnung gehabt, wie er sich jetzt verhalten sollte. Obwohl, ein Gespräch mit seinem Therapeuten wäre sicherlich nicht davon ausgegangen, dass einer von ihnen bei ihrer Aussprache sturzbetrunken

war.

Sascha löste sich von seinem Platz und kam langsam auf ihn zu. Schritt für Schritt, in einer sanften Schlangenlinie. Paralysiert beobachtete Andreas ihn. Ihm war, als träume er. Vielleicht tat er das ja auch.

»Andreas …«, raunte Sascha viel zu sanft für die Realität. Auch, dass er sich vor ihn kauerte und die Hand ausstreckte, konnte nicht Teil der Wirklichkeit sein. Sie waren in einem surrealen Universum gefangen.

Lösung des Problems: Er hatte

eine Fischvergiftung. Mandys Krabben mussten schlecht gewesen sein. Gab es eine Krabbenvergiftung? Andreas konnte nicht mehr denken. Er fühlte viel zu viel. War verwirrt und vor allen Dingen überfordert. Nichts von dem, was hier geschah, passte in sein zwangsstrukturiertes Leben. Erst recht nicht, dass Sascha mit dem Daumen kaum merklich über seine Wange fuhr und erneut seinen Namen sagte.

Andreas durchlief ein winziger Krampf. Es war drei Jahre her, dass Sascha ihn auf diese Weise berührt

hatte. Vorsichtig, wissend und liebevoll. Ihm schwirrte der Kopf. Was ging hier vor sich? Und wie ließ es sich beenden, bevor er seinen Verstand einbüßte?

»So lange«, flüsterte Sascha, als hätte er seine Gedanken gelesen. Seine Stimme legte sich wie Fesseln um Andreas' Körper. Er war unfähig, den Kopf zu drehen. Nicht einmal, als Sascha sich wieder erhob und ihm immer näher kam, über ihn glitt, konnte Andreas sich rühren.

Die Couch knarrte, als fremde Knie rechts und links von Andreas' Beinen ins Polster sanken. Der Stoff

von Saschas Hose rieb über seine Shorts. Dann wurde es warm an den Oberschenkeln, an seinem Gesicht, das von zwei Händen umfasst und auf solch niederschmetternd-zärtliche Weise gehalten wurde, dass Andreas keine Luft mehr bekam.

»Andreas«, wiederholte Sascha sein Mantra. »Mein Andreas.«

Er neigte den Kopf und küsste ihn. Für den Bruchteil einer Sekunde zuckte Andreas zusammen, bevor die Nervenzellen meldeten: »Oh ja, das ist so lange her. Fühlt sich das nicht gut an? Mehr? Ja, viel mehr.

Halt ihn fest. Los, halt ihn sofort fest. Wir wollen es so sehr. Das und das und dies und das, wovon du heimlich träumst.«

Der Kuss dauerte keine Sekunde und schmeckte nach Whisky. Er war nicht lang genug, um die Augen zu schließen. Doch dafür war nun genug Zeit, denn Sascha beugte sich nach vorn und schmiegte sein Gesicht an Andreas' Wange: »Ich habe dich so vermisst.«

Die Worte strömten wie warmer Regen durch Andreas' Nervensystem. Er wollte daran glauben. Nur für ein paar

Augenblicke. Er hatte sich so danach gesehnt, dass er jemandem fehlte. Dass Sascha ihn vermisste und wollte, bei ihm war und ihn berührte.

Wie an Fäden hängend hoben sich Andreas' Hände. Ein fremder Puppenspieler hatte ihn, die Marionette, übernommen, und ließ seine Finger tasten. Der Saum eines T-Shirts, fast fadenscheiniger Stoff, darunter eine Wärmequelle. Gegen seinen ausdrücklichen Willen gab Andreas einen erstickten Laut von sich und erwiderte den Druck von Saschas Wange. Wie Katzen, die

einander begrüßten, bewegten sie die Köpfe gegeneinander. Suchten, rochen, fanden.

»Was tust du denn hier, du Irrer?«, jaulte Andreas' Verstand.

»Klappe halten«, pfiffen seine Libido und sein Gefühlsleben zurück. »Wir brauchen das jetzt.«

Am Rande seiner Wahrnehmung schwebte der Gedanke entlang, dass er jetzt und hier ausnahmslos jeden Kerl an sich gezogen hätte, der halbwegs tageslichttauglich war. Er war so ausgehungert. Andreas wandte den Kopf und rieb seine Nase an Saschas. Eine Hand

streichelte ihn im Nacken. Die andere strich seinen Arm entlang, glitt höher und spielte mit dem Träger seines Shirts.

Mit der Oberlippe berührte Sascha Andreas' Mundwinkel. Stieß sacht mit der Zungenspitze dagegen. Das war zu viel. Andreas atmete scharf aus, umfasste Saschas Hinterkopf und knallte ihre Münder gegeneinander. Sie öffneten sich. Ihre Köpfe legten sich auf die Seite; jeder in seine altvertraute Richtung. Fanden ihren Winkel wieder, heiß und so wunderbar nass, als ihre Zungen

sich umeinander legten.

Andreas glaubte zu platzen. Er war nicht allein. Jemand war bei ihm. Fasste ihn an. Wie sehr hatte er es vermisst, berührt und geküsst zu werden. Er wollte winseln und den Kopf an Saschas Brust legen. Konnte es nicht. Weil er es war.

Nicht daran denken. Nicht jetzt. Nur küssen und die Arme um Saschas Rücken legen und ihn an sich pressen.

Plötzlich zuckte Sascha zusammen und entzog ihm seinen Mund. Andreas schoss wie ein Delfin durch die Oberfläche der

Wirklichkeit, als Sascha nach hinten rutschte und ihn aus kreisrunden Augen anstarrte.

Jetzt hat er es auch begriffen, dachte Andreas und ein Teil von ihm war so enttäuscht, dass er gegen die Wand treten wollte. Danke auch. Danke für den Besuch, den Schreck, das Küssen, das Erinnern.

Aber Sascha sagte kein Wort. Er legte sich lediglich die Hand über den Mund und sprang auf. In Schieflage fetzte er aus dem Raum. Andreas brauchte nicht die verräterischen Laute aus dem Bad

zu hören, um zu wissen, womit er beschäftigt war.

»Toll. Echt super«, stieß er aus.

Elektrizität raste durch seine Wirbelsäule. Er bekam es mit der Angst zu tun. Was ging hier vor? Wo war Köninger, wenn man ihn brauchte? Warum hatte er sich von Sascha küssen lassen? Warum wäre er weiter gegangen, wenn der nicht begonnen hätte, hingebungsvoll zu kotzen? Wann war aus »Raus hier!« »Komm näher« geworden? Konnte er sich denn auf gar nichts mehr in seinem wirren Kopf verlassen?

Als Andreas aufstand, torkelte er,

als hätte er ebenfalls reichlich dem Alkohol zugesprochen. Mechanisch holte er Bettzeug aus dem Schlafzimmer und warf es auf die Couch. Nach kurzem Zögern stellte er den Putzeimer und eine Flasche Wasser daneben. Der Gedanke, Sascha vor die Tür zu setzen, war verschwunden. Warum, konnte Andreas nicht sagen. Aber in dieser Nacht wusste er sowieso nicht mehr viel. Morgen würde er über alles nachdenken.

Verwirrt und sehr aufgewühlt stolperte Andreas ins Schlafzimmer. Sein Bett schien ihm ein guter,

sicherer Ort zu sein. Er lag still, bis er Sascha durch den Flur gehen hörte; direkt an der blinden Tür vorbei, die er mit einem Bücherregal zugestellt hatte. Wer brauchte schon zwei Türen im Schlafzimmer? Das kam davon, wenn man einen Altbau modernisierte.

Andreas bebte, als er Sascha nach sich rufen hörte. Eine Welle diffuser Angst rollte über ihn hinweg. Überforderung vermengt mit altem Schmerz traf auf ein Empfinden, das Hammerschlägen auf bereits wunde Daumen

gleichkam.

Er antwortete nicht auf die halblauten Rufe, sondern verkroch sich tief unter seine Decke und betete, dass Sascha die geschlossene Tür zum Schlafzimmer akzeptierte.

Kapitel 13

Sascha erwachte nicht zum ersten Mal in einer fremden Wohnung. Auch das Pochen hinter seinen Schläfen und der latente Wunsch, sich für drei Tage in eine Erdhöhle zu verkriechen, waren ihm nicht neu. Man konnte nicht exzessiv das Studentenleben genießen und feiern, ohne das eine oder andere Mal böse abzustürzen.

Dennoch, etwas war anders, als er dieses Mal zu sich kam und die

griffige Textur von Leder unter sich spürte. In seinem Hinterkopf nagte sich ein Gedanke einem gefräßigen Holzwurm gleich durch seine Gehirnwindungen. Jeder Bissen ein Erinnerungsfetzen – eine Sekunde, mal zwei oder fünf –, der verdaut werden wollte.

Sascha murrte. Angeekelt bleckte er die Zähne und fand den sauren Geschmack von Erbrochenem in den hinteren Winkeln seines Mundes. Sein ungehaltener Magen zog sich zusammen und ging in Hab-Acht-Stellung, beließ es jedoch glücklicherweise dabei. Sascha

hatte keine Ahnung, wo sich in dieser Wohnung das Bad befand. Dabei glaubte er, es wissen zu müssen.

Die Kopfschmerzen gewannen an Stärke, als er sich vorsichtig aufsetzte und seine Umgebung erfasste. Wie durch den Sucher einer Kamera bemerkte er die Wasserflasche, die neben ihm bereitstand. Gierig griff er zu, um sich den Geschmack der vergangenen Nacht von der Zunge zu waschen.

Während er trank, sah er sich über die Flasche hinweg um. Das

weitläufige Wohnzimmer gehörte eindeutig zu keiner Studentenbehausung. Seine eigene Wohnung hätte fast in diesem Zimmer Platz gefunden. Die Sitzecke, in der er Quartier gefunden hatte, zeugte von Luxus. Nicht, dass sich protzige Gemälde oder Raumschmuck um ihn herum gestapelt hätten, aber allein die Couchgarnitur musste ein Vermögen gekostet haben. Schwarzes Leder, am Boden abgesetzt mit einem verchromten Fuß, der die gestaltende Hand eines Designers verriet.

Ein Fernseher, der in seinen Dimensionen an eine Kinoleinwand erinnerte, drängte sich in Saschas Blickfeld. Dahinter erhoben sich Regale; angefüllt mit Büchern, DVDs und für Sascha mit dem befremdlichen Gefühl, etwas Verlorenes wiedergefunden zu haben.

Er reckte den Hals. Zwei Doppeltüren gab es. Nein, halt. Eine dritte, sogar eine vierte Tür fiel ihm auf. Und doch hatte er nicht das Gefühl, sich in einem Durchgangszimmer aufzuhalten. Die schiere Größe des Wohnzimmers

verschluckte die Zugänge. Eine der Türen führte auf eine Dachterrasse, die ihrerseits genug Raum für ein großzügiges 2-Zimmer-Appartement bot. So weit Sascha es erkennen konnte, zog sie sich rund um das halbe Gebäude. Aus seiner Erinnerung schälte sich die Information, dass die Flügeltür zu seiner Linken in den Flur mündete. Darüber hinaus kannte er sich nicht aus.

Er war bei Andreas. Sascha war sich dessen plötzlich so sicher, wie er wusste, dass er zwei Augen und eine Nase hatte. Er erschrak nicht,

er griff sich nicht an den Schädel. Es war, als hätte die Gewissheit die ganze Zeit über neben ihm auf der Couch gesessen und nur darauf gewartet, dass er sie bemerkte. Für eine halbe Minute fand Sascha es unbedenklich, dass er in der Wohnung seines Ex-Freunds war und sich kaum erinnern konnte, wie er hierher gekommen war. Vage glaubte er, sich selbst in einem Treppenhaus stehen zu sehen. Absinth, viel davon. Der Kuss der grünen Fee, nein, von Andreas, süß und gierig.

Saschas Arme und Beine nahmen

eine Gänsehaut an. Sie hatten sich geküsst, hier auf dieser Couch. Falsch. Sascha hatte Andreas geküsst. Er war ihm ganz nah gewesen. Und dann? Nichts mehr.

Eine Flutwelle der widersprüchlichsten Gefühle tobte über Sascha hinweg und riss ihn im wahrsten Sinne des Wortes um. Entsetzt, erfreut, verwirrt, besorgt ließ er den Oberkörper zurücksinken und legte schützend den Unterarm über die Augen.

Was hatte er angestellt? Und wo vor allen Dingen war Andreas? So viel zu Christophers gutem Rat,

Andreas in Frieden zu lassen, da keiner von ihnen einschätzen konnte, was ein Eingreifen in dessen Privatsphäre für Reaktionen nach sich ziehen konnte.

»Psychologie-Student Sascha Suhrkamp, Sie haben nichts begriffen. Sie werden ins erste Semester zurückgestuft und dürfen von vorne anfangen.« Diese Strafe hätte er sich redlich verdient, aber die Sanktionen mussten warten, bis er zu Hause war und – noch wichtiger – seine Blase entleert hatte.

Als Sascha widerwillig aufstand,

ekelte er sich vor dem Gefühl des feuchten T-Shirts auf der Haut. Seine Beine waren zu heiß in den Hosen, und er fühlte sich schmutzig. Er brauchte dringend eine kalte Dusche und ein strenges Alkoholverbot – oder wenigstens für zwei Wochen Abstinenz.

Seine von Absinth und Whisky vernebelte Erinnerung trog Sascha nicht. Die Flügeltüren führten in den hohen Flur, der von Regalen gesäumt wurde. Ein kleines Lächeln dämpfte Saschas Katerstimmung. Die Größe der Wohnung – sie befanden sich in Hamburg am

Rande der Speicherstadt, ein praktisch unbezahlbares Pflaster – war typisch für einen von Winterfeld. Aber die Tatsache, dass sich Staubmäuse in den Ecken vergnügten, eine Jeansjacke am Boden lag und Schuhe unter- und übereinander neben der Tür standen, war ganz und gar Andreas.

Über das luxuriös ausgestattete Badezimmer wunderte Sascha sich nicht. Sehnsüchtig beäugte er die Sandsteindusche und stellte sich vor, seinen Kreislauf von den Massagedüsen mit höchstens lauwarmem Wasser auf Touren

bringen zu lassen. Ein verführerischer Gedanke, aber er hatte Zweifel, dass er hier so willkommen war, sich guten Gewissens unter die Dusche stellen zu können.

Sascha griff sich an den Bauch. Pfui, ihm war übel.

Nachdem er sich erleichtert hatte, betrachtete er seine Erscheinung im Spiegel. Wie das blühende Leben sah er nicht aus. Rote Augen fixierten ihn müde. Anstelle eines ordentlich rasierten Kinns präsentierte er ein Stoppelfeld. Alles in allem attestierte er sich

einen reichlich verklebten Gesamteindruck.

Kurz entschlossen zog Sascha sich das T-Shirt über den Kopf und wusch grob Gesicht und Oberkörper. Die Seife, die er verwendete, war ihm ebenso vertraut wie das Sammelsurium auf den gläsernen Armaturen: eine hölzerne Haarbürste, Andreas' bevorzugte Zahnpasta, sein geruchsfreies Deodorant und natürlich die kleinen, schwarzen Haarbänder, die ihm allzu gern aus der Mähne rutschten. Selbst das Handtuch, mit dem Sascha sich abtrocknete, roch

nach Vergangenheit. Er sollte nicht hier stehen, das Gesicht im Frottee versenken und den Duft inhalieren. Er tat es dennoch.

Als er das nächste Mal in den Flur trat, fühlte er sich kaum besser. Ihm war zwar weniger übel, aber es kam ihm vor, als würde er von einer Kolonie Feuerameisen bösartig in den Bauch gebissen. Das Zwicken der Tierchen nahm zu, als er aus einem der angrenzenden Räume Geräusche hörte. Eine Kühlschranktür klapperte, dann rappelte eine Besteckschublade.

Sascha atmete tief durch. Warum

verschwand er nicht? Hinter ihm war die Wohnungstür. Er konnte gehen und so tun, als wäre er am Vorabend nicht betrunken in Andreas' Leben eingedrungen. Ein Feigling würde auf diese Weise handeln und sich hinterher für lange Zeit fragen, was anderenfalls geschehen wäre. Doch Sascha wollte nicht schon wieder feige sein.

Andreas in der geschmackvoll eingerichteten Designerküche zu sehen, beschäftigt damit, sich Frühstück zu machen, war noch eigenartiger, als auf seiner Couch

aufzuwachen. Es kam Sascha vor, als würde er einen Blick in einen Film werfen, dessen Anfang er nicht gesehen hatte. Entsprechend befremdlich war es, zu Andreas in die Küche zu treten, der sich weder zu ihm umdrehte, noch auf andere Weise signalisierte, ihn bemerkt zu haben.

Was sagte man, wenn man nach drei langen Jahren feststellte, dass man sich bis zum Filmriss betrunken hatte und zu einem Mann gerannt war, den man eigentlich gar nicht mehr kannte?

Saschas Knie wurden weich, als

er Andreas mit dem Toaster hantieren sah. Der Drang, sich ihm zu nähern und von hinten die Arme um ihn zu legen, war erschreckend intensiv. Für Nils hatte er nie so empfunden. Bei ihm hatte er nie das Gefühl gehabt, ihn halten zu müssen, weil er sonst selbst wie ein Pulverfass in der Feuerwerksfabrik in die Luft zu gehen drohte.

Aufregung ließ Saschas Atem zittern, als er tiefer in die Küche trat und sich an den Tresen amerikanischer Bauart lehnte. Die hohen Barhocker passten zu Andreas' langen Beinen.

»Hm, guten Morgen«, murmelte Sascha und kam sich dämlich vor. Vieles lag ihm auf der Zunge. Eine Entschuldigung, wie es Andreas ging, und vor allen Dingen die Frage, was in der vergangenen Nacht passiert war und ob er sich richtig erinnerte, dass sie sich für einen kurzen Zeitraum sehr nah gewesen waren. Vielleicht hatte er ja doch geträumt.

Andreas warf ihm über die Schulter hinweg einen Blick zu. Seine linke Augenbraue war so hoch erhoben, dass sie in seinem Haaransatz zu verschwinden

drohte. Er antwortete nicht.

Überfordert folgte Saschas Zeigefinger der Maserung in der Oberfläche des Tresens. Er sollte gehen. Dass Andreas nicht mit ihm sprach, war deutlich genug. Auf was wartete er eigentlich? Auf eine Einladung zum Frühstück?

Doch es gab so viel zu sagen. So vieles, das er Andreas endlich erklären wollte. Er hatte so lange gewartet, mit ihm sprechen zu dürfen und ihm sein Verhalten zu erklären. Sascha brauchte diesen Frieden, um weitermachen zu können.

Sieh ihn dir an, lockte der Schatten seiner ersten Liebe zärtlich in ihm. Er ist älter geworden, und er ist noch großartiger als damals. Und wie weit er gekommen ist. Ohne dich. Er sollte nicht alles allein erkämpfen müssen, aber er hat es geschafft.

»Du … hast viel erreicht«, versuchte Saschas Zunge Konversation zu machen und der Bewunderung für Andreas' Fortschritte eine Stimme zu geben. Dass er besser geschwiegen hätte, wusste er, als Andreas' Schulterblätter sich

zusammenzogen.

Die Bewegung erinnerte an die Drohgebärde eines Schwans, der sich darauf vorbereitete, sein Revier zu verteidigen.

Hatten sie gestern geredet? Sascha wünschte, er könnte sich erinnern.

»Ja.«

»Ich nehme an, es kümmert dich nicht, aber ich …« Sascha stockte. Sollte er sich nicht erst einmal bedanken, weil Andreas ihn bei sich hatte übernachten lassen? Oder war eine Entschuldigung wichtiger? Er war unfähig zu denken. Die

Anspannung war zu gewaltig. Konnte sein innerer Prozessor bitte die Arbeit wieder aufnehmen?

»Da könntest du recht haben.« Schneidend und eigenartig kontrolliert.

Sascha spürte den Zorn, der von Andreas ausging. Er sah ihn in der Art, wie er seinen Toast fallen ließ und sich mit beiden Händen gegen die Kante der Arbeitsfläche stützte. War es möglich, einen Menschen in solch einer Situation zu beschwichtigen? Und wenn ja, wollte er das überhaupt?

Der Klärungsbedarf in Sascha

nahm überhand und schob alle anderen Überlegungen beiseite. »Bitte. Ich weiß, dass du sauer bist. Aber lass uns reden, ja? Ich weiß nicht, wie es dir geht. Nur finde …«

»Genau!« Andreas katapultierte sich zu Sascha herum und nagelte ihn mit vor Zorn brennenden Augen an seinem Platz fest. »Du weißt nichts von mir. Nicht, wie es mir geht. Und auch sonst nichts. Spinnst du eigentlich? Nach drei Jahren tauchst du hier auf und willst reden? Mit mir? Auf einmal?«

Sascha zuckte zusammen, als hätte man ihn geohrfeigt. Er wollte

etwas erwidern, aber ihm blieb keine Zeit – und er hatte auch nicht den Mut –, als Andreas wie ein Wolf kurz vor dem Angriff den Kopf nach vorne schob.

»Nach all der Zeit platzt du in mein Leben und willst reden. Ja, lass uns reden. Darüber, wie es sich angefühlt hat, von dem einzigen Menschen verlassen zu werden, von dem ich dachte, dass ich ihm wichtig bin. Darüber, dass du mich verraten hast, als es mir am schlechtesten ging. Darüber, dass du dein Versprechen gebrochen hast. Darüber, dass du dir danach

nie wieder die Mühe gegeben hast, dich nach mir zu erkundigen oder mich zu besuchen.«

Andreas' Stimme verlor an Lautstärke und wurde zu einem gefährlichen Zischen. Er kam auf Sascha zu.

»Du hast keine Ahnung, was ich durchgemacht habe. Die Hölle war ein Dreck dagegen. Niemand war bei mir, als ich in der Psychiatrie gelandet bin. Niemand war da, um mich aufzubauen oder um mich zu trösten. Es war niemand da, als sie mich gezwungen haben, in Fahrstühlen, Kaufhäusern und

Stadien auszuharren. Es war abends niemand da, wenn ich vor Erschöpfung nicht mehr gehen konnte. Und alles nur, weil du dich verpisst hast. Weißt du, was es heißt, wenn sie dich sezieren? Wenn sie dir praktisch den Bauch aufschneiden, deine Eingeweide rausholen und alles auf den OP-Tisch klatschen? Wenn sie dir keinen noch so persönlichen Gedanken lassen, weil alles, wirklich alles, wichtig sein kann? Jeder beschissene Gedanke, jedes peinliche Gefühl? Wenn sie dir nach und nach klar machen, dass du in

einem Maße vernachlässigt worden bist, der an Gewalt grenzt? Dass man eigentlich ein Fall für das Jugendamt gewesen wäre? Dass kein Nachbar gesehen hat, dass du vor die Hunde gehst? Dass alles, was du für normales Familienleben gehalten hast, nichts als endlose Erniedrigung war? Wo warst du, als ich dich gebraucht habe? Und was gibt dir jetzt das Recht, hier aufzutauchen und reden zu wollen?«

Erschüttert öffnete Sascha den Mund. Er wollte etwas einwerfen. Zumindest den Vorwurf, dass er

Andreas nicht gesucht hatte, konnte er mit einem einzigen Satz abschmettern. Aber er brachte keinen Ton hervor. Sascha wusste nur, dass er Andreas nie so zornig und redselig gesehen hatte. Der Teenager, der nicht in der Lage gewesen war, seinem Innenleben eine äußere Form einzuräumen, war verschwunden. Wie hatte er damals gestottert, wie unfähig war er gewesen zu erkennen, dass andere ihn schlechter behandelten, als er verdiente. Mittlerweile wusste Andreas offenbar ganz genau, wem er was zu verdanken hatte.

»Ich habe dir gesagt, dass du mich in Ruhe lassen sollst«, warf Andreas ihm an den Kopf. »Und was machst du?« Seine Hände flogen wütend in die Luft. »Du besäufst dich und setzt dich auf meinen Schoss. Tust so, als wäre nie etwas passiert. Willst mir einreden, dass du mich vermisst. Fängst an zu kotzen und erzählst mir am nächsten Morgen, dass ich viel erreicht habe. Erreicht? Ich? Spar dir dein Mitleid. Ich hatte dein Mitgefühl nicht, als ich es brauchte. Und jetzt brauche ich niemanden, der auf mich herunterschaut und

mir den Kopf tätschelt wie einem Hund, der gelernt hat, nicht in die Wohnung zu pinkeln.«

Er trat nach einer offenen Schranktür, die stöhnend in ihr Magnetschloss schnappte.

»Viel erreicht«, höhnte er. »Ja, wahnsinnig viel. Ich wohne allein, weil meine Eltern mich krankmachen. Und ich quäle mich jeden verdammten Scheißtag ins Tierheim, um am Ende der Woche sagen zu können, dass ich gearbeitet habe. Hier Aktivitäten und da Praktikum und dann wieder der Therapeut im Nacken, der will,

dass ich meine Eltern an mich ranlasse und Menschen vertraue und hier und da. Alles ist geregelt. Ich hangele mich an meinem Terminplan entlang und sehe zu, dass ich das Beste daraus mache. Ist es das, was du für Erfolg hältst? Bist du deswegen hier? Weil du mich in der Kneipe gesehen hast und auf einmal was mit mir anzufangen ist? Nicht mehr der Typ, der in seinem Zimmer eingesperrt lebt, sondern das, was du wolltest? Jemanden zum Feiern, Saufen, ins Kino gehen? Sorry, da muss ich dich leider enttäuschen. Es hat sich

nichts geändert. Ich hasse es, draußen zu sein. Und selbst wenn: Ich will niemanden in meiner Nähe haben, dem ich nicht gut genug war, als er nicht mit mir Gassi gehen konnte.«

»He!«, ließ Saschas Starre nach. Ihm war, als hätte eine Hundertschaft Bogenschützen auf ihn angelegt und ihn mit ihren Pfeilen durchlöchert. Taubheit dämpfte seinen Verstand und selbst sein Körpergefühl. »Ich weiß, dass ich mich wie ein Arschloch benommen habe. Aber ich habe dich gesucht. Ich habe dich ewig

gesucht!«

»Ist klar. Und gerade jetzt hast du mich gefunden? Jetzt, wo es mir in den Augen einiger Leute besser geht? Netter Versuch.«

»Du glaubst mir nicht?«, hakte Sascha verletzt nach.

»Überlegen wir mal«, erwiderte Andreas leutselig. »Nein, tue ich nicht. Falls du dich nicht erinnerst: Wir waren Nachbarn. Meine Eltern haben nebenan gewohnt.«

»Die mir nichts gesagt haben! Kein Wort. Du hättest tot sein können, und ich hätte nichts davon erfahren.«

»Oh, ich war tot. Mausetot. Du hast mich umgebracht«, schrie Andreas Sascha unvermittelt entgegen. »Und jetzt …« Er verhaspelte sich, und ein irritierter Ausdruck glitt über seine Miene, als würde er seinen eigenen Gedanken lauschen und darin etwas finden, was er nicht erwartet hatte. Er schüttelte den Kopf. Eine Maske aus Eis schob sich über seine Züge, bevor er ungleich leiser hinzufügte: »Aber das ist jetzt auch egal. Es ist egal, was damals passiert ist. Denn ob du mich nun gesucht hast oder nicht, es gibt nichts mehr, was uns

verbindet. Es gibt für dich keinen Grund, hier zu sein.«

»Du kannst doch nicht ignorieren, dass ich dich nicht so allein gelassen habe, wie du dachtest«, flüsterte Sascha. Ihm tat alles weh, besonders die Brust und der Magen. Nur die Kopfschmerzen waren in den Hintergrund gedrückt.

»Doch. Es ist nicht mehr wichtig.« Andreas' Händen ballten sich zu Fäusten. Die Sehnen an den Unterarmen traten hervor. Plötzlich stach Sascha ins Auge, wie blass sein unfreiwilliger Gastgeber geworden war. Ein Gespenst war

nichts dagegen. »Am Ende zählt nur das Ergebnis. Wie es dazu gekommen ist, interessiert mich nicht. Ich hätte dich gebraucht, und du warst nicht da. Ich bin allein gewesen. Daran habe ich mich gewöhnt. Und deswegen tätest du mir einen Gefallen, wenn du jetzt gehst.«

Sascha wollte nicht. Obwohl Andreas ihn angeschrien und beschimpft hatte, wollte er nicht gehen. Das irre Flackern in dessen Blick machte ihm Angst. Sich einen Idioten schimpfend realisierte Sascha, dass er Andreas mit seinem

Auftauchen keinen Gefallen getan hatte. Ein Dutzend Anzeichen sprachen dafür, dass er ihm geschadet hatte, wie Christopher es prophezeit hatte.

Diese im Mahlen seiner Kiefer sichtbare Wut, das Beben seines Körpers, die Stimme, die an Substanz verloren hatte. Die Bisse in die eigene Unterlippe. Das Krampfen seiner Muskeln. Indizien für eine mit Gewalt aufrecht gehaltene Anspannung.

Was würde geschehen, wenn er blieb? Würde Andreas ausrasten? Oder würde er es sich erlauben, ein

zweites Mal vor ihm die Beherrschung zu verlieren? Dieses Mal auf eine andere Weise? Auf eine, die von Verzweiflung und Leid sprach statt von Zorn? Würde er sich trösten lassen?

Selbst wenn, du kannst das nicht auffangen. Und er hat recht. Es ist nicht deine Aufgabe. Nicht mehr, erinnerte Saschas Verstand ihn.

Er wünschte, er hätte Andreas nicht so schrecklich enttäuscht. Und er fand es furchtbar, in seinen jahrelangen Befürchtungen bestätigt zu werden. Sein schlechtes Gewissen war

keineswegs so übertrieben gewesen, wie andere ihm einreden wollten.

Aber was hatte er erwartet? Andreas konnte es nicht ahnen, aber Sascha wusste, welchen Prozeduren sich jemand mit Andreas' Krankheit – insbesondere in diesem Schweregrad – unterziehen musste. Er kannte den Sumpf, den er durchschritten hatte, auch wenn er nicht wusste, wie es sich anfühlte, darin gefangen zu sein.

Zum ersten Mal wünschte Sascha sich, Andreas nicht wiedergesehen

zu haben. Vorher hatte er sich wenigstens vormachen können, dass kein Groll zwischen ihnen herrschte. Jetzt hatte er bittere Gewissheit.

Dennoch – oder vielleicht gerade deshalb – raffte Sascha seinen Mut zusammen und nickte: »Okay. Ich gehe sofort. Nur … also ich nehme nicht an, dass ich dir meine Handynummer hier lassen soll, oder?«

Es war ein jämmerlicher Versuch, und es brauchte nur einen Blick von Andreas, um ihn scheitern zu lassen.

Widersprüchliche Impulse belasteten Sascha, als er sich abwandte. Sollte er sich nicht doch entschuldigen? Es sah nicht so aus, als hätte das für Andreas eine Bedeutung. Sollte er sich bedanken? Nein, lieber nicht. Dann würde womöglich der Toast nach ihm fliegen. Sollte er …? Gehen. Er musste gehen. Andreas hatte ihn vor die Tür gesetzt, und Sascha musste seine Wünsche respektieren.

Wie in Trance schritt er durch den Flur zur Wohnungstür. Er zwang sich, nicht zurückzusehen. Noch nie

hatte ihn jemand auf solch vernichtende Weise zur Schnecke gemacht, selbst seine Mutter nicht. Falls sie es doch versucht hatte, waren ihre Bemühungen an ihm abgeprallt, da er sich im Recht fühlte. Wenn es um seine Studienwahl oder seine Homosexualität ging, konnte sie toben so viel sie wollte. Sie lag falsch und er richtig. Das hier war etwas Anderes.

Im Treppenhaus angekommen schwindelte ihm, doch er nahm es kaum wahr. Mechanisch fasste er nach dem Geländer.

War er hergekommen, weil er diese brutale Ansprache ersehnt hatte? War sein in Alkohol mariniertes Gehirn deswegen auf den Gedanken gekommen, Andreas zu besuchen? Damit der ihm endlich sagte, was für eine miese Made er war? So viel Wut und sogar Hass, von Andreas mit heißen Speerspitzen in Saschas Haut geschleudert.

Unten angekommen verharrte er an der Haustür. Sein viel zu weiches Irgendetwas in der Brust wartete darauf, dass Andreas ihn zurückrief. Offenbar hatte er zu viele schlechte

Filme gesehen.

Das Mittagslicht stach Sascha in die Augen, als er auf die Straße trat und unendlich behutsam die Tür hinter sich ins Schloss zog. Die Häuserzeilen schienen einem fremden Universum zu entstammen. In einem Kokon aus unverdauten Eindrücken treibend stolperte Sascha davon. Er suchte nicht nach Bushaltestellen oder der Straßenbahn. Ging lediglich einen Schritt nach dem anderen vorwärts und baute darauf, dass seine Füße wussten, was sie taten.

Der Schmerz war intensiver, als

er sein sollte. Er bog seine Rippen nach außen und ließ sein Innerstes ungeschützt zurück. Hatte Andreas das gemeint, als er davon sprach, zu seinem eigenen Wohl seziert zu werden?

Es war vorbei, und zwar nicht erst seit gestern. Sascha wurde kalt. Er musste sich lösen. Bisher hatte er eine gute Ausrede gehabt, warum er innerlich an Andreas festhielt. Doch nun gab es keinen Grund mehr, sich Sorgen zu machen. Andreas ging es den Umständen entsprechend gut. Er arbeitete an sich und hatte sich verändert. Er

ließ seinen Ärger aufsteigen, statt ihn in sich zu vergraben. Duckte sich nicht mehr, verteidigte und wehrte sich, klagte an. Andreas war erwachsen geworden.

Sascha war beeindruckt und kreuzunglücklich zugleich. Über Umwege fand er seinen Weg nach Hause. Alles erschien ihm fremd und fern. Das Graffiti an der Seitenwand eines Supermarktes wirkte irreal, die Absperrung am Bürgersteig, wo eine Wasserleitung repariert wurde, ebenso.

Wie spät es war, erfuhr er, als er an einer Apotheke und deren

leuchtender Digital-Anzeige vorbeikam. 22 Grad. 14 Uhr 58. Für Sascha fühlte es sich an wie Eiszeit und fünf Minuten vor dem Weltuntergang.

Zu Hause angekommen erinnerte er sich, dass Svenja an diesem Wochenende bei ihren Eltern war. Kümmerte es ihn? Ja. Er wollte nicht mit Nils allein sein, den er in dessen Zimmer rumoren hören konnte. Unbehaglich schlich Sascha in seine eigenen vier Wände und schloss hinter sich ab. Selbst die vertrauten Konturen seiner Möbel schienen ihm heute fremd und

merkwürdig irrelevant.

Andreas. Leidenschaftlich. Reif. Einsam. Wunderschön in seiner Wut. Und sehr weit weg. Ging es ihm besser, nachdem er Sascha seine Enttäuschung an den Kopf geworfen hatte? War er dankbar, wieder allein zu sein und lebte das, was er Sascha hatte deutlich machen wollen: dass es vorbei war und es zwischen ihnen keine Verbindung mehr gab?

Sascha ließ sich aufs Bett fallen. Seine Stirn stieß gegen die Kopfplatte, doch es kümmerte ihn nicht. Der Druck des glatten Holzes

auf seiner Haut erdete ihn. Eine Zeit lang war er das Einzige, was er fühlen konnte. In ihm war alles taub.

Nur sehr langsam, nachdem ein, zwei oder mehr Stunden vergangen waren, spürte er ein Simmern in der Kehle aufsteigen. Auch, wenn ihm die Tatsache, dass Andreas ihm keinen Glauben geschenkt hatte, als zentnerschwere Last auf der Brust ruhte, kam er zu einem anderen Schluss als sein Ex-Freund.

Nichts war vorbei. Nichts hatte sich geändert. Andreas war immer noch Andreas, auf seine Weise

mehr als je zuvor. Und Sascha wollte ihn. Nicht aus dem Gefühl heraus, ihm etwas schuldig zu sein oder sich etwas beweisen zu müssen. Er wollte ihn, weil er erkannt hatte, dass zwischen ihnen ein besonderes Feuer brannte, das es verdiente, gehegt zu werden.

Entschlossenheit vertrieb Trauer und Verwirrung aus Saschas Gesicht. Sein Kopf sackte aufs Kissen. Er umfasste den Stoff mit den Fäusten und knüllte ihn fest zusammen. Sie schrieben diese Geschichte zu zweit, und solange er keinen Schlussstrich gezogen hatte,

war sie nicht beendet.

Kapitel 14

Wäre die Realität ein Comic, hätte sich längst eine Furche rund um die Kücheninsel gegraben. Eine Furche, die tief genug war, um darin zu verschwinden.

Andreas zog Kreise. Wie ein aufgezogenes Spielzeugauto kurvte er durch die Küche und suchte ein Ventil für die Energien, die Saschas Besuch in ihm freigesetzt hatte. Da war so viel Wut in ihm, Hass, den er in der Vergangenheit empfunden

hatte und dessen schiere Gewalt ihn eiskalt überrascht hatte. Ihn und Sascha.

Verdammt noch mal, was hatte dieser Dreckskerl sich dabei gedacht? Sich zu betrinken, bei ihm aufzutauchen, nur um abzustürzen und ihn zwischendurch noch zu küssen? Ihm Schwachsinn ins Ohr zu faseln, und anschließend die ganze Nacht lang so unerträglich anwesend zu sein? Hatte der Idiot die geringste Ahnung, was er Andreas angetan hatte, während er auf der Couch lag und schnarchte, als wolle er die Apokalypse

einleiten? War ihm bewusst, dass Andreas die ganze Nacht wach gelegen hatte?

Die Vergangenheit war über ihn gekommen wie der Wundschmerz alter Narben. Sein Unterbewusstsein hatte zurückkehren wollen. Es hatte sich im Schmerz gesuhlt; in den wohl bittersten Tagen seines Lebens, als ihm dämmerte, dass sein Dasein in eine Sackgasse geschleudert war und er keine Zukunft besaß, die diesen Namen verdiente.

Der stachlige Ball unsortierter Empfindungen in Andreas' Brust ließ

ihn nach der Obstschale schlagen. Ein paar altersbraune Bananen verteilten sich über den Fußboden, und er wollte darauf herumspringen wie ein böses, kleines Kind.

Kind sein. Mann sein. Erwachsen sein.

»Du hast viel erreicht.«

Schnaubend vor Zorn nahm Andreas seine Runden wieder auf. Viel erreicht. Er? Oh ja, er war jetzt nicht mehr zu 100 Prozent, sondern nur noch zu 75 Prozent erbärmlich.

Hey, er konnte alleine einkaufen gehen. Sah von außen toll aus, nicht wahr? Natürlich, denn man

konnte ihm ja nicht an der Nase ansehen, dass er jedes Mal spätestens hinten am Kühlregal zwischen Buttermilch und Magerquark am liebsten in den Gang kotzen würde. Die Gemüsetheke war in Ordnung. Den Weg an den Brotregalen entlang zur Marmelade meisterte er. Aber sobald er die Tiefen des Ladens erreichte und die Eingänge fern waren, begann es. Dann musste er darum kämpfen, die Angst anzunehmen, was jedem Instinkt widersprach, und seinen Einkauf wie geplant zu Ende zu bringen.

Weglaufen zählte nicht. Flucht machte alles schlimmer.

Sascha hatte keine Ahnung, wovon er redete. Trotzdem nahm er sich das Recht, in Andreas' Leben zu trampeln und ihn durcheinanderzubringen. Schlief friedlich auf seiner Couch, als wäre er willkommen. War er nicht. Nicht in Andreas' Wohnung, nicht in seiner Erinnerung, nicht in seinen Gedanken. Nirgendwo.

Als Andreas das nächste Mal an der Tür zum Flur vorbeikam, zwang er sich, inne zu halten. Er hatte Herzrasen; keins von der guten

Sorte.

»Nun reiß dich mal zusammen, Junge«, rief er sich zur Ordnung und lehnte die merkwürdig taube Stirn gegen den Türrahmen. Sein Blick klammerte sich an einem Astloch vor seiner Nase fest und wollte nicht mehr loslassen. Er war erschöpft und doch zu aufgedreht, um sich hinzulegen. Er war hungrig, aber allein bei der Vorstellung, sich seinen lieblos zurechtgemachten Toast in den Mund zu schieben, sprang die Magensäure seine Speiseröhre hoch.

Er musste sich beruhigen.

Was war denn schon passiert? Andreas hatte die Nerven verloren und alles herausgeschrien, was in ihm geschwelt hatte. All die Sachen, die seit Jahr und Tag in ihm gearbeitet und ihm in der vergangenen Nacht im Bett Gesellschaft geleistet hatten. Er hatte sie ausgesprochen und damit genau das getan, was er nie wollte.

Er hatte zugegeben, wie tief er verletzt worden war. Dabei war er fest entschlossen gewesen, zu schweigen und den ungebetenen Gast auf höflich-gelassene Weise aus seiner Wohnung zu

komplimentieren. Weder die Genugtuung noch den Einblick in sein Innerstes hatte er Sascha gegönnt.

Als Andreas den Kopf hob, drehte sich die Welt um ihn. Er glaubte, jeden Augenblick zu stürzen. Es war höchste Zeit sich hinzulegen. Sollte er Köninger anrufen? Nein, dieses Mal nicht. Verbissen verengte Andreas die Augen. Er würde seinen Therapeuten nicht anrufen, um sich sagen zu lassen, dass die Aussprache viel Gutes an sich habe. Er würde sich nicht anhören, dass es sicherlich gut für ihn gewesen

war, seine Gefühle zu offenbaren. Immerhin war dadurch die Chance gegeben, sich auf neue Beziehungen einzulassen oder Sascha eine …

»Vergiss es!«, schrie Andreas sich selbst an und zuckte unter dem scharfen Ton seiner eigenen Stimme zusammen. Gleichzeitig legte das Schwindelgefühl schwammige Finger um seine Kehle und drückte zu. Von einer Sekunde zur nächsten war Sascha vergessen. Stattdessen ergriff Angst von Andreas Besitz.

»Komm runter«, befahl er sich.

»Du weißt genau, was gerade vor sich geht und warum es passiert. Kein Grund, die Nerven zu verlieren.«

Aber die tausendfach erprobten Mechanismen seiner Psyche interessierten sich nicht für die Ermahnungen. Sie quietschten unter der Last der Überforderung und leiteten das Notfallprogramm ein, trieben ihn in die irrationale Angst, die es möglich machte, die Realität zu vergessen. Es funktionierte tadellos.

»Ich muss mich hinlegen. Warum ist niemand hier? Oh, mein Gott, ich

verliere mich. Ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr«, raunte es unter Andreas' Schädeldecke.

Er geriet in Panik, in seiner eigenen Wohnung. Diese neue Furcht hatte nichts mit seiner ursprünglichen Erkrankung zu tun. Ihn überfielen diffuse Ängste, für die es keine Ursache gab. Ängste, denen man nicht entgehen konnte, weil sie nicht an einen Ort, ein Objekt oder eine Person gebunden waren. Einfach Angst. Rein und unverfälscht.

Er begann zu schwitzen. Gehetzt sah er sich um. Was jetzt? Was tun?

Was konnte ihm jetzt noch helfen? Medikamente? Ja. Ja. Ja.

Andreas taumelte in sein Schlafzimmer. Der Anblick seines Bettes, das ihm sonst verlässlich Schutz bot, vermittelte ihm dieses Mal kein Sicherheitsgefühl. Er wühlte in den Schubladen seines Nachttischs. Lange, lange hatte er nichts mehr gebraucht neben den regulären Medikamenten. Seit Monaten hatte er nicht mehr nach d e m Lorazepam greifen müssen, das Ängste auflösen konnte. Leider wirkte es nicht sofort. Solange musste er aushalten.

Das Döschen fiel Andreas beinahe aus der Hand, als er eine der winzigen Tabletten herausfischte. Trocken würgte er das Medikament herunter, fetzte sich achtlos die Kleidung vom Leib und kroch mit schlotternden Armen unter die Bettdecke. Er rollte sich zu einer Kugel zusammen. Kurz bevor er sich das Kissen über den Kopf zog, schielte er zum Wecker. 15 Uhr 34. Zwanzig bis dreißig Minuten. Dann würde es wirken. Eher zwanzig, er hatte nichts gegessen. Ja, das schaffte er. Eine andere Wahl hatte er nicht.

Die Panik kam in Wellen. Jedes Mal, wenn er glaubte, Ruhe gefunden zu haben, begannen die Gedankenwollknäule sich erneut zu verheddern. Dann begann Andreas sich zu fragen, wann man ihn finden würde, falls er hier und jetzt starb. Was die Leute sagen würden, wenn er den Verstand verlor und lachend aus dem Fenster sprang. Wie es wäre, ins Nichts zu tauchen. Was es hieß, nicht mehr da zu sein.

Er konnte sich nicht beruhigen. Nicht ohne Hilfe. Aber er hatte Hilfe, nicht wahr? Ja, er hatte sie schon geschluckt. Sie musste nur

noch wirken. Bitte, bitte. Bald. Nur was, wenn er plötzlich eine der vielen Nebenwirkungen entwickelte, die im Beilagenzettel von Lorazepam standen? Was, wenn er Atemnot bekam und niemand – niemand – bei ihm war? Man würde nicht nach ihm suchen. Er würde gehen, ohne seinen Stempel in der Welt hinterlassen zu haben.

Endlos zogen sich die Spiralen durch Andreas' Geist und löschten jeden Sinn aus. Es gab keine Matratze mehr unter ihm und keine Zimmerdecke über seinem Kopf. Es gab nur den freien Fall, der nach

schier endloser Zeit in ein Gleiten überging. Ein Gleiten, das daran erinnerte, dass der freie Fall nicht weiter beängstigend war, solange kein Boden auftauchte, auf dem man aufschlagen konnte.

Nach genau 22 Minuten trat die Wirkung ein und Andreas' Fuß hörte auf, hektisch unter der Bettdecke zu wippen. Muskel für Muskel entspannte sich; inklusive der verkrampften Gesichtszüge. Ein dankbares Lächeln spielte um seine Mundwinkel, als er sich ausstreckte.

Schlafen. Ja. Ins warme, weiche Dunkel gewiegt von chemischen

Händen. Besser. Viel besser.

Als die Angst nachließ und den Zorn mit sich nahm, kurz bevor der Körper nachgab und die dringend benötigte Pause einforderte, dachte Andreas nach. Verschwommene Gedankenkonstrukte schwindelten ihm eine bessere Welt vor und hoben das Positive hervor.

Da war zum Beispiel die Tatsache, dass Saschas Mund sich mit einer Leidenschaft auf seinen gelegt hatte, als hätte er ihn wirklich vermisst. Die Berührung ihrer Lippen hatte so gut getan.

In seinem Rausch konnte er sich

die Vorstellung erlauben, was geschehen wäre, wenn Sascha nicht gezwungenermaßen den Porzellan-Gott angebetet hätte. Andreas hatte so lange keinen anderen Mann berührt, dass es in jeder Hinsicht wehtat. Mittlerweile war er an einem Punkt, an dem er sich mit fast jedem Kerl eingelassen hätte, der volljährig war und noch nicht nach Schimmel roch. Chats und das nächtliche Anstarren von Pornos auf einschlägigen Internetportalen konnten das Gefühl von Haut an Haut nicht ersetzen. War es da ein Wunder, dass er reagiert hatte und

zugriff, als sich Saschas Hintern an seinen Oberschenkeln rieb? Dass er für ein paar Sekunden vergaß, wen er küsste? Diese Zunge, diese sanfte Zunge, die sich in seinen Mund schob und mit der Innenseite seiner Lippen spielte, konnte er nicht vergessen.

Andreas' Libido, die seit gestern Nacht schmollend in der Ecke saß und nun angesichts der erlösenden Leichtigkeit verträumt lächelte, würde sich nicht ewig bezähmen lassen. Irgendwann würde er nach draußen gehen und sehen, was er für sich tun konnte.

Über diesen Gedanken dämmerte er weg.

Durch die Einnahme des Medikaments geriet Andreas' Tagesablauf aus dem Rhythmus. Er erwachte am späten Abend mit knurrendem Magen und dem Gefühl, dass irgendetwas nicht in Ordnung war. Körperlich war er ausgeruht, aber seine Seele schmerzte und versuchte, die Ereignisse der letzten 24 Stunden zu verarbeiten. Es wollte nicht gelingen, denn nun kamen die Zweifel.

Nachts um zwei Uhr überfiel ihn

der Gedanke, was Sascha damit gemeint hatte, als er behauptete, ihn gesucht zu haben. Vielleicht hätte er ihn danach fragen sollen, bevor er ihn vor die Tür setzte. Unter Umständen hätte es gut getan zu erfahren, dass Sascha sich um ihn bemüht hatte; als Freund, nicht als Partner und Gefährte. Dieses Bild passte viel eher zu dem Sascha, den Andreas zu kennen geglaubt hatte, als zu dem, der ihn von einem Tag auf den anderen verlassen hatte.

Nein, am Ergebnis änderte sich nichts. Was vergangen war, musste

vergangen bleiben.

Was hatte Sascha behauptet? Dass die Eltern die Kontaktaufnahme verhindert hatten? Das war durchaus denkbar, aber vorbei, vergessen und irrelevant.

Andreas fühlte sich mürbe und klein, als er rittlings auf dem Schreibtischstuhl saß und den schwarzen Monitor seines Computers anstarrte. Gewisse Dinge änderten sich nie. Dazu gehörte, dass er sich allein fühlte; allein und verloren mit den Fragen in seinem Kopf und all dem »Hätte-

wäre-wenn«.

Was, wenn Sascha und er sich nicht getrennt hätten? Wäre er dann in die Klinik gegangen? Vermutlich ja, aber deutlich später. Die Situation bei ihm zu Hause war unhaltbar gewesen. Diese stummen Mauern, die ihn umgaben und kein Echo zurückwarfen, wie laut er auch schrie.

Das Desinteresse seiner Eltern, ihr Mangel an Zeit, der ihm wie Rasierklingen ins Fleisch schnitt. Der wachsende Wahn seiner Mutter, die sich Stück für Stück zerstörte und aggressiv wurde,

wenn ihre Familie darauf reagierte. Sein Vater, der zum ersten Mal solange Andreas zurückdenken konnte, schwach wirkte.

Vielleicht wäre er mit Sascha im Rücken einen anderen Weg gegangen. Ein Partner an seiner Seite hätte ihm unter Umständen die Psychiatrie erspart und stattdessen eine ambulante Therapie möglich gemacht. Eventuell hätte er es sogar ohne die Konfrontationstherapie in Münster geschafft. Am wichtigsten war jedoch, dass er mit einem Freund an der Seite nicht allein gekämpft,

sondern sich nachts an Saschas Brust ausgeweint hätte.

Es war eine dieser Nächte, in denen er sich wünschte, sein Leben wäre eine Festplatte, die man neu formatieren konnte. Er wollte alles auf Anfang setzen und von vorn anfangen, Dinge besser machen und sich früher wehren.

Aber wie viel Macht hatte ein Kind? Ab wann war ein Kind alt genug, um zum Arzt oder Lehrer zu laufen und zu sagen: »Mit mir stimmt etwas nicht, und meine Eltern helfen mir nicht.«

Lächerlich.

Als der Morgen kam, fühlte Andreas sich zerschlagen.

»Eine neue Woche«, erklärte er seinem frisch geduschten Spiegelbild, als er mit dem Rasierapparat hantierte und versuchte, der morgendlichen Routine zu folgen. Die Arbeitskleidung wartete auf ihn. Wenn er sich nicht irrte, war im Kühlschrank noch eine Flasche von dem Joghurtdrink, den er anstelle eines festen Frühstücks zu sich nehmen konnte. Er würde sich nicht aus der Bahn werfen lassen. Triton und seine Kollegen warteten auf

ihn.

Andreas reckte das Kinn. Er war erwachsen und hatte zu tun. Es war seine Aufgabe, sich selbst gerecht zu werden, an sich zu arbeiten und nebenbei etwas Gutes tun. Dumm nur, dass ihm ein Schauer nach dem anderen über die Schultern rann und ihn daran erinnerte, was für ein chaotisches Wochenende hinter ihm lag.

Andreas hatte ein Konzept, auf das er sich verlassen durfte und musste. Trotzdem war ihm mulmig zumute, als er nicht viel später die Wohnungstür hinter sich zuzog. Die

Stufen erschienen ihm an diesem Morgen instabil. Das Treppenhaus schnarrte und stöhnte unter seinen Schritten. Er sah es vor seinem inneren Auge bereits wie ein Kartenhaus im Orkan zusammenfallen.

Auf seinem Grabstein würde stehen: »Ich habe immer gewusst, dass die Welt hinter meiner Haustür mich töten wird.« Kein guter Zeitpunkt für Galgenhumor.

Seine Atmung war zu schnell, als er aus dem Haus trat. Andreas ballte die Fäuste. Nicht einmal die Unterstützung eines sonnigen Tags

wurde ihm gegönnt. Er wusste nicht, warum, aber bei gutem Wetter fiel es ihm leichter, vorwärtszugehen und sich durch den Alltag zu kämpfen. War es trüb und regnerisch, kostete es ihn ungleich mehr Kraft, sich anzutreiben.

An diesem Tag hingen grau-schwarze Wolken tief über der Stadt und kratzten sich an den Spitzen der Kirchtürme. Es war nur eine Frage der Zeit, bis sich die schwüle Wärme in einem Gewitter entlud. Die hohe Luftfeuchtigkeit drückte auf Andreas' Kreislauf und

verstärkte die Übelkeit, die seit Samstagnacht in seinen Eingeweiden nistete.

Er stolperte über eine Kante im Bürgersteig, als er sich in Bewegung setzte. Seine Füße schienen sehr weit fort von ihm. So mussten sich Menschen fühlen, die durch einen Nervenschaden das Gefühl in den Beinen verloren hatten und trotzdem zu laufen versuchten. Fremdbestimmt, eine Spur hilflos, jeder Schritt ein Unterfangen, für das das Gehirn hart arbeiten musste.

Vorwärts. Kämpfen. Seine

Aufgabe erfüllen. Ein Mann sein. Erwachsen sein. Auf in den Kampf, Torero.

Andreas wollte stolz auf sich sein können. Wenn sonst schon niemand zu schätzen wusste, was er leistete, wollte wenigstens er am Ende des Tages sagen können: »Ich habe es geschafft. Ich habe mich nicht wohlgefühlt, und ich habe trotzdem mein Programm durchgezogen.«

Er wollte diesen Sieg, aber als die Bushaltestelle in Sicht kam, war es vorbei. Es gab kein langsames Anschleichen der Angst, kein Trippeln hinter ihm, nichts, auf das

er sich vorbereiten konnte. Innerhalb eines Atemzugs war jeder Kampfeswunsch verschwunden und wurde von Todesangst ersetzt.

Das grün-gelbe Bushaltestellenschild verhöhnte ihn. Die wartenden Passagiere waren nicht zu ertragen. Es war unmöglich, mit ihnen einzusteigen und sich gegen ihren Körpergeruch abzuschirmen, damit er sich nicht übergab. Abwegig, dass ihr Bus heute nicht von einer Brücke ins Nirgendwo stürzte. Ausgeschlossen, heute nicht zu sterben, wenn er auch nur noch einen Schritt

vorwärts machte.

Andreas machte auf dem Absatz kehrt und rannte.

Kapitel 15

»Du bist ja heute das blühende Leben«, kommentierte Isabell wie üblich eine Spur zu laut. Sie hatte sich immer noch nicht abgewöhnt, ihre mangelnde Körpergröße durch Lautstärke zu kompensieren.

Sascha blickte von seinem Cappuccino auf. Er hatte ihn in den letzten fünf Minuten siebzehn Mal ungerührt, zwei Mal mit Krümeln des trockenen Kekses an der Seite bestückt und mit viel zu viel Zucker

ungenießbar gemacht.

»Hm?«, gab er finster zurück, obwohl er wusste, was sie meinte. Ihm war anzusehen, dass er Kummer hatte. Die Fensterscheibe des Cafés bewies ihm, dass er frappierende Ähnlichkeit mit einer Wasserleiche hatte.

»Wenn du anfängst, mit einem Papierhütchen auf dem Kopf auf dem Tisch zu tanzen, sagst du mir Bescheid, ja?«, versuchte Isa zu ihm durchzudringen.

»Damit du weglaufen kannst?«

Sie grinste; froh, eine Reaktion provoziert zu haben. »Nein, damit

ich das Handy rausholen kann, um dich zu fotografieren.«

»Tu dir keinen Zwang an«, gab Sascha mutlos zurück. Ein peinliches Foto, das sich rasend schnell im Internet verbreitete, konnte seiner Laune auch nicht mehr schaden. Es gab nur einen Tiefpunkt. Danach ging es nicht weiter nach unten. Es sei denn, man begann zu graben.

Isabell hatte sich verändert. Aus dem ungelenken Vogel Strauß mit den unproportionierten Gesichtszügen war ein ansehnlicher Schwan geworden. Ihre Nase

passte mittlerweile zur Größe der Augen, und die einstigen Pickel hatten einer weichen Sonnensprossen-Haut Raum gemacht, die Isa etwas Verschmitztes verlieh. Gerade heute erschien sie Sascha wie eine sphärische Lichtgestalt, die mit ihm um sein Seelenheil kämpfte – im Zweifelsfall auch gegen seinen ausdrücklichen Willen.

Genüsslich nippte Isa an ihrem bis zur Unkenntlichkeit verdünnten Latte macchiato, bevor sie Saschas auf dem Tisch liegende Hand anstupste. »Komm, erzähl deiner

liebsten nervigen Ziege, wer oder was dir auf der Seele liegt. Nils? Andreas? Beide?«

Er hatte ihr per Mail von seinem Zusammenstoß mit Andreas berichtet. An Details hatte er gespart, aber er hatte sich seine Gedanken von der Seele schreiben müssen. Isabell war dafür wie so oft der richtige Ansprechpartner gewesen.

Sascha spielte mit dem Zuckerspender, während er überlegte, ob und wie er ihre Frage beantworten sollte. Lag Nils ihm auf der Seele? Ja, natürlich. Sascha war

schließlich nicht aus Stein. Es machte keinen Spaß, seinen Ex-Freund in dessen Zimmer schluchzen zu hören und nichts unternehmen zu können. Früher hatte er in solchen Situationen sein eigenes Bett verlassen und sich zu Nils gesetzt; später gelegt. Sascha war gut im Trösten. Aber er konnte nicht helfen, wenn er selbst die Ursache der Tränen war.

Allerdings war Nils' nächtliche Trauer besser zu ertragen als sein Verhalten tagsüber. Ihre Wohngemeinschaft glich einem Dynamitlager. Ein Streichholz, ein

Funke und sie würden alle miteinander hochgehen. Selbst Svenja war mittlerweile so gereizt, dass sie gestern einen Bottich voll frisch angerührter Haarfarbe an die Badezimmerwand geworfen hatte. Seitdem sahen die Fliesen über der Badewanne aus, als hätten sie ein Schwein geschlachtet.

Letztendlich ging es um Andreas. Es war immer um ihn gegangen, und jetzt mehr als je zuvor. Auch nach zwei Tagen krümmte sich Sascha innerlich unter dessen wütender Rede. Noch immer brannten die Vorwürfe sich durch

seinen Körper und wurden von seinem gehässigen Selbst mit zustimmendem Nicken kommentiert.

So viel Einsamkeit, Hass und Leid. Das ganze Dasein ein Kampf gegen Windmühlen und vermutlich niemand, der ihm den Rücken stärkte. Sascha hatte nicht die Gelegenheit zu fragen, wie Andreas' Alltag aussah. Gab es einen festen Freund? Gab es eine Clique oder wenigstens jemanden wie Isabell; eine beste Freundin? Was war mit seinen Eltern?

Sascha wusste nichts. Da hatte

Andreas nicht unrecht. Er wusste viel zu wenig über ihn und mit Sicherheit nicht genug, um sich mitten in der Nacht betrunken aufzudrängen.

»Ich weiß einfach nicht, was ich machen soll«, gab Sascha unvermittelt zu. »Als ich von Andreas nach Hause kam, war ich mir so verdammt sicher, was richtig ist und was nicht. Und jetzt stehe ich hier mit meiner tollen Entscheidung und habe keine Ahnung, wie ich sie umsetze.«

»Du willst ihn, nicht wahr?«, hakte Isabell nach. Ein Tropfen

Milchschaum ging auf Reisen, als sich ihre Lippen hoben. »War damals schon echt verrückt mit euch. Ich weiß noch, wie verloren du durch die Gegend gelaufen bist, nachdem ihr euch getrennt hattet.«

»Getrennt? Das ist ja mal eine nette Umschreibung für das, was ich gemacht habe. Nennen wir das Kind beim Namen: Ich habe ihn sitzen lassen.«

»Ja, weil du heillos überfordert warst, ein Abi zu schreiben hattest und dich zeitgleich mit deiner Familie herumgeschlagen hast«, erinnerte Isabell ihn. »Ist ja nicht

so, dass du ihn aus Spaß an der Freude hast fallen lassen oder hinterher damit glücklich gewesen wärst. Was ich aber eigentlich sagen wollte: Du warst ganz schön verknallt in ihn. Und bist es immer noch.«

Sie fragte nicht, sondern stellte fest. Sascha nahm es ihr nicht übel. Inzwischen gab er sich keine Mühe mehr, das Offensichtliche zu verbergen. Dennoch war es ihm unangenehm, die Wahrheit aus ihrem Mund zu hören. Denn wer liebte, stellte sich nicht so dämlich an, wie er es getan hatte. Und wer

liebte, fing auch nichts mit einem anderen an, den er unweigerlich verletzen musste.

»Ach, keine Ahnung. Vielleicht. Vermutlich. Ja«, knurrte Sascha sich durch die verschiedenen Stufen eingeräumter Gefühle.

»Das ist doch gut, oder?« Ausnahmsweise wirkte Isabell eine Spur naiv, als sie Saschas Hand tätschelte. »Das ist alles, worauf es ankommt.«

Typisch Frau, dachte Sascha bei sich, hütete sich jedoch, den Gedanken laut auszusprechen. Stattdessen sagte er: »So würde ich

das nicht nennen. Andreas will mich weder sehen noch will er mit mir reden. Er war da sehr deutlich. Nur weil ich in einem Zustand geistiger Umnachtung zu dem Schluss gekommen bin, dass ich ihn wiederhaben will, heißt das nicht, dass er mich will.«

Isabell schnaubte. Vermutlich dachte sie gerade: »Typisch Mann!«

»Was hast du denn erwartet? Dass er dich mit offenen Armen empfängt und sagt: Wurde ja auch Zeit?«

»Nein, natürlich nicht«, seufzte Sascha. Gute Frage, was hatte er

erwartet? Das Problem war die gewaltige Schneise zwischen dem, was er sich wünschte, und dem, was die Realität hergab. »Ich habe gar nichts erwartet. Ich war viel zu breit, um Erwartungen zu haben.«

»In dem Moment vielleicht, aber vorher wirst du dir ja schon Gedanken gemacht haben, oder?«

Sascha zog es vor, nicht auf diese Frage einzugehen und rührte stattdessen ein weiteres Mal geschäftig seinen Cappuccino um. Als das Getränk über den Rand der Tasse zu schwappen drohte, murmelte er: »Ich weiß nicht, was

ich machen soll. Ich kann schlecht vor seiner Tür zelten, oder? Und ich kann ihn nicht zwingen, sich mit mir zu treffen. Was bleibt denn da noch?«

»Schick ihm Blumen.«

»Blumen? Andreas?«, lachte Sascha – zum ersten Mal an diesem Tag amüsiert – auf. »Man merkt, dass du ihn nie getroffen hast. Der würde mich zum Arzt schicken, wenn ich ihm welkes Gemüse vor die Haustür lege.«

Isabell zog eine Schnute. »Das glaube ich nicht. Es geht doch um die Geste.« Sie dachte kurz nach.

»Dann schick ihm etwas anderes. Ein Geschenk vielleicht. Etwas Persönliches, das ihm zeigt, wie gut du ihn kennst.«

»Ich kenne ihn vor allen Dingen so gut, dass ich weiß, wie wenig ihm Geschenke bedeuten. Andreas hat in seinem Leben unfassbar viele Geschenke und noch mehr Geld in die Hand gedrückt bekommen. Nein, auf keinen Fall. Man hat früher oft genug versucht, ihn zu kaufen«, wehrte Sascha augenblicklich ab.

Schwermütig erinnerte er sich an das Weihnachtsfest, das Andreas

allein in der Villa verbracht hatte. Seine einzige Gesellschaft waren ein neuer Computer und eine Menge Bargeld gewesen, während seine Eltern im Urlaub waren. Er erinnerte sich an den Schmerz in Andreas' Blick und seine Dankbarkeit, als Sascha ihm etwas viel Kostbareres schenkte: Zeit.

»Meine Güte, ihr seid aber auch kompliziert. Dann schreib ihm halt«, stöhnte Isabell und begann in ihrer Handtasche zu wühlen.

»Schrei-ben?«, wiederholte er.

»Ja, schreiben! Du weißt schon, man nimmt einen Stift und ein Blatt

Papier oder von mir aus einen Meißel und einen Stein und dann …«

»Sehr witzig. Ich soll ihm einen Liebesbrief schreiben? Du spinnst wohl.«

Kopfschüttelnd beugte Isabell sich nach vorn und fasste Sascha ernst ins Auge. »Nun hör mir mal zu. Welche andere Wahl hast du denn bitte? Und ich habe nicht von einem Liebesbrief gesprochen. Erkläre ihm halt, was damals passiert ist und dass es dir schrecklich leidtut. Jeder, der dich kennt, weiß, dass du ihn vermisst.

Mit einem Brief bedrängst du ihn auch nicht, denn er hat die Wahl, ob er ihn in den Müll wirft oder nicht. Du hast dich doch beklagt, dass du kaum zu Wort gekommen bist. Schreib es auf. Dann kommen auch keine plötzlichen Gefühlsausbrüche dazwischen.«

»Ach komm schon, Isa«, winselte Sascha und kam sich blöd vor. »Briefe schreiben. Das ist so …«

»Theatralisch? Doof? Unmännlich? 80er?«, bot sie ihm an. »Ist doch egal. Verdammt, in welchem Film heißt es noch: Du musst dich für sie auf dem Altar der

Würde opfern?«

»Zehn Dinge, die ich an dir hasse«, murrte Sascha.

»Kann sein.« Sie tippte auf den Tisch, als wolle sie ihn mit dem Zeigefinger aufspießen. »Wichtig ist doch nur, dass es wahrscheinlich der einzige Weg ist, Kontakt aufzunehmen, ohne über sein ›Ich will dich nicht sehen‹ hinwegzugehen. Meine Güte, es sind doch nur ein paar Buchstaben.«

»Wenn ich aufschreiben soll, was damals alles passiert ist, sind das mehr als ein paar Buchstaben.«

»Willst du jetzt das Faultier heraushängen lassen?«, rief Isa aufgebracht. Die wachsende Ungeduld mit ihrem störrischen Freund war ihr deutlich anzusehen.

»Musst du gleich das ganze Café unterhalten?«, fragte Sascha peinlich berührt und mit betont leiser Stimme zurück.

»Ich kann noch viel lauter. Soll ich?«

»Hexe.«

»Rindvieh.«

Sie lachten kurz, aber zumindest auf Saschas Seite klang das Ergebnis recht trostlos. Briefe zu

schreiben, lag ihm gar nicht. Er hatte sich als Kind sogar schwer getan, eine Urlaubspostkarte für die Großeltern auszufüllen. In Andreas' Fall konnte er schließlich schlecht in übergroßen Buchstaben kritzeln: Hallo, Oma, hallo, Opa! Wie geht es euch? Mir geht es gut. Wir sind am Strand, das Wasser ist warm. Sascha.

Viel peinlicher ging es ja wohl nicht mehr. Doch Isabell hatte recht. Einen anderen Weg sah er ebenfalls nicht. Nur sein Stolz hielt ihn davon ab, sie um Hilfe zu bitten, statt langsam zu nicken und zu

sagen: »Okay, ich versuche es.«

* * *

Die zerknüllten Blätter formierten sich um Saschas Schreibtisch wie überdimensionale Schneeflocken. Weiß und unschuldig ruhten sie auf dem Teppich und kamen nur dann in Bewegung, wenn er aufsprang oder sich ein weiteres Blatt zu ihnen gesellte. Das Licht der Schreibtischlampe versilberte die Linien des Schreibblocks. Seit Stunden war Saschas Welt auf das Papier fixiert; auf das Papier und

den Kugelschreiber in seiner Hand, der zu allem Überfluss schmierte und seinen Zeigefinger befleckte. Die Nacht näherte sich ihrem Höhepunkt.

Vielleicht hätte er sich vorher überlegen sollen, was er schreiben sollte oder das Ganze zumindest auf dem Computer entwerfen, um es hinterher von Hand abzuschreiben. Isa hatte ihm geraten, sich keinesfalls zum Sklaven der modernen Technik zu machen.

»Handschriftlich macht mehr Mühe, und du solltest keine Gelegenheit auslassen zu zeigen,

dass du dir Mühe gibst. Ein Brief ist viel persönlicher als ein Blatt ausgedrucktes Papier.«

Sascha hatte Zweifel an dieser Theorie. Er konnte sich nicht vorstellen, dass es für Andreas einen Unterschied machte, ob er einen gedruckten oder einen von Hand geschriebenen Brief in der Luft zerriss.

Dass es ihm nicht leicht fallen würde, seine Gedanken in Wort zu fassen, war ihm bewusst gewesen. Aber dass er wie ein Schuljunge vor dem Schreibtisch hockte, unfähig, einen geraden Satz

hervorzubringen, damit hatte er nicht gerechnet.

Wie drückte man in klaren Sätzen aus, was sich über Jahre wie ein Amboss auf seinen Schultern angefühlt hatte? Wie formulierte man auf eine Weise, die verhinderte, dass der Empfänger des Briefes einen falsch verstand? Ob es arg blöd war, einen persönlichen Brief mit Smileys auszustatten, um zu verdeutlichen, was ein Scherz war und was nicht? Oder verzichtete man am besten ganz auf lockere Bemerkungen?

Wie schrieb man einem Mann,

den man im Stich gelassen hatte und dem man bei zwei Treffen unabsichtlich, aber gründlich auf die Zehen gestiegen war? Wie überwand man einen Wall aus berechtigtem Zorn?

Gar nicht. Ein Teil von Sascha wollte kapitulieren oder zumindest dem Schicksal die Führung überlassen. Was er sich vorgenommen hatte, war schwierig und vermutlich fruchtlos. Daran konnte es keinen Zweifel geben. Denn was wollte er von Andreas? Alles. Die Wahrscheinlichkeit, dass er dieses Alles bekommen würde,

war mikroskopisch winzig. Ganz abgesehen von allen Unwägbarkeiten und Missverständnissen standen drei Jahre zwischen ihnen, in denen sie sich stark verändert hatten.

Keiner wusste vom anderen, wie es um dessen innerstes Selbst bestellt war. Sascha wagte jedenfalls nicht zu sagen, ob er noch der Kerl von damals war. Er bezweifelte es.

Gerade, als er ein weiteres Mal den Briefbogen vom Block riss und ihn zu einer Kugel sinnlosen Geschwafels zusammenballte,

klopfte es. In dem Wissen, dass Nils sich eher die Zunge abgebissen hätte, als ihn in diesen Tagen besuchen zu kommen, rief Sascha: »Komm rein, Svenja.«

Die Freundin sah auf eine Weise zerwühlt aus, die von einer feucht-fröhlichen Party sprach, bei der viel getanzt worden war. Svenjas Wangen glühten, und ihr Mascara hatte sich um ihre Augen verteilt, sodass sie an eine ägyptische Pharaonin erinnerte – oder an eine Nebelkrähe.

»Bist du immer noch dran?«, fragte sie überflüssigerweise und

bahnte sich ihren Weg zu ihm. Umsichtig überstieg sie jeden einzelnen Papier-Schneeball, als fürchtete sie, dass Sascha am Ende die guten Passagen aus allen Briefen herausschneiden und anschließend zu einem Gesamtwerk zusammensetzen wollte.

Sascha warf den Kugelschreiber auf den Tisch und hob in einer Geste der Verzweiflung die Hände. »Ich komme nicht weiter. Egal, was ich schreibe. Alles klingt falsch.«

»Wie falsch?«

»Als ob ich um Andreas' Vergebung betteln würde.«

Svenja runzelte die Stirn und lehnte sich an den Schreibtisch. Mit verschränkten Armen fragte sie: »Tust du das nicht auch irgendwie?«

Sascha schnaubte ungehalten. Ja, natürlich, aber es war mehr als das. Er wollte sich erklären dürfen. Er hielt es auch für wichtig, dass Andreas begriff, dass seine Eltern für die Kontaktsperre verantwortlich waren und eine Grenze überschritten hatten, die sie bei einem erwachsenen Kind respektieren mussten.

»Kannst du ihn mir nicht einfach

einfangen? Mit einem Lasso oder so?«, stöhnte er theatralisch und ließ den Kopf auf die Tischplatte sinken. »Es wäre viel leichter, direkt mit ihm zu reden. Dann könnte ich sehen, wie er reagiert, und würde es merken, wenn er etwas in den falschen Hals bekommt.«

»Und vor allen Dingen wärst du dir sicher, dass die Message bei ihm ankommt.«

»Genau.«

Svenja lächelte traurig und rieb ihm freundschaftlich die Schulter. »Aber er will dich nicht sehen. Niemand weiß besser als du, dass

man über so etwas nicht hinweggehen darf.« Sie kicherte plötzlich. Als sie sich zu Sascha hinabneigte, konnte er riechen, dass sie ausgiebig ihrer Cocktail-Leidenschaft gehuldigt hatte. Tat ihr gut, nachdem sie in letzter Zeit viele Federn zwischen Nils und ihm gelassen hatte. Sie duftete nach Kokosnuss und Kirschsaft. »Am Ende landest du noch als Stalker auf dem Tisch des Polizeipräsidenten.«

»Als ob der sich mit einem Fall von Stalking auseinandersetzen würde«, grinste Sascha halbherzig.

»Und wenn, dann lande nicht ich da, sondern eine Akte.«

»Oh Gott«, lachte Svenja auf. »Sag doch nicht sowas. Ich denke in Bildern. Aber mal im Ernst: Brauchst du Hilfe beim Schreiben?«

Er schüttelte den Kopf. »Nee, lass mal.«

Das fehlte ihm gerade noch, dass er sich vor Svenja sortierte und dabei sein Innenleben offen legte.

»Okay, dann gehe ich in die Küche, mir etwas zu essen suchen. Und ja, ich weiß, dass es fast drei Uhr morgens ist. Viel Erfolg noch.« Sie wuschelte ihm durch die Haare

und wandte sich beschwingt ab. Als sie halb durch den Raum war und dabei wiederum einer Vielzahl Papierkugeln hatte ausweichen müssen, wandte sie sich noch einmal zu Sascha um. »Wenn ich du wäre, würde ich die Briefe durchnummerieren. Wäre doch schade, wenn er nicht sieht, wie viel Mühe du dir gegeben hast.«

Sascha zeigte ihr einen Vogel. Erst, als die Tür ins Schloss gefallen war, kam ihm der Gedanke, dass Svenjas Idee gar nicht so schlecht war.

Eine Minute später lag er auf den

Knien und sammelte die gescheiterten Erklärungsversuche ein. Allein die Anzahl der Schriftstücke zeigte doch, dass er es ernst meinte, oder?

Kapitel 16

Dies war der Tag, an dem Köninger aus seiner Hose rutschen würde. Für Andreas war es so offensichtlich wie das Amen in der Kirche. Unmöglich, dass sich der Stoff noch länger an den dürren Hüften des Therapeuten halten konnte. Ob die Hose in den freien Fall stürzte, wenn Köninger ihn zur Tür brachte? Das wäre auf jeden Fall der Höhepunkt der Woche und der heutigen Sitzung sowieso.

»Wie geht es dir nun mit den Ereignissen des letzten Wochenendes? Hast du immer noch das Gefühl, dass der Besuch deines Ex-Freundes dich blockiert?«

Spannende Frage. Hilflos hob Andreas die Achseln.

Er hatte eine schlechte Woche hinter sich. Gearbeitet hatte er nicht, daran war nicht zu denken gewesen. Der Rückfall hatte ihn todunglücklich und gleichzeitig rasend vor Wut gemacht. Es war in den letzten Monaten so gut für ihn gelaufen. Dann tauchte Sascha auf, bearbeitete seine inneren Wälle mit

einer Abrissbirne und schon war er wieder das verlorene Kind, das sich nicht auf die Straße traute.

Zwar hatte Andreas eingekauft, sich versorgt und beide Termine bei seinem Therapeuten wahrgenommen. Auch den Besuch beim Arzt, von dem er ein Rezept brauchte, hatte er erfolgreich hinter sich gebracht. Aber sein armer Triton wartete seit einer Woche im Tierheim auf ihn, und Andreas wusste nicht, wann er ihn wieder besuchen konnte.

Heute war Donnerstag, und noch immer peitschte ihn die innere

Unruhe von links nach rechts. Vom einen Gedanken zum nächsten, von einem Gefühlschaos ins andere. Jedes Bällchen-Paradies im Möbelhaus war ein Hort der Ordnung gegen Andreas' Kopf.

»Keine Ahnung. Ich weiß gar nichts mehr. Ich weiß nur, dass ich stocksauer auf mich selbst bin, weil ich ihn reingelassen habe. Ich meine, ich wusste doch, dass das nicht gut gehen kann«, versuchte Andreas seine Gedanken in Worte zu fassen.

»Schämst du dich, weil du ihn angeschrien hast?«

»Nein, oder ja, geht so. Ich schäme mich nicht, aber ich ärgere mich tot, dass ich mich habe gehen lassen«, schimpfte er. »Jetzt weiß er, wie schlimm das damals alles für mich war. Das wollte ich nicht. Es geht ihn einfach nichts an. Es ist mein Leben, und er hat entschieden, dass er kein Teil davon sein will. Ich wünschte, ich könnte rückgängig machen, was ich gesagt habe. Ich habe mich von allen Seiten als erbärmliches Wrack präsentiert.«

Köninger machte sich eine Notiz. »Ich finde das interessant.

Eigentlich braucht es dich nicht zu kümmern, wie Sascha von dir denkt. Er ist kein Teil deines Lebens mehr, und wenn ich dich richtig verstanden habe, möchtest du ihm auch keinen Platz mehr einräumen. Dann sollte es egal sein, welchen Eindruck du hinterlassen hast.«

»Ist es aber nicht«, giftete Andreas. »Ich meine … wie soll ich das sagen? Er kennt mich, und jetzt läuft er da draußen herum und weiß Dinge von mir, die ich für mich behalten wollte. Ich werde ihn nie wiedersehen, aber ich weiß doch, dass er Bescheid weiß. Ich habe so

lange auf ihn gewartet, bis ich aufgegeben und akzeptierte habe, dass er nicht kommt. Er hat doch kein Recht, sich so in mein Leben zu drängen.«

»Nein, eigentlich nicht.«

»Sag ich ja.« Andreas hörte selbst, wie verbiestert und ja, kindisch er klang. Dieser Umstand war ihm peinlicher als die Tatsache, dass er Sascha zusammengestaucht hatte.

»Ich wünschte einfach, ich könnte es gut sein lassen«, gab er nach einer Weile zu und wich dem Blick seines Therapeuten aus. »Ich

würde es gerne abhaken und so tun, als wäre es gar nicht passiert. Ich war so weit gekommen, und nun hat er alles durcheinander geworfen.«

»Das macht dich wütend?«

»Ja! Natürlich macht mich das wütend.«

»Weil er Einfluss auf dein Leben genommen hat oder weil sein Besuch überhaupt eine Wirkung auf dich hatte?«

»Wie bitte?«

Köninger schlug die Beine übereinander und legte seinen Notizblock weg. »Macht es dich

wütend, dass Sascha aufgetaucht ist oder eher, dass er aufgetaucht ist und du diese Woche Schwierigkeiten hast, deinem Programm zu folgen? Nimmst du es ihm übel, dass du diese Woche nicht ins Tierheim kannst?«

Darüber musste Andreas nachdenken.

»Ich weiß es nicht. Ich könnte ihn an die Wand klatschen, weil er mich durcheinandergebracht hat, aber vor allen Dingen … Ich sollte weit genug sein, um nicht so stark zu reagieren, oder? Was soll das denn? Ich habe so hart gearbeitet und auf

einmal kommt jemand wie er daher und haut alles zu Brei. Ich verstehe nicht, warum er so verdammt rücksichtslos sein musste. Und warum ich nicht stärker bin.«

»Das heißt, neben allem anderen bist du vor allen Dingen ein weiteres Mal von dir selbst enttäuscht. Ganz unabhängig von Sascha bist du enttäuscht, weil du nicht arbeiten gehen kannst und dich nicht unter Kontrolle hattest. Du bist sicherlich unzufrieden, weil du deinem Ex-Freund zu viel von dir preisgegeben hast. Aber vor allem anderen bist du enttäuscht, weil du

ein Mensch bist, der auf schwierige Situationen sehr stark reagiert.«

Andreas schwieg und schob sich tiefer in den Sessel. Nach einer Weile sagte er kleinlaut: »Ja, und jetzt kommt wieder die Stelle, an der Sie mir sagen, dass nicht Sascha das eigentliche Problem ist, sondern mein Selbstwertgefühl, richtig?«

»Nein, nicht direkt«, lächelte Köninger freundlich. Er faltete die Hände auf dem Schoß, bevor er fortfuhr: »Aber auf Dauer wäre es schön, wenn du deine Menschlichkeit besser annehmen

könntest. Du bist nur ein Mensch, Andreas. Du machst Fehler, du leidest, du hast Gefühle. Starke Gefühle beeinträchtigen dich – und zwar sicherlich mehr als andere Leute. Aber es ist nicht schlimm, auf eine so extreme Begegnung auch extrem zu reagieren. Vielleicht solltest du versuchen, das Positive in dieser Situation zu sehen.«

»Ich sehe hier nicht viel Positives.«

»Das ist mir schon klar. Nur: Was ist am Ende passiert? Du hattest eine Auseinandersetzung und warst starken Emotionen ausgesetzt.

Unter anderem auch solchen, über die wir noch nicht gesprochen haben. Stell dir vor, es ist ein neuer Parcours ins Spiel gekommen, den es zu überwinden gilt. Deinen Alltag meisterst du sehr gut. Nun können wir sehen, wie du dich hältst, wenn du unter emotionalem Stress stehst.«

»Ich muss mich aber nicht bei Sascha bedanken, weil er sich als Parcours zur Verfügung stellt, oder?«, entgegnete Andreas matt.

Köninger lachte. »Nein, so weit würde ich auch nicht gehen.«

Die Worte des Therapeuten

schwirrten Andreas im Kopf herum, als er eine Dreiviertelstunde später in seine Straße einbog. Ganz unrecht hatte Köninger nicht. Er brauchte sich in diesen Tagen wahrlich keinen Tapferkeitsorden an die Brust zu pappen, aber immerhin. Die aufmunternden Worte Köningers bestärkten Andreas. Der Therapeut hatte darauf bestanden, genau zu beleuchten, was diese Woche gut geklappt hatte; nicht das, was in die Hose gegangen war. Er hatte Andreas für seinen Großeinkauf gelobt – für die Ausführung und

besonders dafür, dass er sich dazu gezwungen hatte. Dass er sich gesagt hatte: »Hey, wenn sonst schon nichts funktioniert, dann räume ich wenigstens die Bude auf und mache den Vorratsschrank richtig voll.«

Köninger hatte das ein gesundes, positives Verhalten genannt. Andreas kam sich weder gesund noch besonders positiv in seinem Denken vor.

»Morgen mache ich noch frei. Und ab Montag geht es wieder in die Vollen«, sagte er sich streng. Auch das hatte Köninger ihm

vorgeschlagen. Er sollte sich ganz offiziell freinehmen und am Wochenende prüfen, ob er aus der Wohnung kam. Keine Gewaltprogramme, aber ein wenig spazieren gehen und sehen, wohin der Wind ihn trieb.

Als er sich seinem Zuhause näherte, sah er schon von Weitem die Werbeprospekte aus dem Briefkasten ragen. Flyer zum Wochenende, dazu die übliche Mischung aus Pizzadiensten, China-Imbissen und Anbietern deutscher Küche. Wer bitte brauchte noch Speisekarten aus Papier, wenn

jeder halbwegs vernünftige Lieferdienst sein Angebot im Internet präsentierte? Glücklicherweise war der Mülleimer nicht fern.

In Gedanken noch bei der Therapiesitzung entnahm Andreas die Post. Grob wühlte er sich durch die Prospekte, fand eine Abrechnung, die im falschen Briefkasten gelandet war, dazu ein Rundschreiben an die Mieter. Und einen großformatigen Brief, auf dem lediglich sein Name stand. Keine Briefmarke, keine Adresse. Nur »Andreas«.

Er kannte die Schrift. Sie war ihm vertraut aus der Zeit, in der Sascha bei ihm Hausaufgaben gemacht hatte. Andreas taumelte unter einem unsichtbaren Faustschlag. Unwillkürlich lehnte er sich gegen die Wand und starrte auf das gewölbte Kuvert.

Erschüttert wog er den Umschlag und kam zu dem Schluss, dass er weit mehr als ein Blatt Papier enthalten musste. Sein Verstand registrierte dieses Detail, aber Andreas selbst kam nicht hinterher. Wie betäubt nahm er den Wust aus Werbung und stopfte den

fehlgeleiteten Brief ins richtige Fach. Die Haustür aufzuschließen wurde zur Geduldsprobe. Seine Finger schienen gefühllos; wie eingefroren. In ihm juckten hundert Fragen und der Drang, den unverschämt in sein Leben gedrängten Brief im Flur fallen zu lassen.

Während Andreas Stufe für Stufe den Weg nach oben fand, raste es in seinem Kopf. Mit jedem Treppenabsatz änderten sich seine Empfindungen. Kalter Hass, Wut, Enttäuschung, Amüsement, Schmerz, ungläubiges

Kopfschütteln, Ärger, uraltes Leid.

Was dachte Sascha sich eigentlich? Die Episode zwischen ihnen gehörte der Vergangenheit an. Dass Köninger Grund sah, dennoch daran zu arbeiten, verstand Andreas gerade noch. Aber Sascha? Was sollte das? Andreas wollte doch nur zur Ruhe kommen dürfen. War das zu viel verlangt?

Oben angekommen entschied Andreas, dass er in erster Linie sauer war. Er kam sich verarscht vor, um es auf den Punkt zu bringen. Zwei Mal hatte er Sascha

klargemacht, dass er ihn nicht sehen wollte. Die Telefonnummer war ihm dennoch angeboten worden. Und nun hielt Sascha sich zwar an die Auflage, bombardierte ihn aber mit Post.

Ungehalten lief Andreas in die Küche und warf den Brief zusammen mit der Werbung in den Mülleimer. Es gab nichts, was er von Sascha hören wollte. Gar nichts.

Anschließend mixte er sich einen Drink aus Naturjoghurt und Erdbeeren, die matschig zu werden drohten. Er ging dabei brutaler vor,

als die Zutaten verdienten, weshalb sich ein rotes Tupfengemälde auf seinem Fliesenspiegel niederließ.

Dass Andreas sich mit dem Mixbecher auf die Terrasse setzte, war reiner Trotz. Das Wetter war nicht dazu geschaffen, im Freien zu sein. Zwar hielt sich der Regen zurück, aber kalte Windböen peitschten von Westen her über die Stadt. Die Wimpel mit dem Hamburgwappen am Gebäude gegenüber knallten lautstark gegen das Gemäuer. Andreas' Haare machten sich selbstständig und fegten ihm ins Gesicht.

Der Brief im Mülleimer strahlte radioaktive Energie ab, die sich durch die Wände und den Stoff der Hängematte in sein Bewusstsein fraß. Weder ein Schutzschild in Form einer Zeitschrift noch der Versuch, eine Runde zu schlafen, hielt die elende Überraschungspost davon ab, unablässig Andreas' Namen zu flüstern. Als es ihm zu bunt wurde, ließ er die frische Luft frische Luft sein und verzog sich an den Computer.

Eine Alienzucht gierte, auf die Menschheit losgelassen zu werden, und Abenteuer in etlichen Fantasy-

Welten gab es auch zu bestehen. Dragon Age wollte er noch einmal von vorn spielen – alle Teile, alle Add-ons, alle Downloads. Heute war der perfekte Tag, um einen solchen Plan in die Tat umzusetzen.

Grimmig installierte Andreas die Spiele, zog die Patches aus dem Web und stürzte kopfüber in die virtuelle Welt. Konzentriert entwarf er sein Alter Ego und arbeitete sich durch die ersten Aufträge.

Jeder Winkel wollte erforscht, jeder Karte erkundet werden. Kein Fass, keine Truhe durfte ungeöffnet bleiben. Alles war besser, als sich

von der lockenden Stimme des Kuverts ablenken zu lassen.

Als der Abend in die Nacht überging und an die Scheiben schlagender Platzregen die Wohnung in eine gemütliche Höhle verwandelte, bröckelte der Schutzwall, den die virtuelle Fantasy-Welt ihm gewährt hatte. Seine Augen schmerzten vom langen Starren auf den Monitor, und sein Nacken fühlte sich wie rohes Fleisch an.

Andreas' Mund war trocken. Er hatte es vermieden, öfter als zwingend nötig aufzustehen. Die

Cola auf der Fensterbank war schon lange leer. Der Becher, der seinen Drink enthalten hatte, lockte die ersten Fliegen an. Zeit, das Ganze zu entfernen, bevor er es vergaß und am nächsten Morgen von einem Schwarm Eintagsfliegen begrüßt wurde. Außerdem war es lächerlich, die Küche nicht betreten zu wollen. Vielleicht sollte er den Abfall nach unten bringen, dann wäre die Verlockung ein für alle Mal verschwunden.

Etwas in Andreas wollte den Brief öffnen und verstehen, was vorgefallen war. Wollte begreifen,

warum Sascha ihn im Stich gelassen hatte und vor allen Dingen, warum er nach all der Zeit nicht aufgab. Was wollte Sascha ihm unbedingt mitteilen?

Er wird sich entschuldigen wollen, dachte Andreas für sich. Vielleicht baut er auf Vergebung. Wenn ja, konnte er vergeben? Nein, nicht mit jeder Faser seiner Seele. Aber er könnte es sagen. Er könnte Sascha zu verstehen geben, dass es vorbei war, für sie beide. Dass es keinen Grund gab, nach hinten zu schauen.

Andreas fühlte sich eigenartig, als er sich die leere Flasche und den

Becher schnappte und in die Küche ging. Seit wann war ein Raum seiner eigenen Wohnung ein feindliches Gebiet für ihn? Verseucht, verlockend, nicht sicher. Er musste den Umschlag loswerden. Die Fantasie zeichnete rot blickende Pfeile um sein Sichtfeld, die zwinkernd auf den Mülleimer deuteten.

»Komm schon, was ist denn dabei? Gönne ihm halt das Vergnügen, dich erreicht zu haben. Um der alten Zeiten willen«, raunte der gutherzige Andreas in ihm.

»Was dabei ist? Er wird uns

wieder wehtun. Das muss nicht sein. Warum sich quälen? Wir haben genug Sorgen!«, erwiderte sein bis zur Unkenntlichkeit zerschmettertes Selbstwertgefühl, das Ursprung so vieler Ängste war.

»Aber wenn wir wissen, was in dem Brief steht, können wir Sascha hinterher in aller Ruhe zur Schnecke machen. Wir können uns über ihn ärgern und ihm sagen, was für ein Penner er ist. Außerdem wollen wir nicht feige sein. Wir wollen nicht weglaufen. Wir wollen Größe beweisen und den Brief lesen«, fauchte die zornige Finsternis in

ihm, die oftmals Quelle seiner Kraft war.

Neugier richtete sich auf die Hinterbeine auf und schrie: »Ja! Lesen, lesen, lesen! Mir doch alles egal. Ich will wissen, was da drin steht.«

Damit war Angst überstimmt. Finsternis ließ Andreas zum Mülleimer stampfen. Herz entnahm den Brief und wischte die Erdbeerreste ab. Neugier war es, die den Umschlag aufschlitzte.

In Erwartung emotionaler Tiefschläge ging Andreas in die Hocke, bevor er zu lesen begann.

Mit dem Backofen im Rücken konnte er wenigstens nicht umfallen.

Lieber Andreas,

wenn Du bis hierhin gekommen bist, lass mich schon einmal Danke sagen, dass Du den Brief nicht gleich zerrissen hast. Ich könnte es verstehen. Der Grund, warum ich Dir schreibe, ist, dass ich Dir viel zu sagen habe, aber akzeptieren muss und werde, dass Du mich nicht sehen willst. Ich will Dir die Wahl lassen. Klar kannst Du jetzt sagen, dass Du eigentlich keine Wahl hattest, weil der Brief ja nun einmal

in Deinem Briefkasten lag. Aber ich hoffe einfach darauf, dass Deine Bereitschaft, den Brief zu lesen und mir zuzuhören, ein gutes Zeichen ist.

Vorneweg ein dickes Sorry. Ich schätze, es wird etwas wirr werden. Das hier ist der 16. Briefanfang an Dich. Ich war schon immer mies im Briefeschreiben und bei Dir fällt es mir besonders schwer.

Okay, von vorne. Erst einmal: Ich schreibe Dir nicht, weil ich um Deine Vergebung bettle oder weil ich Dir einreden will, dass ich damals alles richtig gemacht habe.

Habe ich nicht. Ich habe mich bescheuert benommen, und das weiß ich. Ich war ein Feigling, und ich habe Dich hängen lassen. Nichts, was ich schreibe, kann daran etwas ändern.

Vielleicht möchtest Du ja trotzdem wissen, was passiert ist und wie ich die Dinge heute sehe. Anbei möchte ich auf jeden Fall, dass Du meine Telefonnummer hast. Ich weiß, dass Du sie vermutlich nie benutzen wirst. Aber ich habe Dir mal versprochen, dass ich immer für Dich da sein werde. Und dazu stehe ich. Wird auch

langsam Zeit.

Gut. Zuerst will ich Dir sagen, dass ich ganz bald bereut habe, was ich angestellt habe. Oder nein, ich muss noch früher anfangen. Andreas, ich hatte total Angst. Nicht vor Dir, aber vor dem, was da zwischen uns passierte. Wir wissen beide, dass es nicht nur wildes Gevögel war, oder? Es war richtig ernst und eng und riesengroß. Und ich hatte Angst davor, weil Du so krank warst und keine Hilfe hattest außer mir. Aber ich will ehrlich sein: Ich wäre vermutlich auch so irgendwann gerannt. Der ganze

Mist mit meinen Eltern, das Abitur und die fremde Stadt. Und dann kam Tanja und hat mir den Kopf zurechtgerückt. Sie hat mich daran erinnert, dass ein Leben an Deiner Seite wahnsinnig schwierig wird. Da habe ich endgültig Schiss bekommen. Irgendwann lag ich nachts im Bett und dachte: »Jetzt ist es so weit. Jetzt erstickst Du einfach.«

Am nächsten Tag bin ich zu Dir gegangen und habe Sachen gesagt, die ich nie hätte von mir geben dürfen. Zumal ich sie auch nicht gemeint habe. Was für ein Feigling,

was? Ich hatte gesagt, dass wir das zusammen schaffen. Stattdessen musstest Du ja das Gefühl haben, dass ich Dich aufgebe. Frei nach dem Motto: Okay, klappt nicht, also auf zum nächsten. Aber das war es nicht. Nur meine Angst.

So weit kennst Du die Geschichte. Ich vermute, was jetzt kommt, wird Dir neu sein. Ich weiß nicht, wann Du ins Krankenhaus gegangen bist. Ich weiß nur, dass ich eine Woche später vor Deiner Haustür stand und Dich auf Teufel komm raus nicht mehr erreichen konnte. Entweder machte gar keiner auf

oder ich wurde abgewimmelt. Meine Post lief ins Leere, deine Mailadresse war tot. Wohin ist eigentlich Ivana verschwunden? Sie war jedenfalls nicht mehr da. Stattdessen ein biestiges Irgendetwas, das sich geweigert hat, mir etwas zu sagen. Genau wie Deine Mutter. Das hörst Du nicht gern, oder? Frag sie, wenn Du mir nicht glaubst. Oder frag Deine Eltern, warum sie auf einmal eine Überwachungsanlage im Garten haben. Wegen mir. Weil ich nachts in euren Garten geschlichen bin und Steine an Dein Fenster geworfen

habe.

Ich habe Dir wehgetan, und ich war nicht da, als Du mich gebraucht hast. Aber ich wollte bei Dir sein. Ich wollte Dich zurückhaben. Nicht, weil ich ein schlechtes Gewissen hatte. (Okay, das hatte ich auch.) Sondern weil ich Dich vermisst habe. Scheiße, ich habe sogar die Zeitungen panisch nach Anzeigen durchsucht, weil ich Angst hatte, dass Du Dir etwas angetan haben könntest.

Ich wollte Dir nicht erst nach drei Jahren durch Zufall begegnen. Ich wollte Dich eine Woche später

sehen und bei Dir sein.

Bedeutet Dir das irgendetwas? Du hast neulich gesagt, dass es keinen Unterschied mehr macht, weil es vorbei ist. Aber vielleicht bedeutet Dir die Wahrheit so viel, dass mein Abhauen weniger wehtut. Ich will es nicht übertreiben. Ich will nur noch ein paar Sachen loswerden.

Zum einen wollte ich Dir sagen, dass ich stolz auf Dich bin. Ich weiß ungefähr, welchen Weg Du gegangen sein musst. Du hattest sicher nicht viel Unterstützung dabei. Dich in der Kneipe und in

Deiner eigenen Wohnung zu sehen, das hat mich mehr als gefreut. Ich wusste immer, dass Du stark genug bist. Viel stärker als Du immer dachtest. Ich schäme mich, weil ich Dich nicht auf jedem Schritt dieses Weges begleitet habe.

Zum anderen wäre ich glücklich, wenn es irgendeinen Weg gäbe, dass wir in Kontakt bleiben. Ich weiß, dass das für Dich wahnsinnig albern und unglaubwürdig klingen muss, aber Du bist immer noch Andreas und ich bin immer noch Sascha und wir waren ein verdammt gutes Team. Ich habe

Dich gerade wiedergefunden und will Dich nicht schon wieder hergeben. Rufst Du mich irgendwann mal an? Bitte?

Nimm Dir ruhig Zeit. Ich habe alle Geduld der Welt. Die Geduld, die ich damals nicht hatte.

Und jetzt noch einmal: Es tut mir leid, was ich Dir angetan habe.

Lass es Dir gut gehen,

Sascha

PS: Ich sollte das vielleicht nicht schreiben, aber Du fehlst mir. Du fehlst mir jeden Tag.

Andreas weinte.

Kapitel 17

Die Dächer Hamburgs verschwammen im morgendlichen Nebel. Hinter den diesigen Schwaden, die um Schornsteine und Giebel schlichen, kämpfte sich die Sonne mit verwaschenen Farben über den Horizont. Es war kühl, und die Feuchtigkeit der vergangenen Tage war allgegenwärtig.

Andreas fror nicht mehr, seitdem er sich in die Bettdecke gewickelt hatte. Sein Liegestuhl stand unter

dem überdachten Bereich der Terrasse; ein schmaler, trockener Streifen dicht an den Fenstern.

Im Bett hatte er es keine Sekunde mehr ausgehalten, nachdem er um halb fünf schweißgebadet aus viel zu kurzem Schlaf erwacht war. Sein Herzschlag hatte sich seitdem nicht beruhigt. Ihm war wirr zumute. Nur eine Handbreit davon entfernt, den Verstand zu verlieren; und zwar dieses Mal wirklich.

Mit klammen Fingern nestelte er an den Papierstücken, die auf der dunkelgrünen Bettwäsche verteilt

lagen. Mehrere Briefbögen; ordentlich gefüllt und lediglich vom starken Zudrücken seinerseits zerknittert. Zusätzlich Fetzen, die den Eindruck machten, als wären sie zusammengeknüllt und anschließend vergeblich geglättet worden. In diesen Brieffragmenten war vieles durchgestrichen, Sätze mittendrin abgebrochen worden. Die Schrift wankte von Buchstaben, die so ordentlich gezeichnet waren, dass es unnatürlich wirkte, bis zu einem Gekrakel, das Andreas nicht entziffern konnte.

Er konnte sich nicht überwinden,

den Brief beiseitezulegen oder gar wegzuwerfen. Nicht einmal den durchweichten, unleserlichen Überrest, der in der Nacht ein Rendezvous mit einer Wasserflasche gehabt hatte, konnte er entsorgen.

Noch nie in seinem Leben hatte er einen persönlichen Brief erhalten. Wie oft er die Zeilen mittlerweile gelesen hatte, konnte er nicht sagen.

Aber er wusste, dass es ihm zu viel war. Zu viel fremde Perspektive, zu viele Fragen, zu viele Emotionen, die ihn

aufscheuchten und sein Weltbild auf den Kopf stellten.

Andreas begriff gar nichts. Nur, dass er gestern Abend geweint hatte, bis er sich fast übergeben musste. Wie ein Stahlträger hatte ihn der Brief vor die Brust getroffen und ihm mehr Informationen beschert, als er verarbeiten konnte. Sein Selbst lag in Trümmern; Scherben in allen Gefühlsschattierungen, die der menschliche Geist erzeugen konnte.

Womit hatte er gerechnet? Mit Ausreden und Vorwürfen, mit Beteuerungen, aber nicht damit,

dass Kontakt zu ihm gewünscht wurde. Nicht mit einer Telefonnummer, die er benutzen sollte. Vor allem nicht mit dieser gänzlich neuen Perspektive und damit, dass sich grelle Scheinwerfer auf sicher geglaubte Fakten richteten und sie unglaubwürdig machten.

Mechanisch griff Andreas nach einem Brieffragment, das in der Mitte durchgestrichen worden war. Verschmierte Kugelschreiberstreifen machten es unmöglich, die Buchstaben im Einzelnen zu erfassen. Aber man konnte genug

entziffern, um die Botschaft zu verstehen:

»Wenn ich gewusst hätte, dass Du in der Klinik bist, hätte ich Dich besucht. Ich hätte Dich nicht allein gelassen. Ich bin nicht der verantwortungslose Arsch, für den Du mich hältst. Oder glaubst Du echt, dass ich gegangen bin, ohne mich je umzusehen?«

Ja, das hatte Andreas geglaubt. Immerhin hatte er nie ein Sterbenswörtchen von Sascha gehört. Hatten seine Eltern wirklich die Kontaktaufnahme verhindert? Sie und ihre neue Haushälterin?

Andreas war schockiert gewesen, als er nach dem Klinikaufenthalt erfahren hatte, dass Ivana nicht mehr für sie arbeitete. Sie hatte die von Winterfelds auf eigenen Wunsch verlassen, nachdem sie sich zunehmend unwohl in der Villa fühlte – und Andreas fort war.

Er senkte den Kopf. Ivana hätte Sascha nicht ohne Erklärung fortgeschickt. Sie hatte gewusst, was sie einander bedeuteten. Er hob einen anderen Brieffetzen und las ihn mit gerunzelter Stirn.

»Ich wünschte, ich könnte beweisen, dass ich versucht habe,

Dich zu erreichen. Aber Du warst wie vom Erdboden verschluckt. Nicht mal Deine Mailbox existierte noch. Du hast keine Ahnung, was für eine Angst ich um Dich hatte. Ich dachte, Du hättest …«

An dieser Stelle endete der Text, doch Andreas wusste, was gemeint war. Sascha hatte befürchtet, dass er sich für eine finale Lösung entschieden haben könnte. Und wenn Andreas ehrlich zu sich war, hatte es ein verschwindend kleines Zeitfenster gegeben, in dem er mit dem Gedanken gespielt hatte. Die Vorstellung, sein elendes Dasein in

einen Zustand des Friedens zu überführen, war reizvoll gewesen.

Vor drei Jahren hatte er vor der Entscheidung gestanden, ein Ende zu erzwingen oder einen neuen Anfang zu wagen. Damals, als er mitten in der Nacht vor seinem Rechner saß und nach und nach alle Inhalte löschte, war er erwachsen geworden.

Während er ein Spiel nach dem anderen deinstallierte, seine Accounts bei den diversen Herstellern kündigte und zuletzt seiner E-Mail-Adresse den Hals umdrehte, war er ganz ruhig

gewesen. Spielstände, die verloren gingen, kümmerten ihn nicht mehr. Er wusste nur, dass er hinter sich aufräumen musste, bevor er sein Elternhaus verließ. Da er nur in der virtuellen Welt ein oder zwei Fußabdrücke hinterlassen hatte, war das Vernichten seiner Internet-Existenz das einzige, was er tun konnte, um einen Schlussstrich zu ziehen. Hinzu kam, dass er nicht noch Wochen, Monate oder gar Jahre später alle paar Minuten seine E-Mails abrufen wollte, in der Hoffnung, dass Sascha sich bei ihm meldete. Da war es besser

gewesen, die Leitung stillzulegen.

Wie es aussah, hatte er einen Fehler gemacht. Andreas versuchte sich vorzustellen, was geschehen wäre, wenn er nach der Zeit im Krankenhaus seine alte E-Mail-Adresse abgerufen hätte, um dort Post von Sascha vorzufinden. Post, in der das stand, was er jetzt erfahren hatte. Hätte sich etwas geändert?

»Nein«, flüsterte er brüchig. Der Andreas, in den Sascha einmal verliebt gewesen war, hatte nach der Klinik nicht mehr existiert.

Die Klinik hatte ihn hassen

gelehrt. Sie hatte die flexible Gummizelle um seinen Geist aufgeschnitten und ihm den Puffer genommen, der ihm einflüsterte: »Alles, was geschieht, hast du verdient. Du funktionierst nicht, und was immer deine Umwelt tut und sagt, verdienst du.«

Aber sie hatten ihm auch etwas anderes vermittelt. Nie war die Rede von Schuld gewesen, nur von Ursachen, was letztendlich auf dasselbe hinauslief. Von Einsamkeit, die kein Kind ohne Schaden überstanden hätte. Von Erwartungsdruck und

Generationenkonflikt, von Lebensvorstellungen, die sich wie unterschiedlich geladene Magnetpole voneinander abstießen. Von Versäumnissen in der frühen Phase seiner Krankheit, die fahrlässig zu nennen waren.

In der Klinik hatte Andreas gelernt, dass sein Schicksal selbst Menschen mit schweren psychischen Störungen schockierte. Er war nicht der Patient mit der kompliziertesten Krankheit, aber mit Sicherheit der, der am wenigsten Hilfe bekommen hatte. Einmal hatte jemand zu ihm

gesagt: »Für das, was du erlebt hast, dafür, dass nie jemand für dich da war, ist es erstaunlich, dass du nur Agoraphobie hast und nicht noch drei andere Störungen dazu.«

Diese Aussage – ob sie medizinisch haltbar war, wusste er nicht – hatte ihn zum ersten Mal ahnen lassen, dass er stärker war als er dachte. Glauben konnte er daran allerdings bis heute nicht.

Während Andreas zusah, wie sich die Schleier von den Dächern hoben und Hamburg einem sonnigen Frühsommertag entgegen strebte, fügte er seine Einsamkeit während

der Therapien der langen Liste an Dingen zu, die unnötig gewesen waren. Sie war genauso unnötig wie die Tatsache, dass er übermüdet auf dem Liegestuhl lag, statt es sich im Bett gemütlich zu machen und zu schlafen. Aber er wollte draußen sein. Er musste die frische Luft schmecken, denn sie war der Beweis, dass er etwas erreicht hatte.

Andreas wollte genießen und stolz den Kopf heben, um zu sagen: »Ich bin bis hierher gekommen. Kraft meiner eigenen Bemühungen. Ich brauche euch nicht. Ich brauche

niemanden.«

Doch er war selten in der Lage dazu. Höchstens, wenn er auf Konfrontationskurs war und sich verhielt wie ein Kater, den man gegen den Strich gebürstet hatte. Dieser Form von Rebellion haftete stets etwas Schales an.

Schal war auch der Geschmack in Andreas' Mund, als er unruhig nach dem Hauptbrief griff und wohl zum fünfzigsten Mal die Worte überflog, die sich zwischenzeitlich in sein Gehirn gebrannt hatten. Er musste zugeben, dass der Inhalt, die Essenz dieses Briefes, Sascha

repräsentierte. Den Sascha, den er einmal gekannt und geliebt hatte. Nicht den eiskalten Hund, der eines Tages zu ihm kam und sich auf Nimmerwiedersehen davonmachte. Man konnte vieles über Sascha sagen, aber nicht, dass er seine Versprechen nicht hielt. Sein Wort war ihm wichtig – und Andreas hatte nur einmal erlebt, dass er es gebrochen hatte: unter großer Not, und für ihn.

Aber nichts – auch kein mit sichtlicher Mühe aufgesetzter Brief – konnte alles rückgängig machen. Niemand war fähig, ihm die

verlorene Zeit wiederzugeben. Sascha konnte nicht wieder gutmachen, dass er nicht an seiner Seite gewesen war. Und Andreas' Eltern konnten nicht rückgängig machen, dass sie ihn knapp zwanzig Jahre lang sich selbst überlassen hatten. Er musste allerdings zugeben, dass zwanzig Jahre deutlich schwerer wogen als drei.

Dennoch. Andreas' Finger krümmten sich wie die Klauen eines Zombies. Gott, er war so zornig. Er verabscheute die Tatsache, dass Sascha aufgetaucht war und solch ein Chaos anrichtete.

Erst in der Kneipe. Okay, damit konnte Andreas leben. Es war ein Zufall gewesen, für den niemand etwas konnte. Dann der Besuch im betrunkenen Zustand. Gut, er wollte sich in Zukunft Mühe geben, es so zu sehen, dass Sascha sich erklärte wollte und sein Unterbewusstsein die Trunkenheit frech ausnutzte.

Aber jetzt noch dieser Brief, der Andreas aufwühlte, obwohl es ihm eh schon schlecht genug ging. Aber hatte ihn jemand gezwungen, den Brief zu lesen? Er war selbst schuld, wenn er sich damit auseinandersetzte.

Nein. Nein, nein, nein, nein. Er würde seinem Umfeld nicht mehr gestatten, sich aus der Affäre zu ziehen. Andreas' erster Impuls bei jedem Problem war seit Anbeginn der Zeit, die Schuld bei sich selbst zu suchen. Das war bequemer, als sich zu beklagen und auf taube Ohren zu stoßen. Oder gar das letzte bisschen Zuneigung zu verspielen, indem man sich unleidlich gab.

Damit war Schluss. Ja, er hatte den Brief gelesen. Sein Punkt. Aber er hatte nicht darum gebeten. Saschas Punkt.

»Verdammt noch mal!«, wetterte Andreas und fegte das Papier vom Schoß. Es schwebte in sanften Bahnen zu Boden, als wolle es ihn verhöhnen. Er wünschte sich etwas, dem er Gewalt antun konnte. Nicht den Sandsack, sondern etwas, das er wirklich und wahrhaft zerstören konnte. Nur mit Mühe hielt er sich davon ab, in die Küche zu marschieren und das Geschirr aus dem Schrank zu nehmen. Es wäre sicherlich eine helle Freude, es aus dem vierten Stock auf die Straße zu schmeißen.

Durch einen Zufall blieb das

letzte Blatt des eigentlichen Briefes so liegen, dass das Post Scriptum zu sehen war, unter dem Saschas Telefonnummer prangte. Direkt unter den Worten: »Du fehlst mir. Du fehlst mir jeden Tag.«

Nichts wollte Andreas lieber ignorieren als dieses letzte Geständnis. Denn nichts schmerzte ihn mehr. Nichts machte ihn wütender. Nichts ließ ihn mehr hassen.

Stunde um Stunde rührte er sich nicht vom Fleck, obwohl er durstig wurde und das Licht ihm in die Augen stach. Auch war ihm bald zu

warm unter der Decke, aber er brachte es nicht über sich, sich zu bewegen. Andreas war, als würde eine körperliche Regung Dinge lostreten, die er nicht kontrollieren konnte. Solange er sich nicht rührte, hatte er sein Universum im Griff.

Aber wehe, er zuckte auch nur mit dem Finger. Dann explodierte links eine Supernova des Schmerzes, raste rechts ein Meteor der Zweifel vorbei, nur um im zerklüfteten Asteroidenfeld verschwinden, welches einst der Planet namens Hoffnung gewesen war.

Von den scharfkantigen Überresten dessen, was einmal echte Gefühlsregungen gewesen waren und die mit Hoffnung in die Luft geflogen waren, ganz zu schweigen. Heute konnte man sich an der Erinnerung die Finger schneiden, aber nichts von Wert mehr daraus aufbauen.

Unter Aufbringung zäher Geduld wartete Andreas ab, bis die ferne Turmuhr neun Mal schlug. Er hatte sich vorgenommen, nicht eher anzurufen. Dieser Entscheidung lag keineswegs seine Sensibilität zugrunde. Er wollte nur vermeiden,

dass er vor Wut kaum sprechen konnte. Allerdings musste er feststellen, dass das Warten kaum half. Eher kam es ihm vor, als nähme der Feuerball in seiner Brust beharrlich an Größe und Brennkraft zu, statt von der verstreichenden Zeit abgekühlt zu werden.

Als der letzte Glockenschlag verklang, warf Andreas die Decke ab. Das Telefon war nicht weit, und das war gut so. Es erwartete ihn auf seinem Platz neben dem Fernseher und war bereit für den Vergeltungsschlag.

Für eine Sekunde schwebte der

Daumen über dem Verzeichnis der Telefonnummern, bevor er seine Entscheidung fällte. Mit dem Telefon am Ohr begann er Runden durch das Wohnzimmer zu ziehen, während er darauf wartete, dass jemand den Anruf entgegen nahm. Es dauerte lange; zu lange für eine Firma dieser Dimension.

Schließlich flötete ihm entgegen: »Von Winterfeld Konzerne, Büro von Margarete von Winterfeld. Sie sprechen mit Jutta Schwarz. Was darf ich für Sie tun?«

»Auch von Winterfeld«, meldete Andreas sich kühler, als die

freundliche Vorzimmerdame verdiente. Er hatte sie noch nie persönlich getroffen, aber am Telefon war sie stets sehr verbindlich. »Ich muss meine Mutter sprechen.«

»Wie nett von Ihnen zu hören«, gab Frau Schwarz zurück. Es war erstaunlich, wie ehrlich sie klang. Eine geübte Telefonistin eben. »Aber ich fürchte, Sie haben kein Glück. Ihre Mutter ist in einer Besprechung.«

Er unterdrückte ein Auflachen. Wann war sie das nicht?

Mit geballter Faust sagte er

streng: »Das ist egal. Holen Sie sie da heraus. Soll sie ihre Sitzung unterbrechen. Ich muss sie sprechen, und zwar sofort.«

»Herr von Winterfeld, das geht doch nicht.«

»Sofort, Frau Schwarz!«

Andreas war selbst überrascht, dass es funktionierte und die Mitarbeiterin ihn in die Warteschleife schaltete, während sie versuchte, seine Mutter aus ihrem Meeting zu lotsen.

Während ein Oldie in seinem Ohr dudelte, dachte Andreas, dass er vielleicht doch nicht vollkommen

ungeeignet für die Arbeit im Konzern war. Wie man Mitarbeiter anherrschte, wusste er jedenfalls. Komisch, dass das eins der wenigen Dinge war, die er zu Hause gelernt hatte: sich gegenüber Telefonisten und Behörden durchsetzen. Vielleicht kam ihm bei der Gelegenheit ein Teil der Winterfeldschen »Wir haben das Geld und wir machen die Regeln«-Mentalität zu Hilfe. Affentänze mit seinem Telefonanbieter ließ er sich jedenfalls nicht gefallen. Bemerkungen wie »Wissen Sie eigentlich, mit wem Sie reden« und

»Gut, ich kann auch meinen Anwalt zurate ziehen« gingen ihm recht leicht von den Lippen, wenn es nötig war. Allerdings wäre Andreas nie auf den Gedanken gekommen, wegen irgendwelcher Rangeleien mit dem Telefon juristische Hilfe in Anspruch zu nehmen. Aber das wusste der Teilnehmer am anderen Ende der Leitung schließlich nicht.

»Herr von Winterfeld? Ihre Mutter kann sich gerade leider nicht lösen, aber sie wird gleich eine Pause machen und Sie zurückrufen. Ist Ihnen das recht?«

Nein, war es ihm nicht, aber

Andreas riss sich am Riemen, um Frau Schwarz nicht detailliert zu erklären, wie das Wörtchen »sofort« zu verstehen war. Dabei war es sehr verführerisch, einen Teil seiner Wut schon einmal loszuwerden. Aber nein, nicht bei dieser Frau, die nur ihren Job machte.

Frustriert legte er auf und riet seiner Mutter innerlich, sich schnell zu melden. Ob sie jemals lernen würde, Prioritäten zu setzen? Kein Kunde oder Aktionär der Welt nahm es übel, wenn eine Geschäftsfrau einmalig zum Telefon gerufen wurde, weil ihr Kind anrief.

Schließlich war sie keine Chirurgin, die ihren Arbeitsplatz nicht verlassen konnte, weil sie gerade mit den Eingeweiden eines Patienten spielte.

Es dauerte exakt sieben Minuten, achtzehn Runden durch das Wohnzimmer und zwei über die Terrasse, bis es endlich klingelte. Er stand gerade draußen und starrte über das Geländer in Richtung Nirgendwo.

Reiß dich zusammen, ermahnte Andreas sich, bevor er das Gespräch annahm.

»Schatz, was ist denn los? Frau

Schwarz sagt, dass du mich dringend sprechen wolltest?« Margarete klang abgehetzt wie eh und je.

»Richtig. Mal eine kurze Frage«, Andreas' Herzrasen weitete sich zu einem Percussion-Festival aus, »warum genau habt ihr damals eigentlich die Überwachungsanlage für den Garten installiert? Warum tat es die Alarmanlage im Haus nicht mehr?«

Ein kurzes Schweigen folgte, bis Margarete erwiderte: »Du hast mich aus einem wichtigen Meeting holen lassen, weil du wissen willst, warum

wir Kameras im Garten haben?«

»Kannst du bitte einfach die Frage beantworten?«

»Andreas, das ist doch nicht wichtig. Es hat einen Vorfall gegeben, nach dem wir das Gefühl hatten, dass wir das Grundstück besser schützen müssen«, seufzte sie.

Seine Schultern sackten nach vorn. Ein Vorfall. Das war ja eine interessante Umschreibung. Angespannt bereitete er sich auf die nächste Frage – oder viel mehr auf die Antwort – vor.

»Dieser Vorfall war nicht zufällig

Sascha, der Neffe von eurer Nachbarin, der nach mir gesucht hat?«, versuchte er zu reden und gleichzeitig den Atem anzuhalten. Entsprechend gepresst kam die Frage aus ihm heraus. Andreas wusste nicht, was er sich wünschen sollte. Welcher Verrat war leichter zu ertragen?

»Doch, so hieß er, glaube ich«, gab seine Mutter geradezu widerlich ruhig zu. »Der Junge halt, der eine Zeit lang zu Besuch kam.«

»Und wieso? Ich meine, wieso musste er in den Garten, um Antworten zu bekommen?«

»Weil wir nicht mit ihm sprechen wollten. Er wurde aufdringlich. Er rief dauernd an und klingelte und hat unsere Haushälterin belästigt. Ständig wollte er wissen, wo du bist. Der Junge war eine echte Landplage. Wir mussten etwas unternehmen.«

Andreas drehte sich um, schnappte mit geöffnetem Mund nach Luft und lehnte anschließend den Rücken gegen das Geländer. Was für ein Glück, dass er im Freien war. Drinnen wäre er an den Worten seiner Mutter erstickt. Taubheit kroch wie Gift durch seine

Gliedmaßen; ein Gletscher, der sich über sein Gefühlsleben schob. Gefährlich leise fragte er weiter: »Und warum habt ihr ihm nicht gesagt, was er wissen wollte?«

Er konnte es sich denken. Die von Winterfelds gaben nicht freiwillig zu, dass ihr einziger Sohn in der Klapse gelandet war. Da rotierten doch Generationen von Vorfahren vor Verlegenheit im Grab! Nein, solche Details verscharrte man bei den anderen Leichen im Keller.

Die Antwort seiner Mutter fiel anders aus, als er erwartet hatte. Entrüstet rief sie: »Das fragst du

noch? Du hast uns doch selbst gesagt, dass er nichts mehr mit dir zu tun haben wollte, weil du nicht nach draußen gehen konntest. Was ist das denn für ein Mensch, der seine Freundschaft daran festmacht, ob er mit dir ins Kino gehen kann oder nicht? Ich bitte dich. So jemanden braucht keiner. Oder sollte ich ihm verraten, wo du bist, nachdem er dich hat hängen lassen? Ich konnte mir nicht vorstellen, dass dir das recht ist.«

Andreas wusste im ersten Augenblick nicht, was er dazu sagen sollte. Er musste trotz aller Wut

zugeben, dass der Erklärung seiner Mutter eine gewisse Logik anhaftete. Sascha hatte ihn allein gelassen und somit das Recht verwirkt zu wissen, wo er sich aufhielt. Er selbst sah das nicht viel anders. Aber darum ging es am Ende nicht.

»Nun hör mir mal …«, Andreas unterbrach sich auf halber Strecke, bevor er den Kurs änderte: »Weißt du, wie alt ich war, als ich weggegangen bin?«

»Knapp 20«, antwortete Margarete unsicher. »Und?«

»Meinst du nicht, dass es meine

Entscheidung gewesen wäre, ob ich Sascha sehen will oder nicht? Ich war schließlich nicht aus der Welt. Du hättest mir Bescheid sagen und fragen müssen, was ich möchte.«

»Aber …«

»Nein«, rief Andreas aufgebracht. »Kein Aber. Daran gibt es nichts zu drehen. Du hattest kein Recht, diese Entscheidung zu fällen. Du kanntest Sascha nicht. Du konntest nicht beurteilen, ob es ihm ernst ist oder nicht. Ich bin erwachsen und war es damals schon, Mama. Ich entscheide, wer mit mir Umgang hat und wer nicht. Denn jetzt

erfahre ich drei Jahre später, dass ich doch einen Freund gehabt hätte in einer Zeit, in der es mir, wie du weißt, verdammt dreckig ging!«

»Das konnte ich doch nicht wissen«, flüsterte es kleinlaut an seinem Ohr.

»Eben«, entgegnete Andreas ernst. »Du konntest nicht wissen, was ich will und was nicht. Wusstest du nie. Weil du nie gefragt hast. Ich erwarte in Zukunft, dass ihr meine Grenzen akzeptiert. Ich entscheide, wer was aus meinem Leben wissen darf und wer darin vorkommt. Und wenn ihr euch

wieder in meine Angelegenheiten hängt, schwöre ich dir, dass wir richtig Krach miteinander bekommen.«

Gegen Ende wurde seine Stimme leiser, war doch ein guter Teil seines Zorns in die richtigen Kanäle geflossen. Sie sollten ihn nie wieder wie ein unfähiges Kind behandeln und ihm dadurch die Chance nehmen, seine Kämpfe mit anderen Menschen selbst auszufechten.

»Noch mehr Krach als jetzt?«, fragte Margarete geschlagen und fütterte damit den Bereich in Andreas, der sich sein Leben lang

dafür geschämt hatte, seinen überarbeiteten Eltern durch schiere Anwesenheit und Erkrankung Aufmerksamkeit abzuringen.

Entsprechend versöhnlich hörte es sich an, als er raunte: »Ja, aber es muss nicht sein. Und ich hoffe, dass es nie dazu kommt.«

Mehr besprachen sie nicht miteinander. Ihre Verabschiedung fiel steif aus. Als Andreas das Telefon zurück in die Station stellte, wusste er immer noch nicht, wie er sich fühlte. Besser, weil das Gespräch mit seiner Mutter einiges geklärt und sortiert hatte.

Schlechter, weil die verlorenen Gelegenheiten ihn grämten. Traurig, weil seine Eltern nicht richtig nachgedacht hatten. Dankbar, dass Sascha dafür gesorgt hatte, dass er die Wahrheit erfuhr.

Die Zeit ließ sich nicht betrügen, aber es war gut zu wissen, dass er nicht von einer Sekunde auf die nächste aus Saschas Gedanken gelöscht worden war; bis heute nicht. Das bewies der Brief, der unter der Decke neben dem Liegestuhl begraben lag.

Andreas war sich trotzdem darüber klar, dass er ihn nicht

anrufen konnte. Damals hatte er Sascha vertraut und ihm sein Ich zu Füßen gelegt, nur damit es in den Staub getreten wurde. Die Abdrücke spürte er heute noch, und er konnte sich nicht vorstellen, dass sie jemals verblassen würden.

Andreas war nicht bereit für mehr Angst, als er sowieso schon in seinem Alltag erdulden musste.

Kapitel 18

Sascha roch die Entengrütze noch immer. Dabei hatte er bereits drei Mal geduscht, seitdem sie ihn zu Ehren seines 22. Geburtstags in den Gartenteich geworfen hatten. Aber was nahm man für eine großartige Party nicht alles in Kauf? Seine Sonnenbrille saß tief auf der Nase, was nicht allein dem feucht-fröhlichen Wochenende zu verdanken war, sondern auch dem hervorragenden Wetter, das den

Norden Deutschlands seit Wochen beglückte. Bereits gegen acht Uhr morgens war es angenehm warm auf der von Wildblumen umgebenen Terrasse, und ein heißer Tag kündigte sich an.

»Noch Kaffee?«, fragte Tanja und hielt vielsagend die Kanne hoch.

Sascha nickte und schob ihr seinen Becher zu. Er konnte nicht in Worte fassen, wie dankbar er seiner Tante war, dass sie ihm Asyl gewährte. Nils war vor einer Woche völlig grundlos durchgedreht. Mittlerweile lag ihre Trennung vier Wochen zurück. Aber Nils litt und

fand keinen Frieden, was im Umkehrschluss bedeutete, dass auch in der WG kein Frieden einkehrte.

Sascha hatte die Nase voll gehabt und sich über Nils' Verhalten geärgert, der sich an Kleinigkeiten wie einer umgefallenen Shampooflasche im Bad hochzog. Jeder, selbst Svenja, hatte gewusst, dass es sich um einen Vorwand handelte, um Sascha noch einmal wissen zu lassen, wie enttäuscht er von ihm war.

Allmählich war seine Geduld erschöpft. Ja, er hatte lange ein

schlechtes Gewissen gehabt, weil er Nils nicht geben konnte, wonach der sich sehnte. Inzwischen war er jedoch nur noch froh und dankbar, rechtzeitig die Reißleine gezogen zu haben. Eine spätere Trennung hätte die Probleme bei ihnen zu Hause nur vervielfacht.

»Wie war denn die Party vorgestern eigentlich?«, fragte Tanja zwischen zwei Bissen Croissant. Eine tiefe Sonnenbräune ließ sie unglaublich gesund und jung aussehen. Ihr gebrochenes Bein war vor einer Woche aus dem Gips befreit worden und ruhte auf

einer umgedrehten Wasserkiste.

»Die Party? Großartig«, hellte Saschas Miene sich auf. »Die haben sich einen Unsinn ausgedacht, das glaubst du gar nicht. Dass sie mich in den Teich geworfen haben, war noch das Harmloseste. Es war wirklich toll. Ich wusste gar nicht, dass ich so viele Freunde habe. Isa und Brain haben sogar ein paar von den Jungs und Mädels aus der Schule angeschleppt. Miriam ist aus Berlin gekommen, um dabei zu sein. Es waren Leute da, von denen ich nicht mal die Namen kannte, nur die Gesichter. Echt super.«

»Dass Isabells Eltern im Urlaub waren und ihr das Haus für euch hattet, hat sicher geholfen«, schmunzelte Tanja. »Hoffentlich habt ihr nicht zu viel Verheerung angerichtet.«

Sascha winkte ab. »Nein, ich denke nicht. Außerdem sind sie Kummer gewohnt. Die Jahrgangspartys finden dort seit der achten Klasse statt.«

Dass gleich zwei Mal die Polizei angerückt war, weil die Nachbarn sich über laute Musik und auf dem Garagendach tanzende Studenten beschwert hatten, musste er seiner

Tante ja nicht auf die Nase binden.

Zu sehen, wie viel Mühe seine Freunde sich für ihn gaben, hatte Sascha gut getan. Auch, wenn er es nicht permanent vor sich hertrug, waren die letzten Wochen unangenehm für ihn gewesen. Er wartete. Jedes Mal, wenn das Telefon klingelte, schaute er hoffnungsvoll aufs Display und war enttäuscht, wenn er die Nummer kannte. Das Thema Nils verschärfte die Lage zusätzlich. Ihre Unfähigkeit, eine friedliche Koexistenz in der Wohnung zu führen, verlangte auf Dauer nach

einer Lösung. Das Kernproblem war, dass Sascha nicht umziehen wollte. Nils sah natürlich nicht ein, warum er die WG und seine beste Freundin hinter sich lassen sollte, nur weil Sascha ein Arschloch war, um das Kind beim Namen zu nennen.

»Und wie hat sich Nils verhalten?«, wollte Tanja prompt wissen. Im gleichen Atemzug sah sie auf ihre Armbanduhr und runzelte die Stirn. Sascha wusste, woran sie dachte. Sina war vorhin pünktlich aus dem Haus gegangen, aber Fabian hatte getrödelt. Sicher

fragte Tanja sich, ob ihr Sohn es rechtzeitig in die Schule geschafft hatte oder ob ihr eine erneute Ermahnung von seiner Klassenlehrerin drohte, weil er dauernd zu spät kam.

»War nicht da. Und eigentlich ist es mir auch egal.«

Tanja blickte auf. »Wegen egal bist du aber nicht vor ein paar Tagen hergekommen und hast gefragt, ob du eine Weile bei uns übernachten kannst. Komm, ich habe dich damit in Ruhe gelassen, bis mir die Neugier aus dem Gesicht springt. Was ist los?«

Konzentriert betrachtete Sascha das Muster der Tischdecke. Er hatte dieses Gespräch erwartet, seitdem er mit seinem Rucksack bei Tanja aufgetaucht war. Unbehaglich zuckte er die Achseln. »Naja, im Grunde genommen nichts. Es ist alles beim Alten. Er behauptet, ich hätte ihn benutzt. Er rastet dauernd aus, und er sucht mit jedem Streit. Ich weiß, dass es ihm mies geht, nur habe ich keine Lust, mich bis ans Ende meiner Tage angiften zu lassen. Ich verstehe ihn ja, aber irgendwann ist es doch auch mal gut. Jedenfalls kann ich es nicht

dauernd haben, dass er nach Hause kommt und mit den Türen knallt oder unter irgendwelchen Vorwänden in mein Zimmer rauscht. Ich musste einfach mal raus.«

Intensive Gespräche dieser Art waren nicht ungewöhnlich zwischen ihnen. In der Zeit, als Sascha im Abitur steckte und sich gleichzeitig wegen der Trennung von Andreas quälte, hatte Tanja ihm meisterhaft zur Seite gestanden. Sascha fühlte sich bei ihr gut aufgehoben. Damals hatte er die Erfahrung gemacht, dass es ihm half, seine Gedanken von Zeit zu Zeit auszusprechen.

Verständnisvoll nickte Tanja. »Du weißt, dass du jederzeit wieder bei uns einziehen kannst, oder? Klar, nicht gerade der Wunschtraum eines Studenten, aber vielleicht besser als ewig dicke Luft in der WG.«

Dankbar lächelnd erwiderte Sascha: »Das ist lieb von dir, aber es kann nicht angehen, oder? Ich meine, wir müssen das auf die Reihe bekommen. Ich will nicht umziehen. Wir sind doch erwachsen. Ich wünschte nur, ich käme wenigstens auf dieser Baustelle endlich zur Ruhe. Es ist ja

nicht so, als hätte ich keine anderen Sorgen.«

»Alles ein bisschen viel, hm? Ich nehme nicht an, dass du Andreas aus dem Kopf bekommen hast.«

»Nein, natürlich nicht.« Ungehalten wedelte Sascha nach einer Wespe, die Kurs auf den offenen Honigtopf nahm.

»Aber gemeldet hat er sich auch nicht?«, fragte Tanja behutsam.

Ein eigenartiger Gesichtsausdruck schlich über ihre Züge und verfestigte sich zu einer Maske des schlechten Gewissens. Sie fühlte sich nicht wohl mit der Rolle, die sie

einst bei der Trennung der Freunde gespielt hatte. Erst im Nachhinein war deutlich geworden, wie tief Andreas' Wurzeln sich bereits in Saschas Seele gegraben hatten – und andersherum gewiss ebenso. Es war richtig gewesen, ihren Neffen mit der Nase auf zukünftige Probleme zu stoßen. Aber das Ergebnis hatte sie nicht gewollt. Wer verursachte schon gern, dass der eigene Ziehsohn monatelang wie ein Häufchen Elend durch die Gegend schlich?

Betrübt schüttelte Sascha den Kopf.

Tanja seufzte. »Schade, ich hatte gehofft, dass er vielleicht an deinen Geburtstag denkt.«

»Wie sollte er?«, blickte er überrascht auf. »Ich bin mir nicht einmal sicher, ob er weiß, wann ich Geburtstag habe. Erinnerst du dich nicht? Ich bin kurz nach meinem achtzehnten Geburtstag nach Hamburg gekommen. Und zu meinem neunzehnten waren wir schon nicht mehr zusammen.«

»Wirklich? Ich kann mich nicht so genau daran erinnern«, gab sie zu. »Ist es wirklich schon vier Jahre her, dass du nach Hamburg

gekommen bist? Eine lange Zeit.«

»Wem sagst du das? Vor allen Dingen sind drei Jahre eine verflucht lange Zeit, um ihm nachzuweinen. Am Ende waren wir nur ein halbes Jahr zusammen«, murmelte Sascha nachdenklich.

Er nahm die Sonnenbrille ab und rieb sich über den Nasenrücken. Selbst zu dieser frühen Stunde sammelte sich dort bereits der Schweiß.

»Wo die Liebe hinfällt …«, grinste Tanja und wirkte dabei so gerührt, als hätte sie einen tragisch-romantischen Liebesroman in der

Hand.

»Mach dich ruhig lustig. Ich komme mir selbst schon dämlich genug vor. Da sitze ich hier und warte auf eine Antwort, aber machen wir uns doch nichts vor: Er wird sich nicht mehr melden. Es ist zu lange her. Und ich habe ihm zu übel eins reingewürgt.«

Tanja scharrte aus den Schalen ihres Eies einen kleinen Turm zusammen. Sie zerdrückte die Bruchstücke zwischen den Fingerspitzen. »Ich weiß es nicht. Am Ende kenne ich ihn kaum. Aber ich denke, du hast ihm vielleicht zu

weh getan, um innerhalb von vier Wochen eine Antwort zu erwarten. Lass die Zeit doch für dich arbeiten. Wenn ihm wirklich etwas an dir liegt und du mit deinem Brief Eindruck gemacht hast, wird er sich melden.«

»Du klingst wie Dr. Sommer«, verzog Sascha das Gesicht. »Was, wenn er den Brief gar nicht gelesen hat? Mich würde es nicht wundern, wenn er ihn entsorgt hätte.«

Die Vorstellung, dass sein Meisterwerk des literarischen Seelen-Striptease auf direktem Weg im Müll gelandet sein könnte, war

niederschmetternd. Er wünschte sich gar nicht viel von Andreas. Er wollte nur mit ihm reden, ihm Fragen stellen und Antworten bekommen. Sich mit ihm zusammensetzen und erfahren, wie es ihm ergangen war. Er wollte mit ihm durch die Stadt schlendern und Unsinn reden, wie sie es früher getan hatten.

Und ihn umarmen, küssen, an sich ziehen, Sex haben und hinterher mit ihm zusammen einschlafen, leierte Sascha stumm den zweiten Teil der Liste herunter. Er wusste nicht, ob es Liebe war,

was er empfand. Dazu war zu viel Chaos in seinem Kopf. Er wusste nur, dass er ganz nah an Andreas heran wollte.

»Niemand hält dich davon ab, es noch einmal zu versuchen, wenn etwas Zeit verstrichen ist«, unterbrach Tanja seine Gedanken. »Du hast doch nur zwei Möglichkeiten. Dass ihn vergessen nicht funktioniert, haben wir gesehen. Also kannst du nur ab und zu dein Glück versuchen und das Beste hoffen.«

»Klingt ja unglaublich aufbauend«, stöhnte Sascha, bevor

er über den Tisch langte und nach einem Brötchen griff. Mit Tanja zu frühstücken, war gemütlich und reichhaltig. Sie hatte ihm eine Auswahl kredenzt, die sich sehen lassen konnte. Serrano-Schinken und Marmelade, gekochte Eier und eimerweise Kaffee. Dazu die frischen Brötchen, die sie vom Bäcker geholt hatte, als er noch unter der Dusche stand.

Es war eine gute Entscheidung gewesen, hierher zu flüchten. Auch, wenn es bedeutete, dass sein Blick ab und an zur Villa der von Winterfelds wanderte. Nur ein Wort

von Andreas' Eltern, und ihnen wäre viel Leid erspart geblieben.

Abgesehen davon konnte sich Sascha im Haus der Holmes' gut entspannen. Gerade der wild wuchernde Garten gefiel ihm. Die Nähe zur Elbe vermittelte ein Urlaubsgefühl. Nur wenige Autos, die ihre Einfahrten verließen, störten die Stille. Dazu gesellten sich gelegentlich ein Radio in einem der Nachbargärten und ein Martinshorn in weiter Ferne. Diese Idylle war nicht mit dem Durcheinander und fröhlichen Lärm zu vergleichen, der bei Sascha im

Haus herrschte.

Er legte den Kopf in den Nacken und versuchte Tanjas Worte wirken zu lassen. Natürlich, sie hatte recht. Er konnte nur abwarten und darauf bauen, dass Andreas ihm früher oder später gestattete, sich ihm zu nähern. Vor allem anderen musste er nun wohl viel Geduld aufbringen. Das hatte er in den vergangenen vier Wochen bereits fleißig geübt.

»Sag mal, fahren die hier die Straße hinauf?«, fragte Tanja plötzlich und richtete sich auf. Mit krauser Nase sah sie am Haus vorbei in Richtung Vorgarten. Ihr

Kopf lag schräg, als lausche sie. Auch Sascha hörte den Krankenwagen näher kommen.

»Scheint so«, erwiderte er unbeteiligt.

»Hoffentlich nicht. Oh bitte nicht.«

»Wieso denn nicht?«, fragte Sascha verwundert. Natürlich wünschte man niemandem, dass er einen Krankenwagen brauchte, aber Tanja schien das Nahen des Martinshorns sehr zu beunruhigen.

»Weil ich mich gestern noch mit Angelika von gegenüber unterhalten habe. Dem alten Peters

geht es gar nicht gut. Er hatte dieses Jahr schon zwei Schlaganfälle, und wenn noch einer kommt, hat er schlechte Karten.«

»Oh, verstehe.« Sascha konnte sich nicht an das Gesicht von Herrn Peters erinnern, wusste aber, dass Tanja ihn mochte. Er war ein hilfsbereiter Rentner, der nachmittags gern am Gartenzaun ein Schwätzchen über Gewächshaustomaten und den richtigen Köder für Forellen hielt. »Schlimm.«

Angespannt reckte Tanja den Kopf und hielt Ausschau. Auch

Sascha verfolgte akustisch die Fahrt durch die schier endlose Chaussee. Immer näher kam das Geheul, bis es schließlich ganz in ihrer Nähe verstummte.

Sie wechselten einen beunruhigten Blick, als sie den rot-weißen Krankenwagen in die Einfahrt der von Winterfelds poltern sahen, zu überrascht, um ein Wort zu sagen. Die menschliche Neugier ließ Sascha starren, während es in seinem Kopf raste. Wie durch einen Schleier sah er die Sanitäter aus dem Wagen springen, nur um zu einem zweiten Auto zu

gestikulieren, das gerade am Bürgersteig hielt. Offenbar handelte es sich um den Notarzt.

»Was ist denn da los?«, murmelte Tanja tonlos. Ihre rhetorische Frage hing in der Luft, als Sascha bewusst wurde, dass das gar nicht wichtig war. Was immer drüben geschah, ging Andreas etwas an. Ging damit ihn etwas an.

Sascha konnte nicht anders empfinden. Er vermochte keine Grenze zu ziehen und sich zur Zurückhaltung zu zwingen. Ihm kam nicht in den Sinn, dass etwas mit der Haushälterin nicht in Ordnung

sein könnte. In seinem Kopf gab es nur einen Gedanken: »Andreas' Mutter oder Vater ist etwas passiert, und er wird jede Unterstützung brauchen, die er bekommen kann.«

Nicht einmal ein Szenario, das einen harmlosen Grund für das Auftauchen des Krankenwagens lieferte, wurde von seinem Gehirn als glaubwürdig erachtet. Anders gesagt: Er wusste, dass etwas Schwerwiegendes vorgefallen war.

Er sprang auf, als die Sanitäter längst außer Sicht waren. Hektisch überlegte er, wo seine Schuhe

standen und wollte sie eben holen, als Tanja scharf rief: »Was hast du vor?«

Sascha hielt auf halbem Weg zur Terrassentür inne und wandte sich ihr aufgeregt zu. »Was glaubst du wohl? Ich muss sehen, was da los ist. Wenn etwas mit Andreas' Eltern passiert ist und sie in die Klinik müssen, braucht er jemanden, der ihn hinbringt.«

»Ja, aber …«, Tanja stand ihrerseits auf und hetzte zu ihrem Neffen. Sie fasste ihn am Unterarm. »Selbst wenn du recht hast, werden sie dir nichts sagen. Du bist kein

Angehöriger. Ich glaube kaum, dass die Sanitäter dir verraten, welche Klinik sie anfahren.«

»Das bekomme ich schon heraus. Bitte, da drüben ist irgendetwas nicht in Ordnung. Und du kennst Andreas. Was glaubst du, wie ihn das mitnehmen wird?«

Tanja öffnete und schloss den Mund, wusste nicht, was sie sagen sollte. Dann ließ sie Saschas Arm los. »Du hast recht. Geh. Mehr, als dass es nicht klappt, kann ja nicht passieren.«

Sie lief auf den Rasen und streckte sich, um die Vorgänge auf

dem Nachbargrundstück im Auge zu behalten. Sascha hingegen flitzte in sein altes Zimmer, das Tanja zu seiner Freude nicht verändert hatte. Fluchend fischte er die Schuhe unter dem Bett hervor. Zwei Minuten später war er wieder unter und rannte zu Tanja, die sich inzwischen an die Grenze des Grundstücks geschlichen hatte.

»Tut sich etwas?«

»Ich weiß es nicht. Gerade kam jemand raus, um etwas aus dem Wagen zu holen. Sah ziemlich hektisch aus«, murmelte sie und griff sich an den Hals.

Aus den Augenwinkeln bemerkte Sascha, dass sich im Haus auf der anderen Straßenseite eine Gardine bewegte. In den umliegenden Vorgärten tauchten hier und da Silhouetten auf. Alle äugten zur weißen Villa.

»Du leihst mir doch dein Auto?«, fiel Sascha plötzlich ein. Flehend sah er seine Tante von der Seite an. »Sonst kann ich Andreas gar nicht holen.«

»Du weißt doch eh nicht, wo du ihn finden kannst.«

»Natürlich!«, rief er und scharrte wortwörtlich mit den Füßen. »Er hat

mir gesagt, wo er arbeitet. Also?«

»Ja, ja sicher.« Tanja war anzumerken, dass sie die Situation nicht kalt ließ. Nervös kramte sie in ihrer Hosentasche und ließ gleich darauf den Autoschlüssel in Saschas Hand fallen. »Fahr vorsichtig.«

»Danke dir. Ich melde mich«, rief er ihr noch zu, bevor er nach drüben lief. Sie sah ihm besorgt nach und hob fröstelnd die Schultern.

Saschas Selbst war auf Notfall programmiert. Er spürte es und war froh darum. Störende Gedanken konnte er nicht brauchen, als er in Windeseile um die Ecke hetzte und

sich der Auffahrt der Villa näherte. Er kam gerade rechtzeitig, um zu sehen, dass die drahtige Haushälterin die Tür aufhielt und die Sanitäter mit einer Trage durchließ. Sascha konnte nicht viel erkennen, aber er wusste sofort, dass es Margarete von Winterfeld war, die man umgeben von eigenartigen Kissen oder Luftpolstern zum Rettungswagen trug. Der füllige Herr von Winterfeld konnte es nicht sein, der die Trage besetzte – mit ihm hätten die Sanitäter sich schwerer getan.

Achtlos trampelte Sascha über

ein Rosenbeet hinweg, um auf den gepflasterten Pfad zwischen Bürgersteig und Villa zu kommen. Der Notarzt begleitete die Trage, blieb mit ernster Miene bei seiner Patientin und sah erst auf, als Sascha ihn fast über den Haufen lief.

»Zur Seite«, sagte er barsch.

Die Haushälterin, die weiß wie ein Laken mit einer Handtasche folgte, warf Sascha einen verlorenen Blick zu. Unwillkürlich sah er zur Trage. Für ein paar Sekunden erkannte er die Züge von Andreas' Mutter. Sie hatte eine

Wunde am Kopf. Blut benetzte ihr Gesicht, und sie war nicht bei Bewusstsein.

»Bitte«, sagte Sascha aufgeregt, während er Sanitätern und Arzt folgte. »Wo bringen Sie sie hin? In welches Krankenhaus?«

Der Notarzt sah kurz auf. »Sind Sie ein Verwandter?«

»Nein.«

»Dann kann ich Ihnen keine Auskunft geben. Tut mir leid.«

Es klang nicht, als wären dem Arzt seine Worte ernst. Das wiederum machte Sascha Sorgen, denn er bemerkte durchaus, wie

zielstrebig und eilig die Helfer mit der verletzten Frau umgingen. Nicht Desinteresse ließ den Arzt grob klingen, sondern der Fokus auf den Zustand seiner Patientin.

»Hören Sie, ich bin ein Freund des Sohns von Frau von Winterfeld«, versuchte Sascha es erneut. »Ich fahre los und hole ihn, wenn Sie mir sagen, wo Sie sie hinbringen. Er arbeitet im Außenbezirk der Stadt und hat kein Auto da.«

»Das ändert nichts daran, dass ich Ihnen nichts sagen darf.«

»Universitätsklinikum«, hakte sich

unerwartet die Haushälterin ins Gespräch ein. Sie war lautlos hinter sie getreten und beobachtete mit weit aufgerissenen Augen, wie ihre Arbeitgeberin in den Rettungswagen geschoben wurde. Langsam, wie ein Roboter, dem es schwerfällt, sein Ziel zu erfassen, drehte sie den Oberkörper und schaute Sascha hilflos an, bevor sie wiederholte: »Universitätsklinikum. Ich bringe ihr … sie wird ihr Nachthemd brauchen … und ihr Mann ist auf Dienstreise und … sie ist einfach die Treppe heruntergefallen. Sie hatte es so

eilig. Und dann sagte sie … Wie konnte das denn geschehen?«

Mehr brauchte Sascha nicht zu wissen. Er ignorierte das Gestammel und auch die leise Bemerkung des Arztes, ob es denn klug wäre, einem Fremden vom Aufenthaltsort der Patientin zu erzählen. Er rannte auf direktem Weg zurück zu Tanja und zu ihrem Wagen, der auf ihn wartete. Er verstand nicht genug von Medizin, um die Lage beurteilen zu können. Aber Margaretes leblose Erscheinung machte ihm Angst.

* * *

»Nun geh mal beiseite, Pascha. Sonst kann ich hier nicht sauber machen«, sagte Andreas sanft.

Der alternde Straßenkater kümmerte sich nicht um seine Worte, sondern strich weiterhin prüfend um die Beine seines persönlichen Putzsklaven. In der Art, wie das Tier jeden Handgriff Andreas' beobachtete, lag etwas Komisches; wie ein Meister, der seinem Zögling bei dessen erstem Gesellenstück auf die Finger sah.

»Ist ja gut«, murmelte Andreas

und strich dem Kater durch das fleckige Fell. Sofort drückte Pascha sich der Hand entgegen, rieb schnurrend den Kopf an Andreas' Knie. »Aber jetzt ab mit dir. Sonst werden die Klos heute nicht mehr sauber.«

Er mochte das geräumige Katzenhaus. Die verträglichen Tiere durften hier gemeinsam wohnen; frei von Gittern und winzigen Einzelappartements. Die Einrichtung bestand aus einer Vielzahl gespendeter Sitzgelegenheiten, Körbchen, Kratzbäumen, Decken und um der Hygiene willen einer

Unmenge Katzenklos. Durch zwei Klappen konnten die Bewohner entweder in den gesicherten Außenbereich – durch Maschendraht überdacht und mit zwei Bäumchen zum Klettern – oder in einen Ruheraum verschwinden, der für Besucher nicht zugänglich war. Einzig die weißen Fliesen an den Wänden und am Boden ließen das Katzenhaus steril wirken. Ansonsten hätte man es für das Wohnzimmer einer Katzennärrin halten können.

»Aber an den Fliesen kommen wir nicht vorbei, nicht wahr, Lilly?«, sprach Andreas eine Karthäuser-

Mischlings-Dame an, die über ihm auf der Balustrade hockte, welche sich durch jeden Winkel des Hauses zog. Gelassen beobachtete Lilly ihn aus ihren Bernsteinaugen und putzte dabei zierlich ihre Vorderpfote. Es war schade, dass sich die bildschöne, junge Katze nicht vermitteln ließ. Sie schien sich im Tierheim wohlzufühlen, denn jeder Versuch, sie in einer Familie unterzubringen, scheiterte an Lillys destruktivem, blutigem Protest.

Eine letzte Schaufel Katzendreck verschwand in der Abfalltonne, bevor Andreas sich aufrichtete. Sein

Treiben wurde genauestens beobachtet. Nur wenige Katzen musterten ihn direkt. Die meisten taten unbeteiligt, schielten aber über zu putzende Körperteile, den Rand eines Körbchens oder den Körper eines Kumpels in seine Richtung.

Die Katzen verhielten sich ganz anders als die Hunde im Freilauf. Oftmals buhlten die Hunde um die Aufmerksamkeit der Mitarbeiter, tanzten um sie herum und jagten im Rudel hinter ihnen her, nur um anschließend zusammen zu spielen. Katzen waren über das Betteln um

Zuwendung erhaben. Selbst die unter ihnen, die sich gerne streicheln ließen, boten sich nicht an und schnorrten um Liebe. Vielmehr gestatteten sie großmütig, dass man ihr seidiges Fell berührte und sie unter dem Kopf kraulte.

Worin Hunde und Katzen sich nicht unterschieden, war die Empathie ihnen vertrauten Menschen gegenüber. Auch hier waren Hunde offensiver in ihrem Verhalten, zeigten deutlicher ihre Sorge, wenn man es so nennen wollte. Aber die Katzen waren Andreas gegenüber in der letzten

Zeit ebenfalls huldvoller, großzügiger mit ihrem Nähebedürfnis. Sie konnten seine Melancholie riechen.

Die vergangenen Wochen hatten Andreas viel gekostet. Den Alltag zu meistern, war wieder anstrengender geworden. Er musste mit mehr Panikattacken leben und hatte viel geweint. Oft lag er nachts wach und fragte sich, womit er so viel Pech verdiente. Erinnerungen aus dem ersten Jahr seiner Behandlung drängten sich ihm zu den unmöglichsten Zeiten in den Kopf.

Da war dieser Tag gewesen, an dem man sie in der verhassten Gruppentherapie nach ihren sozialen Bindungen gefragt hatte. Andreas hatte sich geschämt, sagen zu müssen, dass er keine Freunde hatte. Die Stunde wäre anders, ganz anders verlaufen, wenn Sascha noch in seinem Leben gewesen wäre. Er hätte sagen können: »Mein Ex-Freund ist immer noch da und steht mir als Kumpel zur Seite.« Das hätte weit besser geklungen als »Ich habe und will keine Freunde«.

Und dann dieser grauenhafte

Abend, an dem Andreas sich vielleicht zum ersten Mal der Tragweite seiner Krankheit bewusst wurde. Ihrer Ursachen, ihrer Konsequenzen für sein weiteres Leben, die Kraft und Zeit, die er aufwenden musste, damit es ihm besser ging. Er hatte fürchterlich die Nerven verloren. Es war wie ein Flugzeugabsturz gewesen. Vorher war ihm bewusst gewesen, dass er schwamm und strampeln musste, um an der Wasseroberfläche zu bleiben. Doch an diesem Tag erweiterte sich sein Fokus, und er begriff, dass er in einem Ozean

trieb. Allein, fern von jeder Insel, jedem Rettungsring und jeder Hilfe.

Andreas hatte verkraftet, dass er allein durch seine Therapien gegangen war. Aber er zweifelte, dass er jemals seinen Frieden damit schließen würde, dass Sascha da gewesen wäre, wenn seine Eltern nur den Mund aufgemacht hätten. Wenn Andreas sich vorstellte, wie gut es ihm getan hätte, ihn zu sehen und sich an ihn zu klammern, war ihm jedes Mal nach Heulen zumute.

Genau deshalb wollte er jetzt nicht darüber nachdenken. Es gab

im Tierheim genug feuchte Hundeaugen, da brauchte er sich ihnen nicht anschließen.

Triton war ihm am ersten Tag nach seiner unfreiwilligen Pause eine große Hilfe gewesen. Die Fahrt mit Bahn und Bus hatte ihm das Äußerste abverlangt. Aber als Andreas im Tierheim ankam und als Erstes zu Triton ging, war der Aufwand fast vergessen. Der Kuvasz gebärdete sich wie ein Irrer, sprang in seinem Zwinger hoch und fraß Andreas vor lauter Begeisterung fast auf, als er zu ihm hinein ging. Er warf ihm die Pfoten

auf die Brust, leckte ihm über das Gesicht, fiepte, winselte und lief vor lauter Begeisterung aus. Für diese Dosis Hundeliebe hatten sich die Mühen gelohnt.

»Und nun zu den Katzenklos im Ruheraum«, erklärte Andreas Pascha, der sich zwei Schritte weiter auf einem Sessel aalte. Es war ein Bild für die Götter.

Andreas lächelte schwach und zog das Gummiband in seinen Haaren zurecht, als hinter ihm die Tür aufging und seine Kollegin Melli zu ihm herein stürzte. »Hier bist du. Wir suchen dich schon überall. Du,

da ist ein Typ, der sagt, dass er dich sofort sprechen muss. Irgendetwas mit deiner Mutter.«

Andreas fuhr zusammen. Das Haarband glitt ihm aus den Fingern und fiel zu Boden.

»Was?«, stammelte er, während er das Eis nahender Panik über die Gliedmaßen streichen spürte.

»Kommst du?«, drängte Melli ihn. »Es scheint eilig zu sein.«

Andreas würgte trocken, aber er nickte und rannte los. Zwei Türen, ein enger Flur, dann erreichte er den Innenhof des Tierheims. Und neben dem Haupteingang stand,

nervös von einem Fuß auf den anderen tretend, Sascha.

Im ersten Augenblick bremste Andreas zornig ab. Die einzige logische Erklärung schien, dass Sascha sich mit einer List Zugang zu ihm verschafft hatte. Aber er kannte Sascha. Andreas wusste, wie er aussah, wenn er aufgeregt war. Und aus unerfindlichen Gründen war er sich ebenfalls sicher, dass Sascha sich ihm nicht mit einer so niederträchtigen Methode nähern würde.

Andreas hatte seine Gedanken weder zu Ende gebracht noch die

Füße wieder in Bewegung gesetzt, als Sascha ihn erspähte. Er zögerte keine Sekunde, sondern kam ihm entgegen. »Du musst sofort mitkommen. Deine Mutter hatte einen Unfall. Sie wird gerade in die Uniklinik gebracht. Ich fahre dich hin.«

In Andreas gab es zwei widersprüchliche Impulse. Der eine wollte sofort plausible Erklärungen. Der andere kümmerte sich nicht, warum ausgerechnet Sascha in dieser Situation auftauchte. Andreas wollte zu seiner Mutter. Nichts, was zwischen ihnen

vorgefallen war, konnte etwas daran ändern.

Der Teil seines Unterbewusstseins, der die Agoraphobie steuerte, blieb stumm. Das Adrenalin, das durch seine Adern zu schießen begann, überschrieb mit der realen Angst um seine Mutter Andreas' irrationale Angststörung.

»Wie … ich muss …« Er deutete auf das Hauptgebäude mit dem Büro hinter sich, doch Sascha schüttelte wild den Kopf.

»Habe ich denen gerade schon gesagt. Komm. Komm!«

Die Sorge in Saschas Stimme gellte in Andreas' Ohren wider und ließ ihn handeln. Der instinktgetriebene Steinzeitmensch in ihm stellte keine Fragen, sondern raste an Saschas Seite los zum Parkplatz. Ein Kleinwagen wartete dort schief vor der Einfahrt auf sie; in offensichtlicher Eile schlampig eingeparkt.

Sie waren bereits im Auto und auf der Zubringerstraße – Sascha ließ den Motor aufheulen und fuhr viel zu schnell –, als Andreas heiser fragte: »Was ist passiert? Und was machst du … ich meine, wie geht es

ihr?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Sascha knapp. »Ich weiß nur, dass wir bei Tanja auf der Terrasse saßen, als der Krankenwagen kam. Sie ist gestürzt und war nicht bei Bewusstsein. Zum Glück hat die Haushaltsfee mir gesagt, in welche Klinik sie gebracht wird.«

»Und woher wusstest du, wo ich bin?«, fragte Andreas' Mund automatisch weiter, weil ihm nichts anderes einfiel, was er tun konnte. Nervös fummelte er an der Hosentasche, fand darin seinen Schlüssel, aber kein Handy. Kein

Wunder, er hatte es in diesen Tagen kaum bei sich.

»Du hast es mir selbst gesagt, vor ein paar Wochen. Dass du im Tierheim Praktikum machst. Sag mal, musst du Wichser da vorne unbedingt wie eine Schnecke fahren?«, bellte Sascha, bevor er Gas gab und verbotenerweise zum Überholen ansetzte.

Andreas empfand nichts und gleichzeitig alles, als er von der Beschleunigung in den Beifahrersitz gedrückt wurde. Der Verstand ließ ihn wissen, dass seine Mutter ernsthaft verletzt sein musste.

Wegen eines gebrochenen Beins fuhr Sascha nicht wie ein Henker. Es wirkte fast, als fürchte er, dass sie zu spät kommen könnten.

Die Stadt schien sich während ihrer Fahrt auszudehnen und an ihnen vorbeizuwachsen. Jede Ampelphase wurde zur Ewigkeit. Vertraute Straßenzüge wurden lang und länger, während Sascha sie bis auf ein paar deftige Flüche auf andere Verkehrsteilnehmer schweigend zur Klinik fuhr.

Stumm kauerte Andreas auf seinem Sitz und biss sich in rascher Folge in die Daumenwurzel. Die

leisen Stiche hielten ihn in der Realität fest, während etwas in ihm versuchte, ihn zum Aufwachen zu bewegen und Dinge raunte wie »Wird schon nicht so schlimm sein« und »Pass mal auf, gleich hat sie zwei verstauchte Finger«.

Als sie das Klinikum erreichten, hatten sie unverhofft Glück und fanden einen Parkplatz nahe dem Eingang. Ein Schatten aus der Vergangenheit näherte sich Andreas. Sie waren schon mal hier gewesen, Sascha und er. Unter anderen Umständen und in einem anderen Fachbereich, aber hier

hatte ihr einziges »Date« außerhalb seines Zimmers stattgefunden. Sein Gedächtnis spuckte diese Information selbstständig aus, obwohl Andreas andere Sorgen hatte.

Ohne ein Wort sprangen sie zusammen aus dem Wagen. Andreas kam nicht einmal auf den Gedanken, Sascha zu sagen, dass er jetzt fahren könne oder nicht mitkommen sollte. Alles, was ihn interessierte, war seine Mutter, die sich irgendwo in diesem beängstigenden Gebäude befand und von der er nicht wusste, wie es

ihr ging. Was, wenn die Verletzungen so schwer waren, dass … Was, wenn sie gar nicht erst …?

Direkt vor der gläsernen Flügeltür bremste Andreas unwillkürlich ab. Sein Puls ging viel zu schnell, und der Kreislauf sackte kommentarlos auf Knietiefe. Für einen Atemzug wurde ihm schwarz vor Augen, und er kämpfte um sein Gleichgewicht. Sein Sichtfeld verschwamm.

Sascha kam seinerseits schlitternd zum Stehen und drehte sich zu ihm um. Ein Blick, dann fragte er: »Was ist los?«

»Ich kann da nicht reingehen«, wisperte Andreas, dessen Welt sich auf einmal in einem Zustand fortgeschrittenen Verfalls befand. Es fühlte sich an, als löse sich vor seinen Augen die Leinwand der Realität auf, Pigment für Pigment. Hier ein Stück vom Rinnstein, dort ein Aufkleber an der Eingangstür, unter ihm der weiße Pfeil auf dem Asphalt.

Er konnte die Klinik nicht betreten, zum Tresen gehen und sich nach seiner Mutter erkundigen. Noch weniger konnte er mit den Ärzten reden und ein

erwartungsgemäß besorgter Sohn sein.

Andreas' Unterarme wurden umfasst. Er spürte, dass ihm jemand ganz nah kam. So nah, dass er sich daran festhalten konnte. Automatisch griff er seinerseits um Saschas Handgelenke. Sie waren warm und stabil.

»Du kannst«, sagte Sascha fest und ließ Andreas dabei nicht aus den Augen. »Du kannst das. Und du musst es nicht allein schaffen. Ich komme mit, und ich bleibe bei dir, solange es dauert. Du. Bist. Nicht. Allein.«

Die Magie der wohl gewählten Worte vermengte sich in Andreas mit den urtümlichen Instinkten, die im Namen der Arterhaltung alle verborgenen Kraftreserven eines Menschen entfesselten. Die Depots, die eine Mutter antrieben, wenn ihr Kind in Gefahr war, oder einen Mann, wenn seine Ehefrau ihn brauchte, öffneten sich.

Andreas' Sicht nahm an Schärfe zu. Er konnte Saschas Gesicht überdeutlich erkennen. Jede Wimper, jede Pore, jede Unreinheit in der Haut. Ein Barthaar, das nicht richtig entfernt worden war, eine

raue Stelle auf seiner Oberlippe. Ein Schatten, eine Wölbung, wo vor drei Jahren noch ein weiches Jungengesicht gewesen war.

Noch eifriger als seine Augen arbeitete jedoch Andreas' Tastsinn, der aus Saschas Berührung Kraft zog. Wie ein Vampir schien er sich an den Fingern um seine Unterarme zu laben, wenn auch ohne Energie zu entziehen.

Und dann war er soweit. Ebenso unerwartet, wie er geglaubt hatte, die Klinik nicht betreten zu können, war es vorbei. Plötzlich wusste er, dass er für seine Mutter alles

schaffen konnte, was nötig war. Hinterher konnte er zusammenbrechen.

»Lass uns gehen.«

Kapitel 19

Es war nur ein Gang; ein Korridor mit verputzten Wänden und hellgrauen Linoleumfliesen, die die Spuren von eilig geschobenen Bahren und Rollstühlen zeigten. Ein Ort, der um der Effektivität willen entstanden war. Die einzigen Farbkleckse bildeten bunte Wegweiser, die auf dem Boden in die verschiedenen Abteilungen zeigten, und die roten Feuermelder.

Für Andreas war es der Vorhof zur

Hölle. Allein der Gestank diverser Reiniger und Desinfektionsmittel ließ ihn keine Sekunde vergessen, wo er war. Die Geräusche, die Hektik, die blassen Angehörigen, die zu geschäftigen Krankenschwestern, die Ärzte, die von einem Raum zum nächsten hetzten.

Surreal. Als würde er eine Krankenhaus-Serie verfolgen, die nichts, aber auch gar nichts mit seinem Leben zu tun hatte. Nur der Plastikstuhl, auf dem er kauerte, zwickte ihn in den Rücken und hielt ihn in der Realität fest.

Seine Wahrnehmung war zu einem Tunnel zusammengeschrumpft, durch den das grelle Licht der Neonröhren sich einem Laser gleich in seinen Verstand brannte. Sein Bewusstsein verdampfte. Er schauderte nicht und zitterte auch nicht mehr. Nur das Bedürfnis, das Krankenhaus und mit ihm die Ereignisse der letzten Stunden hinter sich zu lassen, war geblieben.

Warum er nicht rannte? Weil er nicht durfte – und weil er nicht konnte. Weil er nicht sicher war, ob er noch wusste, wie man einen Fuß

vor den anderen setzte.

Andreas' Hinterkopf lehnte an der Wand. Seine Lider waren halb zugefallen, aber er sah mehr als genug. Drei Mal hatte der behandelnde Arzt mit ihm gesprochen – nach der ersten Untersuchung, nachdem die Aufnahmen gemacht worden waren und bevor die Operation begann.

Von den Erklärungen des Mediziners hatte er nicht einmal die Hälfte verstanden. Klar war nur, dass seine Mutter operiert werden musste. Ihr Sturz hatte ihr keine läppische Gehirnerschütterung

eingebracht, sondern gleich einen Schädelbasisbruch. Als er kurz zu ihr durfte, war ihr durchsichtige Flüssigkeit aus der Nase geronnen; versetzt mit Blut. Seine Mutter war ihm gläsern vorgekommen, zerstörbar und viel zu klein für die weite Ebene des Krankenhausbetts.

Der Schädelbasisbruch an sich war nicht das größte Problem. Aber aus der linken Augenhöhle waren Knochenfragmente abgesplittert, bedrohten den Augapfel und im schlimmsten Fall das Gehirn. Das gebrochene Handgelenk war dagegen kaum erwähnenswert.

Von möglichen Komplikationen war die Rede gewesen und vom schlechten Allgemeinzustand seiner Mutter, der ein Risiko für die OP darstellte. Man hatte ihm erklärt, dass Einblutungen ins Gehirn oder eine Hirnschwellung zu befürchten waren, ebenso wie mögliche Infektionen. Ob er wisse, welche Medikamente sie nahm und an welchen Vorerkrankungen und Allergien sie litt. Was es mit ihrem geringen Körpergewicht auf sich hätte.

Andreas hatte keine Antworten gehabt; auch nicht zum

Unfallhergang. Er wusste nur, dass seine Mutter in einem nahen Operationssaal lag und die Chirurgen an ihrem Schädel arbeiteten.

Andreas hatte Angst. Von allen Seiten drängten die finstersten Szenarien auf ihn ein und erinnerten ihn an seine eigene Schwäche. Er betete, dass sein Vater rechtzeitig eintreffen würde. In seinen vor Schmutz starrenden Arbeitsschuhen und der fleckigen Jeans fühlte er sich im Krankenhaus fehl am Platz. Doch die Vorstellung, nach Hause zu fahren, und sich

umzuziehen, war absurd.

»Hier.« Vor seiner Nase tauchte eine Flasche auf. Braune Flüssigkeit, die gegen durchsichtigen Kunststoff schwappte. »Versuch was zu trinken. Zucker und Koffein. Du wirst es brauchen.«

Mechanisch öffnete Andreas den Verschluss, setzte die Flasche an und schluckte ein, zwei Mal. Das Schäumen der Kohlensäure fühlte sich an wie eine Invasion. Sein Mund war viel zu trocken. Fühlte es sich so an, wenn man sich aus der Wirklichkeit ausklinkte und in

Katatonie fiel?

Andreas konnte sich keinen Zusammenbruch leisten – und auch kein Schweigen. Er musste warten, bis sein Vater hier war. Eventuell konnte er dann … Ja, was? Gehen? So tun, als ob nichts geschehen war?

Seine Mutter lag gerade in Narkose und wurde am Kopf operiert. Das konnte er nicht vergessen. Auch dann nicht, wenn ein Teil von ihm sich hässlich fragte: »Würde sie hier sitzen und warten, wenn es anders herum wäre? Wenn du auf dem OP-Tisch

an all die gruseligen Apparate angeschlossen wärst? Wenn man dir im Gesicht herumschneiden würde?«

Darüber konnte und wollte er sich keine Gedanken machen.

Mama …

Hörbar atmete Andreas aus. Er zwang sich, die Mauern um ihn her wahrzunehmen. Sie und die Gestalt, die an seiner Seite saß; die Unterarme auf die Oberschenkel gebettet. Warum war Sascha hier und tat sich das an?

Andreas’ dunkle Augen waren matt, als er in Zeitlupe den Kopf

wandte und Saschas verschränkte Hände betrachtete. Verschlungene Finger, manchmal unruhig zuckend. Vertraut und doch fremd. Hände, die ihn gestreichelt und gehalten hatten. Die einzigen, an die er sich erinnern konnte.

Schwäche überkam ihn. Sie zitterte sich ihren Weg durch seine Knie und kroch als beginnende Panikattacke in den Bauch. Seine Nerven witterten die Gefahr. Sie zogen sich zusammen und ließen den Krankenhausflur noch irrealer erscheinen als zuvor.

»Nein«, sagte er halblaut zu sich

selbst. Er musste seine Stimme hören. Sonst würde er rennen und seine Mutter gnadenlos im Stich lassen.

Sascha betrachtete ihn von der Seite. Seiner Miene war nicht zu entnehmen, was ihm durch den Kopf ging. Aber er fragte nicht, was Andreas meinte. Es gab zu viele innere Fragen, die man in einer solchen Lage mit einem lauten Nein beantworten konnte.

Stattdessen rieb er die Handflächen über seine Oberschenkel, bevor er Andreas linkisch die Hand auf den Arm legte.

»Andreas?«

»Hm?« Er wusste, was jetzt kommen musste. Sascha lief die Zeit davon. Er konnte schließlich nicht ewig bei ihm bleiben. Auf einmal wollte Andreas ihn festhalten und betteln, schreien, toben wie ein kleines Kind, damit er nicht ging. Selbst den Teufel persönlich hätte er in dieser Situation gebeten, bei ihm zu bleiben.

»Ich muss mal nach unten – telefonieren. Meine Tante braucht vielleicht ihr Auto wieder.« Die Worte schwebten verloren im

Raum. »He, hast du mich gehört?«

Andreas nickte kaum merklich, bevor er zu seiner eigenen Schande flüsterte: »Kommst du wieder?«

Im selben Augenblick wollte er sich ohrfeigen – und als wäre er nicht verwirrt genug, war es ihm gleichzeitig vollkommen egal, dass er Saschas Anwesenheit als relevant empfand.

Wichtig war nur seine Mutter. Mama.

»Natürlich«, flüsterte es zu dicht an Andreas' Ohr. Dann verschwand die Hand von seinem Arm und ließ einen kalten Fleck zurück.

Minuten schienen sich zu Stunden zu verdichten, während Andreas verloren auf dem unbequemen Stuhl saß. Seine Zehen bewegten sich in einem verkrampften Spiel. Die Zeit verstrich unstet. Der Blick auf die Uhr offenbarte Zeiger, die sich viel zu langsam bewegten. Jedes Mal, wenn eine der Schwingtüren sich öffnete, blickte er auf. Doch nie hielt jemand auf ihn zu. Kein Arzt, nicht sein Vater, nicht Sascha.

Wie lange wollten sie ihn noch allein lassen?

Bitte keine Neuigkeiten, nicht

jetzt, flehte Andreas stumm. Konnte er aufstehen? Nein, undenkbar. Ihm fiel auf, dass er schwitzte. Feuchtigkeit perlte über seinen Rücken.

Als Sascha zurückkam, wollte Andreas sich auf die Seite fallen lassen und zusammenrollen; mit dem Kopf im Schoß des einzigen Menschen, der ihm gerade Trost spendete. Er sehnte sich danach, das Gesicht an seinen Bauch zu drücken und zu hören, dass alles wieder in Ordnung kommen würde. Dass er bald nach Hause durfte.

»Tanja kommt her«, raunte

Sascha. »Sie muss heute Abend noch Fabian zum Training fahren. Aber sie bringt Geld mit, damit wir hier wegkommen. Du hast doch bestimmt kein Portemonnaie dabei.«

Doch, hatte er. Deutlich spürte er es in seiner Hosentasche.

»Ich kann nicht gehen«, krächzte Andreas dünn. Er bezog sich nicht ausschließlich darauf, dass er auf das Ergebnis der Operation warten musste. Auch die Vorstellung, durch die endlosen Flure zum Parkplatz, mit dem Auto nach Hause und dort in den vierten Stock zu kommen,

schien utopisch.

»Du kannst aber auch nicht die ganze Nacht bleiben.« Sascha klang so vernünftig, dass Andreas am liebsten geheult hätte. »Ich weiß gar nicht, ob du das darfst. Und es bringt niemandem etwas, wenn du zusammenklappst.«

»Aber was, wenn sie stirbt und ich nicht hier bin?«, wollte Andreas fragen. Er brachte den Satz nicht über die Lippen. Seine Mutter durfte nicht sterben. Sie war immer da gewesen – mehr oder weniger. Trotz aller Fehler, allen Versagens hatte er sie lieb und wollte nicht,

dass sie ging. Er brauchte sie doch noch, hatte sie immer gebraucht.

Andreas konnte nicht weinen, obwohl ihm danach zumute war. Seine Furcht wurde von Hilflosigkeit überschattet. Diese wiederum wurde vom Schock in Grund und Bogen gestampft, nur um von einem Gefühl niederschmetternder Hoffnungslosigkeit überflügelt zu werden. Die Tränen hingen in seinem Kehlkopf fest; kein Durchkommen, keine Erlösung.

Tanja tauchte einen unbestimmten Zeitraum später auf. Sie schwebte durch den Korridor

wie ein blonder Engel der Barmherzigkeit mit milden Augen und einem unpassend wirkenden Armband aus Fimo-Perlen. Sie war älter, als Andreas sie in Erinnerung hatte, aber nicht weniger herzlich. Als Kind hatte er sich gewünscht, dass sie seine Mutter sei.

Was war er nur für ein Drecksack gewesen.

»Himmel«, sagte sie, als Sascha ihr entgegen kam, und umarmte ihre Neffen innig. Dann steuerte sie auf Andreas zu und begrüßte ihn mit einem nervösen Lächeln. Ihr war anzusehen, dass sie ihn am

liebsten gepackt und festgehalten hätte. Vielleicht wäre ihm das sogar recht gewesen.

»Es ist lange her«, sagte sie leise und kauerte sich vor ihn hin.

Scheu nickte Andreas. Sie hatte recht. Zehn Jahre – oder sogar schon fünfzehn? Tanja war noch sehr jung gewesen, als sie drüben einzog; nicht viel älter als er heute war. Dennoch war sie ihm erwachsen vorgekommen – weil jedes Kind Personen über 20 als Erwachsene wahrnahm. Er selbst fühlte sich gerade kein Stück erwachsen.

Tanja tauschte einen Blick mit Sascha aus, der sacht den Kopf schüttelte. Keine Neuigkeiten, hieß das. Sie presste die Lippen aufeinander, bevor sie einen Stoffbeutel von der Schulter nahm und ihn auf den leeren Platz neben Andreas stellte.

»Ich habe euch ein paar Sachen zusammengesucht. Etwas zu trinken, ein bisschen Nervennahrung, Kopfschmerztabletten und Taschentücher.«

Andreas schielte zu ihr hoch und fragte sich, ob sie ernsthaft glaubte,

dass er jetzt essen konnte.

Tanja wandte sich an ihren Neffen. »Du bleibst hier?« Es klang nach einer rhetorischen Frage.

»Selbstverständlich«, gab Sascha nahezu entrüstet zurück.

Durch den Nebel in Andreas' Kopf fühlte er sich bemüßigt zu sagen: »Musst du nicht.« Zeitgleich schrie alles in ihm: »Hast du jetzt endgültig den Verstand verloren? Warum willst du ihn fortschicken? Ohne ihn bist du verloren!«

Es war der Impuls, es allein schaffen zu wollen, der Andreas sprechen ließ – und Angst, vor

Sascha zusammenzubrechen, wenn schlechte Nachrichten kamen. Warum nur konnte er nicht klar denken? Er versuchte sich zu sagen, dass seine Mutter in den besten Händen war, dass eine Operation am Kopf seine Zeit brauchte und dass es gut war, wenn die Ärzte ruhig und ordentlich arbeiteten. Doch er hatte einfach so schreckliche Angst um sie.

»Du spinnst ja, wenn du denkst, ich lasse dich hier allein sitzen«, erwiderte Sascha lapidar und nahm mit verschränkten Armen wieder seinen Platz ein. Er wirkte nicht, als

gedenke er, in naher Zukunft noch einmal aufzustehen.

Andreas war einmal mehr nach Weinen zumute.

Panik wogte über ihn hinweg und forderte seine Aufmerksamkeit ein, sodass er weder hörte, was Tante und Neffe besprachen noch wahrnahm, wie Tanja sich von ihm verabschiedete. Stattdessen fesselte ihn der Anblick eines Arztes, der durch den Flur hetzte, aber nicht bei ihnen stehen blieb. Leider oder zum Glück.

Dann waren sie wieder allein. Seltsamerweise ging es Andreas

dadurch besser, insofern man in seiner Situation davon reden konnte. Es war eine Form von Verbesserung, die dem Unterschied zwischen Cholera und einer akuten Darmentzündung entsprach.

Angst. Mama. Papa, wo bist du? Angst. Kann nicht mehr. Angst. Und was, wenn zu der Angst die echte Phobie kommt?

Doch sie kam nicht. Möglicherweise lauerte sie in einer Ecke von Andreas' Verstand und wartete auf ihren Einsatz, aber sie hielt sich zurück. Es war wohl nur eine Frage der Zeit, bis er seine

Grenzen so weit überschritten hatte, dass er sich verlor. So wie ein Mann, der sich vom Lauf des Nils entfernt hatte und in der Wüste verschollen war. Dünen aus verstreichender Zeit, Sandstürme, die geduldig seine Nerven abschmirgelten.

Andreas war nicht mehr bei sich. Er sah die Wüste vor seinem inneren Auge. Sah sich voller Hoffnung über die Sandriesen stolpern, nur um dahinter die nächste Düne vorzufinden. Durst, Erschöpfung und die Gewissheit, dass das Martyrium irgendwann

enden würde. Fraglich war nur auf welche Weise. Dass Sascha seine nutzlos herabhängende Hand ergriff und festhielt, bemerkte Andreas kaum.

Erst der Wanderer, der vor ihm auftauchte, weckte Andreas aus dem Zwischenreich, in das sein Bewusstsein entflohen war. Er erkannte ihn am Schritt und empfand Erleichterung, Dankbarkeit und gleichzeitig Trauer, weil Sascha seine Hand fahren ließ und von ihm abrückte. War er ihm so nah gewesen?

Gustav von Winterfeld ging nicht

durch den Flur, er schritt. Als Sandlöwe hätte er sich in Andreas' geistiger Zuflucht gut gemacht. Schnurstracks steuerte er auf seinen Enkel zu. Seine erste Frage lautete: »Wo ist dein Vater?« Die zweite: »Gibt es etwas Neues?«

Andreas zuckte die Achseln und schüttelte den Kopf, fing sich einen scharfen Blick und ein Murren ein, das wohl eher Richard galt als ihm. Sascha wurde lediglich mit einem kurzen Blick gestreift und einem noch knapperen Nicken begrüßt.

Dann nahm Gustav von Winterfeld die Situation in die

Hand. Herrisch schnappte er sich die erstbeste Krankenschwester und verlangte einen Arzt zu sprechen. Nach einigem Hin und Her unterhielt er sich mit einem Weißkittel, gestikulierte, fragte, bohrte, nickte. Viele neue Informationen erhielt von Winterfeld Senior nicht, nur, dass die Operation noch im Gange war und bisher alles normal verlief. Das war mehr, als Andreas bis jetzt gewusst hatte. Beruhigt fühlte er sich nicht. Insgeheim bezweifelte er, dass ihn in dieser Situation etwas beruhigen konnte.

»Junge«, baute sich sein Großvater vor ihm auf, bevor er es sich anders überlegte, Tanjas Notfallbeutel beiseiteschob und sich an Andreas' freie Seite setzte. Die Falten in seinem Gesicht schienen tiefer als sonst, als er krankenhausleise sagte: »Sie wird schon werden. Sie ist eine von Winterfeld. Sie ist zäh.«

Um ein Haar hätte Andreas gelacht. Sie waren zäh? Das war ihm ganz und gar neu. Fest stand, dass seine Mutter ein Gerippe war, das keine Kraft mehr in sich hatte.

Hatte er den Gedanken laut

ausgesprochen? Wahrscheinlich, denn Sascha zuckte zusammen und Gustav ließ die Fingerknöchel knacken. Zum ersten Mal, solange Andreas sich erinnern konnte, schien sein Großvater die Fassung zu verlieren. Nur für den Bruchteil einer Sekunde spiegelten sich Emotionen auf seinen Zügen, bevor er den Kopf abwandte und die Schultern sinken ließ.

Als er sprach, drangen seine Worte überdeutlich zu Andreas durch. »Ich hätte dem schon lange einen Riegel vorschieben müssen. Und Richard, den hätte sie nicht

heiraten sollen. Die beiden waren nie gut füreinander und schon gar nicht für den Konzern. Man muss wirklich alt wie ein Elefant werden, um zu begreifen, was man falsch gemacht hat.«

Andreas wusste nicht, was sein Großvater ihm sagen wollte. Nur die Erwähnung der Firma stachelte eine Giftdrüse in seinem Inneren an. Immer die verdammte Firma.

»Und jetzt liegt sie schon wieder im Krankenhaus. Dieses Mal, weil sie vor Erschöpfung über die eigenen Füße gefallen ist.«

»Sagt wer?«, wagte Sascha zu

fragen, dem das Gerede des ihm fremden Mannes sichtlich unangenehm war.

Andreas hingegen kaute auf den Worten seines Großvaters herum. Irgendetwas daran irritierte ihn.

»Frau Hartmann, die Haushälterin«, beantwortete Gustav bereitwillig Saschas Frage. Wie sehr ihn der Unfall seiner einzigen Tochter mitnahm, war daran zu erkennen, dass er keine Anstalten machte zu fragen, wer Sascha überhaupt war. Mit monotoner Stimme erklärte er: »Margarete ging es in den letzten Tagen nicht

gut. Kreislaufschwierigkeiten. Aber sie wollte nicht zu Hause bleiben – und Richard hat sich mal wieder nicht durchgesetzt. Heute Morgen war sie wohl spät dran. Sie sagte auf der Treppe, dass ihr schwarz vor den Augen wäre. Verlor auf ihren verfluchten Absätzen den Halt und stürzte kopfüber gegen die Wand.«

Andreas verkrampfte sich. Er wollte sich nicht vorstellen, wie seine Mutter den Knick in der Treppe verpasste und stattdessen an die Wand schlug, an der sich Andreas früher abgestützt hatte,

wenn er nach unten rannte. Und er mochte sich nicht ausmalen, warum es seiner Mutter so schlecht gegangen war. War er schuld, weil er sie angegriffen hatte? Wegen Sascha und schon etliche Male zuvor?

Die Worte seines Großvaters schürten seine Angst, und da war noch etwas anderes. Etwas, das an ihm nagte und wild winkend in seinem Geist auf sich aufmerksam machen wollte.

Am Ende wusste Andreas' Mund eher als sein Verstand, worum es sich handelte: »Hast du gerade

gesagt, sie ist schon wieder im Krankenhaus?«

Die Erkenntnis dämmerte ihm im gleichen Augenblick, in dem er die Frage stellte. Er wusste nichts von einem Krankenhausaufenthalt seiner Mutter.

Die Stirn seines Großvaters furchte sich, bevor er müde feststellte: »Sie haben dir also nichts erzählt. Nun ja, ich hätte wohl genauso gehandelt.«

»Was?«, zischte Andreas und spürte Hysterie in sich Gestalt annehmen.

»Ach Junge«, wiegelte Gustav

von Winterfeld ab. »Das ist jetzt nicht von Belang, oder?«

Auf einmal war Andreas erstaunlich klar – oder betäubt genug, um noch mehr schlechte Nachrichten aufzunehmen – und verlangte: »Sag es mir. Jetzt.«

Sascha an seiner Seite sah ihn überrascht an. Den herrischen Von-Winterfeld-Tonfall kannte er noch nicht.

Eine Weile schwieg der alte Mann, was nicht zuletzt daran lag, dass Bewegung im Flur entstand, als ein Patient an ihnen vorbei geschoben wurde. Schließlich

seufzte er: »Sie werden es dir nicht gesagt haben, weil du zu dem Zeitpunkt selbst im Krankenhaus lagst. Aber Margarete war auch in der Klinik. Vollkommene Erschöpfung. Burn-out. Nervenzusammenbruch. Wie immer man es nennen will. Sie war am Ende ihrer Kräfte.«

Andreas erinnerte sich gut an die aggressiven Zwischenfälle und den Jaguar, mit dem seine Mutter die niedrige Mauer vor dem Haus mitgenommen hatte. Ihre Unvernunft und ihre wahnwitzigen Anschuldigungen standen ihm vor

Augen, als wäre es gestern gewesen. Sie war einer der entscheidenden Faktoren gewesen, sein Elternhaus zu verlassen. Vor allen Dingen erinnerte er sich aber daran, dass er in der Psychiatrie fast keinen Besuch von ihr bekommen hatte.

»Wie haben sie es gemacht? Wenn sie selbst Ausgang hatte, ist sie zu mir gekommen, oder wie? Sag nicht, sie war in derselben Klinik?« Andreas hatte Mühe, sich zu beherrschen. Er wollte schreien. Schreien!

»Nein, nicht in derselben Klinik.

Das erschien nicht klug. Ihr wärt euch vielleicht zur falschen Zeit draußen im Park über den Weg gelaufen. Und dann? Nein, sie war in einer Art Kurzentrum. Aber es hat sich nicht viel geändert. Sie hat nichts daraus gelernt.«

Andreas war so erschüttert, dass er instinktiv zu Sascha rückte, der die Gelegenheit beim Schopf ergriff und ihm die Hand auf die Schulter legte; auf eine ganz und gar kumpelhafte Weise. Das schien angebracht und kein bisschen verräterisch, zumal es auch gar nichts zu verraten gab.

Andreas konnte nicht denken, aber er lehnte sich unmerklich in die Berührung hinein und versuchte, mit den Neuigkeiten zurechtzukommen.

Niemand hatte ihm gesagt, dass seine eigene Mutter zusammengebrochen war. Es war seine Schuld. Daran gab es für ihn keinen Zweifel. Er hatte sich losgesagt und war gegangen. Andreas war nie der Sohn gewesen, den sie brauchte. Inzwischen war ihm bewusst, dass er dieses wunderbare Traumkind auch gar nicht sein konnte.

Er glaubte Köninger in seinem Kopf zu hören, der ihn zur Ordnung rief und seine Schuldgefühle relativierte. Ohne Erfolg.

Andreas schwirrte der Schädel, und er schaltete ab. Er nahm kaum mehr als seinen eigenen Atem und das Flackern einer defekten Neonröhre wahr. Weder war er in der Lage zu reagieren, als sein Vater endlich abgehetzt und blass eintraf und sich sofort mit seinem Großvater in die Wolle bekam, noch fühlte er sich imstande, dem Arzt zuzuhören, als dieser sich zu ihnen gesellte. Dass seine Mutter die

Operation den Umständen entsprechend gut überstanden hatte, drang kaum zu ihm durch. Umso deutlicher vernahm er die Erklärung des Arztes, dass eine Hirnschwellung zu befürchten war und nicht die Rede davon sein konnte, dass Margarete außer Gefahr war. Sollte der Hirndruck zu groß werden … Die medizinischen Details verkamen zu einem monotonen Rauschen.

Mit jeder Minute sackte Andreas weiter in sich zusammen. Konnte nicht sprechen, begann zu zittern und zog damit die Aufmerksamkeit

seines Vaters auf sich, der ihn ansprach und keine Antwort bekam. Er hörte, dass Sascha für ihn in die Bresche sprang. Er vernahm ihre Stimmen, verstand aber die Worte nicht. Sein Magen knurrte und wollte sich doch scheinbar aus dem Körper schälen. Er war todmüde.

Andreas war erschöpft und wehrte sich nicht, als Richard, Gustav und Sascha einstimmig – in einer anderen Welt hätte er ihre Einigkeit lächerlich gefunden – verkündeten, dass es für ihn an der Zeit war, nach Hause zu fahren.

Es gab eine kurze Diskussion, wer

Andreas begleiten sollte. Sascha unterbrach die Fragen nach Chauffeuren und Dienstwagen. Klar bestimmte er: »Ich bringe ihn nach Hause. Ich habe ihn hergeholt, und ich bringe ihn auch in seine Wohnung. Machen Sie sich keine Sorgen.«

Was er von dem Winterfeldschen Familienchaos hielt, ließ er sich nicht anmerken. Aber er blieb an Andreas' Seite wie ein guter Geist, protestierte nicht, als Richard blind in seine Brieftasche griff und ihm viel zu viel Geld für ein Taxi in die Hand drückte.

Wenn sie von allem so viel hätten, wie Taxigeld, wären sie glückliche Menschen, dachte Andreas bissig.

Er hasste sich dafür, froh zu sein, weil er gehen durfte. Sein Soll war zwar erfüllt, doch ihm war zu bewusst, dass Vater und Großvater vor Ort bleiben würden. Die ganze Nacht lang, wenn es nötig war und man sie ließ. Erstaunlich, dass es auf einmal doch so etwas wie einen Familienzusammenhalt gab und dass sie auf ihn Rücksicht genommen hatten. Oder waren sie lediglich der Meinung, dass er nicht

dazugehörte?

Wichtig war nur die frische Luft, die Andreas draußen erwartete. Sie kühlte sein Gesicht. Der erste Schritt ins Abendlicht war wie eine Erweckung. Nur wachte er nicht auf. Der Albtraum blieb bestehen, auch wenn er die sterilen Korridore und chemischen Gerüche hinter sich ließ. Er war nicht mehr bei sich, wusste es und wollte nichts daran ändern, denn sein Geist brauchte diesen schützenden Kokon.

Und da war Sascha, der ihm die Hand in den Rücken legte und ihn zum Taxistand führte. Sascha, der

dem Fahrer das Ziel nannte und dafür sorgte, dass Andreas keinen Mucks von sich geben musste.

Die ganze Zeit über war er an seiner Seite gewesen. Niemand hatte Saschas Anwesenheit infrage gestellt, denn solche Kleinigkeiten zählten nicht, wenn ein geliebter Mensch operiert wurde.

Andreas' Kopf neigte sich gegen die schmutzige Fensterscheibe. Die Fassaden der Stadt sausten an ihm vorbei. Jede Kurve war zu viel für seinen Kreislauf und doch schrecklich nebensächlich. Mama. Er sehnte sich nach seinem Bett und

der Wohnungstür, die hinter ihm ins Schloss fiel.

Als das Taxi in die Straße einbog und vor seinem Haus hielt, fand Andreas einen Rest Kraft, um allein auszusteigen. Der Bürgersteig schien irreal, das sinkende Licht betrog seine Augen und ihm war schwindelig. Er konnte spüren, wie ihn die restliche Energie verließ. Wie ein Fahrradschlauch, aus dem seit Stunden Luft entwichen war, sackte sein mentales Rückgrat in sich zusammen.

Andreas dachte nicht nach, als er sich zu Sascha umdrehte und sagte:

»Bleibst du?«

Eine Alternative schien es nicht zu geben. Allein sein konnte er nicht, und Sascha war in dieser Nacht der Richtige, um bei ihm zu sein. Als sich ein Arm um Andreas' gefühllose Hüfte legte und Sascha ihm den Schlüssel aus der Hose fummelte, fühlte er sich gut aufgehoben. Er legte den Kopf auf die Schulter, die sich ihm bot.

Kapitel 20

Sascha fühlte sich an einen Schlafwandler erinnert. Er fand keine anderen Worte für das Verhalten des Freunds. Andreas streckte keineswegs die Arme nach vorn oder taumelte hilflos umher. Vielmehr war es das nach innen gerichtete Selbst, die Leere im Gesicht, die Sascha an einen umhergehenden Schläfer denken ließ. Andreas war neben ihm – und doch nicht anwesend. Irgendwann

im Verlauf des Tages hatte er sich in seine innere Trutzburg zurückgezogen, in der ihn nur die wichtigsten Nachrichten erreichten.

Sascha glaubte, ihn verstehen zu können. Unabhängig von Andreas' besonderer Beziehung zur Außenwelt war die Vorstellung, in einem Krankenhaus auf Nachrichten aus dem OP zu warten, für jeden Menschen ein Albtraum. Allerdings gab Sascha sich nicht der Illusion hin, nachvollziehen zu können, wie tief die Ereignisse des Tages Andreas trafen. Darauf kam es auch nicht an. Es war nur wichtig, ihn

nicht allein zu lassen.

Wie weit Andreas' Geist geflohen war, zeigte sich, als Sascha die Wohnungstür aufschließen wollte und nicht auf Anhieb den richtigen Schlüssel fand. Der bleiche Freund half ihm nicht, starrte trüb vor sich hin und schien alle Zeit der Welt zu haben. Als sie es in die Wohnung geschafft hatten, bog Andreas sofort nach rechts ins Badezimmer ab. Er machte sich nicht die Mühe, die Tür zu schließen, als er auf die Toilette zusteuerte. Entweder hatte die Sorge um Margarete sein Gefühl für Takt und Scham außer Kraft

gesetzt oder er fühlte sich in Saschas Gegenwart heimisch genug, um vor ihm Wasser zu lassen. Die zweite Option gefiel Sascha viel zu gut.

Plötzlich unsicher zog er die Schultern hoch und sah sich in dem hohen, ein wenig unordentlichen Flur um. Bis hierher waren sie gekommen. Wie es von nun an weitergehen sollte, war ihm schleierhaft.

Er wusste, was er wollte und für richtig hielt. Aber er hatte Zweifel, dass Andreas sich darauf einlassen würde, vor ihm

zusammenzubrechen und sich auf diese Weise der Schrecken des Tages zu entledigen. Sascha wünschte sich diese Reaktion und hielt sie für gesund, aber er wollte Andreas nicht seiner Würde berauben.

Nun stell dich nicht so dumm an, murrte Sascha sich innerlich an. Denk nach. Was braucht er jetzt? Was ist wichtig, was nicht?

Sein Magen kam ihm zu Hilfe, indem er sich unruhig zu Wort meldete. Das Care-Paket seiner Tante hatten sie kaum angerührt und für Richard und Gustav von

Winterfeld im Krankenhaus gelassen. Es war wichtig, dass Andreas aß. Und wenn er davon nicht zu überzeugen war, musste er zumindest etwas trinken. Keinem war geholfen, wenn er dehydriert zusammenklappte.

Gut. Mit Getränken versorgen, füttern und ins Bett bringen. In dieser Reihenfolge. Das sollte machbar sein.

Es kostete Sascha einige Überwindung, nicht auf das verräterische Schleifen zu Boden fallenden Stoffes zu reagieren und einen Blick ins Bad zu werfen. Die

Dusche, die kurz darauf ansprang, bestätigte seine Vermutung und weckte Erinnerungen. Erschreckend heftig sprang Sascha der Wunsch an, Andreas unter dem Wasserstrahl Gesellschaft zu leisten.

Sie hatten sich schon einmal unter der Dusche aneinandergedrängt und die Köpfe zusammengesteckt. Schon einmal gegenseitig ihre Haut eingeseift; eher in Berührungen übersetzte Gefühle als erotisches Ansinnen.

Auf der Suche nach einem weniger gefährlichen Fokus ging

Sascha in die Küche. Auch hier herrschte eine freundliche Art von Chaos vor. Er konnte nicht anders, als sich heimisch zu fühlen, und war von diesem Umstand nicht begeistert. Er hatte kein Recht, sich heimlich an diese Wohnung zu gewöhnen.

»Reiß dich mal zusammen«, ermahnte Sascha sich.

Er steuerte auf den Kühlschrank zu und war überrascht, wie gut gefüllt und sauber er war. Zwar entdeckte er einige Tomaten in ihrer Plastiktüte, die ein flauschiges Pelzchen trugen, aber insgesamt

konnte der Inhalt sich sehen lassen. Sie würden schon satt werden.

Er zögerte und fragte sich, ob es in Ordnung war, wenn er sich bediente. Bestimmt. Sie steckten gemeinsam in diesem Notfall, und Andreas hatte ihn gebeten zu bleiben. Trotz seiner Anspannung ertappte Sascha sich bei einem Lächeln.

Womit fütterte man also einen Mann, der den ganzen Tag über verkrampft auf einem Krankenhausstuhl gekauert und bestialische Ängste ausgestanden hatte? Zu schwer durfte es nicht

sein, aber ein wenig Fett würde nicht schaden. Fett war gut für die Nerven.

Als Andreas mit nassen Haaren und einem Handtuch um die Hüften an der Küche vorbei ging, stand der Wassertopf schon auf dem Herd, und Sascha suchte Zutaten für einen schnellen Auflauf. Nudeln, Hühnerfleisch und Champignons aus der Dose fand er, die Sahne für die Soße ließ sich mit Milch ersetzen und als Belag musste der Scheibenkäse herhalten. Keine französische Küche, aber nahrhaft. Dass Saschas Gesicht heiß wurde,

lag zweifelsohne an der Hitze, die vom Kochfeld ausging. Keinesfalls an der Tatsache, dass sich jemand, den er einmal abgöttisch geliebt und begehrt hatte, halb nackt durch den Flur bewegte.

Wenige Minuten später hörte er Andreas hinter sich die Küche betreten. Sascha drehte sich zu ihm um. Es tat ihm in der Seele weh, wie verloren Andreas wirkte. Er musterte die Küchenschränke, als hätte er sie nie zuvor gesehen. Mit Topf und Pfanne auf dem Herd schien er heillos überfordert. Wenigstens die Sprache war ihm

geblieben: »Du musst das nicht tun.«

»Was tun? Für Essen sorgen?«, hakte Sascha nach. »Purer Eigennutz. Ich habe Hunger.«

Diese Antwort schien ihm sinnvoller, als Andreas zu erzählen, dass er sich wie eine Mutter um ihn kümmern würde; wenn nötig, auch gegen dessen Willen.

Nein, das konnte er ihm nicht antun. Sie waren nicht in der Position, in der er ein Recht auf Fürsorge hatte. Wenn er es übertrieb, erniedrigte er Andreas nur.

»Essen, und das andere auch«, antwortete der Hausherr mit belegter Stimme. Er konnte Sascha nicht in die Augen sehen. »Du musst nicht hier sein.«

»Ich weiß. Geh auf die Couch, bis ich mit dem Essen fertig bin. Und nimm das hier mit.« Sascha deutete auf die Wasserflasche, die er im untersten Fach des Kühlschranks aufgestöbert hatte.

Andreas betrachtete den Kunststoff mit dem weißen Etikett befremdlich, bevor er gestand: »Ich will nichts essen.«

»Ich weiß«, wiederholte Sascha,

hielt in seinen Bemühungen jedoch nicht inne. Sie würden sehen, ob es Andreas' Magen nicht doch nach Nahrung verlangte, wenn der Auflauf erst duftend vor ihm auf dem Tisch stand.

Während Sascha die Mysterien der fremden Küche erkundete – er wollte nicht hinter Andreas herlaufen und ihn nach profanen Dingen wie Salz fragen –, spürte er, wie er selbst zur Ruhe kam. War es wirklich erst einen halben Tag her, dass er mit Tanja auf der Terrasse gefrühstückt und ihr sein Leid geklagt hatte? Der Morgen schien

so fern.

Die endlosen Stunden auf dem Krankenhausflur saßen selbst ihm in den Knochen. Zwischenzeitlich hatte er sich wie ein Zuschauer einer Krankenhausserie gefühlt. Er litt mit Andreas, der an seiner Seite in sich zusammenschrumpfte, als man sie bat zu warten.

Dessen Familie war nach Saschas Empfinden viel zu spät aufgetaucht. Nach wie vor wusste er nicht, ob er sich über das Verhalten der von Winterfelds ärgern sollte. Vielleicht war er nicht fair, wenn er dachte, dass sie Andreas zu wenig

Aufmerksamkeit gewidmet hatten. Als er hörte, dass die Mutter zeitgleich mit ihrem Sohn im Krankenhaus gelegen hatte, war er beinahe vom Stuhl gefallen. Allmählich gewann er einen Eindruck davon, was in der herrschaftlichen Villa über die Jahrzehnte alles schief gegangen war.

Der Psychologie-Student in ihm analysierte die Situation und kam zu dem Schluss, dass bei den von Winterfelds vieles im Argen lag – nicht nur Andreas' Gesundheitszustand, der zu lange

unbeachtet geblieben war. Der Mensch in ihm aber war noch genauso wütend wie der Achtzehnjährige, der damals hilflos mit ansehen musste, wie sein Freund vor die Hunde ging.

Er hatte die Verzweiflung der älteren Männer in ihren Mienen gesehen und gewusst, dass sie der Unfall nicht kalt ließ. Gerade der Großvater schien erschüttert zu sein und mit sich selbst zu hadern. So sehr, dass er nicht darüber nachdachte, was er redete und Andreas' Situation dadurch verkomplizierte.

Sascha schämte sich nicht, dass er den Streit zwischen Richard und dessen Schwiegervater belauscht hatte. Auch, wenn er Verständnis für ihre blank liegenden Nerven hatte, fand er ihr Verhalten unpassend. Margarete wäre sicherlich nicht glücklich gewesen, wenn sie gewusst hätte, dass ihr Vater und ihr Mann sich gegenseitig mit Schuldzuweisungen überhäuften, während sie operiert wurde. Davon, dass sie keinerlei Rücksicht auf ihr einziges Kind nahmen, ganz zu schweigen.

Natürlich stand Andreas zurzeit

nicht im Fokus der Aufmerksamkeit. Aber wann hatte er das je getan? Sascha gewann zunehmend den Eindruck, dass Andreas sein ganzes Leben lang zurückgesteckt hatte. Und weil er sich verboten hatte, seinen Teil an Aufmerksamkeit und Zuneigung einzufordern, hatte sein Umfeld sich daran gewöhnt, dass er sich hinten anstellte. Das war grausam, aber letztendlich menschlich.

Der Scheibenkäse schmolz zu einer unschönen Schicht zusammen, während Sascha sich auf die Suche nach Tellern und Besteck machte.

Als er ein paar Minuten später ins Wohnzimmer kam, saß Andreas in derselben Haltung auf der Couch, die er im Krankenhaus eingenommen hat. Den Oberkörper vornüber gebeugt, den Blick nach unten gerichtet. Er sah lausig aus.

Sascha wollte wieder seine Hand nehmen und ihm sagen, dass er sich keine Sorgen machen sollte; dass seine Mutter gesund werden würde. Er wollte ihm versprechen, dass er Tag und Nacht auf ihn zählen konnte. Stattdessen stellte er den Auflauf auf den Tisch und erklärte behutsam: »Du solltest

versuchen, etwas zu essen. Jede Nudel zählt.«

Ein Blick zur Wasserflasche verriet ihm, dass Andreas getrunken hatte. Erstaunlich, wie sehr man sich über einen halben Liter Wasser freuen konnte, der im Körper eines Freundes angelangt war.

Sascha setzte sich und tat ihnen auf. Zu essen, während Andreas lustlos Champignons und Hühnerstückchen über seinen Teller schob, war kein Vergnügen. Zwischenzeitlich verspürte Sascha das Bedürfnis, nach dessen Gabel zu greifen und ihn zu füttern wie ein

kleines Kind. Angesichts von Andreas' Miene konnte einem wahrlich der Appetit vergehen. Nur Saschas quälendem Hunger war zu verdanken, dass er seine Portion verputzte.

Das Schweigen zwischen ihnen war unangenehm. Andreas sprach während der gesamten Mahlzeit kein Wort, sah nicht auf, rührte sich kaum. Zwischenzeitlich war Sascha nicht sicher, ob er ihm mit seiner Anwesenheit überhaupt einen Gefallen tat. Es ließ sich nicht leugnen, dass Sascha angenehmere Abende verbracht hatte. Abende, an

denen er nicht zwischen verantwortungsvollem Abstand und »Hey, andere Leute haben in solchen Nächten heißen Trost-Sex«-Gedanken schwankte.

Er machte sich nichts vor: Andreas zog ihn an wie ein Magnet. Ob es an ihrer gemeinsamen Geschichte lag, an der besonderen Situation oder daran, dass Sascha in ihm seinen idealen Partner sah, wusste er nicht. Es war ohnehin nebensächlich, da Andreas nicht den Eindruck machte, als ob er sich nach ihm sehnen würde. Still neben ihm zu sitzen und nur die Hand

ausstrecken zu müssen, um ihn zu berühren, war schwer.

Insofern war Sascha beinahe froh, als Andreas gefühlte sieben Nudeln später die Gabel lautlos auf den Tisch legte und entschuldigend murmelte: »Mehr schaffe ich nicht. Ich glaube, ich gehe schlafen. Ich bringe dir eine Decke.«

Die Selbstverständlichkeit, mit der Andreas davon ausging, dass Sascha über Nacht blieb, rührte ihn. Er wäre sowieso geblieben, doch es fühlte sich gut an, eingeladen zu sein. Einzig die Tatsache, dass er auf die Couch verbannt wurde,

schmeckte Sascha nicht. Er wäre viel lieber mit Andreas ins Schlafzimmer gegangen.

Eine halbe Stunde später lag er auf der Couch und betrachtete die Figuren, die von Licht und Schatten an die Zimmerdecke gezeichnet wurden. Das Sofa, mit dem er schon einmal Bekanntschaft gemacht hatte, war bequem, das Kissen weich, die Wolldecke roch gut. Doch an Schlaf war nicht zu denken.

Das Licht unter der Schiebetür zum Schlafzimmer war erloschen. Fand Andreas Ruhe oder starrte er

seinerseits blicklos ins Leere, während er seine Gedanken zu sortieren suchte?

Sascha sollte über Margarete nachdenken und darüber, was ihr Unfall in Andreas anrichtete. Er schaffte es nicht. Alles, woran er denken konnte, war, wie dankbar er war, dass seine Unterstützung angenommen wurde und dass er verstohlen darauf hoffte, dass aus dieser Sache ein Neustart für sie hervorgehen würde. Vielleicht begriff Andreas mit etwas Abstand, dass Sascha inzwischen ein anderer war und alte Fehler nicht

wiederholen wollte.

Diese Denkweise war absolut unangebracht und Sascha peinlich. Erstens war es schäbig, das Leid von Andreas' Mutter als Sprungbrett für eine Wiederaufnahme ihrer Beziehung zu missbrauchen. Zweitens hatte Sascha keine Übersicht, ob es einen anderen Mann in Andreas' Leben gab. Drittens war er sich selbst seiner Gefühle nicht sicher. Wenn er in den letzten, teilweise wilden Jahren eines gelernt hatte, dann dass Lust und Liebe nicht dasselbe waren. Nur weil man angesichts eines

knackigen Hinterns nicht geradeaus gehen konnte, liebte man den dazugehörigen Kerl noch lange nicht.

Konnte man jemanden lieben, der einem fremd geworden war? Oder rannte er viel mehr einer von Pheromonen vernebelten Illusion nach? Was verband sie miteinander, was stand zwischen ihnen und was konnte in Zukunft daraus werden?

Fragen, auf die Sascha zu gern Antworten gehabt hätte, die er jedoch hier und heute nicht stellen konnte, egal, wie sehr sie ihn quälten. Sie und das juckend-

kribbelnde Gefühl in seinem Bauch, das ihm den Eindruck vermittelte, Ameisen verspeist zu haben.

Schlaflos wälzte Sascha sich auf die Seite. Seine linke Hand wanderte zum Mund. Ohne darüber nachzudenken, begann er, an den Fingerknöcheln zu knabbern. Nicht genug, um sich Schmerzen zuzufügen, sondern um seinem müßigen Mund Beschäftigung zu geben.

Genauso wollte er an Andreas' Schlüsselbein nagen, wenn er die Gelegenheit bekam. Viel Lippen, ein wenig Zunge, ab und an Zähne.

Anschließend tiefer gehen und herausfinden, was vertraut geblieben war und wo sich Neues offenbarte.

Ob Andreas es immer noch gern hatte, wenn man federleicht über seine Seiten fuhr? Ob er davon nach wie vor eine Gänsehaut an den Oberschenkeln bekam und die Arme über den Kopf legte, um sich den Streicheleinheiten entgegen zu strecken? Ob er so wie früher geradezu zwanghaft stumm blieb, wenn man nach seinem Glied griff und die Vorhaut mit leichten Drehbewegungen verschob? Würde

er je die Gelegenheit haben, herauszufinden, was Andreas zum Schreien brachte?

Überwältigt von lustvollen Fantasien, die keinerlei Anstand kannten, musste Sascha eingeschlafen sein. Wenigstens ein angenehmer Dämmerzustand hatte ihn seine Umwelt vergessen lassen, als er unvermittelt aus dem Schlaf hochfuhr.

Seine Nase klebte an der Lehne der Couch, seine Beine hingen im Freien. Eine Fliege schwirrte um seinen Kopf. Sicher, dass das unselige Insekt ihn geweckt hatte,

wollte Sascha die Augen schließen, als er hastige Schritte im Nebenzimmer hörte. Zögernd richtete er sich auf. Er lauschte in die Dunkelheit hinein. Die Bücherregale drängten sich wie schattenhafte Riesen in sein Blickfeld und verschluckten das wenige Licht, das durch die vorhanglosen Fenster in den Raum fiel.

Wieder Schritte. Das Geräusch eines Körpers, der sich auf eine Matratze fallen ließ. Kurz darauf erneut Bewegung und das Tappen nackter Füße.

Andreas war wach und so unruhig, dass es ihn nicht im Bett hielt. Warum kam er nicht zu ihm? Warum blieb er im Schlafzimmer? Für solche Fälle war Sascha doch hier.

Unterdrückt seufzend rieb er sich über die Augen. In dieser Angelegenheit hatte Andreas sich offenbar kaum verändert. Er schaffte es nicht, um Gesellschaft zu bitten, wenn er sie brauchte.

Es schmerzte. Andreas verstand es sicherlich nicht, da er glaubte, der Welt einen Gefallen zu tun, wenn er sie nicht behelligte. Aber

geben zu wollen und nicht zu dürfen, weil der andere eine Barriere hochzog, tat weh. Es war unnötig und warf die Frage auf, ob nicht genug Vertrauen zwischen ihnen herrschte. In diesen Tagen traf das sicherlich zu. Andreas hatte keine Veranlassung, Sascha plötzlich zu vertrauen. Ein Nachmittag im Krankenhaus machte keine drei Jahre Einsamkeit wett. Aber auch früher hatte es Sascha verletzt, wenn Andreas ihn nicht in sein Leid einbezog. Es war ihm damals nur nicht in dieser Konsequenz bewusst gewesen.

Kurz entschlossen stand er auf. Er würde nicht liegen bleiben, wenn er Andreas nebenan rastlos herumlaufen hörte. Vor dem Schlafzimmer entschied er sich gegen ein höfliches Anklopfen. Eingriff in die Privatsphäre hin oder her, er wollte sich nicht abwimmeln lassen. Entsprechend überrascht wirkte Andreas, als die Schiebetür ohne Vorankündigung beiseite glitt und Sascha in den Raum spähte. Auf dem Nachttisch brannte eine schwache Lampe, das großzügig bemessene Bett war zerwühlt. Eines der mit grünem Leinen

bezogenen Kissen lag am Boden.

Andreas lehnte am Kleiderschrank und schien ebenso wenig wie Sascha zu wissen, was er sagen sollte. In seinen Augen flackerte es. Gehetzt biss er sich auf die Unterlippe, bevor er krächzte: »Habe ich dich geweckt? Tut mir leid, war keine Absicht.«

»He, nicht der Rede wert. Deswegen bin ich hier, oder? Um wach zu sein«, unterbrach Sascha den Redefluss, bevor er ausarten konnte. Von merkwürdiger Entschlossenheit erfüllt trat er ein. »Was kann ich tun?«

»Nichts.«

»Andreas …«

Der Angesprochene drehte den Kopf beiseite. Hatte er geweint? Die Augen wirkten gerötet, aber das konnte auch mit der Übermüdung zusammenhängen. Sascha räusperte sich, überwand den letzten Meter zwischen ihnen. Vorsichtig streckte er die Hand aus und legte sie auf Andreas' bloßen Oberarm. Bei dieser Gelegenheit wurde Sascha bewusst, dass sein Gegenüber bis auf ein paar Shorts nackt war.

Oh Himmel, das machte es nicht

leichter, sich auf Andreas' Bedürfnisse zu konzentrieren. Wenigstens habe ich noch ein T-Shirt an, dachte Sascha mit klopfendem Herzen.

Laut sagte er: »Komm. Du kannst nicht die ganze Nacht Kreise um dein Bett ziehen. Du musst schlafen, wenn du deiner Mutter eine Hilfe sein willst.«

Er war überrascht, dass Andreas weder seine Hand abwehrte noch sein Bemühen, ihn in Richtung Bett zu ziehen. Grund mochte das Beben sein, das Sascha unter den Fingern wahrnehmen konnte. Andreas

zitterte. Möglicherweise überfielen ihn gerade die ersten Auswirkungen einer Panikattacke. Vielleicht war das Beben aber auch nur eine Folge der angespannten Muskeln. Auf jeden Fall musste er sich hinlegen und kontrolliert atmen, damit er zur Ruhe kam.

Davon hatte Sascha oft gelesen, wenn er sich in den Angehörigen-Foren herumtrieb: da sein, Ruhe und Sicherheit vermitteln, etwas anbieten, woran der Betroffene sich festhalten konnte. Hand, Arm, Stimme, Nähe. Alles leicht zu geben, wenn man um die Magie der

Geste wusste. Dabei war Psychologie keine Zauberei und keine diffuse Halbwissenschaft. Sie war logisch, wenn man sie einmal am Haken hatte.

Sascha verkopfte diesen eigentümlichen Moment in der Stille des Schlafzimmers, und es war ihm bewusst. Er konnte Andreas nicht helfen, indem er ihn an sich riss und nicht mehr losließ. Da war es besser, sich an sein gesammeltes Wissen und die Vorschläge anderer zu halten; so schwer es ihm auch fiel.

Er gab sich Mühe, die Fülle der

über ihn einbrechenden Empfindungen abzuwehren. Aber als Andreas mit einem unsicheren Laut ins Bett fiel und nach seiner Hand angelte, wurde Sascha innerlich mitgerissen. Er zwang sich, langsam und gemessen auf die Bettkante zu sinken und die ihm anvertrauten Finger beruhigend zu reiben.

»Ich kann da morgen nicht hin«, lenkte Andreas Sascha von seinem verzweifelten Wunsch, sich neben ihn zu legen, ab. »Ich werde verrückt, wenn ich auch nur daran denke. Ich kann das nicht.«

»Du musst auch gar nicht«, entgegnete Sascha automatisch. »Niemand zwingt dich.«

»Aber meine Mutter …« Andreas' Augen waren bis zur Schmerzgrenze aufgerissen. Seine Brust hob und senkte sich viel zu schnell.

Sascha rückte unmerklich näher und schloss auch die zweite Hand über ihren ineinander verkrallten Fingern. »Sie wird hervorragend versorgt. Und sie hat nichts davon, wenn du vor ihren Augen die Nerven verlierst.«

»Aber ich muss sie doch besuchen!«

»Das sehen wir morgen. Darüber denken wir erst nach dem Frühstück nach, okay?«

Es schien zu funktionieren. Die Erinnerung, dass Andreas nicht gezwungen war, jetzt Entscheidungen für den nächsten Tag treffen, wirkte. Es dauerte lange, aber schließlich entkrampften sich die Sehnen an seinem Hals, die Lider flatterten weniger hektisch. Auch versuchte er nicht länger, die ihn tröstenden Finger zu zerquetschen. Sascha löschte das Licht.

Nachdem sie sich eine geraume

Zeit mit verschränkten Händen vom Schutz der Dunkelheit hatten streicheln lassen, zog Andreas unerwartet an Saschas Arm; zögernd und sanft, keinesfalls zwingend. Es schien selbstverständlich, dass Sascha diesem Drängen nachgab und sich neben ihn gleiten ließ. Erst im Sitzen, dann, als Andreas erneut an ihm zog, im Liegen. Saschas müder Rücken dankte ihm dieses Entgegenkommen.

Auch weiterhin berührten sich nur ihre Hände. Keiner von ihnen regte sich. Saschas Drang, sich auf

Andreas zu stürzen und ihm zu zeigen, wie sehr er ihn vermisste hatte, hielt sich in erträglichen Grenzen. Nur näher an sich gezogen hätte er ihn furchtbar gern.

Keiner von ihnen fand Schlaf in dieser Nacht. Andreas ruhte mit offenen Augen und erwartete den Morgen. Dass seine freie Hand unablässig das Handy umklammerte, fiel Sascha erst auf, als die Dämmerung ins Zimmer kroch und die bange Frage mit sich brachte, wie Margarete die Nacht überstanden hatte.

Kapitel 21

Mit dem Fiepen des Mobiltelefons fuhr Sascha aus dem Schlummer, in den sein Körper ihn gezwungen hatte. Kein erholsamer Schlaf, nur ein halb waches Treiben auf der Wasseroberfläche des Bewusstseins. Er öffnete die verkrampften Finger, als Andreas sich gewaltsam von ihm losmachte und aufsprang.

Mit dem Rücken zu Sascha stand er plötzlich neben dem Bett; das

Abbild eines vor Anspannung erstarrten Menschen. Breitbeinig, die Schulter überzogen weit nach hinten gedrückt, den Kopf geneigt. Das Handy schien zentnerschwer. Andreas schaffte es nicht, es ans Ohr zu heben.

Sascha hörte ihn bebend einatmen und kam nicht umhin, es ihm nachzutun. Sein Kreislauf protestierte, als er sich zu schnell aufrichtete. Eilig versuchte er, die Ereignisse der vergangenen 24 Stunden zu sortieren. Gähnend rieb Sascha sich die zu trockenen Augen, um seine Lebensgeister zu wecken.

Das Klingeln des Telefons gewann an Dringlichkeit, fraß sich nervenaufreibend durch seinen Schädel. Dennoch wollte er Andreas nicht antreiben. Er hatte sicher Angst vor dem Gespräch, und Sascha konnte es ihm nicht verdenken. Er war nie in einer ähnlichen Situation gewesen und wollte gern darauf verzichten.

Andreas' Stimme brach, als er nach einem weiteren schlottrigen Atemzug den Anruf entgegen nahm und ohne Begrüßung fragte: »Wie geht es ihr?«

Sascha wünschte sich verzweifelt

ein Telefon mit Lautsprecher und gute Nachrichten. Er bezweifelte, dass er Andreas abfangen konnte, wenn sich der Zustand seiner Mutter verschlechtert hatte, aber er wollte vorbereitet sein.

»Okay … und … nein? Oh, gut … Ist sie schon wach? Ich komme sofort, wenn …«

Das klang nicht allzu schlecht. Sascha gestattete sich ein kurzes Aufatmen, das zum dankbaren Stoßseufzer wurde, als Andreas hinzufügte: »Wieso das denn nicht? … Ach so, logisch. Dann erst heute Nachmittag? … Nein, nicht nötig.

Fährst du jetzt heim? Gut, was ist mit ...«

Das weitere Gespräch kreiste um medizinische Einzelheiten und Versorgungsfragen. Sascha stückelte den Sinn aus Andreas' Fragen zusammen. Die Feststellung, dass Andreas' Vater und Opa über Nacht im Krankenhaus geblieben waren – sehr zur Missbilligung des Personals –, ließ ihn die Nase rümpfen. Ob die von Winterfelds sich ihren nächtlichen Krankenhausaufenthalt mit einer Spende erkauft hatten, wie man es in amerikanischen

Fernsehserien gern sah? Oder hatte man ein Einsehen mit den besorgten Familienmitgliedern gehabt?

Interessant für Sascha war, dass Margaretes Stellenwert in der Familie ihr diese Form von Aufmerksamkeit sicherte. Für Andreas hatten sich die von Winterfelds nie dermaßen ins Zeug gelegt, soweit er wusste. Kein Wunder, dass sein Ex-Freund vor Minderwertigkeitskomplexen auf Knien durchs Leben kroch.

Ungeklärte Konflikte waren etwas Abartiges. Sie zersetzten mit ihrer

Säure klammheimlich das Nervensystem. Und wenn man es brauchte, sich darauf stützen wollte, krachte man zu Boden wie ein Seiltänzer, dessen Netz marode war.

Nachdem Andreas sich verabschiedet hatte, klappte er behutsam das Handy zusammen. Mit einer Geste, die an Fragilität nicht zu überbieten war, legte er es auf den Nachttisch. Das Kunststoffgehäuse gab keinen Laut von sich, als es das Holz berührte. Anschließend sackte Andreas tonlos auf den Bettrahmen. Das Kinn

prallte ihm auf die Brust, und Sascha glaubte fast, die in Mitleidenschaft gezogenen Nackenwirbel stöhnen zu hören.

In seiner Brustgegend zog es. Sein Blick verfing sich an Andreas' halblangen Haaren. Wie so oft, wenn andere Themen weit bedeutender waren, schob sich eine wirre Information in sein Gehirn und beharrte darauf, beachtet zu werden.

In diesem Fall war es die Erkenntnis, wie sehr er es bedauerte, dass Andreas' Haarpracht, um die ihn manche

Frau beneidet hätte, der Schere zum Opfer gefallen war. Sascha hatte es gemocht, die Hand darin zu vergraben und sich einzelne Strähnen um den Finger zu wickeln. Andreas' Mähne hatte ihm früher eine unbändige Note verliehen, die in Sascha begeisterten Widerhall fand. Frei sein, man selbst sein, auch wenn man dadurch auffiel. Ihm war bewusst, dass Andreas aus anderen Gründen lange Haare gehabt hatte, aber für ihn waren sie ein Symbol gewesen.

Nervös befeuchtete Sascha die Lippen. Er wollte fragen, welche

Neuigkeiten es gab. Noch lieber wollte er von hinten an Andreas heranrutschen und ihn umarmen. Hinter ihm knien und ihn gegen seine Brust ziehen, stumm signalisieren: »Du kannst dich an mich lehnen. Ich weiche nicht zurück.« Er wagte weder zu fragen, noch zu handeln.

Das vom Frühnebel gefilterte Licht legte sich als zu kühle Decke über das Schlafzimmer. Es kroch auf sie zu, hüllte sie ein, nagte an ihnen, streute Unsicherheit. Normalerweise sagt man, das Licht des neuen Tages mache alles

leichter. Sascha hatte eher das Gefühl, dass es die Dinge erschwerte. Dass Andreas ihm ferner war, er im Gegensatz zur Nacht nicht mehr sicher sein konnte, was richtig und was falsch war.

Ein an ein trockenes Würgen erinnerndes Geräusch fuhr Sascha durch Mark und Bein. Menschliche Kehlen sollten keine solchen Laute von sich geben.

»Andere Leute wären jetzt erleichtert, oder?«, flüsterte Andreas unvermittelt. Seine Stimme war das akustische Pendant zum

Bild eines getretenen Hunds. »Ich bin es nicht. Oder doch. Irgendwie jedenfalls. Aber eigentlich kann ich nur daran denken, was für ein unglaubliches Arschloch ich bin.«

Im ersten Augenblick war Sascha überrascht. Er hatte sich noch nicht an diesen Andreas gewöhnt, der gelernt hatte, seinen Empfindungen Ausdruck zu verleihen. Man hatte ihm zweifelsohne keine Wahl gelassen. Wer heilen wollte, musste sprechen; mit Ärzten, Therapeuten, Mitmenschen.

Es war der einzige Weg, wenn man langfristig Fortschritte machen

wollte. All das Gedankengut, das dem Betroffenen selbstverständlich schien und doch krankhaft war, musste eingekreist und bearbeitet werden.

Bevor Sascha sich eine Antwort zurechtgelegt hatte, fuhr Andreas fort: »Weißt du, was mein erster Gedanke war, als du ins Tierheim kamst? Nachdem du mir gesagt hast, was los ist? Ich habe gedacht: Wenn sie stirbt, muss ich die Firma übernehmen, und das kann und will ich nicht. Aber sie werden mich zwingen. Ich bin es der Familie schuldig. Also darf sie nicht

sterben.« Beschämt machte er sich klein. »Ich habe mich nicht gefragt, wie es ihr geht oder für sie gebetet oder Angst gehabt, meine Mutter zu verlieren. Ich habe nur an mich gedacht und daran, dass ich den Konzern nicht schultern kann und dass ich zusammenbreche, wenn sie es von mir verlangen. Dass ich alles verliere, wofür ich gekämpft habe. Was für ein herzloser Wichser muss man sein, um so zu denken?«

Sascha musste schlucken. Nicht, weil er Andreas' Gedanken verwunderlich fand, sondern weil er den Druck spüren konnte, der seit

seiner Kindheit auf ihm lastete. Immer wieder die Firma im Vordergrund, die als Moloch über den von Winterfelds thronte und wichtiger war als die Bedürfnisse der einzelnen Familienmitglieder. Wie eine Spinne mit klebrigem Netz hielt das Unternehmen Richard, Margarete und Andreas fest. Sie waren Gefangene, die nicht einmal dafür sorgen konnten, dass der vor Schmerzen in die Luft gehende Sohn des Hauses zum Zahnarzt gefahren wurde.

»Du bist kein Wichser«, sagte Sascha härter als angebracht. Er

war wütend, und Zorn kostete ihn die Empathie. »Du bist jemand, der selbst krank ist und sein Leben lang zurückstecken musste. Du bist jemand, der gestern im Krankenhaus um seine Mutter gebangt und heute Nacht vor Sorge kein Auge zugetan hat. Es ist nicht falsch, sich selbst schützen zu wollen. Und hey, weißt du, wie oft Leuten im ersten Moment nach einem schlimmen Ereignis hässliche Sachen durch den Kopf gehen? Das ist doch ganz normal.«

»Meinst du?«

»Natürlich! Was glaubst du wohl,

wie viele Leute damals am 11. September nur daran gedacht haben, dass ihre eigenen Lieben gesund und munter sind. Oder bei dem Erdbeben in China vor ein paar Jahren. Oder jedes Mal, wenn es irgendwo auf einer Autobahn zu einer Massenkarambolage kommt und man einfach nur froh ist, dass man selbst eine andere Ausfahrt genommen hat. Was glaubst du, wie oft Menschen zuerst an sich selbst denken, bevor sie sich für das Leid anderer öffnen können? Es ist okay, selbst zurechtkommen zu wollen. Du weißt doch, dass dir

deine Mutter nicht egal ist, oder? Nur weil dein Gehirn im ersten Augenblick deine Angst vor der Firma ausgespuckt hat, heißt das doch nicht, dass du dir keine Sorgen machst.«

Andreas zuckte die Achseln. Kleinlaut gab er zurück: »Ich weiß es nicht. Weißt du, wie beschissen sich das anfühlt, wenn man wirklich keine Ahnung hat, was im eigenen Kopf los ist? Ich meine, wie kann man so denken? Sie sollte an erster Stelle stehen. Nur sie. Sie ist doch meine Mama.«

Sascha wollte erwidern: »Und du

bist ihr Sohn, aber das hat sie all die Jahre auch herzlich wenig gekümmert.« Er verbiss es sich mühsam.

Es schmerzte fürchterlich, Andreas in die Rolle des ungehörten Kindes rutschen zu sehen. Wie sollte man da stark bleiben und nicht nach ihm greifen? Wie sollte man sich zusammennehmen und sich bewusst machen, dass aufgezwungene Umarmungen kontraproduktiv waren?

Sascha musste feststellen, dass er nicht über diese Größe verfügte. Der Ereignisse des Vortags – und

die Jahre der Suche – wogen zu schwer.

Als wäre der Raum zwischen ihnen zum Vakuum geworden, wurde Sascha auf die andere Seite des Bettes gezogen. Er setzte sich hinter Andreas und streckte in Zeitlupe die Arme nach ihm aus. Berührte seine Schultern, strich ihm unsicher über den Nacken und spürte den Tremor, den er auslöste. Rückzug war keine Option. Zupacken ebenfalls nicht. Sascha kauerte auf Knien und konnte weder vor noch zurück.

»Sie stirbt doch nicht, oder?«

»Ich …« Verdammt, darauf hatte er keine Antwort. Er war kein Arzt, und Andreas wusste immerhin mehr als er. »Was hat dein Vater denn gesagt?«

Wie blöd, kann man sein?, stöhnte Sascha innerlich. Warum nickte er nicht inbrünstig und schenkte Andreas ein deutliches »Nein, natürlich nicht«? Wenn die Lage ernst wäre, hätte Richard von Winterfeld seinem Sohn hoffentlich gesagt, dass er ins Krankenhaus kommen sollte. Andreas zuzusehen, wie er um Haltung kämpfte und scheiterte, gab Sascha einen Stich.

»Die Nacht war wohl unauffällig. Sie liegt auf der Intensivstation. Anscheinend hat es keine Schwellung gegeben. Aber sie wissen nicht, ob … sie Schaden genommen hat und alles gut übersteht. Sie ist schwach, viel zu schwach«, zitterte Andreas sich durch die Antwort. Nervös zuckte seine Hand in die Höhe, fuhr hinter sich und schien nach Sascha greifen zu wollen, bevor er sie zwischen die eigenen Oberschenkel klemmte.

»Ist sie denn wach?«

»Nein. Noch nicht. Wird wohl noch eine Weile dauern.«

Sascha wiegte den Kopf. Für ihn hörte sich der Verlauf der Dinge recht ordentlich an. Es blieb jedoch die Angst, dass ein anderer Mensch aus der Narkose erwachte als der, der in den OP-Saal gegangen war.

»Dann solltest du versuchen zu schlafen«, kam Sascha schließlich zu einem Ergebnis. »Sie scheint außer Gefahr. Dass sie auf der Intensivstation liegt, ist nach so einer Sache bestimmt üblich. «

Andreas zuckte sichtlich zusammen. »Und wenn in der Zeit etwas passiert? Was, wenn ich hier herumliege und ihr geht es

schlechter?«

Sascha wünschte, Andreas würde ihn ansehen, statt die nahe Wand zur Klagemauer zu küren. »Dann wirst du sofort angerufen, wir pfeifen ein Taxi heran und fahren hin. Aber wenn die Nacht gut verlaufen ist, geht es jetzt bestimmt aufwärts.«

»Vielleicht …«

Allmählich dämmerte es Sascha. Bisher hatte er geglaubt, ein Gespräch mit einem wachen Mann zu führen, der in der Nacht auf den Boden der Tatsachen zurückgekehrt war. Doch als Andreas sich steif zu

ihm umdrehte, sah er, dass dieser nach wie vor im Nebel tappte. Das war bei genauerer Überlegung vermutlich der Grund, warum Sascha sich noch nicht vor die Tür gesetzt sah. Der Schutzwall um Andreas' Geist bewahrte sie beide.

Sascha wollte nicht gehen. Konnte er gar nicht. Die Vorstellung, sich ein weiteres Mal Vorwürfe machen zu müssen, weil er jemanden im Stich gelassen hatte, war zu fürchterlich.

Andreas befand sich in einer Zwischenwelt. Er sprach, er brachte seine Gedanken zum Ausdruck, aber

Sascha zweifelte daran, dass er für tiefsinnige Gespräche, Belehrungen oder gar eine Fahrt ins Krankenhaus bereit war.

Er war erschöpft, Sascha ebenfalls, und er wollte Andreas endlich richtig nah bei sich haben.

Der Wunsch hatte sich kaum in ihm manifestiert, als Sascha sich auf die Matratze zurücksinken ließ. Den Arm streckte er einladend aus, sein Mund formte die Worte: »Komm her.«

Andreas' glanzlose Augen musterten ihn viel zu lange. Dann zog er fragend eine Braue hoch.

»Hat früher auch geklappt, nicht?«, murmelte Sascha unbehaglich. Er verkniff sich, mit der Hand vor Andreas' Gesicht herumzufuchteln, um dessen Wahrnehmungsfähigkeit zu prüfen. Ihm war, als säße ihm ein Blinder gegenüber.

»Früher ist vorbei«, raunte Andreas tonlos.

»Ich weiß«, entgegnete Sascha belegt. Innerlich fügte er hinzu: »Und ich wünschte, es wäre anders.«

Es kam ihm vor, als würde er sich mit Gewalt gegen eine langsam

zufallende Stahltür lehnen. Er stemmte sich in den Grund und versuchte, sie zu halten, aber seine Füße verloren an Boden und rutschten zurück. Mit ihnen geriet der Gedanke, Andreas trösten zu dürfen, ihn in seinen Armen schlafen zu lassen, außer Reichweite.

Die Abwehr in Andreas' Blick war offensichtlich, sodass Sascha nach langen Sekunden des gegenseitigen Niederstarrens frustriert den Arm einzog. Erst, als der Platz frei war, ließ Andreas sich fallen. Er legte sich nicht hin oder sortierte seine

Gliedmaßen, er fiel einfach um. Sascha rollte sich auf die Seite, um ihn zu betrachten.

Andreas' Arme lagen seitlich des Kopfes angewinkelt. Stumm bildeten seine Lippen Silben, die Saschas Ohr nicht erreichten. Die Lider waren geschwollen und sehnten sich unübersehbar danach, zufallen zu dürfen.

Weil er nicht wusste, wie er sich verhalten sollte, sagte Sascha vorsichtig: »Ich kann nach drüben verschwinden, wenn du allein sein willst. Oder auch ganz gehen.«

Viel zu lange ließ die Antwort auf

sich warten. Entsprechend erleichtert war Sascha, als Andreas kaum merklich den Kopf schüttelte. »Bleib.«

Ein unsichtbarer Regen heißer Wassertröpfchen rieselte Sascha über den Rücken. Er lächelte zum Zeichen, dass er Andreas gehört und verstanden hatte. Wenn schon nicht gemeinsam, dann zumindest nebeneinander – das musste reichen. Sascha wollte zu gern Andreas' Arm berühren.

Seine Selbstbeherrschung war am Limit. Er musste sich auf die andere Seite drehen und Andreas den

Rücken zukehren, um nicht doch nach ihm zu greifen. Er wollte ihn festhalten, die Finger in seine Hüfte schrauben, von dort unter ihn gleiten und über sein Gesäß tasten. Ihm über die Wange lecken, an seiner Nase nagen und ihn schließlich küssen. Darauf warten, dass seine Zuwendung akzeptiert wurde und Andreas anschließend vergessen lassen. Sascha wollte das Bett aus Zeit und Raum lösen, sodass es frei in einer eigenen Domäne schwebte – unberührt von äußeren Einflüssen. Nur ihre warme Haut aneinander, die Chance, sich

ineinander zu verlieren und anschließend heilsamer Schlaf in Zweisamkeit.

Sascha knuffte das Kissen zurecht und schob die Nase hinein. Er konnte Andreas hinter sich fühlen, obwohl sie sich gar nicht berührten. So lange war es her, dass sie zusammen gewesen waren.

Trotzdem schrie es in ihm nach dem Altvertrauten zwischen ihnen. Und es gab eine Antwort. Dessen war er sich sicher. Andreas erlaubte ihm, hier zu sein. Er duldete ihn nicht nur in der Krise an seiner Seite, sondern auch in seinem Bett.

Er musste ebenfalls spüren, dass sie sich nicht zur Gänze fremd geworden waren. Er musste.

Die Wasserzeichen vergangener Zeiten legten sich über Saschas Denken, während sein Körper Tribut forderte. Der Schlaf fiel hinterrücks über ihn her. Mit einem Satz sprang er ihn an und versetzte ihn innerhalb kürzester Zeit in den tiefen, samtenen Zustand vollkommener Erschöpfung.

Im Traum gab Andreas nach und näherte sich ihm. Atmete gegen seinen Hinterkopf, bevor er sich vorsichtig an ihn drängte. Sascha

wollte sich ihm zuwenden, war jedoch gefesselt von der Behutsamkeit, mit der sich Andreas an ihn schmiegte; vermutlich, um ihn nicht zu wecken.

Sascha brauchte eine Weile, um zu begreifen, dass er nicht träumte und die Hand, die sich auf seinen Bauch legte und von dort ihren Weg zur Brust suchte, real war. Glauben konnte er es erst, als er über Andreas' mild behaarten Unterarm tastete und die zur Faust geballten Finger unterhalb seines Schlüsselbeins mit der eigenen Hand umschlingen konnte.

Andreas spannte sich kurz an, bevor er unglaublich weich einen Teil seines Gewichts auf Saschas Rücken verlagerte. Er suchte die Nähe, presste das Gesicht gegen Saschas Wirbelsäule und rührte sich nicht mehr. Nicht viel später ließ sein gleichmäßiger Atem ahnen, dass er eingeschlafen war.

Die Stahltür zwischen ihnen hatte sich wieder geöffnet – und es war Andreas gewesen, der sie aufgestoßen hatte.

Trotz aller Müdigkeit dauerte es, bis Sascha wieder einschlafen konnte. Er musste erst seinen

galoppierenden Herzschlag beruhigen. Das breite Lächeln versuchte er erst gar nicht einzudämmen. Immerhin hatte er einen guten Grund, wie ein Idiot zu grinsen.

Vorsichtig neigte er den Kopf und küsste Andreas' Daumengelenk.

Kapitel 22

Er war von ihrer Hand gefesselt. Nicht von den Verbänden, nicht von den Gerätschaften um das Krankenbett, nicht von den Gerüchen, die drückend im Zimmer schwebten und sich wie ein mit Chloroform getränktes Tuch über Mund und Nase legten.

Nein, Andreas konnte den Blick nicht von der Hand seiner Mutter wenden. Vielleicht, weil es leichter war, ihre mageren Finger mit den

geschwollenen Gelenken zu betrachten als ihr lebloses Gesicht auf dem unpersönlich weißen Kissen.

Man hatte ihr den Schmuck abgenommen. Ihren Ehering mit der schwarzen Perle in einer Fassung aus winzigen Brillanten. Den schmalen Streifen aus Weißgold, den Margarete seit dem Tod ihrer Mutter am Mittelfinger der linken Hand getragen hatte. Das gewundene Band aus Platin, das an ihren kleinen Finger neben den Ehering gehörte, als wäre es Teil ihres Körpers.

Jetzt waren die Ringe fort, lagen vielleicht im Nachttisch oder zu Hause im Safe. Dafür bemerkte Andreas Altersflecken auf ihrem Handrücken. Sie waren zahlreich, verteilten sich wie muntere Sommersprossen auf schlaffer Haut. Über den deutlich sichtbaren Adern wirkten sie wie Geschwüre.

Andreas musste schlucken, hob den Blick und senkte ihn, bevor er seiner Mutter ins Gesicht sah. Unsicher stand er neben der Halterung für den Tropf. Er wagte nicht, sich zu setzen, weder auf den wartenden Stuhl noch auf die

Bettkante. Wenn er einmal saß, kam er vielleicht nicht wieder auf die Beine oder sein Kreislauf brach zusammen. Weit war er nicht davon entfernt.

Sein schlechtes Gewissen plagte ihn, als er die zerbrechliche Frau vor sich betrachtete. Margaretes Körper wurde von der leichten Bettdecke fast verschluckt. Sie hatte so lange darauf gewartet, dass er ihr zu Hilfe kam. Dass er für sie heranwuchs und stark wurde. Es war ihm nicht gelungen, und sie hatte sich aufgerieben.

Andreas' Schulter juckte, aber er

mochte sich nicht kratzen. Seit gestern juckten ihn viele Dinge; die meisten krabbelten in seinem Kopf umher. Fragen ohne Antworten. Antworten ohne die dazugehörigen Fragen. Gefühle, die er nicht sortieren konnte. Pflichten, die er nicht tragen konnte. Impulse, derer er sich schämte. Chaos in seiner bis vor Kurzem akribisch organisierten Welt.

Er war ausgebrannt und hatte zu wenig geschlafen. Dennoch war er davon überzeugt gewesen, herkommen zu müssen. Wofür? Margarete war nicht bei sich. Sie

war kurz erwacht, war ihm draußen mitgeteilt worden. Man hatte ihr erklärt, was geschehen war. Sie hatte genickt und war wieder eingeschlafen.

Andreas war nicht sicher, ob dieser Tiefschlaf einzig von der Narkose und dem Sturz herrührte. Vielleicht nutzte der Körper seiner Mutter die Situation, um sich endlich auszuruhen. Sie hatte es nötig. Nun, da ihre modisch geschnittenen Haare wirr unter dem Verband hervorragten, an einigen Stellen geschoren waren, kein auf ihre Kleidung abgestimmtes Make-

up ihre Züge verfeinerte, war sie nicht mehr als eine unscheinbare, blasse und kranke Frau.

Andreas erkannte sie kaum wieder.

»Geh allein hinein«, hatte sein Vater ihn leise gebeten. »Zu viel Unruhe ist nicht gut für sie, haben die Ärzte gesagt. Sie soll langsam aufwachen.«

Das klang sinnig in Andreas' Ohren. Nur wusste er nicht, wie er sich verhalten musste. Sollte er etwas sagen? Sollte er sie berühren? Sollte er sich still neben sie setzen? Er war ratlos. Seine

Hilflosigkeit zerrte an ihm. Er konnte nichts tun, und wenn es etwas gegeben hätte, mit dem er ihr helfen konnte, hätte er nicht die Kraft dafür aufgebracht.

Andreas verspürte Sehnsucht. Er wollte gehen, und er wusste genau, wohin: zu seinem Therapeuten. Köninger konnte ihn in Windeseile aufrichten. Er würde ihn reden lassen, bis der Druck nachließ. Er würde ihm den Kopf zurechtrücken und seine Erwartungen an sich selbst regulieren, indem er ihm vor Augen hielt, wer er war, wo er herkam und was man von einem

einzelnen Menschen überhaupt erwarten konnte.

Letztendlich hielt der Gedanke an Köninger Andreas aufrecht. Die Tatsache, dass er in einer knappen Stunde einen Termin bei ihm hatte, kürzte den Krankenbesuch auf natürliche Weise ab. Wenn er demnächst ging, dann mit einem guten Gewissen.

Dennoch gab es eine Stimme in ihm, die flüsterte, dass er an der Seite seiner Mutter bleiben sollte. Dass sie wichtiger war als er. Ein Dämon lauerte in seinem Kopf und erinnerte ihn daran, dass der

Besuch beim Therapeuten gar nicht nötig wäre, wenn er stärker, belastbarer, besser wäre.

Andreas wandte den Kopf ab und unterdrückte die Übelkeit, die sich unaufhaltsam durch seine Eingeweide fraß. Ihm war schwindelig. Die blassgelb getünchten Wände des Zimmers schienen fremdartig. Es hätte ihn nicht gewundert, wenn sie plötzlich in sich zusammengefallen wären oder sich flimmernd aufgelöst hätten, damit dahinter das Raster eines Holo-Decks auftauchte. Wie auf der USS Voyager, Intrepid-

Klasse, verschollen im Delta-Quadranten. Gott, Andreas wäre jetzt auch gern im Delta-Quadranten, 70 000 Lichtjahre von der Erde entfernt. Der Abstand schien ihm angemessen.

Das Geräusch war kaum mehr als ein Raunen. Ein Flüstern von Stoff, der sich bewegte. Andreas blickte auf, direkt in die halb geöffneten Augen seiner Mutter. Ihre Wimpern flatterten. Die Kehle bewegte sich überdeutlich, als sie versuchte zu schlucken. Ein kaum merklicher Ruck ging durch ihren Arm, den Andreas dennoch wahrnahm, als

hätte sich ein Gebirge verschoben. Ihre Mundwinkel hoben sich um einen Millimeter, und plötzlich war er sich sicher, dass sie noch einmal zurückgekommen war, um sich von ihm zu verabschieden.

Er konnte nichts dagegen unternehmen, die Angst war mit einem Schlag da. Sie fegte als kalter Schauer von seinen Füßen hoch zu den Hüften, klammerte sich dort hinein, erreichte seine Gedärme, die nervös rumorten, und dann das Herz, das von einer Sekunde zur nächsten zu klein für seine Brust wurde. Wäre er in der

Lage gewesen, sich zu bewegen, hätte er den Alarm ausgelöst.

Was als Angst um seine Mutter begann, endete als Gewissheit seines eigenen Todes. Der Schnitter stand im Raum. Andreas konnte ihn hinter sich spüren, roch seinen Atem. Er wollte rennen, fliehen. Blieb trotzdem. Hörte eine vertraute Stimme, die aus seiner Erinnerung rief: »Du musst dich dem stellen. Es geschieht nichts. Die Angst lässt von allein nach, wenn du ihr lange genug die Stirn bietest.«

Andreas hielt sich daran. Aus

einer ihm unbekannten Reserve schöpfte er Kraft, die ihn zum Stillstehen zwang. Er sah seiner Mutter in die trüben Augen, fragte sich, ob sie wusste, wie er zu kämpfen hatte. Ob sie je begreifen würde, was es für ihn bedeutete, ein geregeltes Leben zu führen. Er fand sich einmal mehr widerlich, weil er in dieser Situation an sich selbst dachte. Hätte am liebsten geweint, als sie die Finger bewegte und tonlos seinen Namen flüsterte und lächelte, als wäre nichts geschehen.

Er hörte sich sagen: »Ich komme

morgen wieder. Schlaf jetzt.«

Ihr Lächeln gewann an Tiefe, und Andreas war dankbar, als sie die Augen schloss, sodass sie nicht sah, wie er aus dem Raum stürzte.

»… diskutiere darüber nicht mit dir. Es ist meine Entscheidung«, wurde er empfangen. Die Worte seines Großvaters waren ein Rauschen in Andreas' Ohren. Er ertappte sich dabei, dass er sich auf den Flur umschaute und suchte, ohne zu wissen, wonach.

»Entschuldige, Schwiegervater, aber das ist nicht der Fall. Du hast dich aus der Firma zurückgezogen.

Du hast sie Margarete überschrieben«, erwiderte Richard von Winterfeld, der sich in seinem eng sitzenden Freizeit-Pullover aufplusterte wie ein Gockel – oder wie ein Luftballon. »Ich bin sehr wohl fähig, die Geschäfte allein am Laufen zu halten.«

»Mach dir doch nichts vor. Ihr wart ja zu zweit kaum in der Lage, der Firma gerecht zu werden. Du kannst das nicht schaffen. Du brauchst Unterstützung, wenn du verhindern willst, dass Margarete vor der Zeit wieder im Büro sitzt. Andreas ist außen vor. Er kann dir

nicht helfen.«

»Auch das ist nicht deine Entscheidung. Ich werde meinen Sohn selbst fragen, was er davon hält und ob er dazu bereit ist. Wenn nicht, findet sich eine andere Lösung.«

Andreas' Großvater lachte bitter auf. »Du begreifst es nicht, oder? Dein Sohn ist krank!« Unerwartet griff der alte Mann sich an die Stirn und atmete bebend ein, bevor er Richard ruhig musterte. »Ich mag nicht das beste Beispiel für euch gewesen sein. Und anscheinend musste ich alt und grau werden, um

das zu begreifen. Aber Andreas kann nicht leisten, was ihr braucht. Bei Margarete habe ich es viel zu spät begriffen. Du siehst, wohin uns das gebracht hat. Wenn du kein vollkommener Narr bist, dann akzeptiert du jetzt, was ich erst im hohen Alter einsehen konnte.« Nach dem sanften Zwischenspiel gewann die Stimme des Großvaters wieder an Schärfe. »Und deswegen reaktiviere ich mich. Es schadet mir nicht, wenn ich euch einige Monate zur Seite stehe. Du hast gehört, was die Ärzte gesagt haben.«

Nach Halt suchend stützte

Andreas sich an die nahe Wand. Das Gespräch war über ihn hinweg gerauscht wie eine Flutwelle. Er hatte jedes einzelne Wort gehört, jedoch nur bedingt aufgenommen, wovon die Rede war. In seinem Hinterkopf fiepte es. Die eine oder andere Information wollte sich setzen, fand nur mühselig Raum.

Krächzend fragte er: »Was haben sie denn gesagt?«

Die Köpfe von Gustav und Richard von Winterfeld fuhren zu ihm herum. Es war erstaunlich zu verfolgen, wie es die Mienen zweier gestandener Männer innerhalb

weniger Sekunden vom Ausdruck kämpfender Hirschen zu dem verlegener Schuljungen brachten.

Andreas' schlimmster Albtraum drohte wahr zu werden. Der Konzern. Sein Platz in der Geschäftsleitung. Er war gefordert. Und alles, was ihn vom Platz im Büro seiner Mutter trennte, war sein Großvater, der sich für ihn in die Bresche warf.

»Wir sollten das in Ruhe besprechen«, bemerkte Richard nervös.

Zeitgleich fragte der Großvater: »Ist dir übel?«

Natürlich war ihm übel. Nur mit Mühe hielt er sich davon ab, neben dem Essenswagen zu erbrechen. Seine Magensäure brodelte, aber er wollte eine Antwort.

Mit einer hektischen Geste forderte Andreas seinen Vater zum Sprechen auf. »Sag schon.«

»Meinst du nicht, dass du besser erst einmal nach Hause …«

»Papa!«, stöhnte Andreas und griff sich an den Magen. »Ich will hier echt weg. Nur vorher will ich wissen, was los ist. Also spuck's aus, bevor ich was ausspucke.«

Die älteren von Winterfelds

wechselten einen Blick, schienen sich ausnahmsweise einmal einig zu sein.

»Ich fahre ihn heim«, bot der Großvater kurz entschlossen an. »Erkläre es ihm schnell, Richard. Ich hole schon einmal den Wagen vom Parkplatz und warte unten.«

Vor Andreas' Augen flimmerte es. Seine Belastungsgrenze war erreicht. Nicht jene, die mit Martinshörnern und Warnblinkanlage gesichert war, sondern die andere, endgültige. Die, hinter der der Abgrund lauerte.

Entsprechend skurril kamen ihm

die Erläuterungen seines Vaters vor. Andreas' Atmung flog, während er erschöpft an der Wand lehnte und lauschte.

Margarete war ausgezehrt. Sie hatte jahrelang Raubbau an ihrem Körper betrieben. Der Unfall auf der Treppe war nicht das erste Unglück gewesen, nur hatten sich die vorherigen Zwischenfälle auf verstauchte Knöchel und Beulen beschränkt. Unterernährung und Erschöpfung hatten sie in den vergangenen Jahren mehrfach zusammenbrechen lassen. Andreas erfuhr von Weinkrämpfen,

hysterischen Anfällen, Schwindelattacken, spontanem Schüttelfrost, blauen Fingern, zu viel Alkohol auf leeren Magen, ausgebliebenen Perioden – etwas, das er gar nicht wissen wollte –, drohender Osteoporose und einem Body Mass Index von 15.

In der Summe ließ sich sagen, dass seine Mutter nicht weitermachen konnte wie bisher. Sie war psychisch und physisch am Ende. Sie war krank. Krank wie er.

Andreas hörte heraus, dass er mit mehr als den Ergebnissen der jüngsten, vor und nach der

Operation erfolgten Untersuchungen konfrontiert wurde.

Einige Details konnten nicht erst in den letzten 24 Stunden ans Licht gekommen sein. Er zweifelte zumindest daran, dass man seine Mutter einer Prüfung der Knochendichte unterzogen hatte.

Fakt blieb, dass er von all dem nichts gewusst hatte; nicht in diesen Ausmaßen. Aber wunderte er sich über den schlechten Allgemeinzustand seiner Mutter? Er kannte sie nur als zu dürre, hektische, gejagte Frau, die für nichts und niemanden Zeit hatte.

Das bezog ihre eigene Person mit ein. Sie war nie anders gewesen, solange er sich erinnern konnte.

Insofern war er nicht überrascht. Bei genauerer Betrachtung war er nicht einmal schockiert.

»Okay«, sagte Andreas rau und spürte seine Speiseröhre krampfen. »Ich weiß Bescheid. Danke.«

Richard legte die Stirn in Falten und nickte. Er schien eine hilfsbereitere Reaktion erwartet zu haben. Andreas konnte sie ihm nicht bieten.

Der Nebel um seinen Geist gewann an Dichte, schloss ihn ein,

machte es unmöglich, das Gesicht seines Vaters klar zu erkennen. Dafür erinnerte Andreas sich ungewollt an andere Dinge, über die er sich erst Gedanken machen wollte, wenn er bei Köninger war. Wenn er zu früh ins Wespennest stach, würde er daran zugrunde gehen.

Getrieben von diesem Vorsatz verließ Andreas das Krankenhaus. Mehr als ein Besucher sah ihm skeptisch nach, als er durch das Foyer rannte. Er erbrach sich am Taxistand, bevor er zu seinem Opa in den Wagen stieg.

* * *

»Ich komme einfach nicht klar. Sie hat da gelegen, und sie wirkte plötzlich so alt. Und die bringen nichts anderes zustande, als sich zu streiten. Aber ich bin ja nicht besser. Sascha … ich meine, was tut er hier? Als er auftauchte, ich wollte ihm eine scheuern. Fast jedenfalls. Ich dachte: Scheiße, was will er? Stalkt er mich jetzt? Und gleichzeitig dachte ich, dass ich nicht glauben kann, dass er sich solche Mühe gibt. Nie hat sich jemand so viel Mühe gegeben. Auch

meine Mutter nicht. Und jetzt liegt sie da mit diesem Loch im Kopf und … sie haben es mir verschwiegen. Nicht das mit dem Loch. Obwohl, wer weiß? Vielleicht hätten sie mir gar nichts gesagt. Schon wieder! Sie war selbst in der Psychiatrie, und keiner spricht mit mir. Gehöre ich nicht dazu? Was wäre schon passiert, wenn sie es mir erzählt hätten? Aber nein, nein, da ist es viel besser, es im Krankenhaus zu machen, während sie operiert wird.

Ich habe übrigens gekotzt. Ich habe wirklich solange ausgehalten, wie es ging, aber draußen war es

dann vorbei. Ist das schlimm? Und ich hätte heulen können, verstehen Sie? Meine Mutter liegt da im Krankenhaus, und es geht ihr richtig mies. Aber was dachte ich? Dass sie hoffentlich nicht stirbt, damit ich nicht ihren Job machen muss. Sascha meint, das wäre menschlich. Ist es das? Ich weiß es nicht.

Er hat für mich gekocht. Ich konnte nichts essen, aber hey, er hat für mich gekocht. Und er hat gesagt: Wir entscheiden morgen, was passiert. Wir! Es gibt kein Wir mehr. Aber ich habe ihm erlaubt zu bleiben. Und er hat bei mir

geschlafen. Neben mir. Ist man eigentlich sehr widerlich, wenn man in so einem Moment an Sex denkt? Weil … ich hätte ihn gevögelt, glaube ich. Wenn er es versucht hätte. Mama hätte verrecken können, und ich habe daran gedacht, wie verdammt gut es sich früher angefühlt hat, mit ihm zu schlafen und dass wir dazu nie genug Gelegenheit hatten. Was bin ich eigentlich für ein Wichser?«

Seit einer Dreiviertelstunde redete Andreas ununterbrochen. Er wiederholte sich, stotterte und weinte. Köninger hielt ihn nicht auf,

reichte ihm lediglich von Zeit zu Zeit die Box mit den Taschentüchern. Glücklicherweise hatte Andreas den letzten Termin an diesem Tag erwischt, sodass zeitlich Luft nach hinten war. Zu viel war geschehen, um es in den eng bemessenen Rahmen von sechzig Minuten zu quetschen.

»Ich fasse das alles nicht. Ich weiß nicht, wie ich zurechtkommen soll. Ich habe rasende Angst vor den nächsten Tagen und Wochen. Gut, die Firma bleibt mir erspart. Denke ich, hoffe ich. Mein Opa will es machen, und mein Vater ist

deswegen stocksauer. Ich wette, er ist enttäuscht von mir. Kann gar nicht anders sein. Die beiden haben sich noch nie verstanden. Und jetzt sollen sie zusammenarbeiten. Alt und grau werden. Was wollte er damit sagen? Dass Papa hoffentlich eher begreift als er, was los ist? Wohin hat uns das gebracht? Abgesehen davon, dass Sascha auf einmal im Tierheim steht und mich ins Krankenhaus fährt und jetzt weg ist und ich darüber nicht so glücklich bin, wie ich es sein sollte.

Er will heute Abend vorbeikommen. Er hatte

Vorlesungen. Das sollte mir total egal sein, oder? Wir haben nichts mehr miteinander. Er bedeutet mir nichts mehr. Und trotzdem … ich war so froh, als er sagte, dass er wiederkommt. Ich habe Angst davor, allein zu sein und dann kommt ein Anruf, der … Sie wissen, was ich meine. Was, wenn sich die Wunde entzündet? Ich hätte etwas sagen müssen. Stattdessen habe ich nur dumm geguckt. Meine Mutter liegt im Krankenhaus, und ich schaue sie an wie ein Bus. Das ist doch krank! Ich hätte irgendetwas sagen sollen.«

Andreas unterdrückte einen Schluckauf und redete ungehemmt weiter. Köninger beobachtete ihn und signalisierte Geduld und Interesse. Seine ruhige Ausstrahlung tat Andreas gut.

»Sascha – was soll ich mit ihm machen? Ich meine, für alles andere findet sich irgendwie eine Lösung. Ja, es geht mir nicht gut, und das wird eine Weile so bleiben. Ja, ich habe Angst. Vor allem. Aber …«, Andreas zwang sich, langsamer zu werden. Ihm schmerzte die Kehle vom schnellen Reden am Rand zum Schreien. »Okay, okay.

Ganz ruhig. Meine Mutter wird versorgt. Das Tierheim weiß Bescheid, aber sie brauchen mich doch. Triton braucht mich. Sie wissen zumindest, was los ist. Mein Opa … geht in die Firma. An meiner Stelle. Mal ehrlich, was soll das eigentlich bringen? Keiner von uns kann helfen. Er ist lange raus, und ich habe keine Ahnung von albanischen Sommertrüffeln. Ich habe nicht einmal Ahnung von ordinärer Buttermilch! Aber von mir aus. Nur … was zum Teufel mache ich mit Sascha?«

Zum ersten Mal seit Beginn von

Andreas' Redeschwall meldete Köninger sich zu Wort: »Was denkst du denn, was du mit ihm machen solltest? Oder viel mehr, was glaubst du, was von dir erwartet wird?«

»Na, das ist ja wohl ziemlich offensichtlich, oder? Hölle, als ich heute Mittag aufgewacht bin, hatte ich ihn fast aus dem Bett gedrängt. Ich weiß noch, dass ich irgendwann im Halbschlaf auf einmal dachte: Hey, was machst du es dir schwer? Er ist da, er ist warm, er riecht gut und er will dir helfen. Und du hast so verdammt lange niemanden

gehabt, den du umarmen konntest. Ich war wohl nicht ganz bei mir. Keine Ahnung. Aber jetzt muss ich dauernd daran denken, dass es nicht so schlecht war, verstehen Sie?«

»Es hat dir geholfen«, nickte der Therapeut. »Das ist legitim, würde ich sagen. Du warst sehr aufgebracht, du hast dich einsam gefühlt. Sascha hat angeboten zu bleiben und sich um dich gekümmert. Ich finde, da ist es nicht verwerflich, seine Anwesenheit als etwas Positives zu verbuchen. Aber du hast meine

Frage nicht beantwortet.«

»Welche Frage?«

»Was denkst du, welche Erwartungen an dich gerichtet werden? Du scheinst dir sicher zu sein, dass Sascha etwas Bestimmtes von dir will, wenn er heute Abend wiederkommt.«

»Ja, natürlich. Sie haben doch wochenlang gesagt, dass sein Brief und sein Verhalten darauf deuten, dass er noch Interesse an mir hat und gern wieder mit mir zusammen wäre. Habe ich … meinem Sie, dass … also … wie jetzt?«, plapperte Andreas verwirrt. »Der Punkt ist

doch, dass ich das nicht kann. Gut, wenn er kein Interesse hat, dann haben wir kein Problem. Aber was mache ich, wenn er was von mir will? Ich kann das nicht. Ja, okay, ich würde ihn vermutlich nicht von der Bettkante schubsen. Normalerweise jedenfalls nicht. Wenn wir uns nicht schon kennen würden. Aber ich kann ihm nicht erlauben, mir wieder so nah zu kommen. Ich habe einfach nur panische Angst vor ihm. Und wenn er da ist, ist die Angst weg. Ich kann ihm nicht vertrauen. Ich glaube ihm ja mittlerweile. Ich

glaube ihm, dass er es bereut und mich gesucht hat. Und ich glaube ihm, dass ich ihm nicht egal bin, denn kein normaler Mensch hätte sich gestern mit mir herumgeschlagen oder stundenlang dumm im Krankenhaus herum gesessen.«

Köninger drückte wohlwollende Zustimmung aus. »Ja, das sollte man ihm hoch anrechnen. Ich bin froh, dass du das tust.«

»Aber?« Andreas konnte nicht anders. Schon wieder liefen ihm die Tränen über die Wangen. Er wollte schlafen. Er konnte nicht mehr.

Lächelnd reichte Köninger ihm ein weiteres Taschentuch, bevor er freundlich sagte: »Du willst wie immer zu viel. Deine Mutter hatte gerade einen Unfall, und du erwartest von dir, dass du als guter Sohn an ihrer Seite stehst. Du verbietest dir den Gedanken an Körperlichkeit, weil du denkst, dass es unpassend ist. Dabei ist es nicht unüblich, in schwierigen Augenblicken auf diese Weise Ablenkung zu suchen. Dein Vater muss sich um den Konzern kümmern, und du bist nicht zufrieden, weil du ihm nicht helfen

kannst. Du zerbrichst dir den Kopf darüber, dass du nicht im Tierheim arbeiten kannst. Dabei hat jeder Verständnis für deine Lage. Auch ein gesunder Mensch würde stark reagieren, wenn die eigene Mutter einen Unfall dieser Art erleidet. Für dich in deiner besonderen Situation ist das alles eine unglaubliche Herausforderung – und du meisterst sie sehr gut. Aber auch das reicht dir nicht. Und was Sascha angeht, scheint es nur Schwarz oder Weiß für dich zu geben.«

»Es gibt in diesem Fall aber wirklich nur Schwarz oder Weiß. Ein

bisschen schwanger geht nicht. Entweder ich lasse mich auf ihn ein oder nicht. Und da ich ihn nicht wieder an mich heranlassen kann und will, muss ich ihm heute Abend sagen, dass ich ihm dankbar bin, aber dass er wieder abdampfen soll. Das kann ich doch nicht machen!«, rief Andreas aufgebracht, während er sein Taschentuch in winzige Fetzen riss.

»Ich würde schon sagen, dass es eine Grauzone gibt. Du weißt nicht, wie Sascha empfindet. Ich behaupte, du weißt nicht einmal, wie du selbst empfindest. Da ist

noch viel Enttäuschung in dir, die sich nicht ignorieren lässt. Ich stimme dir insofern zu: Niemand weiß, ob eine ernsthafte Beziehung zwischen euch noch einmal eine Chance hätte. Aber zu einem erfüllten Leben gehört mehr als ein fester Partner. Vielleicht kannst du Sascha nie wieder genug vertrauen, um eine Liebesbeziehung mit ihm zu führen. Vielleicht stellt ihr sogar fest, dass die Jahre euch so sehr verändert haben, dass ihr kein Interesse an einem verbindlichen Miteinander habt. Aber das heißt nicht, dass ihr keine Freunde sein

könnt. Und du brauchst dringend Freunde. Du brauchst ein soziales Umfeld, du brauchst Menschen, auf die du dich verlassen kannst. Leute, die dich motivieren und dir zeigen, dass sie mit dir zusammen unterwegs sein wollen. Sascha hat dir gestern und heute Nacht zur Seite gestanden. Er hat bewiesen, dass man sich auf ihn verlassen kann. Verdient er nicht eine Chance?«

»Ich weiß es nicht«, antwortete Andreas ehrlich. »Keine Ahnung, ob das möglich ist. Ich weiß gar nichts mehr. Nicht einmal, ob ich mit ihm

befreundet sein will, und wenn ja, wie das aussehen soll.«

»Niemand zwingt dich, hier und heute eine Entscheidung zu fällen. Aber ich empfehle dir, die Tür nicht zuzuschlagen.«

»Möglich. Ich fühle mich immer noch beschissen. Wir reden über Sascha, und meine Mutter … ach, verdammt.«

Ausgelaugt lehnte Andreas sich vor und stützte das Kinn auf die gefalteten Hände. Ihm ging die Luft aus. Sein Kopf war leer, sein Herz auch. Er sehnte sich nach seiner Wohnung, und er wollte nicht allein

sein. Vielleicht hatte er ein bisschen Hunger, aber da war er sich nicht sicher. Alles, was darüber hinausging, schien zu kompliziert, um sich damit auseinanderzusetzen.

Wahrscheinlich hatte Köninger recht. Er wollte zu viel auf einmal und verstrickte sich in den Fäden, die er zu sortieren suchte. Niemand zwang ihn, sämtliche Probleme heute zu lösen, und er war seinem Therapeuten dankbar, dass er ihn daran erinnert hatte.

»Ich warte es einfach ab, oder?«, fragte er träge und hieß das Gefühl

der innerlichen Entspannung willkommen.

Köninger nickte zustimmend. »Genau. Sieh zu, wie viel du für deine Mutter tun kannst und willst. Ansonsten ruhe dich aus, sei gut zu dir und belohne dich für das, was du geschafft hast. Es war eine ganze Menge.«

Eine Viertelstunde später war Andreas auf dem Weg nach Hause. Gedankenverloren ging er zu Fuß, statt dem Therapieplan nachzugeben und den Bus zu bemühen. Sein Schädel brummte, und die frische Luft war eine

Wohltat. Dass es eine Zeit gegeben hatte, in der dieser unschuldige Spaziergang ein Ding der Unmöglichkeit gewesen wäre, kam ihm nicht in den Sinn.

In Gedanken war er bei Sascha. Freute Andreas sich auf ihn? Oder war er nur erleichtert, heute Abend nicht allein sein zu müssen? Wollte er Sascha persönlich bei sich haben oder nur irgendeinen anderen Menschen in der Nähe wissen? Wünschte er sich, dass sie Freunde wurden? Für heute hatte Andreas keine Antworten mehr.

Dafür schlüpfte seine

ungehorsame Fantasie zurück zum Morgen, als er mit dem Arm um Saschas Hüfte, mit der Nase an dessen Hals erwacht war. Ihre Finger waren verschränkt gewesen, und Saschas Daumen hatte Andreas' Handrücken gestreichelt. Bevor die Ereignisse des Vortags ihm ihre unsichtbare Faust in den Magen rammten, hatte er sich wohlgefühlt. Geborgen.

Kapitel 23

»Noch einmal: Ich habe nichts davon gewusst. Und ich verstehe auch nicht, wo das Problem liegt.«

»Das Problem ist, dass das Leben in Hamburg ein Vermögen kostet. Abgesehen davon bin ich nicht glücklich damit, dass Katja allein in dieser großen Stadt wohnen will. Sie hätte doch auch nach Kassel gehen können.«

Die Luft in der U-Bahn schien zu kochen. Sie ließ sich nicht atmen,

sondern nur dickflüssig in die Lungen schlürfen. Die Klimaanlage war ausgefallen, und die geöffneten Kippfenster zogen die Hitze des Asphalts an.

Sascha kam es vor, als presse sich ihm eine Hand vor Nase und Mund. Seine Sitznachbarin, eine verlebt wirkende Brünette mit Sonnenbrand, sah ihn zum wiederholten Mal stirnrunzelnd von der Seite an. Entschuldigend zog er eine Grimasse. Zu gern hätte er das Gespräch beendet, aber er war dankbar für den zerbrechlichen Frieden zwischen seiner Mutter und

ihm. Er wollte ihn nicht gefährden, indem er das Telefonat unterbrach.

Gerade laut genug, um das Rumpeln der Bahn zu übertönen, sagte er: »Wenn es danach geht, ist keine größere Stadt geeignet. Auch Kassel nicht.«

»Aber dann hätte sie bei uns wohnen können«, klagte Karen Suhrkamp ihm ihr Leid. »Wirklich, du hättest ihr das ausreden sollen. Sie will doch nur nach Hamburg, weil du ihr immer davon vorschwärmst.«

Natürlich. Nun war er wieder schuld.

»Sie hat mir nichts davon gesagt«, wiederholte Sascha zunehmend gereizt. »Ich kann ihr nichts ausreden, von dem ich nichts weiß. Außerdem kann ich ihr schlecht etwas vormachen. Sie weiß, dass ich Hamburg liebe, und will herkommen, seitdem sie mit vierzehn im Sommer bei Tanja zu Besuch war. Gegen ihren Dickkopf kann niemand anreden.«

»Also hast du es doch gewusst«, trumpfte seine Mutter auf und weckte in Sascha den Wunsch, sein Handy zu erdrosseln.

»Ja, wie du meinst«, stöhnte er

ergeben. »Hör mal, gibt es sonst etwas Neues? Ich komme gleich an meine Haltestelle.«

Gab es nicht. Als sie sich verabschiedeten, zog es hinter Saschas Schläfen und er fragte sich, ob allein die Hitze dafür verantwortlich war.

Er war froh, die Bahn verlassen zu können. Die angestaute Wärme des Tages flimmerte über der Fahrbahn, auf der sich träge die Autos schoben. Ein Fahrradfahrer kam Sascha zu nah. Er musste beiseite springen, kam sich dabei unbeholfen und schwerfällig vor.

Die vergangenen zwei Tage und die Nacht dazwischen lagen wie Findlinge auf seinen Schultern. Er bereute nichts. Nur, dass er sich selbst und Andreas gegenüber nicht gnädig genug gewesen war, um die heutigen Vorlesungen zu schwänzen. Dafür war es ein widerlich angenehmes Gefühl, zu ihm zurückzukehren.

Ja, widerlich. Nicht, weil Sascha sich schämte. Das hatte er überwunden, als er sich am Morgen in der Gefahr sah, von Andreas' Arm um seine Brust zerdrückt zu werden. Es erschreckte ihn

allerdings, wie selbstverständlich es sich anfühlte, an diesem Abend zu seinem Ex-Freund zu gehen. Zwei gemeinsame Tage, und Saschas innerer Schweinehund war auf dem besten Weg, seine alten Routinen zu finden. Ihm Gedanken einzuspeisen wie »Erst einmal schön kalt duschen, dann mit Andreas auf der Couch herumtollen und glücklich sein, wenn er mich über Nacht bleiben lässt.«

Es konnte nicht so leicht sein. Sascha war sich darüber im Klaren. Aber das Gefühl war so vertraut – und das wiederum war gefährlich,

wie er zu genau wusste.

»Nur keine zu hohen Erwartungen«, murmelte er in sich hinein. Seinem erhöhten Pulsschlag und den Händen, die nicht allein von der sommerlichen Hitze feucht waren, hatte er allerdings nichts entgegenzusetzen.

Als Sascha das liebevoll restaurierte Haus am Rande der Speicherstadt erreichte, gesellte sich eine neue Form von Nervosität zu dem steten Kribbeln in seinem Magen.

Er klingelte.

Wie es wohl Margarete von

Winterfeld ergangen war? Er wünschte ihr, dass sie den Tag nach der Operation gut überstanden hatte. Noch mehr aber wünschte er Andreas, dass es seiner Mutter gut ging.

Sascha machte sich nichts vor: Er hing nicht genug an seiner ehemaligen Nachbarin, als dass ihr Schicksal ihm den Nachtschlaf geraubt hätte. Heimlich dachte er sogar, dass ihr ein Denkzettel vielleicht gar nicht schadete. Das mochte hässlich sein, aber manche Leute lernten nur dazu, wenn sie sich eine blutige Nase holten – und

das war bei der Geschäftsfrau im wahrsten Sinne des Wortes der Fall.

Die Tür öffnete sich summend, und das Treppenhaus hieß ihn erleichternd kühl willkommen.

Sorgen machte Sascha nur der Gedanke, wie Andreas reagieren mochte, falls ihr etwas zustieß. Gleichzeitig beharrte der schwarze Zwilling in seiner Seele – dem er meistens Fesseln anlegte –, darauf, dass es günstig für ihn wäre, wenn Margarete einen langen, schweren Genesungsweg vor sich hatte. Andreas kam mit all dem Stress nicht allein zurecht, brauchte ihn

gerade, und Sascha wollte ihm auf vermutlich ungesunde und bedürftige Weise nah sein.

Entsprechend kostete es Sascha einen halben Liter Herzblut und ein Dreiviertel seines Verstandes, Andreas nicht anzufallen, als er kurze Zeit später in dessen Stockwerk ankam. Er musste die Hände in die Hosentaschen schieben, um keine Dummheiten zu machen.

Andreas war ein sportlicher, hochgewachsener Mann, der allen psychischen Problemen zum Trotz körperlich fit war. Dennoch wirkte

er an diesem Abend fragil und fadenscheinig; wie Papier, das man gegen eine starke Glühbirne hielt, damit man die einzelnen Fasern im Inneren erkennen konnte.

Schweigend bedeutete Andreas ihm, hereinzukommen. Sascha war froh darüber, er hatte eine andere Reaktion einkalkuliert. Sie hatten die Brücke von »ich will dich nicht sehen« zu »wir verbringen die Nacht im Arm des anderen« sehr schnell geschlagen. Dennoch fand Sascha innerlich reihenweise Andockplätze, Berührungspunkte, Vertrautheiten. Oder wollte er sie

nur sehen, weil er so lange gewartet hatte?

Es roch nach Essen, würzig und fettig. Das Summen des Backofens war zu hören, als sie an der Küche vorbeigingen. Im Wohnzimmer angekommen murmelte Andreas: »Setz dich.« Er selbst ging steif zur offenen Terrassentür und wandte Sascha den Rücken zu. Anspannung ging von ihm aus, während er den Kopf gegen die Glasscheibe lehnte. Seine Hand ruhte auf dem Griff, als wolle er sich daran festhalten. Wenige Meter trennten sie, und doch schienen sie Kontinente

voneinander entfernt.

Sascha wollte aufstehen und zu Andreas gehen, ihm das Kinn auf die Schulter legen oder irgendetwas tun, um die Situation für sie zu erleichtern. Aber er traute weder seiner Wahrnehmung noch seinem eigenen Nervenkostüm. Stattdessen begrüßte er das kühle Leder der Couch wie einen alten Freund und gestattete sich, dankbar für den angenehm temperierten Aufenthaltsort zu sein.

»Wie geht es ihr?«, fragte er Andreas' Rücken, während er ein Bein hochzog. Ob es das falsche

Signal setzte, wenn er sich die Schuhe auszog?

»Ganz gut, denke ich«, antwortete Andreas leise. »Sie war heute Nachmittag wach und hat mich erkannt. Aber sie ist ziemlich schwach.«

»Kein Wunder. Aber das ist doch bestimmt in Ordnung, oder? Ich meine, kann man etwas anderes erwarten?«

»Ich denke nicht bei ihrem schlechten Zustand. Mal sehen, was wird, wenn sie halbwegs wieder fit ist. Aber so wie in den letzten Jahren kann es wohl nicht

weitergehen …«

Andreas' Stimme verebbte, als hätte er zu viel gesagt oder wage es nicht, fortzufahren.

Sascha ahnte, was in Andreas' Kopf vor sich ging. Zu gut erinnerte er sich an dessen Ausbruch am frühen Morgen. »Du denkst, dass sie von dir verlangen, dass du in die Firma einsteigst, oder?«

»Nein«, kam es unerwartet schnell zurück. Andreas drehte sich um und sah Sascha zum ersten Mal seit dessen Ankunft in die Augen. »Du wirst lachen. Mein Vater kapiert es ja nicht. Ich bezweifle, ob

er je verstehen wird, dass ich nicht sein kann, was für mich geplant war. Aber mein Opa hat es geschnallt. Okay, er hat mich nie so unter Druck gesetzt. Aber er war immer derjenige, der so getan hat, als ob die Zeit das Problem erledigt. Nicht, weil ich Hilfe bekomme oder weil es sich auswächst, wie mein Vater immer meinte, sondern weil ich ein von Winterfeld bin und es undenkbar ist, dass ein von Winterfeld seine Schlachten nicht gewinnt.«

Andreas schnaubte. »Wenn du mich fragst, sind bei uns zu Hause

verdammt viele Schlachten verloren worden. Es wurde nur alles hübsch unter den Teppich gekehrt. Wie dem auch sei: Mein Großvater steigt wieder in die Firma ein, um meine Mutter zu ersetzen. Ich bin froh, dass ich das Theater nicht live und in Farbe miterleben muss. Das kannst du mir glauben. Länger als drei Minuten gebe ich ihnen nicht. Dann gehen sie sich an die Kehle. Na egal. Hauptsache, ich bin aus der Nummer raus. Ich habe eh andere Probleme.«

Unwillkürlich hoben sich Saschas Mundwinkel, wenn auch nicht

genug, um zu lächeln. Vielmehr ließ die Anspannung nach, die zuvor in seinen Gesichtsmuskeln vibriert hatte. An diesen Andreas Version 2.0 würde er sich gewöhnen müssen. Ein Andreas, dem mit wenig Aufwand sein Innenleben zu entlocken war.

Sascha fragte sich heimlich, ob seinem Ex-Freund bewusst war, wie sehr er sich verändert hatte. Die Gedanken waren sicherlich immer da gewesen; vergraben hinter den Ruinen dessen, was ein Selbstwertgefühl sein sollte. Der alte Andreas hätte nie gewagt,

Sascha mit in seinen Augen kranken, unpassenden und egoistischen Überlegungen zu belästigen.

»Du zum Beispiel«, sagte Andreas brüsk. »Du bist ein Problem.«

Sascha fuhr zusammen, rieb unwillkürlich die Handflächen an seinen plötzlich mit Gänsehaut überzogenen Oberschenkeln.

»Was meinst du?« Es war eine rhetorische Frage, und sie wussten es beide. Andreas' verschränkte Arme sprachen Bände. Sascha wurde flau im Magen.

»Ich bin dir dankbar, echt dankbar. Für alles, was du gestern und … heute Nacht für mich getan hast. Du hattest keinen Grund dazu und hast es trotzdem gemacht«, sagte Andreas. Es klang, als spiele ein Kassettenrekorder einen lang zuvor eingesprochenen Text schnell ab. »Aber ich kann dir nicht … ich meine … versteh mich nicht falsch. Dein Brief. Ich habe ihn gelesen. Und heute Morgen, da dachte ich, vielleicht …« Das Tonband verhedderte sich und ging zerrissen zu Boden. Andreas seufzte und griff sich mit beiden Händen seitlich in

die Haare. »Wir können die Zeit nicht zurückdrehen, okay? Das hat nichts damit zu tun, dass ich sauer bin. Bin ich nicht mehr. Ich … ich wäre an deiner Stelle auch gegangen – und zwar eher als du. Aber ich kann das nicht mehr. Mit dir. Es ist zu lange her. Da ist nichts mehr.«

Sascha musste seine Lippen befeuchten, bevor er sprechen konnte. Sie fühlten sich taub und rissig an. Ihm war, als hätte er einen Tritt in den Magen bekommen. Gut, er hatte gepokert und verloren. Durchatmen. Er hatte

Andreas deutlich gemacht, dass er ihn wollte und statt dessen Schweigen nach dem Brief zu akzeptieren, die erste Gelegenheit genutzt, um Andreas zur Seite zu springen. Um sich seinen Korb persönlich abzuholen.

Oh Himmel, tat das weh.

»Ich meine, wir kennen uns gar nicht mehr, oder? Ich bin auch gar nicht in der Lage … verstehst du, ich habe keinen Platz in meinem Leben. Ich kann nicht einmal an so etwas denken«, faselte Andreas.

Sascha senkte den Blick. Sein Andreas hatte nie geplappert. Lag

sein Ex richtig und er nicht? Waren sie sich zu fremd geworden? Jagte er einem Echo hinterher? Man könnte es trotzdem versuchen und es darauf ankommen lassen. Aber dazu musste man bereit sein. Und Andreas wollte das Risiko nicht eingehen. Wollte ihn nicht.

Er zwang sich zur Ruhe. Harsch sagte er zu seinen Knien: »Mach es uns nicht so schwer. Das ist der Punkt, an dem du dich herzlich bedankst und mich bittest zu gehen, oder? Sag es einfach.«

Ein Rascheln, danach Schweigen. Ein überlauter Atemzug, dann die

Antwort: »Das habe ich nicht gemeint. Okay, ja. Danke. Das schon. Du kannst gehen, wenn du … willst. Willst du gehen? Ich könnte es verstehen.«

Eine Pause entstand, in der Sascha aufsah und das Bedürfnis verspürte, Andreas eins auf die Nase zu geben. Natürlich wollte er nicht gehen, zumindest nicht grundsätzlich. In diesem Augenblick wünschte er sich allerdings in eine finstere Höhle, damit er seine frisch geschlagene Wunde lecken konnte.

Andreas' braune Augen waren kugelrund und wirkten getrieben,

als er schnaufend – ja, er schnaufte wirklich – sagte: »Es hält uns niemand davon ab, Freunde zu sein, oder?«

Bei einem Film würde man die Nase rümpfen, wenn die getrennten Protagonisten über Freundschaft reden. Jeder weiß, dass das nicht funktioniert, dachte Sascha enttäuscht. Ein sauberer Schnitt war besser für alle Beteiligten, auch wenn er mehr als drei Jahre zu spät kam.

Unverwandt sah Sascha Andreas ins Gesicht, nahm unterschwellig den Bartschatten am Kinn wahr, die

sorgenvoll gekrausten Brauen, die Lippen, die so fest aufeinanderlagen, dass man sie aufstemmen wollte, bevor sie zerdrückt wurden.

Zu gern hätte er gewusst, was Andreas vorhatte, und ob er sich Hoffnungen machen durfte. Immerhin waren sie schon einmal Freunde gewesen, bevor sie zusammenkamen.

»Ist deine Freundschaft ein Trostpflaster?«, wollte Sascha fragen. »Etwas, das du mir anbietest, damit die Abfuhr nicht zu hart ist?

Aus Angst vor der Antwort schwieg er. Mit einem Mal drängte sich Müdigkeit gewaltsam in sein Bewusstsein. Sascha kam es vor, als hätte man ihm alle Energie entzogen. Der Wunsch, heute Nacht wieder neben Andreas schlafen zu dürfen, zerrieselte zu Staub. Er war überrascht, wie schwer ihn das Platzen dieser Vorstellung traf. Auf einer gut verborgenen Ebene war er sicher gewesen, hatte nicht glauben wollen, dass Andreas ihn wegschickte. Und sei es nur, weil es ihm zu schlecht ging, um allein zu sein.

»Nein«, sagte Sascha schließlich. »Es spricht nichts dagegen, Freunde zu sein.«

Er konnte sich ausrechnen, dass Andreas nach wie vor kein allzu geselliger Mensch war und Freunde brauchen konnte. Es war vermutlich die bessere, vernünftigere Entscheidung, keinen alten Spinat aufzuwärmen.

Dennoch, seine Antwort gab Sascha aus dem Bauch heraus; nicht mit dem Verstand, der ihn erinnerte, dass er sich einer elenden Quälerei auslieferte, wenn er Andreas als etwas anderes als

seinen Partner in sein Leben ließ.

»Fein, dann können wir ja essen. Oder hast du keinen Hunger?«

Sascha durfte miterleben, wie Andreas sich in Windeseile vom nervösen Jungen in einen von Aktionismus überwältigten Gastgeber verwandelte. Überrascht beobachtete er, wie Andreas in die Küche stürmte, hörte ihn von dort aus rufen: »Was willst du trinken?«

Sascha war versucht, sich ungläubig in den Arm zu kneifen. Die Realität schien sich um ihn zu drehen und chaotisch Eindrücke und Gefühle in sein Universum zu

spucken. Ihm war kalt. Andreas wollte nicht mit ihm zusammen sein. Er schämte sich für seinen Brief und die übereilten Hoffnungen. Dann wiederum wurde ihm warm angesichts der Tatsache, dass er als Freund und Gast erwünscht war.

»Egal«, würgte Sascha hervor. Er war dankbar, für den Moment allein zu sein. Ein Teil von ihm wollte verschwinden. Eine unschuldige Laterne treten und sich bewusst machen, dass nichts Anderes zu erwarten gewesen war.

Mehr als das wollte er jedoch

bleiben und zeigen, dass er auch ohne Privilegien für Andreas da war. Wobei, war die Bereitschaft, sich bei ihrer Vorgeschichte auf eine Freundschaft einzulassen, nicht bereits ein Privileg?

Sascha lehnte sich zurück und versuchte, dankbar zu sein.

Sie aßen Andreas zufolge Backofenallerlei. Er hatte mehrere Tüten Gefrierkost geschlachtet und daraus einen gemischten Teller fettigsten Finger Foods zusammengestellt.

Es gab Chicken Wings, Cevapcici, Kartoffelspalten und

handtellergroße Minipizzen. Dazu servierte er Sour Cream und verschiedene Grillsoßen, Bier und Cola.

Es war keine französische Küche und ein Attentat auf Hüften und Cholesterinspiegel gleichermaßen, aber Sascha schmeckte es. Angesichts der zubereiteten Mengen musste Andreas fest davon ausgegangen sein, dass er blieb. Sein anfängliches Gefühl, keinen Hunger zu haben, verflog schnell, als die erste Kartoffelspalte durch die Speiseröhre rutschte.

Während des Essens sprachen sie

kaum, sodass Zeit war, nachzudenken. Freunde. Was hieß es, mit Andreas befreundet zu sein? Es fühlte sich fremd und nach einem Lippenbekenntnis an.

Über seinen Teller hinweg beobachtete Sascha den Mann, der ihm jahrelang schlaflose Nächte bereitet hatte. Freunde. War es das, was er wollte? Lieber ein bisschen Andreas statt gar nichts von ihm zu haben?

»Was studierst du eigentlich?«

Andreas malte mit einem abgenagten Hühnerbein Zeichen in die Soßenreste auf seinem Teller.

Seine Finger bebten. Schlagartig bemerkte Sascha die Anspannung, die von seinem Gegenüber ausging. Es war für sie beide nicht leicht, realisierte er, und zu schweigen, würde es nur schwerer machen.

Wieder verbot er sich zu auszusprechen, was wirklich in ihm vorging. Er wollte sich nicht lächerlich machen, indem er sagte: »Lass uns noch einmal darüber reden. Lass uns diese Barriere zwischen uns loswerden. Warum habe ich keinen Platz in deinem Leben? Ist da wirklich nichts mehr? Hast du mich nicht vermisst? Gibt

es einen anderen? Warum hast du dich gestern zu mir gelegt, wenn da nichts mehr übrig ist? Warum hast du mich festgehalten?«

Stattdessen blieb er beim Thema, lächelte verlegen und antwortete: »Psychologie.«

Der Knochen fiel Andreas aus der Hand und landete mit einem fettigen Flopp auf der Tischplatte.

»Psychologie?«, wiederholte er ungläubig, geradezu verschreckt. »Wieso das denn ausgerechnet? Ich meine, du hast nie etwas davon gesagt …«

Weil die letzten Monate zwischen

uns so stressig waren, dass wir zu nichts gekommen sind, dachte Sascha traurig. Er hätte damals gern mit Andreas über seine Zukunftsideen gesprochen, aber das Chaos war zu allumfassend gewesen, und er hatte nicht gewagt, seinen Freund mit Studienüberlegungen zu belasten. Am Ende hatte er es wohl auch nicht mehr gewollt.

»Gehöre ich jetzt zum Feind?«, grinste Sascha schwach. Dass viele sein Studienfach misstrauisch beäugten, war ihm bewusst. Und dass Andreas, der zweifelsohne viel

von seinen Kollegen gepiesackt worden war, misstrauisch war, konnte er bestens verstehen. Ab einem gewissen Punkt reagierte man allergisch auf alles, was mit »Psycho« begann.

»Nein … nein, ich bin nur … überrascht. Aber es erklärt, was du gestern Nacht … Egal. Wie bist du denn darauf gekommen?«, wollte Andreas nervös wissen.

»Ich habe schon mit dem Gedanken gespielt, seit ich in Hamburg bin«, erklärte Sascha. »Die Sache mit meinen Eltern, du erinnerst dich?« Andreas nickte.

»Ich dachte, es wäre eine gute Sache, in dem Bereich zu arbeiten. Welche Richtung es genau sein soll, weiß ich noch nicht. Ich bin eigentlich darauf gekommen, weil es mir damals ziemlich schlecht ging und ich mit Tanja, die mir den Rücken gestärkt hat, noch Glück hatte. Ich habe mich gefragt, was aus den schwulen Jungs wird, die niemanden haben und vielleicht noch jünger sind, wenn herauskommt, an welchem Ufer sie stehen. Wo sie dann hingehen.«

Dass Andreas' Krankheit und die Unfähigkeit zu verstehen, was in

dessen Kopf vorging, Sascha in seinem Beschluss bestärkt hatten, musste er ihm hier und heute nicht verraten. Vielleicht ahnte er es sowieso.

»Du warst immer gut darin, es zu verstecken.«

Verwundert runzelte Sascha die Stirn. »Was zu verstecken? Meine Pläne?«

»Nein, dass es dir nicht gut ging. Ich dachte immer, dass du über den Dingen stehst. Bis Weihnachten jedenfalls.«

Sie schwiegen. Sascha kam es vor, als würde ein innerer

Aktenschrank aufplatzen. Längst vergangene Bilder kamen zum Vorschein. Er erinnerte sich an die Schwäche und den Schmerz, den er empfunden hatte. Daran, dass sie sich nachts flüsternd in den Armen gelegen hatten und er überglücklich gewesen war, Andreas zu haben und zu ihm flüchten zu können. Sie waren in den Tagen zwischen den Jahren eng zusammengerückt; zu eng vielleicht. Er hatte es genossen. Doch gleichzeitig hatte es ihm Angst gemacht. Das Karussell hatte sich schneller gedreht, als er verkraften konnte. Das Schlimmste

war, dass er alles gegeben hätte, um diese Nähe sofort zu reproduzieren.

»Ich gehe mir mal die Hände waschen«, murmelte er und floh vor Andreas' prüfendem Blick.

Er ließ sich Zeit, bändigte seine wirr zu Berge stehenden Haare und benutzte die Toilette; eher um Zeit zu gewinnen, als um sich zu erleichtern. Als Sascha aus dem Bad zurückkehrte, war der Tisch bis auf die Getränke abgeräumt. Andreas wischte sich die nassen Hände an den Hosenbeinen ab.

»Und jetzt?«, fragten sie

gleichzeitig, als sie sich vor dem Couchtisch gegenüberstanden.

»Film?«

»DVD?«

Sascha musste lachen und nickte. Auch Andreas schmunzelte. Alte Gewohnheiten ließen sich eben nur schwer zu den Akten legen.

Sie lümmelten bereits jeder auf ihrem Sofa, als Sascha bewusst wurde, wie eigenartig die Situation war. Sein Fluchtreflex war verschwunden. Zwischen Kartoffelspalten und Cevapcici war er ihm verloren gegangen; die wenigen Minuten, die er im Bad für

sich gebraucht hatte, ausgenommen.

Aus den Augenwinkeln beobachtete Sascha Andreas, der den Kopf an die Rückenlehne des Sofas geschmiegt hatte. Er wirkte blass und müde, dennoch halbwegs entspannt. Sascha hatte etwas anderes erwartet, als er heute Abend herkam: ein Wrack, das es mühsam aufzubauen galt. Ängste, Unruhezustände.

Doch Andreas schien geradezu ruhig. Entweder hatte er keine Kraft mehr, um sich in seinen Ängsten und Sorgen zu verlieren, oder er

genoss es, dass sie zusammen waren. Vielleicht lag es auch an einer Kombination von beidem.

Erst, als durch die offene Terrassentür kühle Nachtluft in den Wohnraum strömte, fand Sascha, dass es an der Zeit war zu gehen. Sie standen bereits im Flur, als er vorsichtig fragte: »Ich kann auch bleiben, wenn du willst. Deine Couch ist ziemlich bequem, falls du nicht allein sein möchtest.«

Andreas schüttelte mit einem sachten Lächeln den Kopf. »Ich bin in Ordnung. Aber danke für das Angebot.«

Für ein paar endlose Sekunden musterten sie sich gegenseitig. Ihre Körpersprache ähnelte einander. Beide hatten die Hände in die Hosentaschen geschoben und sahen am anderen vorbei an die nahe Wand. Sascha überlegte fieberhaft, wie sie verbleiben sollten. Außerdem hätte er Andreas gern umarmt. Er wagte es nicht, wollte weder anhänglich noch weich wirken. Sie waren inzwischen gestandene Kerle, und sie entsprangen keinem Kulturkreis, in dem es üblich war, dass Männer sich zum Abschied und zur

Begrüßung umarmten und küssten. Schade.

»Hast du Lust, demnächst etwas zu unternehmen?«, fragte Andreas schließlich nervös. »Wir könnten uns treffen. Draußen. Sogar im Kino, wenn du willst.« Er grinste schelmisch, aber sichtlich verlegen.

Vor langer Zeit im Zorn gesprochene Worte geisterten zwischen ihnen umher. Worte, mit denen Sascha damals Andreas und sich selbst eine Klinge über die Brust gezogen hatte. Ob Andreas ihm eines Tages glauben würde, dass er ihn gesucht und gewollt

hatte; egal, ob er ans Haus gebunden war oder nicht?

»Andreas, ich … es tut mir leid. Ich hätte das damals nicht sagen sollen.«

»Nun schau nicht so geprügelt. Ich habe dir gesagt, dass es in Ordnung ist. Und ich habe es so gemeint. Vergiss es einfach, ja?«

Saschas Herz quoll über. Andreas' Miene war aufrichtig. Die Gewissheit, dass seine Entschuldigung akzeptiert worden war, fühlte sich wie eine streichelnde Hand im Nacken an. Sascha glaubte nicht an das

Vergessen, das Andreas von ihm erwartete. Eines Tages würde dieses Thema sie einholen. Aber für den Moment waren sie auf einem Stand, waren sie sich nah. Er musste die gedankliche Spur wechseln, um nichts Unüberlegtes zu tun.

Ja, sie konnten sich draußen treffen. Seine Brust drohte zu platzen. Wie viel Quälerei war nötig gewesen, um diese Freiheit zu erlangen? Selbst mit seinem Hintergrundwissen konnte Sascha nicht ermessen, was Andreas geleistet hatte.

In der Erinnerung, dass eine Antwort von ihm erwartet wurde, lächelte er: »Klar, lass uns etwas unternehmen, wenn es ruhiger geworden ist und es deiner Mutter besser geht. Rufst du mich an?«

»Mach ich«, nickte Andreas. Mit leuchtenden Augen, wenn Sascha es sich nicht einbildete.

Unten auf der Straße musste er sich an die Hauswand lehnen. Sie waren nicht zusammen, aber ihm war vergeben worden. Er war dankbar, so dankbar.

Als Sascha zur Haltestelle ging, waren seine Schritte

außergewöhnlich leicht für einen Mann, der eine Abfuhr erhalten hatte.

Kapitel 24

Andreas war ein schlechter Mensch; ein unerträglich gewissenloser, herzloser Kerl, der unschuldigen Kreaturen grenzenloses Leid zumutete. Ein Bastard allererster Güte.

Er grinste, als er mit Triton an dessen zerfaserten Spielzeugstrick zog.

Seit drei Tagen war er zurück im Tierheim, aber Triton gebärdete sich immer noch wie toll. Mandy

behauptete, der Hund hätte in der Zeit, in der Andreas nicht da war, schlecht gefressen und einen unleidlichen Eindruck gemacht. Vermutlich übertrieb sie schamlos. Dass Triton ihn vermisst hatte, ließ sich jedoch kaum bestreiten. Dessen herzerwärmende Begeisterung hielt an und zeigte sich jedes Mal, wenn sein Lieblingspfleger in die Nähe kam. Wenn es nach ihm gegangen wäre, wäre er Andreas während der morgendlichen Arbeit auf Schritt und Tritt gefolgt.

Ein weiteres Mal befanden sie

sich auf der Wiese hinter dem Tierheim. Es war zu heiß, um lange auf dem vertrockneten Grün herumzutoben und Triton hing bereits die Zunge bis zu den Knien, aber das gemeinsame Spiel machte zu viel Spaß.

Andreas genoss die Leichtigkeit, die ihm in den vergangenen zwei Wochen abhandengekommen war. Zwischenzeitlich hatte er geglaubt, den Verstand verlieren zu müssen. Selbst in der bittersten Zeit seiner Therapie hatte Andreas nie das Bedürfnis verspürt, sich selbst zu verletzen. Aber in den ersten

Nächten nach dem Unfall seiner Mutter konnte er Menschen verstehen, die in enervierender Präzision ihren Kopf an die Wand rammten. Man wollte Ruhe im Schädel, der Realität entfliehen und in eine andere Welt eintauchen.

Auf einmal war es nötig gewesen, über den täglichen Lebensplan hinaus zu agieren. Krankenhausmarathons waren nichts, was zwischen seine Übungen und Hausaufgaben passte. Der Unfall hatte sein Leben torpediert. Er hatte es nicht geschafft zu arbeiten oder seinen sonstigen

Verpflichtungen nachzukommen.

Er schämte sich dafür, bis Köninger eingriff. Der Therapeut hatte deutlich gemacht, dass niemand erwartete, dass er angesichts einer solchen Belastung fehlerfrei funktionierte. Die Wohnung nicht verkommen zu lassen, einzukaufen, die Therapiesitzungen wahrzunehmen und jeden Tag ins Krankenhaus zu fahren, war laut Köninger aller Ehren wert.

Ausnahmsweise gelang es Andreas, ihm zu glauben. Denn neben den Fragen, die seine Mutter

betrafen, hatte er das Minenfeld Sascha aufgeräumt. Er hätte nicht gedacht, dass es ihm gelingen würde. Der Preis war hoch gewesen.

Als Sascha längst fort und ihr zukünftiges Miteinander geregelt war, kam das große Zittern. Die Anspannung war von ihm abgefallen und hatte sich in dem plötzlichen Gefühl, nicht atmen zu können, ein Gesicht gesucht. Eine halbe Nacht lang war er versucht gewesen, Sascha anzurufen und ihm zu sagen, dass er nicht konnte. Dass er es nicht schaffte, mit ihm in

Kontakt zu bleiben. Dass es ihm Angst machte, ihn aus dem Rhythmus warf und dass es besser war, wenn sie sich nie wiedersahen.

Das Wissen um Saschas Studienfach hatte ihn erschüttert. Andreas war alles andere als sicher, ob Sascha ihm die Wahrheit gesagt hatte, was seine Gründe für diese Entscheidung betraf. Er schwankte zwischen zwei Impulsen. Auf der einen Seite konnte er sich nicht vorstellen, dass seine Person wichtig genug war, um Saschas berufliche Laufbahn zu beeinflussen. Auf der anderen Seite

hielt er es für abwegig, dass seine Krankheit nichts damit zu tun hatte. Sascha hatte nie ein Wort über ein Interesse an der Psychologie verloren. Es verunsicherte Andreas, dass er diesen Weg eingeschlagen hatte. Er hatte Angst, gläsern zu werden – und wusste gleichzeitig, dass es ihm nicht schaden konnte, wenn jemand hinter die Fassaden sah.

Jedes Mal, wenn er darum kämpfte, seine Angst nicht zu zeigen, vergeudete er Energie. Immer, wenn er versuchte ein anderer zu sein, verschleuderte er

seine Reserven. Es war eine Erleichterung, anderen Menschen seine Schwäche zeigen zu dürfen. Und doch kämpfte etwas in ihm verbissen dagegen an.

Triton kam zurück. Der Strick hing halb aus seiner Schnauze, als er einen Meter von Andreas die Vorderbeine einknickte und mit dem Schwanz wedelte. Den Hintern drückte er in die Höhe, seine Körperhaltung sagte: »Komm, lass uns spielen. Aber du musst dir das Spielzeug schon holen. Noch ist es meine Beute.«

Doch Andreas winkte ab und rief

den Hund zu sich, bevor der sich übernahm. Das dichte weiße Fell war heiß, als er Triton über den Kopf strich und sich den Strick geben ließ. Ein paar Mal schnappte der Kuvasz nach dem Spielzeug, bis Andreas ihn streng zurechtwies. Triton musterte ihn aus dunklen Augen und gab schließlich mit dem Pendant eines menschlichen Schulterzuckens nach. Andreas war zufrieden mit ihm. Von anderen Mitarbeitern des Tierheims hätte Triton sich das Spielzeug nicht abnehmen lassen.

Sie setzten sich in den Schatten

eines mageren Busches. Seiner Ablenkung beraubt wurde Andreas bewusst, wie schnell sein Herz schlug. Aufregung ließ ihn flach atmen und nistete sich als milde Übelkeit in seinem Magen ein. Das Warten machte es nur noch schlimmer.

Als er Sascha vor zwei Tagen angerufen hatte, war ihm vor Nervosität fast das Telefon aus der Hand gerutscht. Wie es ihm gelungen war, gelassen eine Verabredung zu organisieren, war ihm schleierhaft. Glücklicherweise kam er um das Kino herum. Sie

wollten etwas essen gehen und anschließend sehen, was der Tag ihnen brachte. Andreas konnte nur hoffen, dass ihm im Restaurant keine Peinlichkeiten unterliefen.

Ein paar Minuten ruhten sie sich aus. Triton ließ sich kraulen. Andreas blinzelte in den Himmel und überlegte, ob ihnen ein Gewitter ins Haus stand. Von Westen schien sich ein graues Band zu nähern. Er warf einen Blick auf die Uhr. Zehn vor zwei – Zeit, Triton in seinen Zwinger zu bringen und sich umziehen.

Gerade als Andreas auf die Füße

kam und den neben ihm liegenden Rüden aufscheuchte, nahm er eine Bewegung im Schutz des nahen Katzenhauses wahr. Es war Sascha.

Andreas fluchte innerlich. Er hätte sich denken können, dass Sascha zu früh auftauchte. Tritons Körper wurde steif, als er den Fremdling näher kommen sah. Seine Rute bildete eine Waagerechte zum Rücken, der Kopf senkte sich und streckte sich misstrauisch nach vorn.

»Du bleibst hier, Freundchen«, sagte Andreas. Seine Stimme war fest, aber er zweifelte nicht daran,

dass der Hund seine Sorge riechen konnte. Die Frage war, wie er sie interpretierte. Sollte Triton der Meinung sein, dass sein »Rudel« gefährdet war, konnte er falsch werden. Die schlechten Erfahrungen mit seinen Vorbesitzern ließen ihn in solchen Situationen eigenmächtig handeln und unberechenbar reagieren.

Mit raschen Schritten kam Sascha ihnen entgegen. Er lächelte Andreas breit an und ignorierte den Hund an dessen Seite, bis Triton ein unmissverständliches Grollen von sich gab. Das Knurren eines Kuvasz

von rund sechzig Kilogramm Gewicht war eindrucksvoll und ließ Sascha überrascht innehalten.

»Aus. Und Sitz«, forderte Andreas streng, während er in Tritons Halsband griff. Er gab sich keinen Illusionen hin. Falls sein treuer Begleiter auf die Idee kam, Sascha entgegenzustürzen, würde er ihn nicht halten können. Widerwillig sah der Hund zu ihm auf. In Zeitlupe setzte er sich.

»Kann ich näherkommen oder werde ich dann gefressen?«, fragte Sascha und beäugte Triton respektvoll.

»Fressen wird er dich wohl nicht, aber vielleicht auf den Rücken werfen und stellen«, antwortete Andreas und hoffte, dass er damit notfalls recht behielt. Sie hatten nie ausgereizt, wie weit der Kuvasz in prekären Situationen zu gehen bereit war.

Nur nicht nervös werden, sagte er sich. Wenn du nervös bist, glaubt Triton, dass es einen Grund dafür gibt, und fällt seine eigenen Entscheidungen.

Sascha wirkte zu gleichen Teilen beeindruckt wie neugierig.

»Er erinnert mich an einen

Hofhund, den mein Großvater früher hatte. Der hat auch keinen an meinen Opa herangelassen, der ihm nicht koscher war«, sagte er, bevor er sich direkt an Triton wandte. »Hey, mein Freund. Ich beiße dich nicht und du mich nicht. Können wir uns darauf einigen, hm?«

Triton grummelte, als hätte er ihn verstanden und sah erneut zu dem Mann auf, den er zu seinem Herrn auserkoren hatte. Andreas war froh, dass Sascha stehen geblieben war und sich ruhig verhielt. Darüber hinaus freute er sich unbändig, ihn zu sehen. Er grinste.

»Ich weiß nicht, ob er sich darauf einlässt. Herdenschutzhunde sind da etwas eigen. Er hat ziemlich üble Besitzer gehabt.«

»Die ihn ordentlich verbogen haben«, mutmaßte Sascha und trat langsam näher. Er sah Andreas ins Gesicht und ignorierte den angespannten Hund weitestgehend. »Mein Opa hat früher immer gesagt, man dürfe einem Hund nicht in die Augen starren oder ihm das Gefühl geben, dass er etwas zu sagen hat. Sonst glaubt er daran.«

Innerlich pries Andreas den unbekannten Großvater, der seinem

Enkel ein Mindestmaß an Hundeverstand vererbt hatte.

Als Sascha auf einen Schritt herangekommen war, blieb er stehen. »Ich bin zu früh, oder?«

»Ein bisschen. Ich hätte diesen Rabauken sonst schon in den Zwinger gesteckt und mich umgezogen«, nickte Andreas.

»Na, macht ja nichts. Er hält sich ganz gut. Wie heißt er denn?«

»Triton.« Die weißen Ohren zuckten beim Klang des Namens. Andreas' Finger gruben sich tief in das gewellte Fell. »Alles in Ordnung, mein Dicker. Sascha ist

unser Freund.«

Es klang fremdartig und wunderbar. Sie tauschten einen hastigen, verlegenen Blick aus. Andreas spürte sein Gesicht warm werden und hoffte, dass es unter seiner Sommerbräune nicht auffiel.

Sascha sah zu Boden und wandte sich an Triton, der das Knurren inzwischen eingestellt hatte. »Na du? Hast du dich beruhigt?« Er streckte ihm die offene Hand hin. »Einmal schnüffeln gefällig?«

Der Kuvasz schien zwiegespalten, und Andreas biss sich auf die Lippen, um ihm nicht fester ins

Halsband zu greifen. Dann glitt in schwachen Bewegungen eine weiße Rute über das Gras, und er atmete erleichtert auf. Nicht, dass Triton sich entspannt hätte, aber er machte zumindest nicht mehr den Eindruck, als wolle er Sascha anfallen. Mutig geworden ließ Andreas das Halsband los.

Triton streckte sich und roch prüfend an der angebotenen Hand. Sein Schwanz peitschte etwas schneller. Er sah zu Andreas auf, der ihm zunickte: »Lauf.«

Die Rute des Hundes blieb in Bewegung, als er Sascha

umrundete und dessen Hosenbeine in Augen- oder viel mehr Nasenschein nahm. Als er sich anschließend demonstrativ an Andreas' Seite stellte, war das Eis nicht gebrochen, aber er hatte Sascha fürs Erste akzeptiert.

»Herzlichen Glückwunsch«, lächelte Andreas schwach. Fragend sah Sascha ihn an. »Für Tritons Verhältnisse war das eine ausgesprochen freundliche Begrüßung. Da habe ich ihn schon ganz anders erlebt.«

»Er spürt halt, dass ich dir nicht schaden will«, sagte Sascha viel zu

ernst für Andreas' Geschmack. Er merkte es offenbar selbst, denn er wechselte schnell die Spur: »Gehört er dir?«

Die Frage kam Andreas unsinnig vor. Sascha war doch bei ihm gewesen. Aber er ahnte, dass hinter der Frage das Bemühen stand, ein Gespräch in Gang zu halten: »Nein. Er ist einer der Bewohner des Tierheims. Kategorie: hoffnungsloser Fall.«

»Verstehe«, nickte Sascha und warf Triton einen langen Blick zu, bevor er trocken fragte: »Weiß er auch, dass er dir nicht gehört?«

Andreas musste lachen. »Sagen wir, er hat seinen eigenen Kopf. Ich kümmere mich meistens um ihn. Unter anderen Umständen hätte ich ihn längst zu mir geholt.«

Sascha fragte nicht nach den besagten Umständen. Stattdessen rieb er sich eine Spur zu geschäftig die Hände. »Können wir los? Ich habe einen Bärenhunger.«

Ein eingerosteter Sensor in Andreas' Innerem erwachte zum Leben. Stirnrunzelnd betrachtete er das einst so vertraute, mittlerweile deutlich männlichere Gesicht des Freundes. Eine ungesunde Blässe

zeigte sich auf Saschas Wangen. War er aufgeregt? Oder ging es ihm nicht gut? Die zweite Vorstellung versetzte Andreas einen Stich, den er lieber nicht ergründen wollte.

»Gib mir fünf Minuten. Ich treffe dich am Haupteingang.«

Als sie nicht viel später einmal mehr im Wagen von Tanja saßen, warf Sascha Andreas einen entschuldigenden Blick zu. »Ist es für dich okay, wenn wir nur eine Kleinigkeit auf die Hand holen und uns irgendwo in die Sonne setzen? Mir ist heute Morgen etwas dazwischen kommen. Ich habe nicht

so wahnsinnig viel Zeit.«

Andreas war damit mehr als einverstanden. Draußen zu essen war für ihn deutlich entspannter, als an einem Tisch im Restaurant zu sitzen. Von sich aus hätte er diese Alternative im Sinne der Therapie nicht vorgeschlagen. Aber da Sascha den Vorschlag anbrachte, war es in Ordnung, darauf einzugehen.

Neugierig wollte er fragen, was vorgefallen war, verbiss es sich jedoch, als ihm bewusst wurde, dass es ihn nichts anging. Oder ging es ihn etwas an? Er war nicht

sicher, wo die Grenzen ihrer erneuerten Bekanntschaft verliefen.

Stattdessen schlug er vor: »Burger King?«

»Ja, gute Idee. Danach ist mir auch gerade«, seufzte Sascha und fädelte sich in den Hamburger Stadtverkehr ein.

Andreas überließ es ihm, die nächste Filiale ausfindig zu machen. Er konzentrierte sich auf sein Herzklopfen und die Frage, ob es ihn stolz machen sollte, dass er mit einem Freund zum Essen ging. Köninger war die aufrichtige Freude über ihr Freundschafts-Arrangement

anzumerken gewesen, als Andreas ihm davon berichtete. Er hatte ihn gelobt und ihm versprochen, dass jeder Ausflug ins soziale Leben ihn maßgeblich weiterbringen würde. Endlich sollte er die Früchte seiner harten Arbeit ernten und ein Stück Normalität genießen.

Saschas Finger glitten in unruhigem Takt über das Lenkrad. Sein häufiger Blick zur Uhr konnte einem unhöflich vorkommen. Fast glaubte Andreas, dass Sascha gar nicht hier sein wollte. Seine Nervosität nahm zu.

Die Schlange im gut besuchten

Burger King stellte Andreas vor eine kleine Herausforderung. Er überwand sie meisterlich, aber er war dankbar, als sie draußen einen freien Tisch fanden und sich unter dem ausladenden Sonnenschirm setzen konnten. Nach überstandenen Übungssituationen waren seine Knie stets etwas weich. Durstig trank er von seiner Cola, während Sascha in Windeseile den ersten Burger auswickelte und wie ein ausgehungerter Wolf darüber herfiel. Grüner Salat drückte sich aus dem Brötchen und fiel auf das Tablett zurück.

»Hast du in letzter Zeit nichts zu essen bekommen?«, fragte Andreas, während er weit weniger enthusiastisch seine Pommes frites betrachtete. Zögernd nahm er eine einzelne heraus und schob sie sich in den Mund. Er brauchte stets etwas Zeit, um sich an eine neue Umgebung zu gewöhnen. Die latente Übelkeit musste nachlassen, bevor er ernsthaft mit dem Essen begann. Der Umstand, dass ihm das Verhalten seines Begleiters merkwürdig vorkam, half nicht.

Sascha wedelte mit der Hand, um zu zeigen, dass er nicht antworten

konnte. Als er geschluckt hatte, verzog er den Mund. »Du kennst mich. Wenn ich eine Mahlzeit auslassen muss, bin ich nicht zu ertragen. Ich habe heute noch nichts gegessen.«

»Du hast um halb drei noch nichts gegessen?«, erwiderte Andreas ungläubig. »Dann musst du ja fast scheintot sein.«

»So ungefähr.« Die Reste des Burgers verschwanden in Saschas Schlund. Eine zweite Verpackung fiel auf den Tisch, während er murmelte: »Der Übergang ist vermutlich etwas geschmacklos,

aber wie geht es deiner Mutter?«

Andreas verlor sich darin, präzise das Tütchen mit dem Ketchup auszudrücken, bevor er antwortete: »Ganz gut, was die OP angeht. Aber sie ist sehr erschöpft. Weint viel, wenn auch nie vor mir. Streitet sich mit meinem Vater herum. Sie will nach Hause, aber ich glaube nicht, dass sie sobald entlassen wird. Bei Privatpatienten schaut man ja doppelt und dreifach hin.« Er zögerte. »Inzwischen war ein Psychologe bei ihr und hat ihr ins Gewissen geredet.«

»Inwiefern?«

»Ich weiß es selbst nicht genau. Aber sagen wir, ihr Essverhalten war nie das Wahre und muss noch schlimmer geworden sein, seitdem ich fort bin.« Andreas zwang sich, der Schuld keinen Raum zu geben, die mit böse leuchtenden Augen auf ihn zusprang. »Sie ist überarbeitet und psychisch am Ende.«

»Tja, es stimmt eben nicht, wenn die Leute sagen, dass Sorgen und Stress schon keinen umbringen«, nickte Sascha düster. »Allmählich begreifen die Leute ja, dass psychische Gesundheit ebenso wichtig ist wie physische. Aber es

ist noch ein weiter Weg, bis sie auch danach handeln.«

Für Andreas klang das nach einer Weisheit, die Sascha im Studium eingeimpft worden war; steif und weltfremd.

»Meine Mutter ist da jedenfalls weit von entfernt. Sie lernt nicht dazu. Ist ja nicht so, als wäre sie zum ersten Mal an ihre Grenzen gekommen.«

»Ja, ich erinnere mich. Sie war zeitgleich mit dir in der Klinik. Dein Großvater hat es gesagt.«

»Genau.« Andreas wand sich. Er wollte nicht über seine Mutter

sprechen. Er hatte auch ohne Erinnerung an sie genug Schwierigkeiten, der Situation Herr zu werden. Um von dem unangenehmen Thema seiner Familie abzulenken, fragte er Sascha: »Und bei dir? Alles im Lot?«

Der Freund hielt in seinem Bemühen, das Tablett in Rekordzeit zu leeren, inne. »Hm … ja. Jein. Nicht so richtig.«

»Das ist nicht sehr aussagekräftig.« Bevor Andreas sich bezähmen konnte, fügte er hinzu: »Du siehst gestresst aus. Müde.«

»Findest du?« Sascha spielte mit

den Servietten, und Andreas wünschte sich ein Loch, in dem er sich verkriechen konnte. Hätte er bloß den Mund gehalten. Jetzt sah es aus, als würde er Saschas Wohlergehen mit Argusaugen beobachten.

War das unter Freunden normal oder ging er damit zu weit? Gab es denn keine Anleitung, wie Männerfreundschaften auszusehen hatten? Einen Beipackzettel für lebensferne Vollidioten, die sich auf dem Parkett der zwischenmenschlichen Beziehungen nicht auf die Schnauze legen

wollten?

Sascha seufzte und warf den Rest seines Burgers in die Pappschachtel zurück, bevor er sich nach hinten lehnte und einen Fuß auf den freien Stuhl an seiner Seite stützte. »Sorry. Ich versaue gerade unsere Verabredung, oder?«

Andreas schüttelte wild den Kopf.

Sascha lächelte dankbar über die fromme Lüge. »Ich bin auch nicht begeistert. Aber wie es aussieht, muss ich heute noch einen Umzug stemmen.« Er lachte bitter. »Heute Nacht hat es bei uns in der WG dermaßen geknallt, dass ich keine

andere Wahl habe. Ich kann da nicht bleiben.«

Andreas war bestürzt. Der Verlust des sicheren Hafens war für ihn nach wie vor eine der schlimmsten Vorstellungen überhaupt. »Wieso musst du denn ausziehen? Warum nicht der oder die andere? Und hast du schon eine neue Wohnung?«

»Warum ich? Weil ich schuld bin, wenn du so willst. Und selbst wenn nicht: Wir wohnen dort zu dritt. Nils, Svenja und ich. Nils und Svenja sind beste Freunde. Den Rest kannst du dir ausrechnen. Da ist es logisch und vermutlich auch fair, dass ich

gehe.«

»Aber wohin?«, warf Andreas ein. »Hamburg ist nicht gerade dafür bekannt, dass man von heute auf morgen eine neue Wohnung findet. Als Student schon gar nicht.«

Unsicher fragte er sich, ob es an dieser Stelle angebracht war, Sascha sein Sofa anzubieten, bis der etwas Neues gefunden hatte. Er erschauerte bei der Vorstellung, konnte jedoch nicht ausmachen, ob es negative oder positive Empfindungen waren, die über seine Unterarme krabbelten.

Seine Frage erübrigte sich. »Ich

ziehe wieder zu Tanja. Sie hat mein Zimmer frei gehalten und bietet mir seit Wochen an, dass ich zurückkommen kann. Der Stress zeichnet sich schon länger ab. Ich schätze, ich bin ein ziemlicher Depp, dass ich mich nicht rechtzeitig um eine neue Bude gekümmert habe.«

»Deine Tante mag ihren Job als rettender Engel, hm?«, fragte Andreas erleichtert, dass ihm die Entscheidung in Sachen Notunterkunft erspart blieb. Allmählich wurde er neugierig. Er hätte zu gern gefragt, was in

besagter WG vorgefallen war, dass Sascha Hals über Kopf seine Koffer packte.

»Oh ja. Ohne sie wäre ich verloren. Wenn sie mir nicht mal wieder ihren Wagen geliehen hätte, hätte ich ein echtes Problem«, seufzte Sascha verdrießlich. »Ich kann mein Zeug schließlich nicht im Bus transportieren. Einen Teil haben wir heute Morgen schon nach drüben geschafft. Gleich kommen die Bücher, mein Schreibtisch und andere sperrige Teile.«

»Gleich?«, horchte Andreas auf. Das klang, als wäre ihr

Zusammensein sehr knapp bemessen.

Entschuldigend sah Sascha ihn an. »Um halb vier kommt mein Helfer wieder. Dann sollte ich in der Wohnung sein. Sonst könnte er auf die Idee kommen, Nils und Svenja die Meinung zu sagen, falls sie da sind.«

Sascha tat Andreas leid. Ihm war anzusehen, dass Streit und Umzug nicht spurlos an ihm vorbeigingen. Gut, dass wenigstens einer seiner Freunde zu ihm hielt und für ihn in die Bresche springen wollte.

Andreas wollte auch etwas für ihn

tun. Er gab seinen inneren Hürden keine Zeit, sich aufzubauen. »Soll ich dich begleiten? Bei Bücherkisten und Möbeln kann man doch nie genug Hände haben.«

Hätte Andreas sich Zeit gelassen, seinen Vorschlag abzuwägen, hätte er davon Abstand genommen. Vordergründig sah er nur, dass Sascha Hilfe brauchte und es zwischen Freunden normal war, sich beizustehen; so wie Sascha es für ihn getan hatte. Die drohenden Komplikationen hatten keine Chance, auf sich aufmerksam zu machen.

»Das würdest du tun? Das wäre … super«, freute Sascha sich. Er strahlte und kostete Andreas die Fassung, sodass er sich schnell wieder seinem Essen zuwandte.

Verdammt noch mal, sie waren Freunde. Er hatte es nicht anders gewollt. Doch angesichts von Saschas festen Lippen ließ sich nicht leicht vergessen, dass er der erste Mann gewesen war, den Andreas geküsst hatte. Traurigerweise war er auch der einzige. War es da ein Wunder, dass es in seinem Rückgrat kribbelte?

Sascha war schon früher ein aufregender Kerl gewesen und hatte über die Jahre an Ausdruck und Symmetrie gewonnen. Nicht länger ein schlaksiger Jugendlicher, sondern ein Mann, der mit sich und seinen Gliedmaßen im Einklang war.

Bevor Andreas etwas Dummes sagte oder tat, vergrub er die Zähne im Burger. Seine Gedanken ließen sich dadurch nicht besänftigen. In der Vergangenheit hatte er oft die Bilder interessanter Männer, die er beim Spazierengehen sah, mit nach

Hause ins Bett genommen und einem guten Zweck zugeführt. Er bezweifelte, dass es eine gute Idee war, selbiges mit der Erinnerung an Sascha zu tun, der sich gedankenlos die Mayonnaise vom Finger leckte.

Andreas musste die über ihn herfallenden Visionen mit Gewalt auf Abstand halten. Zu nachdrücklich drängten Bilder ihrer Bettdeckenhöhle und die Selbstverständlichkeit, mit der sie sich in den Armen gelegen hatten, auf ihn zu. Er war nur einen Schritt davon entfernt, sich an Saschas verspielte Launen zu erinnern,

wenn er seinen Körper erkundete, als wäre er sein Eigentum. Er durfte diese Schnappschüsse der Vergangenheit nicht aus ihrem Archiv holen.

Der einzig gangbare Weg war, das Essen schnellstmöglich zu beenden und zum anstrengenden Teil des Tages überzugehen: Andreas schlang plötzlich, als wolle er Sascha Konkurrenz machen.

Kapitel 25

Saschas WG befand sich im Randgebiet von St. Georg. Als sie die Gegend um den Steindamm erreichten, sah Andreas neugierig aus dem Fenster. Manchmal erschreckte es ihn, wie wenig er seine Heimatstadt kannte.

Das Flattern begann, als Sascha den Wagen in eine enge Parklücke bugsierte. Zuvor hatte Andreas keine Zeit gehabt, sich zu fürchten. Vielmehr war er beschäftigt

gewesen, sich über den eigenen Wagemut zu wundern. Die stummen Fragen, die auf ihn zudrängten, hatten unerbittlich seine Aufmerksamkeit eingefordert. Fragen, die sich darum drehten, warum es ihm schwerfiel, während des Essens den Blick von Saschas Händen zu wenden.

Entgegen seiner Natur empfand er etwas wie Stolz, als er auf dem Beifahrersitz Platz nahm und sich bewusst machte, was er zu tun beabsichtigte. Nein, Stolz war das falsche Wort. Erleichterung traf es eher. Sie entsprang der Gewissheit,

dass er etwas tun wollte, was ganz und gar normal war. Selbstverständlich wie Verabredungen, Arbeit, Freundschaften, Urlaub oder durchfeierte Nächte. Normalität war etwas, was Andreas nicht oft bieten konnte.

Entsprechend wunderte es ihn nicht, dass seine Finger zu beben begannen, sobald sie aus dem Wagen stiegen. Er vermutete, dass es nicht ungewöhnlich war, ein wenig aufgeregt zu sein, wenn man eine fremde Wohnung betrat. Angst hingegen war sicherlich nichts,

womit sich ein gesunder Besucher herumzuschlagen hatte.

»Wir sind spät dran, fürchte ich. Mal schauen, ob wir schon erwartet werden«, murmelte Sascha mit finsterem Blick zu einem auf malerische Weise heruntergekommenen Mehrparteienhaus.

Andreas zwang sich, seine Aufmerksamkeit auf das fremde Gebäude zu lenken. Sein Blick erfasste eine offen stehende Haustür, von der die Farbe abblätterte, und mit Graffitis beschmierten Klinker. An einigen

Stellen lösten sich die Fugen zwischen dem Stein auf. Die hölzernen Fenster waren ebenso ungepflegt wie die Tür. In langen Spänen platzte der Lack ab, und die Rahmen waren verzogen.

Es war schade um das Gebäude, fand Andreas. Die historische Fassade strahlte Geborgenheit und Standhaftigkeit aus, aber im Gegensatz zu seinem eigenen Zuhause zerfiel es vor den Augen seiner Bewohner.

Im Flur roch es nach Kuchen und Staub. Andreas schluckte. Er verbot sich, Sascha ins Gesicht zu sehen,

während er hoffte, dass dessen WG nicht zu weit oben war. Umso höher eine Wohnung lag, umso weiter war der Fluchtweg. Ohne, dass Andreas etwas dagegen tun konnte, huschte sein Blick suchend durch den Flur. Keine Therapie der Welt konnte verhindern, dass sein Verstand auf die Art arbeitete, die er sich über lange Jahre der Krankheit antrainiert hatte. Sein Gehirn bereitete sich wie ein Kriegsherr auf die Schlacht vor.

Überdeutlich nahm Andreas wahr, dass die Haustür mit einem Haken an der Wand befestigt war, sodass

sie sich nicht schließen konnte. Das war gut. Die Zeit, die es brauchte, um eine Tür aufzureißen, konnte einen töten. Des Weiteren merkte er sich, dass die Einzelteile eines Regals zu nah an der Treppe standen und zur Stolperfalle werden konnten.

»Da wären wir«, unterbrach Sascha Andreas' zwanghafte Inspektion des Flurs. »Sind fast nur noch die Einzelteile der restlichen Möbel. Ich hoffe, die Regalseiten sind nicht zu lang für den Wagen.«

»Und wenn doch?«, bemühte Andreas sich, sich auf die Stimme

seines Begleiters zu konzentrieren.

»Dann sind wir in Schwierigkeiten«, entgegnete Sascha lakonisch, bevor er ruppig gegen eine angelehnte Wohnungstür trat. Sie öffnete sich klaglos. Vom Abschließen schien in diesem Haus niemand etwas zu halten. »Bringen wir es schnell hinter uns.«

Andreas holte verkrampft Luft und folgte Sascha auf das fremde Terrain. Er hasste die Unsicherheit in seinen Knien.

Ungefragt schob sich eine Erinnerung aus der Grundschule an

ihn heran. Sie musste aus einer Zeit kurz vor der endgültigen Manifestation seiner Phobie stammen. Er war auf einem Kindergeburtstag eingeladen gewesen und hatte jede Sekunde des liebevoll gestalteten Nachmittags verabscheut. Still und von den anderen Jungen ignoriert hatte er in einer Ecke gehockt. Den Geburtstagskuchen hatte er nicht probieren mögen, weil ihm schrecklich übel war. Die Vorstellung, beim Topfschlagen die Augen verbunden zu bekommen, war ihm ein Gräuel gewesen.

Schließlich hatte sich die Mutter des Geburtstagskindes seiner angenommen und freundlich gefragt, ob es ihm nicht gut ginge. Er hatte sich geschämt, als die Tränen zu fließen begannen. Der Vater seines Schulkameraden hatte ihn nach Hause gebracht und Ivana gesagt, dass ihm übel geworden wäre und er bestimmt eine Grippe ausbrüte. Und Andreas ahnte, dass es eine Lüge war, denn sobald er in seinem Zimmer war, knurrte sein Magen vor Hunger. An diesem Tag hatte er zum letzten Mal eine fremde Wohnung betreten.

Das Erste, was Andreas auffiel, war der Eigengeruch. Es stank weder nach verfaultem Essen noch nach Alkohol oder ungeputztem Bad. Aber es war ein fremder Geruch, der sich ihm aufdringlich näherte und sich wie ein Tuch auf Mund und Nase zu legen schien.

Das packst du nicht, heulte es in Andreas auf. Das war eine verdammte Mistidee. Wem willst du eigentlich etwas beweisen?

Sascha wollte er etwas beweisen. Bar jeder Vernunft musste er ihm unbedingt zeigen, dass er erfolgreich und nicht mehr der

verlorene Versager war, den Sascha damals verlassen hatte. Er wollte, dass sein Ex-Freund am Ende des Tages beeindruckt nickte und sich im Stillen dachte, dass Andreas stark geworden war.

Woher dieser Wunsch kam, war für Andreas kaum auszumachen. Sein nimmermüdes Unterbewusstsein verlangte nach Rache und Anerkennung zugleich. Es wollte, dass Sascha sich selbst in den Hintern biss, weil ihm bewusst wurde, was er verloren hatte. Gleichzeitig wünschte es, darauf hinweisen, dass Andreas nicht

länger der dürrste Fisch im Karpfenteich und vielleicht sogar ein recht ordentlicher Fang war.

»Mein Zimmer. Oder mein Ex-Zimmer«, deutete Sascha auf eine geschlossene Tür im vorderen Teil des winzigen Flures.

Andreas nickte, warf ihm einen Blick von der Seite zu und fragte sich, wie unglücklich Sascha war, dass er ausziehen musste. Dummerweise kostete es ihn zu viel Kraft, seine Angst zu kontrollieren. Sonst hätte er gefragt, was eigentlich vorgefallen war. Dazu blieb ihnen hoffentlich später Zeit.

Bevor Sascha die Tür öffnete, wandte er sich Andreas zu und sah ihn ernst an. Seine Stirn war umwölkt, als er den Mund öffnete, doch kein Wort kam heraus. Stattdessen berührte er Andreas kurz am Arm. Sanft und ermutigend. Oder dankbar?

Schweigend drückte er die Klinke nach unten. Sie wurden bereits erwartet. Andreas machte einen Schritt zurück, als er die Gestalt bemerkte, die im Schneidersitz vor dem Bett saß und mit einer verkanteten Schraube kämpfte.

Er hatte gehofft, in Saschas

Zimmer für die ersten Minuten seines Aufenthalts auf fremdem Terrain ein sicheres Refugium zu finden. Bis zu einem gewissen Punkt tat er es sogar, denn seine Nase ließ ihn wissen, dass Sascha immer noch dasselbe Deodorant wie früher benutzte. Der unaufdringliche Duft hing zwischen den Wänden fest; gepaart mit der Note, die unweigerlich an faule Nachmittage auf dem Bett erinnerte.

»Hey, Mann, da bist du ja. Du kommst spät«, begrüßte der Fremde Sascha freudig. Andreas'

Augen glitten über rabenschwarze, am Hinterkopf zu einem Rattenschwänzchen gebundene Haare, eine kleine, hagere Statur und Ohren, die genug Löcher schmückten, um als Küchensieb missbraucht zu werden.

»Und du bist früh. Wäre nicht nötig gewesen, dass du allein anfängst«, nickte Sascha.

Der andere zuckte die Achseln. »Umso schneller sind wir aus dem Saustall raus, oder? Obwohl, vielleicht sollten wir ein bisschen länger bleiben.« Er lächelte gefährlich. »Ich hätte größte Lust,

Nils die Meinung zu geigen. Wie hat er es denn am Ende geschafft, dich rauszugraulen? Hat er Svenjas Bett mit seinen Tränchen unter Wasser gesetzt?«

Andreas, der nach wie vor im Flur stand und sich hinter Saschas Rücken und dem Türrahmen versteckte, spitzte die Ohren. Wer immer der Fremde war, er gehörte offensichtlich nicht zur WG.

»Nein, nicht ganz. Sagen wir, ich hatte die Schnauze voll von den kleinen Gemeinheiten und habe ihm gesagt, dass er von mir aus zur Hölle fahren kann. Erst dann kam

Svenja ins Spiel. Er hat sich bei ihr ausgeweint. Die ganze Last der Welt auf seinen Schultern und so weiter, du kennst ihn. Tja, das Ende vom Lied ist, dass Svenja mir heute Morgen heulend gestanden hat, dass Nils eine Anzeige für mein Zimmer geschaltet hat«, erklärte Sascha in einem eigenartig gelassenen Tonfall, den Andreas nicht von ihm kannte.

»Was? Und das lässt du dir gefallen? Ich meine, ich sage dir seit Wochen, dass du hier ausziehen sollst. Aber er kann dich doch nicht einfach vor die Tür

setzen«, begehrte der Namenlose auf.

»Und wie er kann. Ich stehe nicht im Mietvertrag.« Sascha breitete die Arme aus und fügte aufgesetzt hinzu: »Tada!«

Nun war es an Andreas, sich in das Gespräch einzuschalten. »Wieso zum Teufel stehst du nicht im Mietvertrag?«

Er war überrascht, dass Sascha sich auf ein solch unsicheres Unterfangen eingelassen hatte. Er war doch kein Dummkopf. Andreas hätte es nicht ertragen, an einem Ort zu leben, von dem man ihn

problemlos vertreiben konnte.

»Keine Ahnung, Nils war zuerst da«, zuckte Sascha die Schultern. »Und ich habe schließlich nicht damit gerechnet, dass unter seiner niedlichen Fassade ein Stinktier steckt.« Noch während er sprach, fasste er sich an den Kopf und trat einen Schritt beiseite. »Ach so. Sorry. Ihr kennt euch ja gar nicht.« Er deutete auf den jungen Mann am Boden. »Brain, Andreas. Andreas, Brain.«

Die neuen Bekannten musterten sich überrascht, während Sascha ins Zimmer trat und Brain den

Inbusschlüssel aus der Hand nahm, um der störrischen Schraube zu Leibe zu rücken. Andreas erinnerte sich gut an Brain – oder vielmehr an die Erzählungen von ihm.

Sascha hatte mit ihm Abitur gemacht. Allerdings hatte er Brain als farbenfrohen Punk mit Irokesenschnitt beschrieben; nicht als Goth mit Kajal um die Augen und glänzenden schwarzen Haaren. Unübersehbar hatte der Zahn der Zeit Veränderungen bewirkt. Bei Sascha, bei Brain und natürlich bei ihm selbst.

Sein Name schien Brain ebenfalls

etwas zu sagen, denn er sprang auf und kam ihm entgegen. Nachdem sie einen Handschlag ausgetauscht hatten, stieß er Andreas grinsend mit dem Zeigefinger in die Brust. »Andreas, der Mysteriöse. Ich hätte nicht gedacht, dass ich dich mal zu Gesicht bekomme. Wir dachten früher, es gibt dich gar nicht und du bist nur eine faule Ausrede, damit Sascha um die Klassenpartys herum kommt. Cool, dich zu sehen, Mann.«

»Das letzte Mal, als ich nachgeschaut habe, war ich ziemlich real«, gab Andreas zaghaft lächelnd zurück.

Eine Hand, die viel zu groß für Brains schmächtigen Körper schien, landete auf seiner Schulter. »Das wirst du unter Beweis stellen müssen. Auf der nächsten Kneipenrunde heben wir einen zusammen, okay?«

»Eh … gern«, stammelte Andreas, weil es keine Alternative gab, die nicht rüde geklungen oder nach einer Erklärung verlangt hätte.

»Genau. Verführ ihn ruhig zum Saufen. Als hätten wir keine anderen Sorgen«, warf Sascha gallig ein und deutete vielsagend auf das Chaos, das sie umgab.

Andreas war Brain unendlich dankbar für den netten Empfang. Auch darüber hinaus fand er ihn sympathisch. Vielleicht, weil Brain offensichtlich wusste, wer er war und trotzdem freundlich auf ihn zukam. Oder, weil er ein Freak war und Andreas sich selbst als solchen verstand.

Nervös war Andreas trotzdem. Unwillkürlich fragte er sich, was Sascha Brain von ihm erzählt hatte; damals und heute. Brain schien sich jedenfalls nicht zu wundern, dass er wie ein Schatten der Vergangenheit plötzlich auftauchte, um

Umzugskisten zu schleppen.

Um seine Unruhe zu überspielen, rieb Andreas sich geschäftig die Hände. »Dann wollen wir mal, oder?«

Er baute darauf, dass während der Arbeit nicht von ihm erwartet wurde, gesprächig zu sein. Dabei gab es tausend Fragen, die er Sascha gern gestellt hätte. Die Geschichte um den Auszug aus der WG klang eigenartig, und er kannte seinen Ex-Freund gut genug, um zu wissen, dass mehr dahinter steckte als ein Zwist unter Mitbewohnern.

»Ja, fassen wir an«, nickte

Sascha zustimmend und warf Andreas über Brains Rücken hinweg einen schwer zu entschlüsselnden Blick zu.

Mit Feuereifer machten sie sich an die Arbeit. Andreas übernahm es stillschweigend, zerlegte Möbel vor das Haus zu schaffen und platzsparend im Auto zu stapeln. Dadurch kam er an die frische Luft und war nicht gezwungen, permanent in der Wohnung zu bleiben. Zwischen den einzelnen Wegen bekam er hin und wieder einzelne Gesprächsbrocken mit.

»Ihr habt heute Morgen ja schon

eine Menge geschafft«, meinte Brain, als Andreas den dritten oder vierten Gang hinter sich gebracht hatte. Er sprach undeutlich dank zweier Schrauben, die er zwischen den Lippen hielt. Zwischen den zahlreichen Piercings fielen sie kaum auf. »War Isa da?«

»Ja. Isa, Vladimir und Markus. Mareike wollte auch kommen, aber sie konnte sich nicht freimachen«, antwortete Sascha, der mit dem Schreibtisch kämpfte. Der Akkuschrauber in seiner Hand summte. Es polterte, als eine der festgefressenen Schrauben nachgab

und der Schreibtisch sich in seine Bestandteile auflöste. Eins der Seitenteile fiel Sascha auf den Fuß. »Verdammtes Scheißding, ich sollte dich aus dem Fenster schmeißen!«

Andreas hielt diese Lösung nicht für die schlechteste Option. Der Schreibtisch war steinalt. Überhaupt spiegelten Saschas Möbel sein Leben als Student im teuren Hamburg wider. Die wertvollsten Gegenstände waren die verstauten Bücher in ihren Kisten.

Was unter normalen Umständen ein kaum erwähnenswerter Umzugszwischenfall gewesen wäre,

machte Andreas unerwartet das Leben schwer. Mühsam hielt er sich davon ab, wie eine besorgte Glucke auf Sascha zuzustürzen, der auf einem Bein stand und sich den Fuß rieb. Sein Rücken war ihm zugewandt, das Oberteil hochgerutscht. Andreas hatte eine gute Aussicht auf Saschas Hintern. Der Anblick verfehlte seine Wirkung nicht, was nicht zuletzt an den engen Cargo-Hosen lag, die sich fest um Saschas Gesäß spannten.

Andreas spürte, dass Gefahr im Vollzug war. Er räusperte sich unruhig. »Muss das Bett auch mit?

Die Längsseiten bekommen wir nie ins Auto.«

»Ne, das gehört zur Zimmerausstattung. Bei Tanja habe ich ein eigenes«, antwortete Sascha grimmig und setzte vorsichtig den Fuß auf.

Der Hinweis auf das Bett bei Tanja half Andreas nicht, ruhiger zu werden. Er erinnerte ihn nur daran, dass er sich früher ausgemalt hatte, nachts heimlich zu Sascha ins Haus zu schleichen und ihn zu überraschen. Es war mehr als ein Traum gewesen; vielmehr ein Ziel, das er eines Tages erreichen wollte.

Er hatte sich vorgestellt, wie Sascha ihn stumm in die Arme schloss und ihn für seinen Mut lobte. Es war ein Sieg gewesen, der Andreas fest vor Augen stand, bis ihre Beziehung den Bach herunterging und alle guten Vorsätze mit sich riss.

Ein heißer Schmerz fuhr durch Andreas' Bauch. Er raste durch seine Eingeweide und infizierte sie mit Krämpfen. Augenblicklich wurde ihm schwindelig.

»Gut, dann sollten wir keine Probleme bekommen. Für die Regalbretter reicht es«, merkte er matt an und stemmte wahllos eine

der Bücherkisten hoch. Fluchtartig verließ er die Wohnung.

Draußen angekommen setzte Andreas seine Last in den Kofferraum und lehnte sich gegen den Wagen. Er hatte Herzklopfen. Sein Mund war trocken, die Zunge ein nutzloses Stück Fleisch, das an seinem Gaumen klebte. Er atmete zu schnell. Die Panik kam. Er hörte ihren höhnisch sprunghaften Schritt in seinem Kopf.

»Du bist so ein verdammter Loser«, flüsterte er sich selbst zu. Er war der einzige Mann auf Gottes weiter Flur, der sich erst über den

Anblick eines runden Hinterns freuen und in der nächsten Sekunde in Panik geraten konnte. Nur weil er sich daran erinnerte, wie es sich angefühlt hatte, als Sascha ihm das Herz brach.

Während Andreas am Auto lehnte und um seine Beherrschung kämpfte, wühlte er gekonnt in seinem Kopf. Jahre der psychischen Sezierung halfen ihm, dem richtigen Faden durch sein inneres Labyrinth zu folgen. Am Ende der wollenen Spur stand Sascha.

Andreas hatte Angst vor ihm. Er fürchtete weder physische Gewalt

noch Grausamkeiten, sondern Sascha zu nah an sich heranzulassen. Es ging nicht um Schuldzuweisungen oder alte Rechnungen. Andreas konnte nur das Risiko nicht eingehen, sich erneut zu verlieben und einmal mehr in Sachen Zwischenmenschlichkeit zu scheitern. Das würde er nicht überstehen.

Seltsamerweise war es die Akzeptanz dieser Einsicht, die Andreas befreiter atmen ließ. Köninger hätte sich nicht darüber gewundert. Wie oft war ihm gesagt

worden, dass es ihm besser ginge, wenn er sich gewisse Gefühle und Überlegungen zugestand, statt sie zu vergraben und in seinem Inneren Unheil anrichten zu lassen.

Okay, dann hast du eben Angst vor ihm, dachte er tapfer. Das ist ja der Grund, weshalb ihr nur Freunde seid und nie wieder mehr sein werdet. Nicht, weil Sascha eine schlechte Wahl ist, sondern weil du lieber allein bleibst, als noch einmal so tief zu fallen. Weil du ihm vielleicht deine linke Hand anvertrauen kannst, aber nicht dein verdrehtes Innenleben. Niemand

würde damit zurechtkommen. Du kommst ja nicht einmal mir dir selbst klar.

Die Erkenntnis war für Andreas weit weniger bitter, als ein Außenstehender sich vorzustellen vermochte. Er war es gewohnt, nicht zu funktionieren. Er war beschädigte Ware, und daran konnte nichts und niemand etwas ändern. Ihm war bewusst, warum sich Menschen von ihm abwandten. Er verstand es auf die freundliche, gutmütige Art, mit der ein Querschnittsgelähmter eines Tages akzeptiert, dass es Hobbys gibt,

denen er nicht nachgehen kann.

Bewusst atmete Andreas aus, bevor seine Lippen unhörbar formten: »Gut, Junge. Du gehst jetzt da hoch. Du weißt, dass es dir schadet, wenn du schwierige Situationen vermeidest. Du wirst Bretter und Kisten tragen, und du wirst Sascha helfen. Du wirst nicht die Nerven verlieren, und du wirst dich gegen diese ganze Scheiße stellen, die dauernd in dir hochkocht. Und wenn du dafür morgen vor Erschöpfung nicht mehr kriechen kannst und vollkommen im Arsch bist, ist es das verdammt

noch mal wert.«

Hätte er seinen Worten eine Stimme gegönnt, wären sie als Kampfschrei aus ihm hervorgebrochen.

Die Selbsthypnose zeigte Wirkung. Sie entsprach der Technik eines Marathonläufers, der für die letzten zwei Kilometer der Strecke jeden Funken Kraft aus Lungen und Muskeln beschwor. Geradezu wütend stapfte Andreas zurück zum Haus. Er konnte es schaffen. Er musste sich nur selbst besiegen.

Tanjas kleines Auto füllte sich rasch. Als abgesehen von Fahrer-

und Beifahrersitz jeder Winkel mit Büchern, Regalbrettern und Computerzubehör gefüllt war, machten sie sich daran, Brains rostigen Wagen zu beladen. Es war Andreas' gutem Augenmaß zu verdanken, dass sie es schafften, Saschas Zimmer bis auf die letzte Reißzwecke auszuräumen. Zurück blieben Staub und die Art Schmutz, die bei Umzügen hinter den Möbeln auftaucht. Keiner kam auf die Idee, das Zimmer zu reinigen. Ihnen war klar, dass es dazugehörte, wenn man eine Wohnung verließ, aber sie sahen es nicht ein. Sollten Nils und

Svenja sich gefälligst darum kümmern.

Am Ende machten sie einen Rundgang durch die verwaiste Küche und das Bad. Sascha sammelte hier und da Kleinigkeiten ein, die ihm gehörten. Duschgel, ein paar bunte Tassen, Rasierzeug. Den Inhalt des Kühlschranks ließ er unangetastet und bemerkte, dass jede Verpflegung seiner Tante besser war als das, was er von hier mitnehmen konnte.

Darüber hinaus war der Abschied von der WG ein schweigsames Unterfangen. Brain bemühte sich,

die Stimmung mit lockeren, teils bösen Sprüchen aufzuheitern. Er scheiterte an Saschas verbissenem Gesicht und Andreas' Unfähigkeit, sich zu entspannen. Schließlich gab er auf und beließ es dabei, seine beiden Kompagnons heimlich zu beobachten und sich seinen Teil zu denken.

Andreas hätte gern etwas unternommen, um es für Sascha leichter zu machen. Er hatte mittlerweile begriffen, dass Brain und er nicht bei einem Umzug halfen. Sie vollzogen viel mehr einen Rauswurf, dem Streit und

Ärger vorangegangen waren. Sascha war nicht glücklich mit der Situation und wirkte in sich gekehrt. Wäre Brain nicht um sie gewesen, hätte Andreas überlegt, ob er Sascha beiseite nehmen und zu den näheren Umständen befragen sollte.

Sie brachen gemeinsam auf. Brain, dessen Wagen halb auf der Straße gestanden hatte, fuhr voraus. Andreas hatte es nicht eilig, ihm zu folgen, doch Sascha strebte so entschlossen dem Auto zu, dass ihm nichts anderes übrig blieb, als aufzuschließen.

Kaum, dass die Türen hinten ihnen zugeknallt waren, legte Sascha den Kopf auf das Lenkrad. »Das war es dann wohl.«

Einmal mehr machte er einen sehr abgespannten Eindruck, was Andreas wunderte. Fein, Ärger in einer WG war unangenehm, aber doch kein Weltuntergang.

Ihm blieb keine Zeit, sein Mitgefühl zum Ausdruck zu bringen oder Sascha tröstend daran zu erinnern, dass er bei seiner Tante zweifelsfrei ein wunderbares Leben führen würde. Noch bevor er sich versah, murmelte Sascha neben

ihm: »Dann fahren wir mal.«

Mit dem Anlassen des Motors geschah etwas, das Andreas in Ermangelung einer besseren Beschreibung später als Szenenwechsel bezeichnete. Der erste Akt war beendet und ihm dämmerte, dass damit keinesfalls das Theaterstück zu Ende war.

Auf rätselhafte Weise hatte Andreas geschafft zu verdrängen, was ihn erwartete, wenn das Zimmer erst leer war: Sie fuhren nach Hause. Sie kehrten zurück. Dorthin, wo alles begonnen hatte. In die Straße, die Nachbarschaft,

die er seit Jahren mied. Denn selbst wenn ihm Tanjas Haus fremd war, stand daneben die Trutzburg seiner Eltern. Der Ort seiner finstersten Niederlagen, seine Folterkammer. Die herrschaftliche Villa, die ihn einst beschützt hatte, lehrte ihn inzwischen das Fürchten. Da war Angst, in den alten Sog zu geraten, durch die Tür zu treten und den Rückweg nicht zu finden. Eingefangen zu werden.

Dieses Mal waren seine Kraftreserven aufgebraucht, als die Panik über ihn hinwegrollte. Sie näherte sich ihm wie ein Tsunami

und riss ihn von den Füßen. Was im einen Augenblick spiegelglatter Ozean gewesen war, drang ihm im nächsten mit Gewalt in die Lungen. Er konnte nicht atmen.

Hörbar schnappte Andreas nach Luft. Rechts fanden seine Finger den Griff oberhalb des Fensters, links Saschas Oberschenkel. Er krallte sich in Fleisch und Kunststoff, hörte einen erschrockenen Laut und zweifelte, ob er jetzt und hier ersticken musste.

Nein, würde er nicht. Das wusste er genau. Und trotzdem: Panik. Nur

Panik. Er konnte und musste damit umgehen, er hatte keine Wahl. Er konnte atmen, er bildete es sich nur ein. Sein Körper musste nur von dessen Funktionsfähigkeit überzeugt werden. Nach Hause, er wollte nach Hause. In sein Zuhause, nicht in den Käfig, auf den sie zusteuerten. Dorthin konnte er nicht gehen.

Knapp zehn Sekunden waren seit dem Starten des Motors vergangen. Zehn Sekunden, in denen Andreas sicher war, dass er sterben würde, und sein Gehirn wie ein Schnellfeuergewehr Angstgedanken

über ihn ausschüttete.

»Oh verdammt«, hörte er Sascha flüstern.

Der Wagen, der gerade erst ins Rollen gekommen war, ruckte und kam zum Stehen. Dann wurde ihm die Hand vom Fenstergriff gelöst und festgehalten. Sein Kopf wurde in Saschas Richtung gedreht, und er hatte ihn vor sich, seinen Ex-Freund. Mit dem Gesicht, das nicht länger zu einem Jungen gehörte. Mit den besorgten Augen und der Schuld, die ihm quer über die Stirn gepflastert stand.

»Ruhig, okay. Ich bin hier«,

flüsterten Vergangenheit und Gegenwart gemeinsam.

»Ich kann da nicht hin«, schauderte Andreas. Jeder Muskel und jede Sehne von seinen Fingerspitzen bis hoch zum Nacken krampfte. Er hielt es nicht aus. »Ich hab solche Angst. Ich kann nicht. Ich kann da nicht hin.«

»Ist okay, shhh, ich fahre dich heim«, wisperte Sascha, der ihm mit einem Mal sehr nah war. Hände, die seine festhielten, ein Kopf, der sich ihm entgegen neigte. »Ein paar Minuten, dann hast du es geschafft. Oder sollen wir in die WG

gehen? Der Raum ist leer, wir könnten …«

»Nein!« Andreas schrie fast. Er musste heim. Erst in seinem eigenen Bett würde er wieder atmen können.

Saschas Finger streichelten ihn. »In Ordnung. Ich bringe dich nach Hause. Überhaupt kein Problem. Versuch dich zurückzulehnen.«

»Red nicht. Fahr einfach«, winselte Andreas, während er sich im Sitz zu einer Kugel zusammenrollte. Atmen. Er konnte es. Sascha war da. Sascha würde aufpassen. Nein, ihm würde nichts

zustoßen, auch, wenn sein Verstand ihm etwas anderes einflüsterte.

Während der Kleinwagen durch die Straßen schoss, kämpfte Andreas mit sich, die Angst kommen zu lassen. Er durfte sie nicht vertreiben. Musste ihr erlauben, sich zu entfalten, um hinterher zu begreifen, dass sie sich von selbst auflöste. Heute gelang es ihm nicht. Sascha war sein Hemmschuh und gleichzeitig sein rettender Engel. Er verhinderte, dass Andreas sich auf seine erlernten Methoden besinnen konnte, und brachte ihn doch in

Sicherheit.

Wann immer Saschas Hand nicht an der Schaltung gebraucht wurde, berührte er Andreas' zitternde, ineinander geschlungene Hände. Sie waren eiskalt; ein Zeichen, dass der Körper in den finalen Fluchtmodus übergegangen war und die Blutzirkulation in weniger wichtigen Körperteilen vernachlässigte. Todesangst rettete Leben, aber sie war auch anstrengend.

Ruhiger wurde Andreas erst, als die Straßenzüge vor ihnen vertrauter wurden. Eine

Plakatwand, an der er jeden Tag auf dem Weg zur Arbeit vorbeikam, raunte: »Gleich ist es geschafft.« Der Aushang eines nahen Restaurants fügte hinzu: »Du bist fast zu Hause. Mach dir keine Sorgen mehr.« Als sie in seine Straße einbogen, erklärte der Bordstein: »Du bist in Sicherheit.«

Noch bevor Sascha einparkte, konnte Andreas durchatmen. Mit der Luft, die süß und beruhigend in seine Lungen drang, kam die Scham. Zittrig stieß er den Atem aus. Er hatte versagt. Wieder einmal. Und zu allem Überfluss vor

Sascha, dem er sich nie wieder schwach präsentieren wollte.

Wütende Tränen schossen ihm in die Augen, als Sascha seinerseits atemlos sagte: »Ich bin so ein Idiot. Ich habe nicht richtig nachgedacht.«

»Es war meine Entscheidung und mein Risiko«, wehrte Andreas erstickt ab. »Ich bin erwachsen. Ich brauche kein Kindermädchen, das mich vor der Welt beschützt.« Es klang entschlossener als er sich fühlte.

Saschas geballte Faust landete auf dem Lenkrad. »Nein, du brauchst kein Kindermädchen, aber

Leute, die ab und an ihren Kopf benutzen.« Schuldbewusst wandte er sich Andreas zu. Es war kein schöner Anblick zu verfolgen, wie er sich sein schlechtes Gewissen in die Unterlippe kaute. »Wie geht es dir jetzt? Kann ich etwas tun?«

Andreas' zittriges Lächeln konnte nicht vermitteln, wie dankbar er war. Es war etwas Besonderes für ihn, wenn jemand nach seinen Wünschen und Bedürfnissen fragte. Gleichzeitig verabscheute er sich, weil er nicht in der Lage war, Sascha eine vernünftige Antwort zu geben.

Er konnte sehen, dass die Situation ihn mitnahm und er sich schuldig fühlte. Trotzdem wusste er nicht, wie er ihm entgegen kommen sollte.

Es war nicht Saschas Schuld gewesen. Kein Mann konnte einem anderen seine Entscheidungen abnehmen; allein schon deshalb nicht, weil der Betroffene sich dadurch minderwertig fühlte. Andreas hatte sich nach Normalität gesehnt und Sascha helfen wollen. Und nachgedacht hatten sie letztendlich beide nicht.

»Es tut mir leid«, sagte Andreas

leise, statt Saschas Frage zu beantworten. »Jetzt hast du einen Wagen voller Plunder, und ich lasse dich hängen.«

»Der Kram wird nicht schlecht, wenn er ein bisschen langsamer ins Haus getragen wird«, gab Sascha ebenso leise zurück. »Andreas, ich würde gerne … kann ich … soll ich mit nach oben kommen?«

»Nein, wirklich nicht. Ich werde ein bisschen schlafen, denke ich.« Er wollte Sascha nicht unverblümt ins Gesicht sagen, dass er mit seinem Versagen allein sein musste. Und mit dem Gedanken,

was Brain wohl sagen würde, wenn Sascha ohne ihn bei Tanja ankam. Die Panikattacke steckte ihm tief in den Knochen, aber nicht so tief wie das Gefühl, vom Dach eines Hochhauses auf den Boden der Tatsachen gekracht zu sein.

»Tu das …«, flüsterte Sascha unglücklich.

Andreas' eigenen Worten zum Trotz stieg er nicht aus. Saschas halb betroffener, halb sorgenvoller Blick hielt ihn auf dem Sitz. Unausgesprochenes schwebte zwischen ihnen umher. Schlechte Erfahrungen fütterten Andreas mit

einer frischen Portion Sorgen und Ängste.

Es war ihm nicht gelungen, seine Fortschritte und die hart erarbeitete Unabhängigkeit zu präsentieren. Stattdessen hatte er Sascha einmal mehr seine Krankheit vor Augen geführt – in all ihren schmutzigen Grautönen. Was, wenn Sascha nun das Interesse an ihm verlor? Dieses Mal für immer?

Dass Sascha ähnliche Überlegungen quälten, erahnte Andreas erst, als sich sein Gegenüber nervös an den Hals griff und begierig fragte: »Holen wir das

mit dem Essen nach? Dieses Mal richtig? Ohne Umzug und in Ruhe? Oder … wir können auch einen Film schauen. Wie früher bei dir auf …«

Andreas ließ ihn gar nicht erst ausreden. Er war so erleichtert, dass Sascha nicht die Nase rümpfte und ihn abschrieb. Er rief: »Klar! Auf jeden Fall. Komm vorbei, wann immer du Lust hast. Oder ruf an. Egal.«

Sein sprudelnder Enthusiasmus hatte etwas Mitreißendes – und etwas Verzweifeltes. Sascha schien ersteres zu spüren und den zweiten Aspekt zumindest zu vermuten. Er

schenkte Andreas ein Lächeln, das Gletscher schmelzen konnte, bevor er wisperte: »Okay, ich freu mich darauf. Und hey …« Zögernd streckte er die Hand aus und strich Andreas sacht über den Hals. »… auch wenn es nicht ganz geklappt hat. Ich hätte nie gedacht, dass ich dich eines Tages von der Arbeit abhole, wir zusammen Burger essen und du mir hinterher beim Umzug hilfst. Du hast keine Ahnung, wie stolz ich auf dich bin.«

Nach dieser Ansage hatte Andreas es eilig, den Wagen zu verlassen. Sonst hätte er Sascha

geküsst.

Kapitel 26

»Musste Andreas los?«, fragte Brain atemlos, als Sascha vor dem Haus seiner Tante aus dem Wagen stieg.

Der alte Schulfreund war vor ihm eingetroffen und kämpfte mit dem Schloss seines Kofferraums. Die Karosserie des Autos ächzte kläglich. Eines Tages, fürchtete Sascha, würde Brains rostige Kiste unter dessen Händen in ihre Einzelteile zerfallen.

»Ja«, antwortete er knapp. Ein prüfendender Blick traf ihn, gefolgt von freundlichem Schweigen. Sascha war dankbar dafür.

Brain wusste seit Langem, an welcher Krankheit Andreas litt. Damals, als der von Winterfeld-Spross spurlos von der Bildfläche verschwand, hatte Sascha sich seinen Klassenkameraden zugewandt und neben Isa und Miriam auch in Brain einen verlässlichen Halt gefunden. In seiner Angst, Andreas könnte sich etwas angetan haben, hatte er ihnen reinen Wein eingeschenkt.

Sie ließen es ihn nie bereuen.

Dennoch sträubte Sascha sich jetzt, Andreas' Panikattacke beim Namen zu nennen. Nicht, dass er sich dafür geschämt hätte, doch die Situation hatte sich grundlegend verändert.

Andreas war nicht länger gesichtslos für Brain. Sascha war nicht sicher, wie er damit umgehen würde, wenn man allzu offen über seine Schwierigkeiten sprach. Ehrlichkeit war zweifelsohne der richtige Weg, aber es war nicht Saschas Entscheidung, ihn zu beschreiten. Außerdem gab es mehr

als einen ehrlichen Pfad. Offen mit seiner Krankheit umzugehen, bedeutete nicht, dass man jedes Tief und jede Panikattacke ans Licht der Öffentlichkeit gezerrt haben wollte.

Müde streckte Sascha sich und schlenderte zu Brain hinüber. Die Verlockung saß ihm noch in den Knochen. Um ein Haar hätte er die bepackten Autos und seinen Umzug ignoriert, um bei Andreas zu bleiben. Zum einen, um ihn für seine Leistung ausgiebig zu belohnen – mit einer leckeren Pizza zum Beispiel – und zum anderen,

weil er selbst erschöpft war. Und gereizt. Und traurig. Und wütend. Auf sich selbst, auf Svenja, auf Nils, auf das Universum, das schuld daran war, dass er mit 22 Jahren wieder bei Mutti einzog.

Sicher, Tanja war nicht seine Mutter. Viel mehr war sie seine coole Tante, eine Vertraute, eine weise Freundin, die ihm gern ein Ohr lieh und guten Rat bereithielt. Aber es war ihr Haus, in dem er leben würde. Ihre Regeln, denen er sich zu unterwerfen hatte; egal, wie locker sie gestrickt waren.

Sascha sehnte sich danach, allein

zu leben. Hätte er eine Wahl gehabt, wäre er auf die Suche nach einem winzigen Appartement gegangen. Ein Klo mit Dusche, in dem man sich kaum umdrehen konnte, und ein Zimmer mit Kochnische reichten ihm. Aber selbst solche Räumlichkeiten waren in Hamburg kaum zu bezahlen und noch schwerer zu finden.

Niemand hatte von ihm verlangt, auf Nils' Provokationen einzugehen. Niemand hatte ihn gezwungen zu brüllen: »Du kleine Attention Whore kannst mich mal kreuzweise. Fahr zur Hölle mit deiner beschissenen

Opferhaltung!«

Nein, er war nicht nett gewesen. Sascha hatte vorhergesehen, dass ihn dieser letzte Streit sein WG-Zimmer kosten würde. Dass Nils es, ohne ein Wort zu sagen, auf dem Schwarzen Brett in der Universität angeschlagen hatte, war eine andere Sache. Was Svenja anging, konnte Sascha sie ein Stück weit verstehen, wenn er sich anstrengte. Im Augenblick wollte er sich allerdings keine Mühe geben, sondern sich verraten fühlen.

»Bringen wir es hinter uns«, seufzte er und rieb sich über die

Augen. »Vielleicht ist Fabian ja schon zu Hause und hilft.«

»Ich glaube nicht. Ich habe geklingelt, als ich angekommen bin. Scheint keiner da zu sein«, gab Brain zurück. Das Kofferraumschloss gab endlich mit einem hässlichen Geräusch nach. Es klang, es bräche das Genick eines Kleintiers.

Schicksalsergeben nickte Sascha: »Hatte ich befürchtet.«

»Hast du schon einen Hausschlüssel?«

»Jepp.«

Sascha merkte kaum, wie kurz angebunden er sich gab. Der

Schreckmoment, als er begriff, dass Andreas in Panik geraten war, klebte an ihm wie Fliegenpapier. Ihre erneuerte Bekanntschaft war zu frisch, um einschätzen zu können, wo und wann der Freund sich übernahm. Sascha ärgerte sich über sich selbst. Andreas hatte erwähnt, dass er nie wieder nach Hause zurückgekehrt war, nachdem er in der Klinik gewesen war. Zwischen seiner Wut auf Nils und dem Druck des unerwarteten Umzugs hatte Sascha es schlicht vergessen.

Theorie und Praxis. Das

grundsätzliche Wissen um die Entstehung und die Mechanismen einer Krankheit bedeuteten nicht, dass man die Gedanken der Betroffenen lesen konnte oder dass man sie je bis ins letzte, grausame Detail verstand.

Vom rationalen Standpunkt aus wusste Sascha, dass er Andreas nicht vor solchen Tiefschlägen bewahren konnte und durfte. Gefühlsmäßig kam es ihm vor, als hätte er bei der ersten Gelegenheit als Freund versagt.

Das Schleppen der Kisten und Möbelbauteile war ein wortkarges

Unterfangen. Wie von Brain vermutet, war niemand der Familie Holmes zu Hause. Fabian trieb sich bei einem seiner Freunde herum, Aiden war in diesen Tagen einmal mehr auf Tour, Sina hatte Gitarrenunterricht und Tanja war bei der Probe. Daten und Fakten, die innerhalb weniger Stunden wieder zu Saschas Alltag geworden waren.

Ein ums andere Mal stapften die Freunde die kleine Vortreppe hinauf in den Hausflur und von dort in den ersten Stock in Saschas altes Zimmer. Ein Bilderrahmen ging zu

Bruch, als sich ein Regalteil beim Wenden auf der Treppe verhakte. Scherben wurden aufgefegt, Kartons umhergeschoben und Möbel kritisch beäugt, als die Autos leer waren.

Stirnrunzelnd betrachtete Brain das Chaos in dem großzügig bemessenen Zimmer. Es hatte sich seit Saschas Auszug kaum verändert. Selbst die Poster hatte Tanja an der Wand gelassen.

»Willst du heute noch aufbauen?«

Sascha, der sich rückwärts auf sein Bett fallen ließ, schüttelte den Kopf. »Nee. Ich mache das morgen.

Oder in den nächsten Tagen.« Oder gar nicht.

Brain gab ein verständnisvolles Schnaufen von sich und setzte sich falsch herum auf den Schreibtischstuhl. Ernst legte er das Kinn auf die Lehne und betrachtete Sascha, der das Schweigen nutzte, um sich hingebungsvoll die Haare zu raufen. Als der Psychologiestudent nach langen Minuten des Schweigens keine Anstalten machte, sich zu bewegen oder zu reden, bemerkte Brain mit schlecht verhohlener Neugier: »Das war also Andreas, ja?«

»Hmpf«, gab Sascha zurück und war versucht, dem Blick des Freundes auszuweichen. Er sah sich nicht in der Lage, über Andreas zu sprechen, ohne dass man ihm seinen inneren Aufruhr an der Nasenspitze ablesen konnte.

»Und? Läuft da wieder etwas zwischen euch?« Brain ließ nicht locker. »Scheint ein netter Kerl zu sein. Gar nicht … komisch oder so.«

»Wen hast du denn erwartet? Hannibal Lecter? Er hat eine Krankheit, kein getoastetes Gehirn!«, gab Sascha bissig zurück.

Brain ließ sich von dem rüden

Tonfall nicht beeindrucken, sondern begann breit zu grinsen und auf seinem Stuhl zu schaukeln. »Oh, ich sehe schon. Auf jeden Fall ist es ein heikles Thema. Du machst dich gut als Wachhund, alter Knabe.« Er ließ die Fingerknöchel krachen. Deutlich ernster fügte er hinzu: »Ich weiß nicht, was ich erwartet habe. Vielleicht jemanden, dem man seine Probleme mehr anmerkt. Jemanden, der mir nicht in die Augen schauen kann oder irgendwie zerschmettert wirkt.«

»Kann ich mir denken. Ist schon okay«, quetschte Sascha durch die

Zähne. Abweisend blickte er hoch zur Decke, um Brain nicht ins Gesicht schauen zu müssen. Er fühlte sich, als hätte er sich in ein paar Dutzend Reißzwecken gesetzt; unausgeglichen und unzufrieden. Zu blöd, dass er just in dieser Minute sein Schwimmtraining verpasste. Die körperliche Anstrengung hätte ihm geholfen, den Kopf freizubekommen.

»Ehrlich, von einem Kerl, der Angst vor Menschen hat, hätte ich irgendwie etwas anderes erwartet«, sinnierte Brain, nachdem er Saschas unausgesprochene Entschuldigung

mit einer wegwerfenden Handbewegung abgetan hatte. »Stottern, rot werden, keine Ahnung.«

»Er hat keine Angst vor Menschen«, erinnerte Sascha ihn. »Er hat Angst vor Menschenmengen und öffentlichen Plätzen.«

»Ist das nicht dasselbe?«

»Nein. Es ist verwandt, aber nicht dasselbe. Agoraphobie bedeutet nicht zwingend, dass man Schwierigkeiten im sozialen Umgang hat. Dass Andreas ein bisschen unsicher in der Nähe von Fremden ist, liegt daran, dass seine

Eltern sich nicht um eine Behandlung gekümmert haben. Er war zu lange isoliert. Aber das ist nicht dasselbe wie eine Phobie. Ihm machen Orte Angst, an denen er sich nicht sicher fühlt. Orte, an denen er glaubt, sich nicht darauf verlassen zu können, dass er Hilfe bekommt, wenn ihm etwas zustößt. Was du beschreibst – stottern und so weiter –, ist ein anderes Krankheitsbild. Kommt aber vor, dass sich beide vermischen.«

»Herzlichen Dank, Herr Dozent«, amüsierte Brain sich über Saschas Erklärung. »Verstanden habe ich es

immer noch nicht ganz, aber ich glaube, du willst mir sagen, dass sich dein Andreas nicht zu Tode erschreckt hat, weil ich in der Wohnung war. Und das habe ich auch ohne deine Hilfe bemerkt.«

»Depp.«

»Von mir aus. Aber das täuscht nicht darüber hinweg, dass du dich nicht wehrst, wenn ich ihn deinen Andreas nenne.«

Sascha knurrte. Die Prägung der Tapete war ausgesprochen faszinierend – und viel ungefährlicher als Brains neugieriger Blick. »Es ist

kompliziert, okay? Wir sind nicht zusammen oder so. Dafür ist damals zu viel schiefgegangen.«

»Aber du würdest gern«, brachte der Freund das Problem auf den Punkt. Gnadenlos stocherte er weiter: »Du hast ihn nie richtig aus dem Kopf bekommen, oder? Egal, was wir dir geraten haben.«

Sascha wusste nicht, was er dazu sagen sollte. Er wollte nicht von Liebe oder Bestimmung reden. Dass es ihm manchmal vorkam, als verberge sich in Andreas' Körper die Seele, die seine eigene ergänzte, konnte er nicht einmal vor sich

selbst zugeben. Zu theatralisch, zu klischeebeladen, zu intim.

In Ermangelung einer Antwort zuckte er hilflos die Achseln.

Brain erhob sich plötzlich. Er rückte seine Jeans zurecht und nickte Sascha zu: »Wie dem auch sei. Wenn dir je danach ist, dich in der Sache auszukotzen, bin ich dein Mann. Und hey, frag Andreas doch, ob er Bock hat, nächstes Wochenende mit zur Party zu kommen. Er ist herzlich eingeladen.« Damit wandte Brain sich von ihm ab und trat zur Tür.

Überrascht richtete Sascha sich

auf. »Was hast du vor, willst du gehen?« Er fühlte sich schäbig. Seine Gastfreundschaft ließ zu wünschen übrig. Er hatte seinem Umzugshelfer nicht einmal etwas zu trinken angeboten.

»Sagen wir, ich habe den Eindruck, du musst eine Weile allein sein«, drehte sich Brain zu ihm um. Seine Stimme klang eigenartig sanft. »Ich kann’s verstehen. Als das Ding mit Nina in den Seilen hing, war mir auch nicht nach Gesellschaft zumute. Aber hey …«, er grinste wölfisch, »… wenn ich mir ins Gedächtnis rufe, wie Andreas

vorhin deinen Arsch abgecheckt hat, ist bei euch beiden die letzte Messe noch nicht gesungen.«

»Er hat … was?«, krächzte Sascha. Seine Hand zuckte hoch und legte sich mit gekrümmten Fingern vor die Brust. Von einem Moment zum nächsten stand sein Körper unter Strom, schrie danach, auf die Beine zu kommen und aktiv zu werden. Sein Bauch und sein Unterleib wurden erst heiß, dann kalt. Hatte Andreas …? Wirklich?

Brain lachte: »Du hast mich schon verstanden.« Er klopfte an den Türrahmen und machte eine

komische, kleine Verbeugung, bei der die Anhänger seiner zahlreichen Ketten zart klirrten. »Du weißt, wo du mich findest, wenn es etwas gibt.«

»Ja, ich weiß«, murmelte Sascha verwirrt, bevor er ein schnelles »Und Brain … danke« folgen ließ. Dass er sich für mehr als die Umzugshilfe bedankte, musste er nicht in Worte fassen. Sein Freund verstand ihn auch so.

Brain hob zum Abschied die Hand, dann trat er in den Flur und schloss leise die Tür hinter sich.

Sobald Sascha allein war, schob

er ein Kissen unter den Kopf und rollte sich auf der Seite zusammen. Dem angenehmen Sommertag zum Trotz fror er innerlich. Vielleicht bahnte sich eine Grippe einen Weg in seinen Körper.

Er war zu Hause, bei Tanja und ihrer Familie. Er konnte nicht behaupten, dass er diese Umstellung bereits verdaut hatte; von den übrigen Ereignissen des Tages ganz zu schweigen. So viel war geschehen. Gutes. Schlechtes. Aufregendes. Zu viel, um darüber hinwegzugehen, ohne ins Grübeln zu kommen.

Melancholie legte sich als wollene Decke über Sascha. Irgendwo zwischen Brustbein und Wirbelsäule waberte eine diffuse Empfindungswolke. Wilde Zärtlichkeit und Enttäuschung, Zorn und Dankbarkeit, Bewunderung und Ärger über sich selbst. Mittendrin, als Kern des Ganzen, Sehnsucht.

Zu gern wäre er bei Andreas geblieben. Es war so schön gewesen, ihn von der Arbeit abzuholen und zu erleben, wie er mit dem gewaltigen Hund tollte. Zu sehen, dass er am wahren Leben teilnahm.

Die Hamburger vom Mittagessen waren zur Delikatesse geworden, nur weil Sascha sich in der richtigen Gesellschaft befand. Das unerwartete Hilfsangebot und anschließend Hand in Hand sein Zimmer auszuräumen, hatte ihn verflixt stolz gemacht. Er war nicht sicher, ob es klug gewesen war, Andreas zu sagen, wie er empfand. Sascha hatte nicht anders gekonnt. Dass er die Fortschritte sehen durfte, dass sie überhaupt zustande gekommen waren, machte ihn glücklich. Einzig die Tatsache, dass er nicht von Anfang an dabei

gewesen war, trübte seine Begeisterung.

Gequält schloss Sascha die Augen. Er wünschte sich an Andreas' Seite. Er wollte ihm etwas Gutes tun, weil er sich tapfer geschlagen hatte. Ihm etwas schenken, ihm einen schönen Abend bereiten, ihm die Schultern massieren, falls er das wollte. Himmel, wenn es nach Sascha gegangen wäre, würde er Andreas überall massieren; langsam und genüsslich.

An dieser Stelle seiner Überlegungen kamen ihm Brains

Fragen und Bemerkungen in den Sinn. Still gestand Sascha sich ein, was er dem Freund gegenüber nicht zugeben mochte: Er spielte auf Zeit. Er wollte Andreas für sich, selbst wenn es Aspekte gab, die ihn mit Sorge und ängstlichem Respekt erfüllten. Sascha konnte nur hoffen, dass Andreas eines Tages seine Meinung änderte und ihn willkommen hieß.

* * *

Eine halbe Stunde später kehrte Tanja von der Probe zurück. Sie

hatte Sina vom Musikunterricht abgeholt und alle Hände voll zu tun, ihre Tochter zu beruhigen, die wütend auf ihren gar zu strengen Lehrer war. Als Sina endlich Ruhe gab, schlich Tanja in den ersten Stock und öffnete vorsichtig die Tür zu Saschas Zimmer.

Ihr Neffe lag auf seinem alten neuen Bett und schlief. In seinen abgeschnittenen Hosen und mit dem zu lang gewordenen Stachelhaarschnitt sah er für einen Moment nicht älter als der verlorene Junge aus, den sie vor vier Jahren aufgenommen hatte. Er

mochte mittlerweile ein erwachsener Mann sein, aber der Schlaf brachte das Weiche auf seinem Gesicht zum Vorschein, das vielleicht nur eine Mutter oder eben Tante sehen konnte.

Bevor Tanja Zeit hatte, sich zurückzuziehen, trampelte Sina die Treppe hoch und drückte sich an ihr vorbei. Ohne Rücksicht auf Verluste sprang das wilde Mädchen aufs Bett und machte Anstalten, Sascha zu erdrücken.

»Oh, ist das schön, dass du da bist. Können wir heute Abend etwas spielen? Oder hey, machst du mir

die Hausaufgaben? Zumindest diktieren? Und können wir …?«, plapperte Sina munter auf Sascha ein, der Schwierigkeiten hatte, gleichzeitig wach zu werden und den Worten seiner Cousine zu folgen. Sie überwältigte ihn mit ihren übermütigen Stupsern und Liebesbezeugungen.

Ihr Redefluss kam erst zum Erliegen, als Sascha sie packte und zu kitzeln begann. Dafür kreischte sie in den höchsten Tönen und fiel vor Kichern und Quietschen fast vom Bett.

Tanja lächelte in sich hinein,

während sie das Schauspiel beobachtete. Sie war froh, dass die Familie wieder vollzählig war.

Kapitel 27

Er hatte geschlafen, sich einen runtergeholt, trainiert, geduscht und gegessen. Die Unruhe hatte dennoch nicht nachgelassen, sodass Andreas sich am späten Abend den Hausschlüssel geschnappt und aus der Wohnung gestürmt war. Erst, als der milde Sommerwind, dem der charakteristische Duft des Hamburger Hafens anhaftete, ihn auf seinem Spaziergang begleitete, entspannte er sich allmählich. Seine

Schritte waren schnell gewesen; getrieben und bockig in ihrem Bemühen, sich etwas zu beweisen, das er während der ersten Viertelstunde seines Marsches nicht in Worte fassen konnte.

Inzwischen saß Andreas auf einer steinernen Bank im Schatten des Mahnmals St. Nikolai. Von den Überresten der neugotischen Kirche ging etwas Tröstliches aus. Sie besänftigte ihn. Er war nicht religiös und fand keinen Frieden im Glauben. Er fühlte sich in Gegenwart der beschädigten Mauern geborgen, weil die Kirche

sich trotz der Bombardierung im Zweiten Weltkrieg ihren Platz im Hamburger Stadtbild bewahrt hatte.

St. Nicolai war eine Ruine. Die Stadt hatte sich damals gegen den Wiederaufbau entschieden und sie stattdessen zum Mahnmal gegen den Krieg erhoben. Man erhielt sie in ihrem jetzigen Zustand. Turm und Mauern standen aufrecht und trotzten grimmig dem Eindruck massiver Zerstörung. Die umgebenden Bäume wirkten in der einsetzenden Dämmerung wie ein menschliches Spalier.

Er fühlte sich frei.

Köninger hatte in der Vergangenheit oft versucht, ihm aufzuzeigen, wie weit er gekommen war. Doch Andreas hatte Schwierigkeiten gehabt, seine Erfolge anzuerkennen. An diesem Abend glaubte er zu wissen, was sein Therapeut ihm vermitteln wollte.

Die Wände der Wohnung hatten ihn eingesperrt, sein Denken und Empfinden eingezwängt. Das Haus zu verlassen, war ihm natürlich erschienen. Dies war nicht sein erster freiwilliger Spaziergang, aber vielleicht das erste Mal, dass er die

Vorwärtsbewegung in seinem Leben am ganzen Körper zu spüren glaubte.

Ja, er hatte versagt. Der Plan war gewesen, Sascha beim Umzug zu helfen – bis zum Schluss. Es war ihm nicht gelungen. Andreas verfluchte sich nach wie vor dafür, dass er Sascha seine Schwäche in all ihren dumpfen, hässlichen Farben vor Augen führen musste. Darüber ärgerte er sich.

Dennoch kam er nicht umhin, sich an Saschas Worte zu erinnern: »Ich bin stolz auf dich.«

Nicht mehr als fünf simple Silben,

aber sie brannten in Andreas' Brust und hinterließen heilende Wärme. Sascha war stolz auf ihn. Weil er ihn von der Arbeit abholen und mit ihm zu Mittag essen konnte. Weil Andreas ihn beim Ausräumen seiner Wohnung unterstützt hatte. Immer noch stolz, als Andreas' Angst überhandnahm und ihn auf der Zielgeraden von der Strecke drängte. Stolz, weil er am Rennen teilgenommen hatte, statt sich zu verkriechen. Weil er es versucht, sich Mühe gegeben und einiges erreicht hatte.

Lange Zeit hatte Andreas allein

auf dem Tennisplatz gestanden und blind einen Ball nach dem anderen über das Netz geprügelt; nie wissend, ob er ins Feld, ins Aus oder auf die Linie spielte. Köninger war nicht mehr als ein Trainer, der für seinen Rat bezahlt wurde. Heute war zum ersten Mal ein Ball zurückgekommen; von jemandem, der mit ihm spielen wollte, obwohl er kein Profi war und nie einer sein würde.

Saschas Rückmeldung gab Andreas endlich die Möglichkeit, zufrieden mit sich zu sein. Es fühlte sich unglaublich gut an, von außen

aufgezeigt zu bekommen, was er erreicht hatte und sich dessen bewusst zu sein, während er den nächsten Triumph in Form des abendlichen Spaziergangs genoss.

Er hatte etwas erreicht. Nicht alles, was er von sich erwartet hatte, aber genug, um jemanden stolz zu machen. Genug, damit Sascha ihn am Hals berührte.

Andreas' Gesichtszüge waren weich, als er den Kopf in den Nacken legte, die Augen geschlossen. Er wollte nicht sehen, wollte nur allein draußen sein und keine Angst dabei haben.

Unvermittelt musste er an Triton denken. Es wäre schön, den Rüden in dieser Situation vor seinen Füßen zu wissen. Vielleicht war er soweit, wenn er sich draußen regelmäßig so sicher fühlte, wie es in diesen Minuten der Fall war. Dann konnte er seinen vierbeinigen Freund vielleicht bald zu sich holen.

Andreas runzelte die Stirn. Blieb einzig das Problem der Versorgung des Hundes, wenn ihm etwas zustieß. Er brauchte nur ein oder zwei schlechte Tage haben, und schon saß Triton auf dem Trockenen – oder viel mehr auf

dem Feuchten.

Was, wenn er auf der Treppe stolperte, sich den Fuß brach und ins Krankenhaus musste? Wer sollte sich dann um Triton kümmern? Mandy und die Kollegen im Tierheim würden weder ihn noch den Hund im Stich lassen. Nur kam keiner von ihnen besonders gut mit Triton zurecht.

Nein, es war noch nicht soweit, entschied Andreas. Eines Tages, eines Tages würde er Triton zu sich nehmen, aber nicht jetzt. Was sich dafür an seinem Leben ändern musste, wusste er selbst nicht

genau. Er wollte es im Augenblick gar nicht wissen, wenn er ehrlich war.

Andreas streckte die Beine lang aus und grub die Fersen in den Untergrund. Er ahnte, dass ihm eine lange Nacht bevorstand. Wie gut, dass er nicht an feste Zeiten zum Ausruhen gebunden war. Wichtig war nur, dass er über den Tag vier oder fünf Stunden die Augen zu machte; am besten am Stück. Abgesehen davon, dass er nach der Panikattacke eine Weile geschlafen hatte, war er aufgekratzt genug, um den Rest der Nacht wach zu

bleiben. Er würde sich auf die Terrasse setzen, die Außenbeleuchtung anschalten und lesen, bis die Sonne gegen vier Uhr aufging. Dann konnte er immer noch ins Bett gehen.

Andreas überlegte gerade, ob sein Vorrat an Schokolade aufgebraucht war oder ob er sich die Nacht versüßen konnte, als das Vibrieren des Handys ihn aus seinen Überlegungen riss. Er schrak zusammen, empfand den Klingelton als unangenehm laut angesichts der Ruhe im Dunstkreis des Mahnmals.

Nachdem er das Telefon aus der

Hose gezogen und aufs Display geschaut hatte, legte sein Herzklopfen ungewollt zu. Sascha. Auf einmal sehr aufgeregt nahm Andreas den Anruf entgegen: »Hey.«

»Hey, ich bin’s«, antwortete es ihm. »Störe ich? Habe ich dich geweckt?«

Andreas schüttelte den Kopf und erinnerte sich gleich darauf daran, dass Sascha ihn nicht sehen konnte. Er telefonierte viel zu selten. »Nein, keine Sorge. Ich bin gar nicht zu Hause, geschweige denn in der Waagerechten.«

Sascha war die Überraschung anzuhören: »Oh. Okay. Ich wusste nicht, ob ich so spät noch anrufen kann. Aber wenn du unterwegs bist, habe ich dich wenigstens nicht aus dem Bett geschmissen.«

»Ne, weit davon entfernt. Ich habe vorhin gepennt. Heute Abend werde ich sicher noch länger wach sein.« Dass er innerlich an dem Punkt angelangt war, an dem er sich jederzeit gern von Sascha stören ließ, sagte Andreas lieber nicht. Es war ihm unangenehm genug.

Ein kurzes Zögern, dann fragte

Sascha: »Und? Wo treibst du dich so herum?«

»Du wirst lachen, ich bin in der Kirche«, grinste Andreas.

»Du bist … wo?«, gab der Freund ebenso verwirrt zurück, wie er erwartet hatte. »Was zum Teufel machst du nachts um halb elf in der Kirche?«

Leise lachend erklärte Andreas: »Ich bin spazieren gegangen und sitze gerade vor der Nikolaikirche herum. Ist nett hier.«

»Nett? Na, wenn du meinst. Aber wenn du anfängst, auf Friedhöfen herumzuhängen, sagst du mir

vorher Bescheid, ja?«, witzelte Sascha.

Andreas senkte die Stimme und raunte verschwörerisch: »Wieso? Willst du dann mitkommen?«

»Vielleicht …«

Andreas musste schlucken. Verflucht, was dachte er sich dabei, Sascha aufzuziehen? Wie dieser auf seine Spielereien einging, fuhr ihm in die Knochen, und ihm wurde komisch zumute.

Um vom Thema abzulenken, rutschte Andreas rasch in seine übliche Tonlage: »Kirche hin oder her, was gibt es? Seid ihr mit allem

fertig?«

Er wollte nicht hoffen, dass Sascha und Brain noch mit dem Umzug beschäftigt waren. Einige der Möbel hatten den Eindruck gemacht, als ließen sie sich nur mit viel gutem Zureden und Spucke wieder aufbauen.

»Ich … ich wollte fragen, wie es dir geht«, drang es verlegen an Andreas' Ohr. »Oder eigentlich wollte ich dir sagen, dass du zu einer Party eingeladen bist und dabei heimlich rausfinden, wie es dir geht, aber ich dachte, ich kann dann auch eigentlich gleich fragen,

weil … ist ja irgendwie albern, oder?«

Andreas fand Saschas Interesse an seiner Person gar nicht albern. Es rührte ihn und fühlte sich an wie etwas, in das man sich hineinlehnen konnte.

»Gut. Es geht mir gut«, antwortete er mit heißem Gesicht.

»Wirklich?«

»Ja, wirklich.«

Andreas brachte es nicht über sich, Sascha zu erzählen, wie stark er auf dessen Zuspruch reagierte. Es war ihm peinlich zuzugeben, dass ein paar warme Worte und

eine Berührung verhindert hatten, dass er sich den Rest der Woche über die Panikattacke im Auto ärgerte. Dahinter stand eine Macht, die er niemandem einzuräumen bereit war. Einmal mehr auf der Flucht vor einem schwierigen Thema fragte er: »Von was für einer Party redest du?«

»Brain schmeißt wieder einmal eine seiner Feten. Frag mich nicht, was wir feiern. Das wechselt jedes Mal. Er hat ein Faible dafür, verrückte Feiertage auszugraben oder zu erfinden. Vor ein paar Monaten haben wir den Tag der

küssenden Schildkröte gefeiert. Aber da es am Ende eh nur darum geht, möglichst viele Leute zu treffen, viel zu trinken und Unsinn zu reden, ist der Anlass ziemlich egal.«

»Der Tag der küssenden Schildkröte?«, wiederholte Andreas ungläubig.

»Ich habe nicht gesagt, dass es nicht skurril ist. Nur, dass ich dich mitbringen soll«, lachte Sascha. »Und hey, die küssende Schildkröte war noch harmlos. Erinnere mich daran, dass ich dir irgendwann einmal von seiner letzten

Halloween-Party erzähle. Dagegen war jeder Horrorfilm Dreck.«

Verwirrt blinzelte Andreas zum Kirchturm hoch, dessen Umrisse in der einsetzenden Dunkelheit verschwanden. Küssende Schildkröten. Halloween. Party. Brain. Sascha sollte ihn mitbringen. Als Kumpel? Oder ging Brain davon aus, dass sie zusammen waren? Trinken, reden, feiern. Die Nacht zum Tag machen. Wie in den Filmen.

Fuck. Er war 23 Jahre alt und noch nie auf einer Party gewesen. Es wurde Zeit, dass er den Stier bei

den Hörnern packte. Und wenn dort alle Leute so nett waren wie Brain, konnte es nicht allzu schlimm werden.

»Bist du noch dran?«, rief Sascha sich in Erinnerung. »Hey, wenn du keine Lust hast oder dich dabei nicht wohlfühlst, ist das gar kein Problem. Es wird sicher nicht die letzte Gelegenheit sein.«

Andreas holte tief Luft. »Doch.«

»Doch?«

»Doch, ich habe Lust, und ob ich mich wohlfühle, weiß ich erst, wenn ich es ausprobiert habe, oder?«, zwang er sämtliche Alarmglocken in

seinem Inneren zum Schweigen. Sie hatten ihn in der Vergangenheit oft genug betrogen und vom Leben ferngehalten. Er wollte nicht länger von ihnen abhängig sein.

Saschas Begeisterung schlug ihm lautstark entgegen: »Das heißt, du kommst mit?«

»Ich denke schon …«

»Geil! Ich freue mich. Und Brain sich auch. Wird lustig werden, du wirst schon sehen …«, jubelte es durch die Leitung.

Andreas grinste in sich hinein. Ihr Gespräch dauerte noch ein paar Minuten, aber Andreas war nicht

recht bei der Sache.

Er war zu einer Party eingeladen worden und würde hingehen. In das Haus oder die Wohnung einer Person, die er kaum kannte. Köninger würde vor Begeisterung Purzelbäume schlagen, sobald er davon erfuhr.

Kapitel 28

Als das dumpfe Wummern der Musik an Andreas' Ohr drang, war es zu spät. Ab jetzt ging es nur noch vorwärts. Er hatte oft an Flucht gedacht, und im Grunde konnte er nach wie vor umdrehen und gehen. Doch kurz vor dem Ziel mit Sascha als Zeuge mochte er nicht aufgeben.

In den vergangenen eineinhalb Wochen hatte Andreas in einem Zustand permanenter Anspannung

gelebt. Manchmal war es freudige Erwartung gewesen, die ihn fesselte; nicht zuletzt bestärkt durch den Gedanken, dass er etwas Neues, Aufregendes wagte.

Fairerweise musste er zugeben, dass es an Köninger und Sascha lag, wenn er die herannahende Party als Herausforderung der lohnenden Art wahrnahm. Sie hatten ihn zu diesem Thema ordentlich beharkt und klangen, als hätten sie sich abgesprochen. Gerade die Gleichförmigkeit in ihren Argumenten machte sie glaubwürdig. Jeder für sich war nur

eine Person, die ihm viel erzählen konnte. Zu zweit und unabhängig voneinander gewannen ihre Worte an Gewicht.

Seit seiner Zusage hatte ihm die Nervosität immer wieder die Eingeweide zerrissen. Im einen Augenblick fegte er im Hof des Tierheims das Laub zusammen, im nächsten dachte etwas in ihm: »Hör mal zu, du Idiot, ist dir eigentlich klar, was du da vorhast?«

Dann zählte die Angst ihm detailliert auf, was alles schiefgehen konnte – und eine Minute später brauchte er dringend

eine Toilette, weil ihm der Magen in den Hals sprang.

Ein Dutzend Mal war er kurz davor gewesen, Sascha eine Familienkrise, einen verstauchten Fuß, eine Magen-Darm-Grippe, eine gesundheitliche Verschlechterung bei seiner Mutter oder eine plötzliche Weltreise vorzusetzen und sich aus der Affäre zu ziehen. Deutlich häufiger hatte er nachts auf der Terrasse gestanden, Richtung Hafen gestarrt und sich gefragt, welcher Irrsinn seine Zunge geführt hatte, als er die Einladung annahm.

Dabei wusste Andreas ganz genau, warum er zugesagt hatte. In dem Augenblick, in dem Sascha anfragte, ging es ihm gut. Die Überraschung war geglückt, und er hatte sich aufrichtig gefreut, eingeladen worden zu sein. Saschas Zureden hatte sein Übriges getan.

Der Einfluss, den der zurückgekehrte Freund auf ihn hatte, machte Andreas nervös. Sie hatten sich seit dem Umzug nicht getroffen, nur telefoniert. Nie lange, nie zu unmöglichen Zeiten. Doch Andreas mochte diese Gespräche, mochte es, wenn sein Telefon

klingelte und Sascha dran war. War dankbar, dass er hier und heute nicht allein zu Brain ging, sondern dass sie sich vorher getroffen hatten.

Mit klopfendem Herzen betrachtete Andreas das biedere Einfamilienhaus, auf das sie sich zubewegten. Die Heerscharen rostiger Fahrräder in der gepflasterten Einfahrt passten nicht zu dem gepflegten Vorgarten und den von Hand bemalten Blumenkübeln neben der Tür.

Andreas hatte etwas gänzlich anderes erwartet. Ein abbruchreifes

Haus, dessen Wände von innen und außen mit Airbrush verziert waren. Eine enge Studentenbude in einem Wohnheim. Eine düstere Souterrain-Wohnung, in deren Badezimmer man Ratten erwartete, die freundlich einen guten Tag wünschten.

»Hier wohnt Brain?«, fragte Andreas ungläubig. Ihre Schritte wurden von gleichmäßigem Klirren begleitet. Ihm brach der Schweiß aus, was nicht ausschließlich an der nur langsam weichenden Hitze des Tages lag.

Sascha grinste. »Ja. Sieht gar

nicht nach ihm aus, oder?«

»Nein, wirklich nicht. Lebt er hier etwa allein? Ich meine, dann wird er sicher nicht studieren, oder?«

Kaum, dass der Satz über Andreas' Lippen war, wunderte er sich über seine Worte. Weder studierte noch arbeitete er im eigentlichen Sinne – und trotzdem lebte er in einer Wohnung, deren Größe und Ausstattung jedem Immobilienmakler Dollarzeichen in die Augen trieb. Warum sollte es Brain anders gehen?

Sascha winkte ab. »Sein Studium hat er nach dem ersten Semester

hingeschmissen. Das Haus gehört Brains Großmutter. Er wohnt nur in der Einliegerwohnung. Und nein, von seinem Gehalt könnte er sich die Bude sicher nicht leisten. Er jobbt in einem CD-Laden. Nebenher ist er angeblich an einer ganz großen Geschichte in Sachen Software dran. Will wohl das nächste Google erfinden oder so.«

Mit jedem Meter, den sie sich dem fremden Haus näherten, wurden Andreas' Knie weicher. Das Gewicht des Bierkastens in seiner Hand war ein Anker, was nicht zuletzt daran lag, dass Sascha den

anderen Griff hielt. Wenn man sich die Kiste zwischen ihnen wegdachte, hielt Sascha seine Hand. Andreas war nicht sicher, ob ihm der Gedanke gefiel.

Um nicht zu viel Zeit an aufkeimende Ängste zu verschwenden, fragte er schnell: »Und seine Großmutter hat nichts dagegen, dass er eine Party nach der anderen schmeißt? Stört sie das nicht?«

»Nicht, dass ich wüsste.« Saschas Schritt war ekelhaft beschwingt, und die Vorfreude quoll aus jedem seiner Worte. »Sie ist eine ziemlich

unternehmungslustige Lady, sagt er. Gondelt viel in der Weltgeschichte herum und ist froh, wenn Brain ihre Katzen versorgt und das Haus nicht unbewohnt ist. Und es versteht sich von selbst, dass die Partys immer dann stattfinden, wenn sie nicht in der Stadt ist.«

Sie betraten das Grundstück, und die Geräuschkulisse wurde lauter. Zum Dröhnen der Bässe gesellten sich Stimmen.

Kurz bevor sie um die Ecke des Hauses bogen, blieb Sascha abrupt stehen und sah Andreas von der

Seite an. »Ein Teil der Party wird draußen stattfinden. Drinnen kann man meistens sein eigenes Wort nicht verstehen. Deshalb wird sich keiner wundern, wenn du dich ins Gras setzt und dich nicht ins Getümmel stürzt, weiß du?«

»Versuchst du mir gerade eine Hintertür einzubauen?«, fragte Andreas schwach lächelnd.

»Von Einbauen würde ich nicht reden. Sie ist ja schon da. Im wahrsten Sinne des Wortes«, gab Sascha zurück und strich sich mit der freien Hand über den Nacken. Sein Lächeln wirkte ungewohnt

scheu. »Ich möchte, dass du heute Abend Spaß hast. Und … ich dachte es wäre gut, wenn du weißt, wo ich dich suchen werde, falls du auf einmal abtauchst.«

Einmal mehr wusste Andreas nicht, ob er dankbar oder gereizt sein sollte. Ob er es mochte, dass Sascha auf ihn achtgab oder ob er sich dadurch wie ein Hund an der Leine vorkam. In Ermangelung einer klaren Antwort beließ er es bei einem Nicken und sagte sich, dass es vernünftig war, einen Treffpunkt auszumachen.

Als sie hinter das Haus gingen,

kam es Andreas vor, als betrete er einen Hexengarten. Überall wucherte und spross es. In Blumenkästen aller Größen und Formen wuchsen Kräuter; ordentlich beschriftet mit hölzernen Schildchen. Der trockene Rasen knisterte unter ihren Schuhen. Heckenrosen verströmten ihr betäubendes Aroma.

Im Gegensatz zum Vorgarten war den Pflanzen und Büschen mehr Freiheit vergönnt. Efeu kroch am Haus entlang, und die sich unter dem Gewicht ihrer Früchte neigenden Johannisbeerbüsche

hingen fast auf die Terrasse hinab. Es wirkte, als wäre der gepflegte Bereich vor dem Haus für die Nachbarn in Szene gesetzt worden, während der hintere Teil des Gartens nach dem Geschmack seiner Besitzerin gestaltet worden war.

Wichtiger als die Bepflanzung und die gemütlich-dunkle Atmosphäre des Gartens war für Andreas die Erkenntnis, dass Sascha recht hatte: Aus einer offen stehenden Hintertür brüllte Musik, doch etliche Gäste hielten sich im Freien auf. Sie tummelten sich im Schutz eines

Pflaumenbaums, begrüßten sich vor der Kellertreppe oder hockten im Schneidersitz auf der Terrasse.

Die Vielfalt der Stimmen und die teils wilden Begrüßungen erschreckten Andreas. Als Sascha ihn zu der Party eingeladen hatte, hatte ihm eine Veranstaltung mit dreißig Leuten vorgeschwebt. Wenn die Einliegerwohnung nur halb so voll war, wie es durch die erleuchteten Fenster wirkte, näherte sich die Zahl der Gäste dem dreistelligen Bereich.

»Ach du Scheiße«, rutschte es ihm heraus, als sie den Bierkasten

zur Getränkesammlung auf der Terrasse setzten. Kisten stapelten sich übereinander. Auf einem Tapeziertisch stand genug harter Alkohol, um eine Herde Elefanten abzufüllen. Die Körbe mit Pizzabrötchen wirkten dazwischen wie ein schwachbrüstiges Alibi.

Die ersten Gäste bemerkten sie, winkten lässig zu Sascha herüber und schenkten Andreas kaum mehr als einen flüchtigen Blick. Er ertappte sich bei dem Versuch, zwischen Saschas Rücken und der Hauswand zu verschwinden.

»Sieh es so: Je mehr Leute, desto

weniger fällt es auf, wenn wir uns vorzeitig verdrücken«, tuschelte es an seinem Ohr. Er zuckte zusammen, als sich Saschas Hand auf seine Schulter verirrte. »Gehen wir Brain Hallo sagen?«

Andreas ruckte mit dem Kopf. Sein Rücken bestand aus verknoteten Nervensträngen, als sie die Wohnung betraten. Es war eng. Andreas hatte den Eindruck, dass er einem halben Dutzend Leute auf die Füße trat, während sie sich vorwärts schoben. Schlimmer als die räumlichen Beschränkungen waren die Hitze und die

verbrauchte Luft. Wenn Andreas darüber nachdachte, dass die Party gerade erst ihren Anfang genommen hatte, wollte er gar nicht wissen, wie stickig es gegen Ende der Nacht sein würde.

Angespannt musterte er das Durcheinander aus menschlichen Gliedmaßen, leuchtenden Zigarettenspitzen und immer wieder Alkohol; sei es in Flaschen oder Pappbechern. Zwei Mal schreckte er zusammen, weil ihm jemand ins Ohr brüllte. Als er herumfuhr, bemerkte er, dass sich lediglich zwei Leute über die Musik hinweg

unterhielten.

Sie passierten das Wohnzimmer. Durch die offene Tür sah Andreas zwei in Lack gekleidete Mädchen auf dem Tisch tanzen. Sie wiegten sich in den Hüften zur schreiend lauten Industrial-Musik, warfen die Köpfe zurück, sodass ihre wilden Mähnen ihnen bis auf den Hintern fielen.

Schwarz umrandete Augen verfingen sich für einen Moment an Andreas, ein Zwinkern, ein Lächeln, dann drehte die Tänzerin sich weiter und ließ sich von einem der umstehenden Männer eine

Bierflasche reichen. Zum Dank schob sie ihm die Zunge in den Hals.

Andreas nahm sich vor, den Mund fest geschlossen zu halten und keine Getränke zu verteilen. Nicht, dass das Mädchen nicht hübsch gewesen wäre. Sie war nur nicht das, was ihm gefiel, und er wollte es ihr nicht wortreich erklären müssen. Was ihn zu der Frage brachte, ob Sascha die Lackhose noch hatte, die er ihm vor drei Jahren einmal vorgeführt hatte.

Sie fanden Brain in der Küche. Er kämpfte mit dem Kühlschrank und

einem Mädchen, neben dem er geradezu stattlich wirkte. Sie umklammerte knurrend einen Topf mit Nudelsalat und schien Spaß daran zu haben, Brain seine Beute zu verwehren. Andreas sah sich schon mit Mayonnaise und Hähnchenfleisch dekoriert nach Hause schleichen, als die Bemühungen der jungen Frau erlahmten. Sie drückte Brain den Behälter in die Hände und sprang auf Sascha zu. Quietschend schloss sie ihn in die Arme: »Da bist du ja.«

Sie musste sich auf die Zehenspitzen stellen und wirkte

neben ihm dennoch wie eine Zwergin.

»Uffz«, stöhnte Sascha auf. »Isa … Luft …«

Irritiert beobachtete Andreas das Schauspiel. Sascha mit einer Frau im Arm sah falsch aus.

»Brain hat mir eine Überraschung versprochen. Er hat mir gesagt, dass du sie mitbringst. Wo ist sie? Her damit«, lachte Isa aufgekratzt, nachdem sie den langjährigen Freund losgelassen hatte. Sie griff nach einem Becher und trank gierig.

»Eine Überraschung?« Ein eigenartig scharfer Unterton lag

plötzlich in Saschas Stimme. Andreas sah ihn einen Blick mit Brain wechseln, der kurz den Mund verzog und anschließend den Nudelsalat inspizierte. Andreas begriff, dass er Zeuge einer stummen Kommunikation wurde, und fühlte sich ausgeschlossen.

Sascha fing sich rasch und überspielte die Situation mit einem Lächeln. »Wenn Brain dir eine Überraschung versprochen hat, dann gibt er sie dir bestimmt auch. Oder?«

»Hm klar«, brummte der Gastgeber, bevor er sich mit einem

ungleich gelasseneren Nicken an Andreas wandte: »Hey, klasse, dass du mitgekommen bist. Fühl dich wie zu Hause. Will heißen: Alles, was essbar ist, gehört dir. Alles, was du schneller trinken kannst als ein anderer, auch. Und wenn dir wer im Weg steht, schiebe ihn einfach beiseite. Ist ein bisschen voller geworden als geplant.«

Isabell verdrehte die Augen. »Als würde das nicht jedes Mal passieren, wenn du eine Party schmeißt.« Sie wandte sich an Andreas: »Ich bin übrigens Isa. Freundlicherweise stellt mich hier ja

keiner vor.«

»Andreas«, gab er verlegen zurück.

Isabells Mienenspiel entschädigte ihn fast für die Röte, die sie ihm in den folgenden Minuten ins Gesicht treiben sollte. Zuerst lächelte sie ihm herzlich – sogar ein wenig verführerisch – zu, dann machte es den Anschein, als wolle sie etwas Anzügliches zu Sascha sagen. Doch bevor sie dazu kam, dämmerte ihr unübersehbar, wer er war. Isas Blick blieb an Andreas' Gesicht kleben, ihr Mund öffnete und schloss sich wieder. Hektisch sah

sie sich um, funkelte Brain an und starrte Sascha nieder, der mit einem kleinen Grinsen die Schultern zuckte.

»Du bist … Andreas?«, hauchte sie beschwipst, bevor sie zu strahlen begann und Sascha einen Klaps auf den Bauch gab. »Du Stinktier hast mir nicht erzählt, dass er so gut aussieht. Kein Wunder, dass du ihn für dich behalten wolltest!«

Bevor Andreas etwas sagen oder anderweitig reagieren konnte, spürte er fremde Arme um seinen Hals. Ein blumiges Deodorant

vermengt mit Wodkageruch schlug ihm entgegen, als Isa ihn an sich drückte und rief: »Ist das schön, dich endlich kennenzulernen.«

Hilflos sah er zu Brain hinüber, der sich scheinbar wunderbar amüsierte. Da Andreas nicht wusste, was er tun sollte, tätschelte er vorsichtig Isas Schulter und dankte Gott, als er Sascha neben sich sagen hörte: »Wenn du so weitermachst, wird das ein kurzes Vergnügen. Musst du ihn denn gleich erwürgen?«

Als Isabell ihn losließ, spürte Andreas die Hitze in seinen Wangen

pulsieren. Nie zuvor war er so euphorisch begrüßt worden, dass er um seine Rippen fürchten musste; schon gar nicht von einer fremden Frau. Ihm fehlten die Worte. Ein Schwall Säure schoss auf seine Zunge, und für einen rasiermesserscharfen Moment glaubte er, sich keine Minute länger in Brains Wohnung aufhalten zu können. Der Herzschlag passte sich dem Gedanken an, und er sah sich bereits aus dem Raum stürmen, als ihn eine verstohlene Berührung in seinem Rücken stabilisierte. Zwei Finger rieben sacht über die Wirbel

oberhalb seines Gürtels. Andreas kam es vor, als wäre ein Stahlträger hinter ihm aufgetaucht.

»Tja«, brachte er mit hochrotem Kopf hervor. »Anscheinend kennt mich jeder, hm? Dann brauche ich ja gar nicht mehr viel sagen.«

»Nicht so gut, wie wir gerne würden«, gab Isabell eine Spur verhaltener zurück, dafür aber so herzlich, dass Andreas gar nicht anders konnte, als ihr Lächeln zu erwidern. »Oder, Brain? Und was bist du eigentlich für ein mieser Gastgeber? Deine Freunde sitzen auf dem Trockenen, und du frisst

meinen Salat auf.«

»Im Westen nichts Neues«, murmelte Sascha. Zum Dank flog eine Nudel in seine Richtung, der er nur ausweichen konnte, indem er sich an Andreas drückte. Dieser spürte seinen Arm zucken, der aus unerfindlichen Gründen Anstalten machte, sich um Saschas Seite zu schlingen.

Das wird ein harter Abend, dachte Andreas heimlich. Weiter kam er nicht, denn Isa griff nach seiner Hand und zerrte ihn nach draußen, um ihn mit Getränken und Pizzabrötchen einzudecken.

Um 23.39 Uhr, 0 : 12 Uhr und 0 : 45 Uhr wollte die Angst ihn niederringen. Andreas wusste es genau, weil er – entgegen den ihm auferlegten Spielregeln – auf die Uhr seines Handys schaute. Sie drängte sich ihm zwischen Bier und fremden Leuten auf, fuhr ihm in die Knochen und bereitete sich auf den Großangriff vor.

Es waren hässliche Momente, in denen er auf einmal schmecken konnte, was er vor einer halben Stunde gegessen oder getrunken hatte, und der Grund unter seinen Füßen weich wurde.

Die Angst kam immer, wenn er sich in dem viel zu engen Wohnzimmer aufhielt. Sobald er sich durch den Flur auf die Terrasse schlängelte, ging es ihm besser. Hatte er es erst einmal nach draußen geschafft, konnte ihn niemand daran hindern, die Beine in die Hand zu nehmen und zu verschwinden. Die Gewissheit, dass der Fluchtweg offen lag, ließ ihn ruhiger atmen.

Eine große Panikattacke blieb aus. Köninger hatte ihm prophezeit, dass alles gut gehen würde. Im Brustton der Überzeugung hatte er

Andreas erklärt: »Wenn du dich wohlfühlst und durch die Menschen abgelenkt wirst, wird vermutlich gar nichts geschehen. Positiverlebnisse werden weit seltener durch Panikattacken gestört als Sachen, die man ungern macht.«

Überrascht war Andreas trotzdem. Erklären konnte er es sich auch nicht. Er verstand seine Krankheit an dieser Stelle nicht, aber er wollte sich nicht beschweren. Vielleicht war er zu aufgeregt, vielleicht schützte ihn das Adrenalin, das durch seine Adern schoss. Vielleicht war er zu

gerührt von Isa und Brain, die keinen Hehl daraus machten, dass sie sich über seine Anwesenheit freuten. Dasselbe galt für andere Freunde Saschas, deren Namen Andreas nichts sagten.

Gegen ein Uhr nachts musste er feststellen, dass sogar Leute nett zu ihm waren, die Sascha gar nicht kannten. Bevor er sich versah, saß er auf der Terrasse und unterhielt sich mit einem namenlosen Typ in einem Star Wars-T-Shirt über den Niedergang der klassischen Science-Fiction.

Mit der Zeit fügte Andreas sich in

die Party ein. Wie ein Kind unter dem Weihnachtsbaum ließ er sich von der Lebenslust der Anwesenden in ihren Kreis ziehen. Alles war neu und großartig. Gut gelaunte Menschen um ihn herum, die mit Voranschreiten des Abends immer lockerer wurden und mit größter Selbstverständlichkeit neue Bande knüpften. Man trat auf ihn zu, bezog ihn ein.

Und selbst wenn er nicht wusste, an wen er sich wenden sollte und Sascha aus den Augen verlor, langweilte er sich nicht. Die kleineren und größeren Dramen und

Komödien am Rande unterhielten ihn hervorragend.

Zum Beispiel wurde ihnen unfreiwillig ein kleines Theaterstück geboten, als ein Pärchen sich mitten im Garten anschrie und hinterher trennte. Das Mädchen verließ mit verweintem Make-up die Party und ihr Nun-Ex-Freund betrank sich. Nicht viel später fand man ihn knutschend mit einem Kumpel in der Ecke wieder.

Dass Andreas irgendwann nicht mehr nachdachte, hatte nicht zuletzt mit Bruder Alkohol zu tun, dem er fleißig zusprach. Er

verschwendete keinen Gedanken daran, dass er eventuell zu viel trank. Es schien unnatürlich, in einer Umgebung wie dieser ohne Getränk in der Hand im Raum zu stehen. Dass die endgültige Befreiung von seiner Angst einen weiteren Grund hatte, wusste er zu diesem Zeitpunkt nicht.

Spät in der Nacht ging Andreas Sascha endgültig verloren. Das überfüllte Wohnzimmer und das nicht weniger volle Schlafzimmer konnten ihn nicht locken. Stattdessen war er Brain in die Küche gefolgt und saß mit ihm und

einer Handvoll anderer Leute auf dem Fußboden um den Tisch. Es war laut, die Luft verraucht und zum Schneiden dick.

Andreas lehnte mit dem Kopf am Geschirrschrank. Die Gespräche kreisten um Filme, PCs, Spiele, Musik und Frauen. Er fand es erstaunlich leicht, sich bei den ersten Themen einzubringen und zu schweigen, wenn es um Schauspielerinnen und ihre Fahrgestelle ging. Überhaupt kam er selten in die Verlegenheit, etwas von sich preisgeben zu müssen. Einmal fragte ihn jemand, wo er zur

Schule gegangen war, doch Brain besaß die Geistesgegenwart, das Thema mit einem dummen Spruch unter den Tisch zu kehren. Niemand war nüchtern genug, um zu bemerken, dass Andreas die Antwort schuldig blieb.

Und es war egal. Ihm war alles egal, wenn er ehrlich war. Er hatte etwas zu trinken, musste nicht zu laut schreien, um sich verständlich zu machen und mit der Polizei, die irgendwann auftauchte und verlangte, dass die Musik leiser gedreht wurde, hatte er nichts zu schaffen.

Andreas fühlte sich unglaublich gut. Nie hätte er gedacht, dass er einmal eine Nacht wie diese erleben würde. Er hatte sich danach gesehnt, davon geträumt, sich früher gern von Sascha davon erzählen lassen. Er hatte die Geschichten von Mandy und anderen Kollegen in sich aufgesogen wie ein Schwamm, wenn sie von ihren Wochenenden berichteten. Jetzt war er mittendrin und erlebte es selbst. Ihm war nach Lachen zumute. Und danach, seine Dankbarkeit und Lebenslust vom Dach des Hauses zu schreien.

Die Menschen, die ihn umgaben, erschienen ihm unglaublich nett. Deshalb hatte er auch nichts dagegen, als Isa im Verlauf des Gesprächs neben ihm auf den Fußboden plumpste und den Kopf auf seinen Schoß legte. Er lachte leise, als ihre Haare seinen Unterarm kitzelten. Schöne Haare hatte sie. Sie fingen das Licht ein und gaben es zurück. Dufteten nach Honig und Sommer. Ohne Scheu griff Andreas in die weiche Flut und ließ die einzelnen Strähnen durch die Finger gleiten. Isa protestierte nicht, erstickte fast vor Lachen über

einen Witz, den einer der anderen machte.

Der Sonnenaufgang näherte sich ihnen gegen vier Uhr morgens. Das erste Licht stahl sich durch das Küchenfenster, als Sascha ihn fand. Wie durch einen Schleier hörte Andreas ihn knurren: »Ich habe dich draußen überall gesucht, du Hirni.«

»Wieso? Is' doch nett hier«, gab Andreas glucksend zurück. Seit wann war Nebel in der Küche?

»Ja, das kann ich mir denken.« Gegen seinen Willen musste Sascha lachen. Es roch nach Bier, als er Andreas auf die Füße zog. Isabell

protestierte; nicht zuletzt, weil der freche Küchenboden sich um sie drehte, wie sie behauptete.

Der Flur war seinerseits von einem schlechten Architekten entworfen worden, denn er zog sich in Schlangenlinien zwischen den Räumen entlang. Andreas fand diesen Umstand ausgesprochen amüsant. Noch schöner war es, dass Sascha seine Hand festhielt, während er ihn in den Garten zerrte.

Draußen angekommen musste Andreas sich festhalten, damit er nicht umfiel. Die angenehm kühle

Luft traf ihn mitten ins Gesicht. Er schwankte, merkte nicht, dass es Saschas Schulter war, an die er sich klammerte. Viel mehr hatte er damit zu tun, auf den Füßen zu bleiben. Ihm war schwindelig, aber nicht auf die hysterische Weise, die mit Angst einherging.

Nein, eigentlich war ihm eher nach Lachen zumute. Er war so glücklich. Andreas gab ein uncharakteristisches Kichern von sich und legte die Stirn an Saschas Schlüsselbein. Er fühlte Hände, die über seinen Rücken wanderten, ihn umarmten und festhielten. Es tat

gut. So gut. Es war fast so gut wie …

»Eierkuchen«, murmelte Andreas.

»Was?«

»Eierkuchen. Weißt du, was wir jetzt machen?«, nuschelte er an Saschas Hals. »Wir gehen jetzt zu mir nach Hause und kochen. Ich verhungere. Wir picknicken auf der Terrasse. Kommst du?«

Er löste sich von Sascha und stolperte ein paar Schritte vorwärts. In diesem Augenblick konnte er sich nichts Schöneres vorstellen als einen Eierkuchen; von oben bis unten bedeckt mit Sirup oder

Marmelade. Nein, Sirup und Marmelade. Andreas war sich sicher: So hungrig war er nie zuvor gewesen. Oder so zufrieden mit sich und der Welt. Heute Nacht konnte er fliegen. Er musste nur die Flügel ausbreiten.

Eine Berührung an seinem Arm, kurz bevor er den Bürgersteig erreichte. Sascha drehte ihn zu sich um. In seinem Rücken tauchte ein Zaunpfosten auf, gegen den er sich lehnte. Leider nichts, was man essen konnte. Zu schade.

»He!«, rief Sascha und klopfte ihm ein paar Mal ins Gesicht. Er

bemühte sich um Ernsthaftigkeit, konnte sein Grinsen jedoch nicht im Zaum halten. »Reiß dich zusammen.«

»Nein«, nörgelte Andreas und stieß ungeniert auf. »Ich habe Hunger, verdammt noch mal. Los, wir machen Eierkuchen. Wie Ivana früher.«

Belustigt griff Sascha sich an die Stirn und sagte etwas. Andreas schnupperte. Wie gut Sascha roch, besser als die Heckenrosen. Nach Bier, einem Rest Deodorant, Schweiß und sich selbst. Das Hören fiel Andreas schwer. Tausend Laute

drängten auf ihn ein, sodass er das unterdrückte Murmeln Saschas kaum aus den Umgebungsgeräuschen herausfiltern konnte.

»Was?«, fragte er mit schwerer Zunge. Seine Haut kitzelte. Es war wunderschön.

»Fress-Flash. Ich sagte, du hast einen Fress-Flash«, schnaubte Sascha vor Lachen. Liebevoll legte er seine Unterarme auf Andreas' Schultern.

»Fräss … fress-fläsch?«

»Ja, du Pappnase.« Es klang unglaublich sanft. Andreas wollte

sich in Saschas Stimme hineinschmiegen. »Was glaubst du denn, was die in der Küche geraucht haben? Schokoladenzigaretten? Ist dir nicht aufgefallen, dass es komisch roch? Du bist ja völlig breit.«

Eine Denkfalte bildete sich auf Andreas' Stirn. Er verstand Saschas Worte, aber er konnte sie nicht umsetzen. Ihm war leicht zumute, schwerelos geradezu. Wäre da nicht der Eindruck des nahenden Hungertods gewesen, er hätte nichts dagegen gehabt, bis ans Ende seiner Tage an diesem Zaun

zu stehen. Wenn dies das Ergebnis war, wenn man Alkohol und Psychopharmaka mit Marihuana mischte, wollte er mehr davon.

He, wann hatten sich seine Arme eigentlich um Saschas Hüften gelegt?

»Ist das schlimm?«, fragte er schließlich kindlich-naiv. »Mir geht's doch gut.«

Sascha prustete von Neuem los und konnte sich kaum beruhigen. Mit dem Zeigefinger streichelte er Andreas' Kinn. »Nein … nein, das ist nicht schlimm. Hauptsache, du fühlst dich wohl.«

»Tue ich. Aber ich habe Hunger.«

»Die Platte hat einen Sprung.«

»Welche Platte?«

»Vergiss es.«

»Okay …«

Das Gespräch verschwand. Pfeifend spazierte es zwischen ihnen hindurch und ging seine eigenen Wege. Es schlenderte über den Pfad, den zuvor ihr Verstand genommen hatte, direkt ins Körbchen. Andreas' Sinn für Vernunft hatte sich verabschiedet, als er nach dem zweiten Bier weitertrank. Und obwohl jeder Arzt vor Entsetzen über den Cocktail in

Andreas' Blut die Hände über dem Kopf zusammengeschlagen hätte, war er zufrieden und fühlte sich gut. Nein, hervorragend. Fantastisch. Die Nacht, die Party, die vielen freundlichen Leute, Sascha. Normalität in ihrer reinsten Form. Da konnte er doch nur glücklich sein.

Andreas war von den feinen Wimpern unter Saschas Augen fasziniert. Nie zuvor hatte er sie bemerkt. Er fragte sich, woher die kleine Narbe auf der Stirn stammte. Ein besonders hartnäckiger Pickel vielleicht? Der Geruch, der von

Saschas Armen ausging, betäubte ihn.

Andreas sinnierte, warum ihm diese Mischung aus Mann und Schweiß und Nacht und Leben so nahe ging. Sie roch nach Heimat, vermutete er. Er fand darin ein Zuhause, das er vor langer Zeit verloren hatte.

Plötzlich melancholisch hob Andreas die Hand und strich Sascha mit den Fingerspitzen über die Lippen. Auch dieser Mund war einmal Heimat für ihn gewesen. Lange her, aber nie vergessen. Dafür umso heftiger vermisst.

Der Moment verflog, als Andreas' Magen ihn nachdrücklich daran erinnerte, dass er zu leer war. Himmel, er könnte ein ganzes Schwein verspeisen. Und eine Tafel Schokolade. Falls sich dazu noch eine Packung Chips fand, war das auch in Ordnung.

»Wir gehen«, entschied Andreas überraschend bestimmt. »Wir gehen jetzt zu mir nach Hause und plündern den Kühlschrank. Keine Widerrede.«

Ohne zu warten, löste er sich vom Zaun und wandte sich zum Gehen. Er hatte keinen Zweifel

daran, dass Sascha ihm folgen würde.

Kapitel 29

»Was war denn das?«

»Ein Ei, schätze ich.«

Neugierig wie junge Vögel legten Andreas und Sascha die Köpfe schief, um das zerschmetterte Ei auf dem Küchenboden zu betrachten. Die Formen der zerstörten Schale und das auslaufende Innenleben schienen ihnen ausgesprochen faszinierend. Sie wechselten einen Blick und prusteten einmal mehr los.

Andreas konnte sich nicht erinnern, jemals so viel gelacht zu haben. Er schwebte. Zwar stand er nach dem Marsch durch die frühe Morgenluft auf bedeutend sichereren Beinen, aber der Rausch war geblieben.

Auf dem Heimweg hatten sie auf Bordsteinen balanciert, um sich zu beweisen, dass sie nicht betrunken waren. Sie hatten Fangen gespielt, waren von der Haltestelle bis zur Wohnung Arm in Arm gelaufen und hatten Unsinn geredet. Einmal hatte Andreas vor Glucksen und Lachen beinahe gekotzt.

»Okay, was jetzt?«, fragte er grinsend. Die Masse in der Rührschüssel zwinkerte ihm belustigt zu. Viele Dinge hatten an diesem Morgen Augen, die freundlich Blickkontakt zu ihm suchten. »Wie geht es weiter?«

»Wir brauchen noch ein Ei«, murmelte Sascha, der sich halblaut zu erinnern suchte, welche Zutaten in einen Eierkuchen gehörten. »Eier, das versteht sich von selbst. Kuchen? Unsinn. Mehl und Zucker und Milch. Salz? Zimt? Nein. Quatsch. Zimt nicht.«

Andreas nickte ernsthaft. »Auf

dem Fußboden ist eins. Bedien dich.«

»Nein danke. Vielleicht, wenn du hier in den letzten zwei Wochen mal geputzt hättest, aber so …«

Entrüstet ließ Andreas sein Becken gegen Saschas knochige Hüfte krachen: »Was soll denn das heißen? Ich … ich habe geputzt!«

»Wann?«

»Irgendwann.«

»Aha.«

Es war fast sechs Uhr morgens, und in der Wohnung unter ihnen rauschte es in den Wasserleitungen. Um das Haus schleichender

Frühnebel kündigte den nächsten heißen Sommertag an. Kaum, dass sie in seiner Wohnung ankamen, war Andreas durch alle Räume gestürmt und hatte die Fenster aufgerissen, um die frische Luft einzufangen. Früh genug würde die Hitze ihn zwingen, die Jalousien zu senken und jedes Loch im Verteidigungswall zu stopfen, damit die Wärme keinen Weg in sein Heim fand.

Sie kochten. Und es gab die Eierkuchen, nach denen er seit Stunden lechzte. Fasziniert sah Andreas zu, wie Sascha den Teig

anrührte und fischte ein Stück Schale aus der Schüssel.

»Ich hoffe, du weißt, was du tust«, murmelte er zum dritten oder vierten Mal.

Er wollte das Rezept im Internet nachschlagen, doch Sascha hatte ihn ausgelacht und ihn einen verzogenen Bengel genannt. Andreas hatte sich nicht darüber geärgert, sondern zurückgeschossen, dass heutzutage eben nur noch Landeier wüssten, wie man Eierkuchen machte.

»Natürlich weiß ich, was ich tue«, wehrte Sascha den erneuten Angriff

auf seine Kochkunst ab. »Und jetzt schieb deinen Prachtarsch beiseite und lass mich machen. Sonst wird das hier nie was.«

»Selber Prachtarsch«, grinste Andreas, bevor er aus der Küche wankte und sich daran machte, den äußeren Rahmen für ihr Frühstück zu gestalten.

Achtlos riss er die Polster von der Couch und warf sie durch die offene Terrassentür nach draußen. Dem folgten seine zerschlissene alte Wolldecke und die Kissen aus dem Schlafzimmer. Getränke fanden sich schnell. Bier, Kaffee, Orangensaft,

Rum, Wasser. Andreas wusste nicht, wonach ihm zumute war. Seine innere Uhr schrie nach Frühstück, aber sein Magen war in Partystimmung.

Entsprechend bunt war die Mischung, die er in seinem rasenden Hunger zusammenstellte. Käse und Schinken, Chips und Salzstangen, Landjäger und Kekse, Nusscreme, Schlagsahne, Pudding, Weingummi, Senf, Marmelade, Schokoladenriegel, angebratene Nudeln vom Vortag. Die Liste war endlos und ließ ihm das Wasser im Mund zusammenlaufen. Andreas

drapierte die Leckereien rund um die Kissenburg, die er errichtet hatte. Blinzelnd betrachtete er sein Werk und fand, dass das erste Picknick seines Lebens vielversprechend aussah.

Zurück in der Küche beobachtete er feixend, wie Sascha mit ihrem Frühstück kämpfte. Ohne passendes Hilfsmittel fischte er nach dem fertigen Eierkuchen, zerrte ihn mit der Gabel über den Rand der Pfanne und verteilte eine gleichmäßige Spur Fett über Herd und Arbeitsplatte.

»Du ferkelst meine Küche ein«,

meckerte Andreas aufgesetzt. In Wirklichkeit gab es ihm einen trunken-glückseligen Stich, den Freund in seiner Wohnung zu haben. »Und das, wo es hier vorher so ordentlich war.«

»Ordentlich am Arsch«, entgegnete Sascha trocken, während er mit der Gabel in die fertigen Eierkuchen stach, als fürchtete er, es könne unerwartetes Leben in ihnen lauern.

»Warum redest du dauernd von Hinterteilen? Ist das immer so, wenn du einen im Kahn hast?«

»Ich bin schwul. Ich darf das.«

Lachend versuchte Andreas, an Sascha vorbei zum verlockend duftenden Teller zu kommen. »Und was bin ich dann?«

»Ein verkappter Hetero, der bisher nichts von seinem Glück gemerkt hat?«

»Du bist so ein Idiot.«

»Und du ein Saftsack. Jetzt nimm sofort die Finger vom Essen!«

Sie kabbelten sich, bis der Teig aufgebraucht war, dem Hausherrn vor Hunger der Schaum vor dem Mund stand und ein Teller teils goldbrauner, teils verdächtig schwarzer Eierkuchen bereit war,

sie auf die Dachterrasse zu begleiten.

Mit einem Seufzen ließ Andreas sich in die Kissen fallen. Die Welt erschien an diesem Morgen ungewöhnlich sanft. Selbst die Dielen unter den Polstern waren weich und luden dazu ein, sich auf ihnen zusammenzurollen. Selten war ihm aufgefallen, wie elegant die Maserung des Holzes geschwungen war. Die einzelnen Bretter erzählten eine Geschichte. Er konnte sie flüstern hören, als er das Ohr an die Jahresringe legte.

Sascha nahm neben ihm Platz. Er

fiel beinahe hintenüber. »Was machst du denn da? Ich dachte, du hast Hunger.«

»Ich höre den Bäumen zu«, antwortete Andreas verträumt.

»Bäume sind aus. Aber mach du nur. Esse ich eben alles allein auf.« Beherzt griff Sascha zu. Er machte sich gierig daran, Käse und Schinken in einen Eierkuchen zu rollen. Nachdenklich hielt er inne. »Meinst du, es ist sehr ekelig, Senf draufzuschmieren?«

»Superekelig«, antwortete Andreas und trennte sich schweren Herzens von den Dielen.

»Marmelade. Am besten Blaubeermarmelade. Sonst gar nichts. Oder Schokoladencreme. Alles andere ist … wie heißt das noch? Ein Verbrechen an der Menschlichkeit.«

»Menschheit.«

»Sag ich doch.«

Andreas diskutierte nicht weiter. Er war zu beschäftigt, das schmelzende Gefühl auf seiner Zunge zu genießen. Nektar und Ambrosia, Erdbeerkonfitüre und Eierkuchen. Mehr konnte man vom Leben nicht verlangen.

Sascha wischte sich eine Spur

Senf vom Mundwinkel. Angewidert murmelte er: »Keine gute Idee. Schmeckt nicht.«

Lachend schüttelte Andreas den Kopf. Das Gummiband in seinen Haaren löste sich und rutschte über seinen Rücken in die Kissen.

Während er sich mit zwei Fingern Stück für Stück den eingerollten Eierkuchen einverleibte, starrte er in den Himmel, der sich darauf vorbereitete, ein strahlendes Blau anzunehmen. Der Westwind kitzelte ihn behaglich an den bloßen Unterarmen und im Gesicht. Sachte Berührungen, die Legenden in sich

bargen.

Das Universum sprach zu ihm. Andreas glaubte, sich sehen zu können. Als unbeteiligter Beobachter lehnte er am Geländer der Terrasse und betrachtete sich. Was er sah, gefiel ihm. Er war von der Nasenspitze bis zu den Zehen entspannt. Selbst seine Haare kräuselten sich in berauschter Behaglichkeit auf seinen Schultern. Sie erinnerten ihn an die Schwänze der Degukinder, die Donnerstag im Tierheim abgegeben worden waren. Fehlten nur die schwarzen Knopfaugen und die niemals

stillstehenden Nasen.

Vielleicht sollte er ein paar von ihnen nach Hause holen.

Mit einer Hand nach den Chips angelnd wandte er sich Sascha zu. »Was hältst du von Degus?«

»De… was?«

»Nagetiere. Sehr knuffig.«

»Weiß nicht. Schmecken nicht, oder?«

»Ey!«, knuffte Andreas den Freund in die Seite. »Das ist widerlich.«

»Sorry, kann gerade nur ans Essen denken.«

Saschas Appetit stand Andreas' in

Nichts nach. Nur waren die Experimente, die er mit dem Essen machte, deutlich wagemutiger. Schaudernd musste Andreas zusehen, wie Sascha die wartenden Lebensmittel beäugte und sich schließlich ein Sandwich aus Eierkuchen, Nusscreme und Vanillepudding zusammenbaute. Zur Krönung öffnete er eine Flasche Bier.

Andreas wollte sich angesichts der unorthodoxen Speisefolge abwenden und ertappte sich dabei, dass er nicht konnte. In seinem Inneren ließ jemand den Hammer

auf den Lukas krachen und löste ein Klingeln und Summen aus. Vor Andreas' geistigem Auge tauchte ein blinkendes Schild auf, das die Aufschrift »Glück« trug.

Mit Sascha durch die Nacht zu gehen und am Morgen auf der Terrasse zu frühstücken – übernächtigt, betrunken und nicht Herr seiner Sinne –, war Glück. Gerüche zu sehen, Geräusche zu schmecken, Bilder zu hören, das war Glück. Nicht allein zu sein, war Glück. Tolle Menschen getroffen zu haben, war Glück. Freiheit war Glück.

Sie schwiegen. Und es war wunderschön zu schweigen, weil die Atmosphäre dadurch lauter wurde. Sie sang geradezu.

»Weißt du was?«, murmelte Sascha unvermittelt. »Seitdem ich deine Bude gesehen habe, frage ich mich, woran sie mich erinnert. Jetzt weiß ich es. Pornos.«

Andreas senkte langsam die Wimpern, bevor er verwirrt erwiderte: »Pornos?«

»Ja.« Sascha ruderte mit den Armen. »Das alles hier. Diese Terrasse, das Penthouse, der Platz. Das stinkt nach Porno. Du weißt

schon. Dominanter reicher Sack vögelt Pizzajungen. Oder gelangweilter Yuppie nagelt den Klempner in der Dusche.«

Auf Andreas' Stirn bildete sich eine Denkerfalte. Er versuchte, sich in die Rolle des erwähnten Sacks oder Yuppies zu versetzen. Oder war er in diesem Szenario eher Dornröschen, das vom Hausmeister wachgeküsst wurde?

»Schon möglich«, spann er den Faden weiter. Er war weder unangenehm berührt noch fand er Saschas Gedankenspiele eigenartig. Bei näherer Betrachtung hatte der

Freund sogar recht. Fragte sich nur eins: »Hey, das wäre es doch. Meinst du, ich gäbe einen guten Darsteller ab?«

»Mit Sicherheit«, murmelte Sascha abwesend. Er hatte den Rücken durchgebogen und musterte über Kopf ihre Spiegelung in der Terrassentür.

»Weil … Ich könnte damit ein Vermögen machen und müsste nicht mal aus dem Haus gehen«, träumte Andreas hemmungslos. »Und Sex, soviel ich will.«

»Man kann nie genug Sex haben.«

»Genau. Und weißt du, was das Schönste wäre?« Andreas gab sich Mühe, sein hysterisches Lachen im Zaum zu halten. Er streckte die Hand aus und zeichnete imaginäre Buchstaben in die Luft. »Ich kann mir genau die Schlagzeilen vorstellen: Von Winterfeld Junior versumpft in der schwulen Porno-Branche.«

»Spross von Hamburger Schlagsahne-Erzeuger erzeugt Sahne der besonderen Art«, trumpfte Sascha kieksend auf. »Oder … warte mal … mir fällt bestimmt noch etwas Besseres

ein.«

»Lass es lieber«, unterbrach Andreas ihn sich den Bauch haltend. »Mir wird sonst schlecht vor Lachen.«

»Nimm dir noch einen Eierkuchen. Du wolltest die Dinger unbedingt haben. Wehe, es bleibt was übrig.«

Doch Andreas hatte das Interesse am Essen verloren. Er konnte nicht anders, als dem aberwitzigen Gedanken zu folgen, den Sascha ihm in den Geist gepflanzt hatte. In seinem aktuellen Zustand erschien ihm dessen Idee grandios und

ungemein vielversprechend.

Pornos drehen. Unbedingt. Warum nicht? Jeder guckte Pornos, oder? Jeder mochte Pornos, aber keiner gab es zu. Was war schon dabei? Es war Sex, bei dem eine Kamera dabei war. Nicht mehr und nicht weniger. Na gut, vielleicht ein bisschen mehr. Ob man sich seine Kollegen aussuchen durfte? Oder musste man jeden Pimpf nehmen, der einem vorgesetzt wurde? Im wahrsten Sinne des Wortes?

»Ich könnte im Keller ein Verließ einrichten lassen. Für die härtere Gangart«, überlegte Andreas laut.

»Und das Badezimmer umbauen lassen. Ohne Jacuzzi geht ja wohl gar nichts. Und dann … meinst du, ich muss diese komischen Kunststoffpalmen auf die Terrasse stellen? Oder echte? Man müsste mal prüfen, ob man Szenen am Geländer drehen kann, ohne dass unten jemand in Ohnmacht fällt. Denkst du, man kann es von da unten erkennen, wenn man es hier oben treibt? Oder sieht man dann nur einen Schatten? Hängt sicher von der Tageszeit ab. Was hältst du von Nachtaufnahmen? Feuer auf der Terrasse. In Kohlebecken und …«

»Hältst du wohl die Klappe?«, fuhr Sascha ihm dazwischen und riss Andreas aus seinen wilden Träumereien. »Gras macht mich eh schon geil genug. Da musst du mir nicht auch noch Settings für Pornos mit dir als Hauptdarsteller aufs Brot schmieren.«

»Wieso? Turnt dich das etwa an?«, fragte Andreas naiv. Die geschäftlichen Überlegungen hatten seine für Sex verantwortlichen Gehirnzellen noch nicht erreicht.

Statt einer Antwort gab Sascha ein unartikuliertes Schnaufen von sich und zog die Knie an den

Oberkörper. Er umklammerte die Schienbeine mit den Armen, als brauche er etwas, an dem er sich festhalten konnte. Ein halber Eierkuchen fiel ihm aus der Hand und landete auf dem Boden.

Andreas begann, kaum hörbar zu lachen. Plötzlich war es ein Ding der Unmöglichkeit, sich zusammenzunehmen. Eine Situation, die ihn unter anderen Umständen verlegen gemacht und unerwünschte Gedankenzüge in Bewegung gesetzt hätte, erschien ihm urkomisch.

Grinsend rückte er näher an

Sascha heran und schob verspielt die Hand zwischen dessen Beine und Unterleib. »Hast du etwa ’nen Ständer? Oh ja, schau an. Hast du.« Er strich über den gespannten Stoff der Hose, spielte mit der Gürtelschnalle. »Na, einen Fan habe ich dann wohl schon.«

Sascha senkte die Stirn auf sein Knie und stöhnte verhalten: »Mach so weiter und der Fan fällt über dich her.«

»Gibt’s nicht.« Andreas’ Finger stellten das Streicheln nicht ein. Es machte ihm zu viel Spaß, Saschas Unbehagen für seinen Spieltrieb zu

missbrauchen. Ihm kam nicht in den Sinn, dass er sich unfair verhielt, dafür war er zu weit von jedem rationalen Gedanken entfernt. »Darsteller müssen mysteriös bleiben. Sonst kauft ja keiner die Filme.«

Saschas Hand legte sich über seine und zog sie von seinem Unterleib weg. »Hör auf. Sonst schwöre ich dir, dass ich die Hose runterlasse.«

»Und dann?«

»Dann hole ich mir einen runter. Was denkst denn du?«

Saschas Stimme schlurrte und

bebte vor unterdrückter Erregung. Andreas wollte wissen, wie weit er seinen Ex-Freund treiben konnte. Macht kristallisierte sich in seinem Bauch und spie lustvolle Splitter in seine Adern.

»Mach doch«, hörte Andreas sich raunen.

Atemlos sah er zu, wie Saschas Kopf sich millimeterweise in seine Richtung drehte. Die vertrauten und über die Jahre doch fremd gewordenen Lippen standen offen.

Er hielt das Kinn gesenkt und neigte den Nacken, als wolle er auf Andreas losgehen. Dann flüsterte

er: »Weißt du was? Das mache ich auch.«

Andreas' trüber Blick konnte den abrupten Bewegungen kaum folgen. Durch einen Schleier musste er zusehen, wie Sascha unsicheren Fußes auf die Beine kam und ihn herausfordernd von oben anstarrte. Schuhe flogen davon, gefolgt von Socken und einer Hose, die raschelnd über bloße Haut glitt. Unterwäsche gab es nicht.

Filmstreifen schienen Sascha einzurahmen, als er von seinem Oberteil abgesehen nackt zur Hängematte schritt und sich darin

niederließ. Seine Beine hingen rechts und links vom bunten Stoff herab. Die Füße setzten auf dem Boden auf und stabilisierten seinen Körper. Sascha streckte sich wohlig und ließ beide Hände unter sein T-Shirt gleiten, schoben es hoch, bevor sie zielstrebig tiefer reisten.

Halb erschrocken, halb gebannt wurde Andreas Zeuge, wie Sascha die rechte Hand zur Faust ballte und um sein Glied schloss. Die andere krabbelte über seinen Unterleib, kitzelte hier, streichelte dort, und kraulte sich schließlich ihren Weg zu den Hoden.

Das Seufzen, das sich aus Saschas Mund löste, sprach von schierer Erleichterung. Es war ein Laut bedingungsloser Sinnlichkeit.

Andreas hielt es nicht auf seinem Platz. Polster verrutschten, als er umständlich auf die Beine kam. Unendlich langsam sickerte die Erkenntnis in seinen Kopf, was vor sich ging.

Der Anblick des groß gewachsenen Mannes in seiner Hängematte ließ ihn alles andere als kalt. Saschas Körper hatte sich unübersehbar verändert. Seine Unterarme waren stärker behaart

und auch die dunkle Linie am Bauch, die wie ein Pfeil auf seine Erektion zeigte, war prägnanter geworden.

Komm schon, zieh das Shirt aus, forderte es hinter Andreas' Stirn. Er musste sehen, wie es um Saschas Schultern und Brust bestellt war. Dabei wollte er es gar nicht wissen. Und hatte doch den Eindruck, ohne dieses Detail nicht atmen zu können.

Aufgebracht schlich er zum Geländer der Terrasse und lehnte sich dagegen. Unter ihm bewegten sich sonntägliche Frühaufsteher in

winzig kleinen Autos durch die Straßen. Hier oben schmiegte Sascha den Kopf in die gespannte Kante der Hängematte und steckte den Daumen in den Mund, um anschließend Feuchtigkeit auf seiner Eichel zu verteilen.

In der Vergangenheit hatte Andreas von diesem Schwanz geträumt. Er war nachts aus dem Schlaf gefahren – verschwitzt und bis an die Schmerzgrenze erregt – und hatte sich gewünscht, ihn berühren zu können; nur noch ein einziges Mal.

Er hatte sich dafür verflucht und

auf seine Wut konzentriert. Sich gesagt, dass es auf keinen Fall infrage kam, auf diese Weise von Sascha zu träumen. Erst sehr viel später war es ihm gelungen, Frieden mit den unerwünschten Bildern zu schließen. Nach und nach hatte er gelernt, sie als das zu nehmen, was sie waren: Erinnerungen eines Körpers, der seit Jahren von keinem Mann angefasst worden war.

Ungewollt versank Andreas in dem Schauspiel, das er herausgefordert hatte. Eine neue Trunkenheit mischte sich zu dem

Rausch, den er bisher erlebt hatte. Sie fokussierte seinen Blick, statt ihn zu trüben. Er trank Saschas raue Zärtlichkeit zu dessen eigenem Körper.

Andreas hatte schon oft an Saschas Stelle gelegen und es gefeiert, sich unter freiem Himmel – und doch verborgen vor fremden Blicken – zu befriedigen. Er wusste, wie gut sich die aus rauen Fasern gewebte Hängematte auf der Haut anfühlte und wie schön es war, hinterher verklebt in der Sonne einzuschlafen.

In Andreas' Bauch begann es zu

ziehen, langsam und stetig. Nicht heiß und urplötzlich, wie er es von sich gewohnt war. Die Erregung kämpfte sich ihren Weg durch seinen vernebelten Geist und überzeugte den Körper allmählich, auf den Reiz von außen zu reagieren. Außerdem ging die Lust tiefer. Sie bildete sich in seinem Rückgrat und drängte von dort durch Andreas' Nervenbahnen. Lippen, Finger, Bauch, Zehen, Ohren, Glied kribbelten sanft und erzeugten unbändige Sehnsucht. Nach Zähnen und feuchter Zunge, nach einem suchenden Mund und

Händen, die zufassten.

Schlimmer als das tatenlose Zusehen waren die Geräusche. Sascha wand sich nicht wie eine Diva oder keuchte wie ein verhindertes Pornosternchen. Er atmete meist nur schwer, sodass man jedes Seufzen, das darüber hinausging, zurückspulen und erneut in sich aufsaugen wollte.

Andreas' Hand kroch in seinen Schritt. Instinktiv tasteten seine Finger über die erwachende Erektion. Es war eine Bestandsaufnahme, und er war überrascht, wie schnell er unter

dem sachten Tasten hart wurde. Da sollte noch einmal jemand behaupten, dass man betrunken keinen Sex haben konnte. Wo er gerade dabei war: War er überhaupt noch betrunken? Wen kümmerte es?

»Komm her«, flutete es ihm entgegen, während er sich durch die Hose hindurch knetete. Andreas glaubte, sich verhört zu haben. Er rührte sich nicht.

»Es ist nichts dabei. Und es ist Platz genug.«

Sascha hatte sich ihm zugewandt und die Augen geöffnet. Ein feines

Lächeln spielte um die Lippen. Seine Hand hielt nicht inne, streichelte in einem trägen Rhythmus. Andreas hatte den Eindruck, dass sie auf ihn wartete. Speichel sammelte sich auf seiner Zunge. Er konnte nichts mehr sehen außer dem Mann in seiner Hängematte und dessen lächelndem Mund, der ihn unmissverständlich einlud.

Nein, es war nichts dabei. Sie waren erwachsen. Tausend Jungs wichsten in der Gegenwart ihres besten Freundes, ohne schwul oder zusammen zu sein. Und hey, sie

waren immerhin schwul.

Zögernd näherte sich Andreas der Hängematte, ließ den Blick über Saschas Knie tanzen. In seinem Blut sprudelte Brausepulver. Es brachte ihn um den Verstand. Bevor er sich entschieden hatte, fummelten seine Finger bereits am Reißverschluss.

Mit in die Unterlippe gegrabenen Schneidezähnen wartete Sascha auf ihn. Andreas glaubte, dessen Hände zittern zu sehen. Sie krampften sich um Saschas Schwanz und bewegten quälend langsam die Vorhaut hoch und runter. Er spielte mit sich, spielte mit Andreas, der nicht

wegsehen konnte.

Achtlos fiel seine Kleidung zu Boden, und frischer Morgenwind legte sich als kühler Mantel um Andreas' Schultern. Er wusste nicht wohin, bis Sascha ein Stück nach oben rutschte und ihm Platz machte. Andreas setzte sich ihm gegenüber in die Hängematte. Bei jeder Bewegung wippte sein Glied aufgeregt auf und ab, und zwischenzeitlich fürchtete er, die Verankerungen der Stoffbahn würden sie nicht halten. Die Taue ächzten kurz auf, dann nahm Andreas nichts mehr wahr außer

Saschas Haut, die sich an seine drängte. Nur ihre Knie berührten sich, aber es war, als würde er von innen heraus verbrannt. Andreas glaubte, das Gleichgewicht zu verlieren, als sich Saschas Oberschenkel behaglich über seinen legte. Ihre Körper rutschten aufeinander zu, ihre Beine verhakten sich. Andreas' Fuß strich über Saschas Schienbein, und er liebte es.

Unter den Augen des jeweils anderen fassten sie zu. Ein halblautes Stöhnen schwebte auf Andreas zu, als Sascha ihn begierig

musterte. Dessen Blicke tasteten über seine Brust und gingen ihm unter die Haut.

Andreas musste sich anfassen. Grob griff er zu. Er brauchte das jetzt. Wenn er sich nicht auf seine Härte konzentrierte, fing er allem Alkohol in seinem Blut zum Trotz vielleicht an zu denken. Und denken wollte er auf keinen Fall.

Sascha musterte ihn durch halb geschlossene Lider und verfolgte jede seiner Bewegungen. Auch seine Faust nahm den zwingenden Rhythmus wieder auf, passte sich im Tempo an Andreas an.

Es war Sehen und Gesehenwerden. Sich von den Augen des anderen streicheln und foltern lassen. Zu keinem Zeitpunkt wusste Andreas, woher diese zermalmende, infektiöse Leidenschaft gekommen war.

Mit der Zeit schaltete sich die Schwerkraft in ihr Spiel ein. Die Berührungen wurden intensiver, dichter. Mit einem Mal sah Andreas nicht nur Saschas reibende Hand, er spürte sie auch. Sie streifte über seine eigenen Fingerknöchel und ließ ihn zittern, als ihm bewusst wurde, wie echt die Situation war.

Ganz anders als das, was er sich sonst im Fernsehen oder auf dem Computer zum Druckabbau genehmigte.

Sascha war echt. Sein unterdrücktes Keuchen war echt. Seine Haut war fest und warm und nur eine Bewegung weit entfernt.

Unwillkürlich hob Andreas sein freies Bein über Saschas und löste damit eine Kettenreaktion aus. Die Hängematte senkte sich in der Mitte und kam ins Schaukeln. Sie mussten ihre gemeinsame Aufmerksamkeit darauf verwenden, nicht umzukippen. Als sie sich und

ihre Unterlage unter Kontrolle hatten, spürte Andreas ein Kitzeln an seinen Hoden, das nur von Sascha stammen konnte.

Schweiß brach ihm aus, als ihm bewusst wurde, wie nah sie sich jetzt waren. Sie konnten sich aneinander reiben, Druck auf den anderen auslösen, sich beim Genießen helfen.

Eine weitere Grenze war gefallen.

Dass Sascha ähnlich empfand, machte sich bemerkbar, als Andreas die Berührung spürte. Sie war vorsichtig, verhalten geradezu, aber sie brachte ihn dazu, hektisch durch

die Nase zu atmen und die Lippen aufeinander zu pressen. Fingerkuppen streichelten seine empfindliche Haut, tasteten sich über sein Glied, rieben sacht die Krone der Eichel und spielten mit dem Band darunter. Gerade, als er sich ob der Trockenheit winden wollte, zog Sascha die Hand zurück. Ohne Andreas aus den Augen zu lassen, schob er sich einen Finger nach dem anderen in den Mund und leckte über seine Handfläche. In Zeitlupe verfolgte Andreas, wie Saschas Hand wieder nach unten glitt und ihn nach kurzem Zögern

umschloss.

Nein, nicht ihn. Sie beide.

Ein hysterisches Pfeifen löste sich aus seiner Lunge, als er ihre Glieder zusammen zwischen ihnen aufragen sah. Die weiche Haut, die sich an seiner rieb. Darunter die Festigkeit. Der Druck an den richtigen Stellen, die Harmonie, in der sie sich gegeneinander bewegten. Die Eicheln trafen sich und sahen zusammen so unfassbar heiß aus, als wären sie füreinander gemacht.

Andreas bog den Rücken durch und drängte sich Sascha entgegen. Eine Hand legte sich auf seine Brust

und kniff in die kleinen, harten Erhebungen, die andere klammerte sich um Saschas Finger, um den Kontakt nicht zu verlieren.

»Gott …«, hörte er es murmeln; gefolgt von Worten, die er nicht verstand. Sie waren nicht wichtig. Allein das sonore Brummen Saschas reichte, um ihn vergessen zu lassen, was zwischen ihnen vorgefallen war und wie sehr er gelitten hatte.

Auf einmal war er wieder neunzehn Jahre alt und der glücklichste Mensch der Welt, weil das Unglaubliche geschehen und

Sascha scharf auf ihn war. Er kehrte in sein altes Zimmer zurück und grinste seinen Besucher an, der ihm mit rotem Kopf entgegen stürzte, ihn aufs Bett schubste und flüsterte: »Ich hatte den ganzen verdammten LK lang ’nen Ständer. Bläst du mir einen? Bitte?«

Andreas’ Lippen fühlten sich einsam. Er stieß sich ab und riskierte einmal mehr, dass die Hängematte ihren Dienst quittierte. Grollend rieb er sich in Saschas Hand und gegen dessen Glied, streckte die Hand aus, berührte Becken und Bauch.

Plötzlich wurde es eng zwischen ihnen, und Sascha war da. Nicht auf der anderen Seite der Hängematte, sondern genau vor Andreas' Nase. Flüchtig streifte Saschas Mund sein Kinn, seine Wange. So nah. Der Geruch, die Erinnerungen, die er mit diesem Duft in Verbindung brachte. Dazu Bier, ein Hauch von Senf und – Himmel hilf – Eierkuchen.

Andreas' eigene Lippen schmeckten nach Marmelade. Er fragte sich, ob es Sascha gefallen könnte. Er wollte es herausfinden, überwand den letzten Zentimeter zwischen ihnen und küsste ihn. Das

Brausepulver in seinen Adern explodierte. Dankbar, dass er eine Hand freihatte, griff Andreas nach Saschas Nacken und zwang ihn an sich heran. Es gab keinen Widerstand. Nur ihre Lippen, die sich aufeinanderlegten, ihre Zungen, die nicht genug voneinander bekommen konnten und ihren Atem, der sich vereinte.

Es gab einen Moment, in dem sie abrutschten und getrennt wurden. Da hörte Andreas das dringliche Flüstern, das er früher so geliebt hatte: »Nicht. Bleib hier. Küss mich.«

Das letzte Wort überschlug und verriet ihm, dass Sascha kurz vor der Auflösung war. Schon früher wurde er immer auf erregende Weise verzweifelt, wenn er sich verlor und fürchtete, dass ihm vorher die Reize gestohlen wurden.

Manisch küssten sie sich. Sie stürzten auf den Abgrund zu, aber sie rasten Seite an Seite. Andreas spürte es hinter seiner Stirn und in seinem Bauch brennen. Die Flammen breiteten sich aus, ergriffen ihn und brachten Eis mit sich, das sich kühlend auf seine Wunden legte.

Verglühen und erfrieren zugleich. Küssen, weil er nicht schreien wollte. Kneifen, weil er nicht sanft sein konnte.

In Saschas Hand bewegten sie sich gegeneinander. Andreas brauchte ihn so sehr, konnte gar nicht anders, als es ihm zu danken, indem er ihn tiefer küsste. Ihm erst erlaubte, sich von ihm zu lösen, als Sascha den Kopf in den Nacken warf und den Mund zu einem stummen Schrei öffnete.

Er bebte, er krampfte. Seine Hand kam zum Stillstand, aber kein Laut löste sich aus der Kehle. Es

war das Erotischste, was Andreas je gesehen hatte. Frische Feuchtigkeit rann an ihm herab, tropfte in ihr Schamhaar. Er sah Sascha die letzten Tropfen aus der Eichel melken und auf seinem eigenen Glied verteilen. Die Berührungen wirkten gedankenverloren, doch Andreas hatte keinen Zweifel daran, dass Sascha genau wusste, was er ihm antat.

Dass seine Vermutung richtig war, zeigte sich, als Sascha nach kurzer Zeit aufsah und mit einem wölfischen Grinsen meinte: »Sag bitte.«

Trotz der Erregung, die sich als heißer Strom durch seine Beine schob, musste Andreas lächeln. Ohne zu zögern, neigte er den Mund an Saschas Ohr und küsste die empfindliche Stelle dahinter, bevor er flüsterte: »Bitte.«

»Bitte was?«, reizte Sascha seine Notlage aus.

Andreas seufzte: »Bitte, lass mich kommen. Mach's mir.«

Saschas Antwort klang belegt: »Geht doch.«

Dieses Mal lag nur sein eigenes Glied in der reibenden Hand, was Andreas bedauerlich fand. Aber er

war zu weit und zu aufgepeitscht, um zu warten, bis Sascha seine Empfindlichkeit überwunden hatte. Ein weiteres Mal seufzte Andreas wohlig auf, bevor er die Stirn an Saschas Hals drängte und sich dessen Berührungen überließ.

Seltsam intensiv und viel zu langsam fühlte er es in sich hochsteigen. Es war, als bräuchte es an diesem Morgen doppelt so viele Bewegungen, um seine Lust aus ihm hervorzulocken. Unter anderen Umständen hätte es ihn irritiert, aber heute war er froh, dass er länger genießen konnte.

Dass er nicht zu schnell auf Saschas Hände verzichten musste.

Als Andreas das Ziel erreichte, überwältigte ihn ein nie gekanntes Glücksgefühl. Weder explodierte er, noch sah er Sterne. Stattdessen kroch eine heiße Woge durch jeden Zentimeter seines Körpers, berührte ihn geradezu sanft von innen heraus, während sein Sperma aus ihm herausfloss. Die Wärme summte in ihm und stahl sich in jeden noch so winzigen Winkel. Seine Knochen wurden weich, die Muskeln gehorchten ihm nicht länger.

Er fiel vornüber und drückte die Nase an Saschas Brust, war zufrieden damit, dort einen Platz zu finden. Er spürte kaum, dass sie sich nach hinten neigten. Wollte sich nie wieder bewegen und schnurrte wie ein zu groß geratener Kater, als er festgehalten wurde.

Andreas liebte den Geruch, der sie umgab. Er war so vertraut, so sehr das, was ihm all die Jahre gefehlt hatte. Er wollte sich nicht davon lösen müssen und wehrte sich, als ihn behutsame Hände von Saschas Körper schieben wollten.

»Wir können hier nicht

einschlafen«, lallte es in seinen Haaren. »Wir fallen raus.«

»Nicht gehen«, fasste Andreas in nur zwei Worten zusammen, was ihn mehr als alles andere bewegte.

Sascha lachte erstickt auf. »Nein, nie. Nie wieder.«

Wie es ihm gelang, sie beide aus der Hängematte zu bugsieren und die wenigen Schritte zu ihrer Kissenburg zu überwinden, wusste Andreas nicht. Sascha schob ihn zuerst von sich herunter und anschließend in die Senkrechte. Eng umschlungen torkelten sie vorwärts und gingen in die Knie, kaum dass

sie die Polster berührten. Die Decke wurde über sie gezogen. Sascha machte Anstalten, sich seitlich an Andreas zu schmiegen. Davon wollte der nichts wissen.

Störrisch schob er Sascha auf den Rücken und gab keine Ruhe, bis er lang ausgestreckt auf ihm lag; die Beine zwischen Saschas geöffneten Schenkeln, das Gesicht an dessen Hals gedrückt.

Arme legten sich um Andreas' Rücken. Rechts, links und unter ihnen verhinderten die Polster, dass sie sich blaue Flecken holten. Die Sonne kam herum und würde

verhindern, dass sie auskühlten. Sascha roch nach ihnen.

Das Letzte, was Andreas bewusst wahrnahm, waren die Finger, die seinen Hinterkopf streichelten.

Kapitel 30

Sascha erwachte erst, als es zu heiß war, um länger zu schlafen. Er fühlte sich wie ein gekochter Hummer in seinem Panzer. Die mitleidlose Sonne hatte die Luft bis an den Punkt erwärmt, an dem selbst Bewegungslosigkeit zum Schwitzen führte. Da half es auch nicht, dass er mit dem Kopf im Schatten lag.

Verklebte Augen, Brummschädel, ein übler Geschmack auf der Zunge,

spannende Haut an den Beinen, die zu viel Sonne genossen hatten, ein unstetes, Unheil verkündendes Gefühl im Magen. Saschas Bestandsaufnahme ließ zu wünschen übrig.

Die Erinnerung kehrte in Bruchstücken zurück. Ein Bild hier, eine Empfindung da. Nur langsam schoben die einzelnen Elemente sich an ihren Platz. Das grinsende Gesicht eines Bekannten, Brains Kampf um die Salatschüssel, der nach Obstblüten riechende Garten, Hamburg bei Nacht, die Dachterrasse, Andreas.

Oh verdammt. Sascha war versucht, sich aufzusetzen. Er ließ es in Anbetracht seines schwächelnden Kreislaufs fürs Erste bleiben. Stattdessen zog er kraftlos an der Decke, die seine Hüften bedeckte, und presste die Handballen in die Augen. Ob er genug Energie aufbrachte, um sich zur Gänze in den Schatten zu rollen? Vielleicht in drei oder fünf Minuten.

Die Party war feucht-fröhlich, wie es bei Brain zu erwarten gewesen war; natürlich auch verraucht. Dass es nicht bei legalen Substanzen

geblieben war, war nichts Neues. Die Kiffer fanden sich meistens in der Küche ein und hockten zusammen im Nebel der Leichtherzigkeit.

Sascha war nervös gewesen. Es hatte ihn gefreut, dass Andreas ihn begleitete. Doch es wäre gelogen gewesen zu behaupten, dass sich durch seine Anwesenheit nichts änderte. Zwischenzeitlich hatte Sascha sich gefragt, wer mehr Respekt vor dem Schritt hatte: Andreas oder er.

Es war viel besser gelaufen, als er zu träumen gewagt hatte.

Innerlich hatte Sascha sich darauf eingestellt, dass ihr Besuch auf der Party eine Stippvisite werden würde. Kurz reinschneien, ein paar Leute begrüßen, ein Bier trinken und sobald Andreas nervös wurde behaupten, dass sie noch eine andere Einladung hatten, bei der sie sich leider, leider sehen lassen mussten. Er hatte dieses Vorgehen sogar mit Brain abgesprochen, damit sie einen Ausweg hatten und er bei der Scharade mitspielen konnte.

Im Nachhinein wäre es angebrachter gewesen, Andreas

einen Peilsender an den Hintern zu kleben, damit man wusste, wo er sich befand. Sascha nahm es ihm nicht übel, dass er nicht an seiner Seite geblieben war, aber es hätte den Abend leichter gemacht. Allerdings hätte auch der Verzicht auf Alkohol den Abend einfacher gestaltet.

Am Ende hatte er deutlich mehr getrunken, als er wollte. Das eine oder andere Bier hatte er sich gönnen wollen, mehr nicht. Dann war Jacky mit ihrem tödlichen Maracuja-Likör aufgetaucht, und der Rest war Geschichte.

Zwischendurch hatten sie sich getrennt. Meist dauerte es nicht lange, bis Sascha Andreas über die Köpfe anderer Gäste bemerkte. Nach Mitternacht verlor er Andreas aus den Augen. In der einen Minute standen sie noch nebeneinander im Flur und unterhielten sich mit Leuten, die Sascha nicht kannte, im nächsten Augenblick war Andreas fort. Gut, vielleicht hatte er zu lange gebraucht, um es zu bemerken. Der Alkohol lockerte seine Stimmung, und ein alter Mitstreiter aus Schulzeiten tauchte auf, um ihn in ein Gespräch zu verwickeln.

Kurz: Sascha war nicht wie eine aufgescheuchte Glucke aufgesprungen, um ihr Küken zu suchen. Erst, als er Andreas' Präsenz an seiner Seite ernstlich zu vermissen begann, hatte er sich auf die Suche begeben. Sein erster Weg hatte ihn in den Garten geführt. Dass er Andreas entspannt auf der Terrasse sitzen sah, war eine Erleichterung gewesen. Er wollte ihm Gesellschaft leisten, als ihm der Gedanke kam, dass es vielleicht gar nicht gut war, wenn er dauernd an ihm klebte.

Es folgten ihnen sowieso schon

mehr neugierige Blicke, als ihm recht sein konnte. Isa und Brain zum Beispiel machten keinen Hehl daraus, dass sie um Saschas Gefühle wussten. Somit hatte er sich damit begnügt, in der Nähe zu bleiben und alte Kontakte aufzufrischen; eingelegt in Maracuja-Likör.

Als er sich das nächste Mal umsah, war Andreas erneut verschollen. Sascha wurde nervös und war zudem ein wenig enttäuscht, dass Andreas offenbar so wenig Wert auf seine Gesellschaft legte. Ein Blick auf die

Uhr verriet ihm, dass sie seit Stunden auf der Party waren. Sascha rechnete inzwischen fest damit, dass Andreas an seine Grenzen gestoßen war. In seinem angetrunkenem Zustand kam ihm nicht in den Sinn, im Haus zu suchen. Viel wahrscheinlicher schien es, dass Andreas sich in den Tiefen des Obstgartens verkrochen hatte.

Zwischen den küssenden Pärchen umherzuschleichen, war keine angenehme Erfahrung gewesen. Sascha kam sich vor wie ein Voyeur, während er über ausgestreckte Beine stolperte und

hier und da unfreiwilligen Kontakt mit dem Zaun oder einem stacheligen Busch machte. Andreas fand er nicht. In wachsender Sorge hatte er den Bürgersteig abgesucht und sich gefragt, ob Andreas verschwunden war, ohne ihm Bescheid zu geben. Er wollte es nicht hoffen.

Die Küche war seine letzte Hoffnung gewesen. Angesichts der Situation, in der er Andreas vorfand, hatte Sascha nicht gewusst, ob er lachen oder schreien sollte. Ein paar Stunden Normalität und schon lag Andreas der Kopf eines Mädchens

auf dem Schoß. Das musste ihm erst einmal jemand nachmachen.

Sascha war eifersüchtig gewesen – und unter der Eifersucht war schlagartig Zärtlichkeit explodiert. Berauschender als eine Flasche Whisky. Andreas so zu sehen, entspannt und im Kreise von Menschen, die Sascha wichtig waren, hatte ihn begeistert und glücklich gemacht.

Allerdings nicht so glücklich wie der gestohlene Augenblick geteilter Nähe am Gartentor, der gemeinsame Rückweg oder die Tatsache, dass er Andreas zum

ersten Mal im Einklang mit der Welt erlebte.

Sascha schluckte und massierte sich die Schläfen, als neue Bilder in ihm aufstiegen.

Sie, zusammen auf der Terrasse. Er, der es nicht sein lassen konnte, Andreas aufzuziehen und Themen anschnitt, die eine Wirkung erzielen mussten. Er hatte wissen wollen, ob Andreas auf ihn reagierte. Ob er in der Lage war, ihn zu verführen. Ob er sich noch genauso gut anfühlte wie damals.

Nüchtern hätte Sascha sich zugunsten von Logik und Anstand

zusammengenommen und entschieden, dass es nicht fair war, Andreas in die Hängematte zu locken. Doch der Alkohol hatte ihn weit genug enthemmt, um der animalischen, viel zu lang im Zaum gehaltenen Begierde nachzugeben.

Nie war Andreas attraktiver gewesen als in dieser Nacht, in der er seine erste Party erlebte. Nie hatte er mehr gelacht, nie war er so verspielt und anzüglich gewesen. Sascha hatte es nicht geschafft, sich korrekt zu verhalten – und das würde ihn teuer zu stehen kommen.

Dabei lag seine größte Sünde im

Verborgenen. Selbst wenn ihm bewusst war, dass er nicht klug gehandelt hatte, bereute er nichts. Gar nichts. Andreas zu berühren, ihn zu küssen, sich an ihm zu erregen und mit ihm einzuschlafen, war eine Offenbarung gewesen. Und wenn Sascha ein Schwein war, weil er auf diese Erfahrung nicht verzichten wollte und sie wie einen kostbaren Schatz in sich zu verwahren gedachte, dann musste er in Zukunft mit diesem Etikett leben.

Wo er gedanklich gerade bei der Zukunft war: Es war an der Zeit,

sich diesem Tag und den Konsequenzen der Nacht zu stellen. Sascha war allein. Er klebte am ganzen Leib, stank und hatte Kopfschmerzen, die ihresgleichen suchten. Und irgendwo, ein paar Wände weiter, war Andreas.

Nachdem er seine Hose gefunden hatte, führte Saschas erster Weg ins Bad. Ihm war übel, aber nicht so sehr, als dass er sich übergeben hätte. Während er sich grob wusch, überlegte er, ob er dieses Badezimmer je in einem anderen Zustand als verkatert und am Rande des Brechreizes betreten

würde. Es wäre zur Abwechslung nett, in den runden Spiegel zu schauen und nicht auszusehen, als wäre er unter einen Bus geraten.

»Vielleicht könntest du damit anfangen, nicht jedes Mal betrunken zu sein, wenn du hier die Nacht verbringst«, murmelte er dem Waschbecken zu, bevor er sich gründlich den Mund auswusch und durstig trank.

Als Sascha sich innerlich und äußerlich einem menschlichen Wesen nahe gebracht hatte, machte er sich auf die Suche nach Andreas. In diesen Tagen schien es

Teil seiner Berufung zu sein, seinen Ex-Freund ausfindig zu machen. Einmal mehr fand er ihn in der Küche. Andreas saß auf einem Barhocker an der Kücheninsel. Er hatte die Finger in den Haaren vergraben, die bis auf die Tischplatte fielen, was im Umkehrschluss bedeutete, dass Andreas' Nasenspitze nicht weit von der Arbeitsplatte entfernt war.

Er sah nicht gut aus – und gleichzeitig so verschlafen –, dass Sascha ihn am liebsten an sich gezogen und ins Bett gebracht hätte. Die Tablettenschachtel

neben dem Wasserglas sprach Bände.

Nervosität raute Saschas Stimme auf: »Morgen.«

Er hatte Herzklopfen, wusste nicht, was ihn erwartete. Zwischen einem trägen Lächeln, das ihm verriet, dass Andreas mit den Ereignissen der vergangenen Nacht einverstanden war, bis zu einem Rauswurf musste er mit allem rechnen. Sogar damit, dass Andreas ihm die Freundschaft aufkündigte. Die Ungewissheit, was ihn erwartete, legte sich als eiserner Ring um seine Stirn und Schläfen.

Nur langsam hob sich Andreas' Kopf. Es sah nach einer Kraftanstrengung aus. Seine Augen waren verquollen, doch er zeigte ein dünnes Lächeln: »Morgen. Auch 'ne Tablette?«

Freundlich schob er die Schmerztabletten über die Kücheninsel. Sascha fiel ein Stein vom Herzen. Zumindest sah es nicht danach aus, als würde er ohne Rückfahrkarte achtkantig aus der Wohnung fliegen. Dankbar nickte er und verbrachte die nächsten sechzig Sekunden damit, mühsam zwei Tabletten aus der Packung zu

schälen. Seine Feinmotorik schlief noch. Bevor er Anstalten machen konnte, die Tabletten trocken hinunterzuwürgen, reichte Andreas ihm einladend sein Glas. Das zweite gute Zeichen. Sascha entspannte sich vorsichtig.

»Gott, geht's mir dreckig«, nuschelte Andreas schwachbrüstig. »Alles dreht sich. Was haben die da gestern geraucht? Chemiefasern?«

»Gras«, antwortete Sascha mit einem schiefen Grinsen. »Dich hat's ganz schön abgehoben.«

»Hm-hm.« Andreas griff sich an den Magen und verzog angeekelt

das Gesicht. Sein Blick schweifte durch die Küche, erfasste das Ei auf den Fliesen und die ungleichmäßig auf der Arbeitsfläche verteilten Teigkleckse. »Was ist hier eigentlich passiert? Haben wir gekocht?«

»Du wolltest doch unbedingt Eierkuchen haben«, erinnerte Sascha ihn. Eine Ahnung quälte sich in sein von Restalkohol benebeltes Gehirn. »Weißt du das nicht mehr?«

Abwehrend hob Andreas die Hand. »Fang bloß nicht vom Essen an. Ich habe schon genug gekotzt.«

Er machte eine Pause und

schielte zu den zerborstenen Schalen. »Eierkuchen. Das erklärt einiges. Ich esse nie wieder etwas.«

Sascha trat näher. Er für seinen Teil erinnerte sich an jede Minute der vergangenen Nacht. Es fiel ihm schwer zu ignorieren, dass sie vor wenigen Stunden in den Armen des anderen eingeschlafen waren. Gerade weil Andreas müde und abgekämpft war, schrie alles in Sascha danach, ihn von seinem Hocker zu schieben und mit ihm ins Schlafzimmer zu gehen.

»Hast du einen Filmriss?«, fragte er vorsichtig und wusste nicht, wie

er sich verhalten sollte, falls seine Befürchtung zutraf.

Andreas beugte sich nach vorn und legte die Stirn auf die kühle Arbeitsfläche. »Glaub schon. Ich weiß noch, wie wir von Brain weg sind. Und … hast du unterwegs versucht, auf einem Geländer zu balancieren?«

Sascha nickte.

Andreas stöhnte: »Danach wird es dunkel. Mann, ich weiß nicht mal mehr, wann wir hier waren.«

Sascha schob die Hände in die Hosentaschen, um sich davon abzuhalten, durch den Wust

welliger, brauner Haare zu streichen. Er musste Andreas sagen, was passiert war.

Oder konnte er es sich leisten, hier und heute zu schweigen und ein anderes Mal darüber zu reden? Es war nichts Dramatisches vorgefallen. Sie hatten nur gemeinsam gewichst und sich später … ein bisschen geholfen.

Fummeln, küssen und zusammen einschlafen nicht vergessen, erinnerte sein Gewissen ihn streng.

Er brachte es nicht über sich. Was hätte er auch sagen sollen? »Hey, Andreas, ich weiß, wir wollten nur

Freunde sein, aber ich hab's nicht gepackt, mich daran zu halten, und wir haben rumgemacht. Tut mir leid, dass du dich nicht erinnern kannst. Es war richtig toll, und ich kann es nicht erwarten, es zu wiederholen.« Das konnte er nun wirklich nicht machen.

Andreas unterbrach Saschas Gedanken, indem er mühsam auf die Füße kam. Mit einer Hand hielt er sich an der Arbeitsplatte fest, während er nach Gleichgewicht suchte.

»Nimm's mir nicht übel, aber ich muss ins Bett«, murmelte er. »Ich

brauche mindestens sechs Stunden Schlaf, bevor ich wieder geradeaus schauen kann.«

Angesichts der hässlichen Schatten unter seinen Augen und um den Mund konnte Sascha dem nur zustimmen. Unbehaglich musterte er Andreas, bevor er auf das sie umgebende Chaos deutete. »Was ist hiermit? Soll ich …?«

»Bloß nicht. Mir platzt der Schädel. Wenn du hier mit Geschirr klapperst, gehe ich dir an die Gurgel«, unterbrach Andreas ihn müde und schwankte Richtung Flurtür. Über die Schulter hinweg

fügte er hinzu: »Ich mache das nachher weg. Kommt nicht auf ein paar Stunden an.«

Sascha hatte den Eindruck, dass er gerade auf charmante Weise der Wohnung verwiesen worden war. Oder erwartete Andreas, dass er ihm ins Schlafzimmer folgte?

Unsicher führte er die Faust zum Mund und nagte am Gelenk seines Zeigefingers. Gehen oder bleiben? Andreas Gesellschaft leisten oder nicht? Die Wahrheit ans Licht zerren oder schweigen? Wenn er nur klarer denken könnte. Voraussetzung dafür wäre, dass das Bienenvolk in

seinem Kopf Ruhe gab und ihn nicht mit seinem Summen und Brummen belästigte.

Sascha lauschte den sich entfernenden Schritten, dem Schleifen der Schiebetür. Er glaubte zu hören, wie Andreas sich einem Stein gleich aufs Bett fallen ließ.

Schließlich huschte Sascha auf die Terrasse, holte seine restlichen Sachen und zog sich an. Es hatte Zeit, entschied er. Sie mussten nicht reden, solange die vergangene Nacht ihnen die Schädel zerbarst. Diese Entscheidung kam Saschas

innerlichem Feigling sehr entgegen.

Dennoch, er hatte ein schlechtes Gefühl, als er sich aus der Wohnung schlich und die Tür zuzog. Er glaubte, immer noch Andreas' Hand auf seinem Rücken zu spüren – als hätte er ein Brandmal auf ihm hinterlassen. Sascha unterdrückte einen sehnsüchtigen Laut und den Gedanken an Andreas' Bett, das viel zu groß für einen einzelnen Mann war.

Bei diesem Gedanken bohrte sich ein diffuses Gefühl in seinen Hinterkopf, begleitete ihn auf der Treppe nach unten und nahm mit

jeder Stufe an Präsenz zu. Ihm war, als hätte er etwas Wichtiges übersehen. Sascha bekam den Ursprung der eigenartigen Empfindung nicht zu fassen, bis er nach draußen trat und auf dem Bürgersteig dem grellen Licht ausgesetzt war. Die Erkenntnis traf ihn, als würde ihm die Sonne Verstand ins Gehirn brennen. Die Schwindelgefühle vertieften sich, und er musste sich an die kühle Hauswand lehnen.

Andreas hatte einen Filmriss? Möglich. Doch nichts konnte darüber hinwegtäuschen, dass er

bei klarem Verstand aufgewacht sein musste. Mit dem Kopf auf Saschas entblößter Brust. Umfangen von dessen Armen. Selbst wenn Andreas sich nicht an das Ende der Nacht erinnern konnte, so war er am Morgen mit den Folgen ihres Miteinanders konfrontiert worden. Nackte Haut, geschwollene Lippen, Samen auf dem Bauch und verstreute Kleidung konnte man nicht missinterpretieren.

Und das wiederum ließ nur einen Schluss zu: Andreas wollte Sascha und sich selbst vormachen, dass es

die vertrauten Momente auf der Terrasse nie gegeben hatte. Was das für ihre Freundschaft bedeutete, wagte Sascha nicht zu prophezeien.

* * *

»Ich verstehe. Wie willst du in Zukunft mit der Situation umgehen?«

Andreas machte runde Augen und hob halb hilflos, halb gereizt die Hände. Wenn er wüsste, was er machen sollte, hätte er seinem Therapeuten keinen Detailbericht

zugemutet, sondern eine Entscheidung gefällt.

Vor zwei Tagen war er auf seiner Dachterrasse aufgewacht und hatte sich wie ein Stofftier gefühlt. Watte im Mund, Watte in den Gehörgängen, Watte im Gehirn, Knopf im Ohr. Oder zumindest Kopfschmerzen, als hätte man ihm mit einem Bolzenschussgerät ein Piercing geschossen. Seine Waden waren verbrannt gewesen, der Oberkörper verschwitzt und Himmel, seine Wange hatte auf Saschas Brust geklebt.

Die Frage, ob er liegen bleiben

wollte oder nicht, hatte sich nicht gestellt, weil sein Magen rebellierte und entweder einen sofortigen Gang ins Bad oder eine Flasche Wasser verlangte.

Die Erinnerung der vergangenen Nacht hatte in Bruchstücken vor ihm gelegen. Er kam sich vor wie ein Restaurator, der die Scherben einer antiken Vase vereinen sollte; einige von der Größe eines Notizzettels, andere von der Dimension eines Stecknadelkopfes.

Der vertraute Geruch, der Andreas an den Händen geklebt hatte, hatte sein langsam

arbeitendes Gehirn auf die richtige Spur geführt. Vor Überraschung war er auf dem Toilettensitz zusammengesackt. Wie ein Hund hatte er an seinen Fingern geschnüffelt. Mit jedem Atemzug lösten sich Fetzen der vergangenen Nacht aus seiner Erinnerung. Eindringlich hefteten sie sich an sein Bewusstsein und flüsterten ihm Dinge zu, die er nicht hören wollte.

Er hatte fast drei Minuten gebraucht, um nervös zu werden. Drei Minuten, in denen es wichtiger schien, Kopfschmerz, Sodbrennen und Kreislaufbeschwerden zu

beschwichtigen, als sich zu fragen, was sie angerichtet hatten.

Andreas mochten vereinzelte Fäden seiner Erinnerung fehlen, aber das Gesamtbild des Wandteppichs stand ihm deutlich vor Augen. Sascha hatte gelockt und er mitgemacht; freiwillig und ohne an den nächsten Morgen zu denken.

»Keine Ahnung«, murmelte Andreas und beantwortete damit viel zu spät die Frage seines Therapeuten. Unfähig, auf seinem Platz sitzen zu bleiben, sprang er auf und begann, im

Behandlungszimmer auf und ab zu schreiten.

Köningers milde Augen folgten jedem seiner Schritte. »Wie fühlst du dich damit? Bist du wütend?«

»Ja, natürlich bin ich wütend«, gab Andreas harsch zurück. »Ich meine, es war nicht nötig, oder? Wir wollten Freunde sein. Wir haben es so abgesprochen. Sex hilft nicht gerade dabei.«

»Da hast du sicherlich recht.« Köninger machte eine Notiz auf seinem Block, bevor er sich bequem im Sessel zurücklehnte. »Du nimmst es Sascha also übel, dass er auf

dich zugekommen ist.«

Andreas war versucht, zuzustimmen, aber er konnte nicht. Stattdessen schüttelte er hektisch den Kopf. »Das habe ich nicht gesagt. Ich meine, es hat mich niemand gezwungen. Ich weiß das. Ich hätte mich an seiner Stelle vielleicht nicht anders verhalten.«

»Du nimmst es dir selbst übel, dass du der Verlockung nachgegeben hast«, konstatierte der Therapeut.

»Nein. Ja. Ach, ich weiß es nicht. Es ist … es war vorher schon nicht einfach, und jetzt ist es das erst

recht nicht mehr. Wie soll ich das ausdrücken? Hinterher … keine Ahnung. Es ist jedenfalls schwieriger geworden. Und das kann ich nicht gebrauchen. Sagen wir, ich bin sauer auf das Schicksal.«

»Das Schicksal?«, wiederholte Köninger ernsthaft. »Interessant.«

Auf seinem Gesicht bildete sich ein Ausdruck, den Andreas nicht mochte. Der Therapeut wirkte so überlegen, so, als hätte er etwas begriffen, was er selbst nicht verstand.

»Was ist interessant?«, blaffte er.

»Können Sie sich nicht einmal richtig auskotzen, statt sich Notizen zu machen? Und mir sagen, was ich jetzt tun soll? Was würden Sie zum Beispiel an meiner Stelle machen?«

»Das könnte ich natürlich, aber es stellt sich die Frage, ob dich das weiterbringen würde«, gab sein Gegenüber gleichmütig zurück. »Was nutzt es dir, wenn ich dir erzähle, wie ich mich in einer solchen Situation verhalten würde?«

»Ich wüsste, wie sich ein gesunder Mensch verhält. Jemand, der keinen Dachschaden hat.«

Köninger lachte auf. Sein

Adamsapfel hüpfte vergnügt auf und ab. »Das ist sehr charmant, aber es würde dir nicht helfen. Es gibt kein Patentrezept in zwischenmenschlichen Angelegenheiten. Was für mich und eine potenzielle Partnerin richtig ist, kann für dich und Sascha vollkommen falsch sein. Zumal: Ich möchte, dass du deine eigenen Entscheidungen fällst. Ich helfe dir nicht, indem ich dir dein Leben vorkaue.«

Andreas hasste es, wenn sein Therapeut mit ihm sprach, als wäre er im Kindesalter vor die Wand

gelaufen und hätte sich nicht davon erholt. Besonders, weil sich Köningers Beweggründe im Nachhinein meistens als goldrichtig erwiesen.

»Von mir aus«, schnarrte er. »Und was ist jetzt so interessant? Oder darf ich das auch nicht wissen?«

Köninger nahm einen Schluck aus seiner Teetasse, bevor er ruhig antwortete: »Ich finde es bemerkenswert, dass du dir nicht erlaubst, wütend auf Sascha zu sein. Es wäre verständlich. Du warst damals sehr deutlich, als du die

Grenzen eurer Freundschaft definiert hast. Er ist darüber hinweggegangen. Macht dich das nicht zornig?«

»Was?« Aus unerfindlichen Gründen fühlte Andreas sich in die Ecke gedrängt. »Nein, warum auch? Er war auch betrunken, und ich habe freiwillig mitgemacht. Es wäre nicht fair, ihm das vorzuwerfen, oder?«

»Rational betrachtet vielleicht nicht. Obwohl man vielleicht davon reden könnte, dass er die Situation ausgenutzt hat …«

»Sehe ich aus wie eine

fünfzehnjährige Jungfrau, die am nächsten Tag merkt, dass es vielleicht keine gute Idee war, sich vom Dorfhengst durchvögeln zu lassen?«

Köningers Augen verengten sich ob der Wortwahl amüsiert. »Verstehe. Also ist es deine Männlichkeit, die dir im Weg steht. Du erlaubst dir nicht, wütend auf Sascha zu sein, weil du sonst wie ein kleines Mädchen dastehen könntest. Wie eine Frau, die hilflos war und verführt wurde.«

Andreas blieb im wahrsten Sinne des Wortes der Mund offen stehen.

In seinen Ohren rauschte es, und er bildete sich ein, dass seine Wangen rot wurden. Was war mit Köninger los? Diesen Unsinn konnte er unmöglich ernst meinen, oder?

Schließlich kam er zu der Erkenntnis, dass Angriff die beste Verteidigung war. »Was soll das? Wollen Sie mich provozieren?«

»Nein. Fühlst du dich denn provoziert?«, gab Köninger so unschuldig zurück, dass Andreas ihm am liebsten vor das Schienbein getreten hätte.

Kurz maßen sie sich mit Blicken. In Andreas tobte es. Er konnte nicht

benennen, was er empfand, aber er fühlte sich ausgesprochen unwohl in seiner Haut. Getrieben, in die Falle gegangen, verarscht.

»Es geht nicht darum, ob ich wütend bin oder nicht«, sagte er nach einer Weile bockig. »Es geht darum, wie ich mich verhalten soll. Das weiß ich nämlich immer noch nicht.«

»Wenn du nicht weißt, ob du wütend bist oder nicht – und wenn ja, auf wen –, wird es schwer werden, eine richtige Entscheidung zu fällen.« Bevor Andreas aufbrausen – oder mit einer der

Vasen auf dem Fensterbrett werfen konnte –, hob Köninger gelassen zwei Finger. »Aber gut. Überlegen wir einmal. Die Frage ist doch, was du möchtest. Auf jeden Fall wird es nicht schaden, das Gespräch mit Sascha zu suchen. Ich nehme nicht an, dass du zu dem Schluss gekommen bist, dass du Gefühle für ihn hast und gern mit ihm eine Beziehung wagen würdest?«

»Nein!«

»Gut, dann solltest du das auf die eine oder andere Weise kommunizieren. Oder möchtest du den Kontakt abbrechen?«

»Weiß nicht. Ja. Nein. Vielleicht«, stotterte Andreas. »Fuck, nein. Will ich nicht. Aber mir ist das alles viel zu kompliziert.«

»Was genau?«

»Alles.«

»So kompliziert ist das eigentlich nicht. Du hast selbst gesagt, dass du dir keine Beziehung vorstellen kannst. Also entscheidest du nur, ob du Sascha weiterhin einen Platz in deinem Leben überlässt oder nicht. Ja oder nein. Ganz einfach.«

Ernüchtert ließ Andreas sich auf seinen Platz fallen. »Gar nicht einfach. Ich weiß selbst nicht, was

mit mir los ist. Ich hasse die Unruhe, die er in mein Leben gebracht hat. Er wirft alles durcheinander. Und außerdem: Ich weiß ja gar nicht, was er will. Ob es für ihn jetzt gelaufen ist. Er ist immerhin gegangen, oder?«

»Inwiefern gegangen?«

»An dem Morgen. Ich habe gesagt, dass ich mich hinlege. Als ich aufgewacht bin, war er weg.« Andreas fand bei diesen Worten einen merkwürdigen Klumpen in seiner Kehle vor, der auf seine Stimmbänder drückte.

»Hast du ihn denn gebeten zu

bleiben?«

»Nein.«

»Wolltest du, dass er geht?«

»Nein.«

»Wolltest du, dass er bleibt?«

»Nein!«

»Aha.«

»Nichts aha. Es war seine Entscheidung, okay?«, presste Andreas heraus. »Mir ging es viel zu dreckig, um ihm etwas vorzuschreiben. Vielleicht hätte ich etwas sagen sollen. Stattdessen habe ich so getan, als ob ich mich nicht erinnern könnte. Kann ich ja auch nur teilweise.«

»Na, ich denke, es reicht, um die Ereignisse zu rekonstruieren«, warf der Therapeut ein.

»Ja, gut. Klar. Ich weiß nicht, was ich machen soll. Ich habe rasende Angst und weiß nicht, wovor. Und von mir aus bin ich auch irgendwie … stinkig. Nichts macht richtig Sinn. Ich bin nicht sauer, weil Sascha und ich rumgemacht haben. Glaube ich jedenfalls. Was mache ich denn jetzt?«

Köninger betrachtete seinen aufgebrachten Patienten lange, bevor er behutsam sagte: »Nun, ich denke, es ist wichtig, dass du dich

auf deine Erfolge konzentrierst.«

»Nicht schon wieder die alte Leier …«

»… und«, der Therapeut hob leicht den Zeigefinger, »dass du dir über deine Gefühle klar wirst. Ich sehe bei dir gerade vielfältige Emotionen, habe aber den Eindruck, dass du sie nicht den richtigen Schubladen zuordnen kannst.«

»Das kann man wohl laut sagen.« Andreas beugte sich nach vorn und sah Köninger fest in die Augen. »Sagen Sie mir, was Sie denken, ja? Ich komme nicht weiter. Ich weiß, dass ich immer alles selbst

herausfinden soll und dass Sie dann hinterher grinsen und ein ›Das-habe-ich-schon-seit-der-zweiten-Sitzung-gewusst‹-Gesicht machen. Aber ich bin echt ratlos. Und ich will … wenn es irgendwie geht, dann möchte ich Sascha nicht wegschicken müssen.«

Köninger überlegte lange, sehr lange. Fast fürchtete Andreas, dass er vor dem Ende der Stunde keine Antwort mehr erhalten würde. Er versuchte sich vorzustellen, wie er mit Sascha über die Ereignisse des Wochenendes sprach. Angefangen mit dem Eingeständnis, dass er ihn

hinsichtlich des Filmrisses angelogen hatte. Undenkbar. Dafür besaß er nicht das Rüstzeug; weder emotional noch rhetorisch. Er würde stottern, stammeln und sich am Ende im Badezimmer verbarrikadieren.

Schließlich nickte der Therapeut langsam und erklärte behutsam: »Sagen wir, ich habe einen gewissen Eindruck gewonnen. Er muss nicht richtig sein. Aber vielleicht möchtest du darüber nachdenken. Du bist wütend. Das haben wir inzwischen gemeinsam herausgefunden. Könnte es

vielleicht sein, dass du gar nicht wütend bist, weil ihr miteinander intim geworden seid?«

»Warum denn sonst? Und hey, habe ich das nicht gesagt?« Einmal mehr war Andreas zutiefst verwundert. Gleichzeitig zwickte es in seinem Magen, als wäre eine hauchdünne Saite in ihm angeschlagen worden.

»Nehmen wir mal an, dass dir gefallen hat, was zwischen euch geschehen ist. Du hast dich für den Augenblick zu ihm hingezogen gefühlt und dem nachgegeben. Dann gäbe es keinen Grund, zornig

zu sein. Es wäre eine Episode gewesen, die zwei junge Männer miteinander klären können, ohne ihre Freundschaft anzuzweifeln. Es sei denn, du hast dir unterbewusst gewünscht, dass Sascha am Morgen danach bei dir bleibt. Vielleicht bist du sauer und verstört, gerade weil er gegangen ist, und nicht, weil er dir nah gekommen ist.«

»Das ist doch absoluter Schwachsinn! Ich will nicht mit ihm zusammen sein«, explodierte Andreas wie ein getretener Hund. »Wie kommen Sie auf so einen Scheiß?«

Köninger neigte entspannt den Kopf und lächelte ihm zu. »Dann ist es ja gut. Wie gesagt, es war eine Vermutung, keine in Stein gemeißelte Wahrheit. Nur du kannst wissen, ob ein wahrer Kern darin steckt.«

Kapitel 31

Sascha kroch auf dem Zahnfleisch ins Haus. Im Flur roch es nach Tomatensoße. Der Nachmittag in der Bibliothek hatte ihn geistig gefordert – psychologische Fachbücher waren die Pest –, und der Abend im Schwimmbad hatte ihm die Energie aus dem Körper gesaugt. Jeder Muskel in seinem Körper dankte ihm die Kilometer, die er zurückgelegt hatte; nicht gegen die Uhr, sondern in dem

Bemühen, seinen persönlichen Langstreckenrekord zu brechen. Als er aus dem Becken gestiegen war, hatten ihm Arme und Beine gezittert. Jetzt hingen sie schlaff an seinen Seiten herab und verlangten nach Nahrung, Ruhe und Schlaf. Die Reihenfolge war zweitrangig.

Er hoffte, dass ihm die Erschöpfung beim Schlafen helfen würde. In der vergangenen Nacht hatte er sich unruhig auf der Matratze gewälzt. Mal sinnliche, mal verstörende Träume hatten ihn regelmäßig hochfahren lassen. Schuld, Hoffnung, Verlegenheit,

Sehnsucht, Irritation und tausend Fragen, die ohne Antwort blieben. Es war ihm unmöglich, ohne dümmliches Grinsen an die Nacht der Party zurückzudenken. Er bezweifelte, dass es gut war, alle fünf Minuten ein Zucken in seinem Glied zu spüren, weil er sich zu lebhaft erinnerte.

Schlapp schlich Sascha nach oben. Die Treppe, die er normalerweise mit wenigen raschen Sprüngen überwand, schien endlos lang. In seinem Zimmer angekommen, schaffte er es gerade noch, den Laptop vom Schreibtisch

zu fischen, bevor er sich rückwärts aufs Bett fallen ließ.

Hatte sich je ein Dichter die Mühe gemacht, die Schönheit des eigenen Bettes zu preisen? Nein? Vielleicht sollte er unter die Poeten gehen und dieses Manko beheben.

Nur die E-Mails checken, dachte Sascha gähnend. Anschließend Essen suchen. Nudeln wären genau richtig. Hoffentlich hatte Fabian ihm etwas übrig gelassen.

Sein Cousin mästete sich derzeit mit allem Essbaren, dessen er habhaft werden konnte. Dick wurde er dabei nicht, aber er schoss so

rasch in die Höhe, dass man ihm dabei zusehen konnte. Tanja konnte gar nicht so schnell einkaufen, wie Sascha und Fabian den Kühlschrank plünderten. Sie bezeichnete sie als schlechte Futterverwerter und scherzte regelmäßig, ob sie vielleicht doch nicht nur Cousins, sondern Brüder waren.

Während Sascha den Laptop öffnete, machte er sich eine innerliche Notiz, Tanja demnächst beim Einkaufen unter die Arme zu greifen. Sein E-Mail-Account enthielt neben der üblichen Werbung,

Einladungen zu Partys, Spam und Warnungen vor angeblichen Virenangriffen zwei Nachrichten, die es wert waren, gelesen zu werden.

Die Erste stammte von Brain, der sich noch in den Nachwehen der Party befand, und erzählte, dass sie bis zehn Uhr morgens durchgefeiert hatten. Nachdem die letzten Gäste in den Ecken der Wohnung ihren Rausch ausgeschlafen hatten, schlugen sie am frühen Nachmittag dem Kater ein Schnippchen und machten weiter. Wörtlich schrieb er: »Jetzt bin ich so fertig, dass ich nicht mal mehr meine Handy-PIN

zusammenkriege. In drei Wochen wieder?«

Die zweite Nachricht stammte von Katja und enthielt Details zu ihrer Ankunft in Hamburg sowie die schwesterliche Bitte, ihr beim Umzug zu helfen. Ihr Vater würde sie begleiten, über Karen Suhrkamp verlor sie kein Wort. Dass Sascha seiner Schwester beistand, war selbstverständlich. Es fühlte sich etwas eigenartig an. Sie hatte ein Zimmer in einem Wohnheim gefunden, während er bei seiner Tante unterschlüpfen musste. Verkehrte Welt.

Hauptsache, sie wurde mit ihrem Studienfach glücklich. Sascha hatte keine Ahnung, wie Katja ausgerechnet auf Physik gekommen war, aber er musste ja glücklicherweise nicht ihre Vorlesungen besuchen. Darüber hinaus war er froh, dass Katja nach Hamburg kam. Zum einen gönnte er ihr, dass sie ihr Heimatdorf verlassen konnte, um die weite Welt zu sehen. Zum anderen hatte sie ihm gefehlt.

Wenn er überlegte, wie sie sich früher in den Haaren gelegen hatten – durchaus auch im

wörtlichen Sinne –, war es ein Wunder, dass sie sich heute so gut verstanden.

Katja war eine hervorragende Menschenkennerin geworden und hatte ihm im ersten Jahr nach der Trennung von Andreas manche Wahrheit entlockt, die ihm schlecht über die Lippen ging.

Seine kleine Schwester …

Sascha lächelte müde, bevor er sich aufraffte, ihre Mail zu beantworten. Das schnelle Tippen auf der Tastatur lenkte ihn von der Enttäuschung ab, die ihm in den Knochen saß.

Keine Nachricht von Andreas. Nicht auf dem Handy, nicht auf dem Rechner. Keine Chance, sich zu erklären und die Dinge gerade zu rücken. Keine Möglichkeit herauszufinden, ob er ihn verärgert oder – Sascha mochte nicht einmal daran denken – vertrieben hatte.

Drei lange Jahre waren vergangen, und wieder hatte er sich in eine Situation manövriert, in der er überfordert war. Es brauchte einen Hochseilartisten, um alle Unwägbarkeiten in Andreas' Psyche auszugleichen. Sascha wusste nicht, ob er für das Drahtseil geeignet

war. Wann war er verdammt noch mal so unsicher geworden? Früher hätte er sich in den Bus gesetzt und wäre zu Andreas gefahren, um mit ihm zu reden. Allerdings waren sie da ein Paar gewesen. Sascha liebte die Erinnerung an ihre gemeinsame Zeit, so holperig sie manchmal auch gewesen war. Dass sie nun wieder an einem schwierigen Punkt standen, empfand er als anstrengend. Zeitgleich war er sich sicher, was er wollte. Es mochte schwierig sein, Andreas in seinem Leben zu haben, aber weit angenehmer, als auf ihn zu

verzichten.

»Du klingst, als hättest du dich richtig böse verknallt«, sagte Sascha in den leeren Raum hinein und fand, dass sich diese Worte gar nicht schlecht anhörten.

Verliebt. Nils war bei aller Freundschaft ein sauber umrandeter, gechlorter Hotel-Pool gewesen. Andreas hingegen war der Ozean. Wild, unberechenbar, mit unsichtbaren Riffen unter der Wasseroberfläche und Tagen, an denen man vor angespülten Algen und Feuerquallen kaum das Ufer erreichen konnte. Das eine war

bequem. Das andere war real. Sascha vermutete, dass er eher ein Mann für das offene Meer war.

Er beendete die Mail an Katja und schickte sie ab. Gerade, als er den Laptop zuklappen wollte, fiel ihm auf, dass in der Zwischenzeit weitere Post eingetroffen war. Eine Werbung für Viagra, ein Rundschreiben der Fachschaft, das Hilfegesuch von einer Kommilitonin, die ein Buch verloren hatte, eine Mail von Andreas, Pokerchips zum Spottpreis, eine Penisverlängerung umsonst, wenn man zwei machen ließ.

Halt. Post von Andreas?

Saschas Finger waren steif, als er vorsichtig den Cursor auf die Nachricht führte und schluckend einen Doppelklick machte. Was erwartete ihn und warum konnte Andreas keinen Betreff eintragen, verflucht noch mal?

Die Botschaft war knapp, aber sie ließ Saschas Herz kurz aussetzen.

»Hey, Mann. Ich weiß nicht, an was du dich von der Party erinnerst, aber du hast behauptet, dass du alle gängigen Schokoladenhersteller am Geschmack erkennen kannst. Ich war vorhin einkaufen und habe

jede Vollmilchschokolade eingepackt, die ich finden konnte. Die Kassiererin hat mich angeschaut, als hätte ich ein Rad ab. Also, wann kommst du vorbei, um den Beweis anzutreten? Keine Sorge, du kannst langsam essen. Ich habe eine Lieferung mit Blue-rays bekommen. Du weißt, was das heißt: lange Nächte.

So long, Andreas.«

Nach dieser Nachricht fiel es Sascha leicht, in den Schlaf zu finden. Dass der Laptop im Bett blieb, war ein Zufall und hatte selbstverständlich nichts damit zu

tun, dass er Andreas' Mail ein Dutzend Mal las, bis ihm zwischen Schokolade und Kassiererin die Augen zufielen.

* * *

Sascha war nervös bis in die Haarspitzen. Eine Vielzahl Getier tummelte sich in seinem Bauch. Er hatte einkalkuliert, dass es Andreas nicht besser gehen würde. Wenn er schon aufgeregt war, wie musste es dann erst dem Freund gehen, der sich mit ihrer wiederbelebten Bekanntschaft schwer tat?

Womit Sascha hingegen nicht gerechnet hatte, war, dass ihm ein schreckensbleiches Nervenbündel die Tür öffnete, in dessen runden Augen die deprimierende Erkenntnis heilloser Überforderung stand. Der Anblick setzte Sascha zu. Sein Besuch sollte Andreas nicht in einen Zustand versetzen, in dem er problemlos ein Engagement in der Geisterbahn ergattert hätte. Sie wollten doch eine gute Zeit haben und sich nicht gegenseitig zu Tode erschrecken.

Bevor Sascha dazu kam, eine beruhigende Begrüßung zu

formulieren, platzte Andreas heraus: »Er hat mich eingeladen. Schon wieder. Hat gerade angerufen. Ich dachte, es ist meine Mutter oder mein Vater, aber nein, er war es. Ich hätte beinahe den Hörer fallen lassen.«

Falsche Abzweigung, zurück, umdenken.

Sascha fiel es schwer, die eingeschlagene Gedankenspur zu wechseln. Nicht zuletzt, weil Andreas aufgelöster Zustand ihn in mehr als einer Weise fesselte. Über den Drang hinaus, ihm die Hände auf die Schultern zu legen und ihn

zu fragen, wovon er redete, konnte er sich dem optischen Reiz nicht entziehen. Andreas hatte sich nicht herausgeputzt. Gerade, dass er ausgeblichene Jeans und ein aus der Form gegangenes T-Shirt trug, aus dem er Kragen und Ärmel herausgeschnitten hatte, machte ihn unwiderstehlich.

»Häh?«, fasste Sascha den Stillstand in seinem Kopf in Worte.

»Brain«, erklärte Andreas, während er Sascha mit einer Hand hektisch in die Wohnung winkte. Er ging voran, hinterließ feuchte Fußspuren im Flur. Über seine

Schulter rief er: »Wie viele Partys feiert er eigentlich, wenn er schon wieder die nächste plant?«

»Eine Menge«, antwortete Sascha einsilbig.

Er wunderte sich über den enttäuschten Widerhall in seiner Seele. Sollte er wirklich eifersüchtig sein, weil Andreas nicht um seinetwillen blass um die Nase war? Das war lächerlich.

Das auf seinen Besuch vorbereitete Wohnzimmer entschädigte ihn für die eigentümliche Begrüßung. Die Tür zur Terrasse stand weit offen und

ließ aufreizend intensive Abendluft herein. Auf dem Couchtisch lagen aufgefächert Filme, unter denen sie wählen konnten. Ein Eimer mit Eiswürfeln stand bereit und beherbergte Bier, Cola und Wasser. Die versprochene Schokolade wartete in einer separaten Kühlbox auf ihren Einsatz.

Andreas ließ sich auf seinen Platz fallen und presste den Handballen gegen die Stirn. »Hast du ihm meine Nummer gegeben oder war ich es selbst? Ich kann mich nicht erinnern.«

»Glaubst du, ich verteile deine

Handynummer, ohne dich vorher zu fragen?«, entgegnete Sascha, bevor er sich setzte. Mühsam hielt er sich davon ab, durch das Fenster zur Hängematte zu schauen. Er bezweifelte, dass er ein sehnsüchtiges Seufzen unterdrücken konnte, wenn er die gestreiften Fransen vor Augen hatte.

Andreas rieb sich über das unrasierte Kinn. »Nee, natürlich nicht. Mann, ich habe gestammelt wie ein Vollidiot, glaube ich.« Er zog eine Grimasse, die preisgab, wie sehr er sich über diese

Unzulänglichkeit ärgerte.

Saschas Zunge war verräterisch steif, als er sich anschickte, die Schuhe auszuziehen. Er hatte Herzklopfen. Während er mit den Schnürsenkeln kämpfte, drängte sich hartnäckig die Frage auf, auf die er seit drei Tagen keine Antwort fand. Sollte er das heikle Thema, das zwischen ihnen stand, ansprechen oder es bleiben lassen? Er wollte keinen Fehler machen.

Als Sascha den Kopf hob, fand er sich Andreas' prüfendem Blick ausgesetzt. Ein Blick, der alles und nichts bedeuten konnte. Bildete er

es sich ein oder bebten Andreas' Finger, als er nach einer Bierflasche angelte?

Sascha hatte seine Entscheidung eigentlich längst gefällt. Er musste Andreas reinen Wein einschenken. Dennoch brachte er nicht den Mut auf. Er wollte ihnen nicht den Abend verderben und Reaktionen provozieren, die ein friedliches Miteinander unmöglich machten. Heimlich baute er darauf, dass das Problem sich von selbst erledigte. Andreas musste die Spuren ihres Treibens doch bemerkt haben.

Mit trockenem Mund schob

Sascha sich auf dem Sofa zurecht. »Und?«

»Was und?« Andreas reichte ihm die geöffnete Flasche.

»Kein Bier«, wehrte Sascha schnell ab. »Bier und Schokoladen-Tasting verträgt sich nicht. Solange bleibe ich bei Wasser. Und ich meine die Party.«

»Aha, traust deinen Geschmacksknospen also doch nicht ganz, hm?«, zog Andreas ihn gutmütig auf. Unsicher fügte er hinzu: »Ich habe nicht abgesagt. Ich meine, er hat mich überrumpelt. Ich denke mal, er hat mich so

verstanden, dass ich komme.«

»Cool.« Die innere Anspannung fraß an Sascha. Was für ein Abend stand ihnen bevor, wenn sie sich nicht in der Gegenwart des anderen entspannen konnten?

»Wirst du auch da sein?«

»Wenn mir nichts dazwischen kommt, bestimmt«, nickte Sascha steif. »Brains Partys sollte man sich nie entgehen lassen. Er hatte mir schon geschrieben, dass er das nächste große Ding plant.« Er fragte sich, ob Brain bewusst war, wie wichtig es gewesen war, Andreas direkt einzuladen und nicht

als Anhängsel zu behandeln.

»Das nächste Mal sollte er mir eine Mail schicken, um den Anruf anzukündigen«, scherzte Andreas halbherzig. »Dann kann ich mich darauf vorbereiten und mache mich nicht zum Affen.«

Sascha winkte ab. »Brain ist hart im Nehmen. Und wenn du ihn erst ein paar Mal in seinen philosophischen fünf Minuten erlebt hast, wird es nicht mehr viel geben, was dir vor ihm peinlich sein könnte.«

Vor seinem inneren Auge sah Sascha Brain vor sich, der

hochaufgerichtet auf dem Sofa stand, eine Flasche Absinth schwenkte und im zerschlissenen Jogginganzug dem Verfall der menschlichen Kultur den Krieg erklärte. Viel denkwürdiger konnte man sich nicht aufführen.

Andreas machte ein Gesicht, als hätte er Zweifel an dieser Theorie, ließ es jedoch gut sein. Er setzte gerade zum Sprechen an, als das Telefon klingelte. Es schien, als würde ihnen eine Gnadenfrist gewährt.

Andreas zuckte zusammen und murmelte »Was ist denn heute

los?«, bevor er das Gespräch entgegen nahm.

Der Anruf gab Sascha Zeit, sich eine geistige Ohrfeige zu verpassen und sich einzubläuen, dass es keinen Grund gab, nervös zu sein. Himmel, er war bei Andreas, sie hatten Bier, Filme und Schokolade. Sie kannten sich in- und auswendig, hatten eine Basis, eine Vergangenheit; schlicht zu viel, um von einer betrunkenen Fummelei aus dem Konzept gebracht zu werden.

Bevor mehr aus ihnen wurde, waren sie Freunde gewesen. Wie

lange hatten sie damals miteinander herumgemacht, bevor sie Gefühle füreinander entwickelten? Es hatte ihre Bekanntschaft nie belastet. Was sollte sich daran geändert haben?

Dass du dieses Mal weißt, was du willst, und nicht kopfüber in die Sache hineinschlitterst, flüsterte es in Saschas Brustgegend. Das hat sich geändert.

Verstohlen musterte er Andreas, der sich ausgiebig am Rücken kratzte, während er dem Anrufer zuhörte. Ab und an stellte er eine knappe Frage und sagte schließlich

gepresst: »Schade. Es schien eine gute Gelegenheit zu sein.«

Sascha glaubte eine Frauenstimme zu erkennen, die aufgebracht in den Hörer rief. Andreas verdrehte die Augen und öffnete den Mund, kam aber nicht zum Erwidern. Erst, als er sich mit einem lauten »Hey!« Aufmerksamkeit verschaffte, gelang es ihm, etwas zu entgegnen: »Ich kann es nicht ändern, okay? Du hast recht, ich fände es schön. Aber ich habe keine Wahl. Ich traue mir nicht. Und ich tue ihm keinen Gefallen … wie bitte?«

Er lauschte. »Ich weiß, verdammt noch mal. Aber damit, an einem Bienenstich im Rachen zu verrecken, weil ich ihm nicht gerecht werde, auch nicht. Komm schon, Mandy. Ich habe Besuch. Lass uns ein anderes Mal darüber reden. Oder am besten gar nicht.«

Ein Aufschrei drang aus dem Hörer, gefolgt von einem Redeschwall, der an Lautstärke zunahm, bevor er von Andreas abgewürgt wurde: »Bis dann. Wir sehen uns morgen. Ciao.«

Saschas Neugier leistete Überstunden. Ein eigentümlicher

Zug lag um Andreas' Mund, als er das Telefon grob von sich warf. Es landete in den Sofakissen zu seinen Füßen. Als wäre er sich seines Gasts nicht bewusst, griff er sich an die Stirn und fluchte leise.

In Saschas Brust klirrte es. Vor seinen Augen zog Andreas die Beine an und legte das Kinn auf die Knie. Dass der Anruf schlechte Nachrichten gebracht hatte, war nicht zu übersehen. Sascha wartete, bis Andreas einige Mal tief Luft geholt hatte, bevor er murmelte: »Alles okay?«

Was für eine dumme Frage.

Natürlich war nicht alles in Ordnung.

Andreas zuckte schroff die Achseln und schob die Unterlippe vor. »Das war Mandy. Meine Kollegin. Es hat nicht geklappt.«

»Geklappt?«

»Triton«, erklärte Andreas verkniffen. »Es sah aus, als hätten wir ein Zuhause für ihn. Jemand, der Erfahrungen mit der Rasse hat und sich nicht vor einem schwierigen Hund scheut. Er hätte es dort gut gehabt. Ein Einfamilienhaus am Waldrand mit umzäuntem Garten. Ein

hundeverrücktes Paar ohne Kinder, viele Hunde auf den umliegenden Höfen. Das, was ich mir für ihn gewünscht hätte.«

»Aber?« Sascha ertappte sich dabei, dass er Andreas' frommen Wunsch infrage stellte. Im Tierheim war es ihm vorgekommen, als wären Andreas und Triton ein Team.

»Es hat nicht funktioniert. Triton hat sich von seiner schlechtesten Seite gezeigt und sie nicht an sich herangelassen. Keine Chance. Unser Hundetrainer war dabei und hat am Ende von der Vermittlung

abgeraten.« Andreas raufte sich die Haare. »Verdammtes, störrisches Mistvieh. Er weiß einfach nicht, was gut für ihn ist.«

Oder er weiß es gerade, dachte Sascha heimlich. Laut fragte er: »Warum nimmst du ihn denn nicht zu dir? Bei dir zeigt er sich doch von seiner guten Seite, oder?«

»Vierter Stock? Agoraphobie? Alleinstehend?«, zählte Andreas auf. Die Argumente waren so schnell zur Hand, als brächte er sie nicht zum ersten Mal an. »Was soll werden, wenn ich einen meiner ganz schlechten Tage habe und

Triton hier oben festsitzt und pinkeln muss? Was, wenn ich noch einmal in der Klinik lande?«

»Im ersten Fall kann dir sicher jemand aushelfen.«

Am liebsten hätte Sascha Andreas den Gedanken, je wieder ins Krankenhaus zu müssen, sofort ausgeredet. Aber er musste realistisch bleiben. Es gab tausend Gründe, im Krankenhaus zu landen, Andreas' psychischer Zustand war nur einer davon.

»Bei normalen Hunden vielleicht. Aber Triton kann ich in keine Hundepension geben. Er sucht sich

seine Leute aus, und 90 Prozent der Menschen, die ihm vorgestellt werden, kann er nicht leiden. Was mache ich, wenn ich einen Rückfall habe und niemand für den Hund da ist? Soll er dann wieder im Tierheim landen?«

Sascha lächelte schwach. »Manche würden sagen, dass es besser ist, wenn er zeitweilig ein Zuhause hat und wieder verliert, als nie irgendwo zu Hause zu sein.«

Im Stillen fand er Andreas' Reaktion interessant – und gleichzeitig sich selbst grässlich, weil ein Teil von ihm dachte:

»Meine Damen und Herren, hier sehen wir eine erstklassige Abwehrreaktion. Selbstbetrug in seiner reinsten Form.«

»Schwachsinn«, entfuhr es Andreas knurrig. Seine Arme wanderten um die Schienbeine, der Rücken wurde rund wie der einer Katze, die einen Buckel machte. Sascha wäre nicht verwundert gewesen, wenn er ein leises Fauchen vernommen hätte. Nicht die Art Fauchen, die einem niedlichen Stubentiger gerecht wurde, sondern das wütende Grollen eines Schneeleoparden, der

von einem nicht einschätzbaren Angreifer verunsichert wurde.

»Lassen wir das Thema, ja?«, bat Andreas nach einer Weile, in der Sascha sich fragte, ob der schwule Knigge es zuließ, dass man beim Anblick eines Freundes hart wurde. »Mandy geht mir damit schon genug auf den Geist. Kümmere dich lieber um deine Schokolade. Du wolltest mir etwas beweisen, oder?«

Andreas' verkrampfte Herausforderung rieselte Sascha juckend über die Haut. Ihm war, als wäre die Luft im Raum zu dünn. Sie

erzwang ein stetiges Schnappen nach Sauerstoff, ohne je bis in die Tiefe der Lungen durchatmen zu können. Ein unsichtbares Gebirge türmte sich zwischen ihnen auf.

Shit. Der Verlauf von Andreas' Oberarmmuskel war einzigartig. Er schrie danach, mit dem Mund erforscht zu werden.

Saschas Magen zog sich zusammen und signalisierte: »Du hast zwei Möglichkeiten. Entweder du holst ihn an dich heran, küsst ihn und sagst ihm, dass du alles mit ihm durchstehst, wenn er dir nur eine zweite Chance gibt. Oder wir

beide gehen kotzen. Such es dir aus.«

Ersteres wagte Sascha nicht, und ein Besuch des Badezimmers stand nicht auf der Agenda. Blieb einzig die Schokoladenprobe, die auf ihn wartete und für die er letztendlich hergekommen war. Er hatte weder Lust noch Hunger.

Schicksalsergeben winkelte er ein Bein an: »Dann leg mal los.«

Rascheln antwortete ihm, die erste Verpackung wurde aufgerissen. Das Geräusch brechender Schokolade, das ihm normalerweise Wohlbehagen

bereitete, zeigte kaum Wirkung.

»Augen zu«, kommandierte Andreas, und Sascha gehorchte und hoffte.

Noch am Morgen hatte er im Halbschaf von diesem Moment geträumt. Er hatte sich ausgemalt, wie Andreas die Schokolade zwischen die eigenen Lippen schob und sich zu ihm neigte, damit er ihm die Probe abnehmen konnte. Das Spiel schien dazu geschaffen, sich näher zu kommen.

Doch jetzt blieb Andreas auf frustrierender Distanz. Seine Bewegungen wirkten hölzern, als er

ihm die erste Probe in die offene Hand legte. Sascha verbot sich einen enttäuschten Laut und führte die Schokolade zum Mund.

»Schmeckt es?«, fragte Andreas, kaum dass der Schmelz sich auf seiner Zunge auflöste.

»Ja.«

»Und was glaubst du, ist es?«

»Ich schätze mal …«

»Na?«

»Lass mich überlegen. Marabou«, riet Sascha ins Blaue hinein. Er war nicht bei der Sache – und er war damit nicht allein. Das konnte er spüren. Ob Andreas ihm zusah, wie

er sich einen verirrten Krümel aus dem Mundwinkel leckte?

»Daneben. Noch ein Versuch?«

»Na klar.«

In den folgenden Minuten geriet das Spiel zu einer stoischen Zeitverschwendung. Sascha kam sich vor wie eine Kuh, die desinteressiert wiederkäute, was ihr Magen auswarf. Statt sich auf die Schokolade zu konzentrieren, lauschte er auf jede Bewegung in seiner Umgebung.

Mit jedem Bissen kam Sascha sich alberner vor. Lustlos wanderte er mit der Zunge über die Proben,

schummelte, indem er die Formen und Prägungen in der Schokolade ertastete. Riet manchmal richtig, manchmal falsch.

Es machte keinen Spaß. Alles schmeckte gleich, nach Sägemehl, enttäuschter Hoffnung und Anspannung. Keine erotischen Spiele, kein Mund, der sich ihm aufdrängte. Keine Stimme, die flüsterte: »Lass mich mal probieren.«

So viel zu seinen berauschenden Tagträumen. Es war zwecklos. Die Kluft war zu groß und keiner bereit, den Sprung über den Graben zu

wagen.

Der Abend schlingerte auf eine gefühlsmäßige Katastrophe zu. Sascha überlegte bereits, ob es nicht besser wäre, sich frühzeitig zu verabschieden und ihnen beiden diese Farce zu ersparen. Dann half der Zufall ihnen auf die Sprünge.

Er wusste nicht, wie ihm geschah, als er sich urplötzlich verschluckte und zu husten begann. Um ein Haar hätte er auf den Tisch gespuckt. Kakaomasse fraß sich durch seine Atemwege und ließ ihn die Augen aufreißen. Er prustete und fluchte. Keuchte und sah sich auf einmal mit

einer der spitzen Bemerkungen beschenkt, die er so liebte.

»Ich sehe schon. Es hat sich wirklich nichts geändert«, prustete Andreas unerwartet los. »Du bekommst den Hals einfach nicht voll.«

Sascha röchelte, um die fehlgeleitete Schokolade hervorzubringen, und schlug kraftlos in Andreas' Richtung. Gleichzeitig musste er lachen. Es war, als würde etwas in ihm bröckeln, das seit Tagen im Weg gewesen war.

»Ja ja, das kommt davon«, zog Andreas ihn gnadenlos auf. »Das

wird eines Tages auf deinem Grabstein stehen, weißt du? Sascha Suhrkamp, zu Fall gebracht von seinem eigenen Heißhunger.«

Sascha konnte nicht antworten. Es zerriss ihm die Luftröhre. Neben ihm bewegte sich etwas. Gleich darauf tauchte der kühle Rand eines Glases an seinen Lippen auf. »Komm, trink, bevor du mir hier vom Sofa kippst.«

Sascha ließ es zu, dass ihm einzelne Topfen in den Mund geträufelt wurden. Er schluckte. Die Hand, die seinen Rücken klopfte, nahm er erst bewusst wahr, als der

Hustenreiz nachließ und er nicht länger das Gefühl hatte, Säure durch die Nase gezogen zu haben.

Mit Tränen in den Augen und geröteten Wangen blinzelte er zur Seite. Andreas saß dicht neben ihm. Kaum mehr als eine Handbreit fand zwischen ihnen Platz. Zwei oder drei Mal kräftig husten, sich dabei schütteln, und ihre Beine würden sich berühren.

Ihre Blicke trafen sich über das Wasserglas hinweg, blieben aneinander hängen. In Andreas' Augen stand ein Ausdruck, den Sascha nicht erwartet hatte. Eine

Kreuzung aus mildem Amüsement und der überraschten Erkenntnis, dass jede weitere Bewegung dazu führen würde, dass sie sich berührten.

Lange Sekunden strichen arglos dahin, während in Sascha Gedankenblitze tobten. Es waren Augenblicke wie dieser, in denen deutlich wurde, wie vorzüglich das menschliche Gehirn arbeitete. Wie schnell es Szenarien kreierte und wieder verwarf. Wie rasch es in seinen Gedankenspielen Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit bewertete und gleichzeitig gar

nichts zuwege brachte.

Der Zauber brach, als Andreas sich zurückzog. Scheinbar gelassen griff er in die Kühlbox, um die nächste Tafel Schokolade herauszuholen. Seine Züge waren glatt, wie gemeißelt. Sie gaben nichts preis. Warum auch? Nach außen hin war nichts vorgefallen. Ein junger Mann hatte sich verschluckt. Ein anderer hatte ihm Wasser gereicht und ihm freundschaftlich den Rücken geklopft. Ein Fremder hätte der Situation keinerlei Bedeutung beigemessen.

Sascha hingegen machte sich nichts vor. Sie flohen voreinander. Er, indem er wie ein verschrecktes Kaninchen verharrte, statt seinen inneren Schweinehund zu überwinden und seinen Ex-Freund zu küssen. Andreas, indem er sich auf die lebenswichtige Frage konzentrierte, ob Sascha eine Schokoladensorte von der nächsten unterscheiden konnte. Die Erkenntnis, dass sie beide gleichermaßen Feiglinge waren, hatte etwas Tröstliches.

Silberpapier knisterte. Sascha fragte sich, wie viel Schokolade er

essen musste, bevor sie Frieden mit diesem Abend schließen konnten. Es brauchte eine Brücke, wenn sie nicht den Verstand verlieren wollten.

Er räusperte sich. »Wie geht es deiner Mutter eigentlich?«

»Und? Was gibt es Neues?«

Die Fragen trafen sich zwischen ihnen und prallten aneinander ab. Sie grinsten verkrampft.

»Du zuerst«, nickte Sascha einladend. Ihm war egal, worüber sie sprachen. Nur schweigen wollte er nicht. Stille war in dieser Situation gefährlich. Sie führte

dazu, ohne Worte zu kommunizieren. Und so sehr er sich danach sehnte, glaubte er nicht, dass es eine gute Idee wäre, einen weiteren ungeklärten Vorfall körperlicher Leidenschaft auf ihr gemeinsames Konto zu buchen.

Andreas' Lächeln war zittrig, als er ruckartig die Schultern hob. »Nicht gut. Sie wird in ein paar Tagen aus dem Krankenhaus entlassen und geht direkt in die Kur. Es hat keinen Sinn mehr, sich dagegen zu sträuben.«

Sascha war überrascht – und dankbar, dass er sich auf etwas

anderes als physische Sehnsüchte konzentrieren konnte. »Sie liegt immer noch im Krankenhaus?«, fragte er ungläubig. »Und das in einer Welt, in der man Frischoperierte so schnell wie möglich nach Hause schickt, damit sie keine Betten blockieren?«

»Die Wunder der Privatversicherung«, stürzte Andreas sich redselig auf das unverfängliche Thema. »Aber ehrlich, es geht ihr nicht gut. Ihre Entzündungswerte sind bis heute nicht in Ordnung. Sie hat starke Schmerzen. Bekommt immer wieder

Fieber. Sie … sie scheint zusammenzubrechen. Als würde der Körper es ausnutzen, dass er endlich eine Auszeit bekommt. Vor einer Woche sah es aus, als hätte sie sich zu allem Übel eine Lungenentzündung eingefangen. Aber es ist bei einer deftigen Grippe geblieben.«

»Da soll einer sagen, dass man im Krankenhaus gesund wird«, murmelte Sascha. Gott sei Dank, es funktionierte. Sie redeten.

»Das hat mein Vater auch gesagt. Wobei der exakte Kommentar lautete: Verdammter

Seuchenherd. Wozu schiebe ich denen mein Geld in den Arsch, wenn meine Frau hinterher kränker ist als vorher?«

Sascha, der sich bei Richard von Winterfeld nie sicher war, ob es ihm um das Geld oder um die Menschen ging, wiegte den Kopf und musste zugeben: »Kann ich verstehen. Und deine Mutter geht in die Kur? Freiwillig?«

Mit einem humorlosen Auflachen lehnte Andreas den Kopf an die Rückenlehne. »Nein, so würde ich das nicht nennen. Sie hatte ein paar Mal Besuch vom

Krankenhauspsychologen, der ihr ins Gewissen geredet hat. Aber wenn mein Großvater sich nicht reaktiviert hätte, würde sie nicht gehen. Das kannst du mir glauben. So hat sie sich auf ein paar Wochen Ruhe eingelassen, inklusive psychologischer Betreuung. Scheiße, ich möchte gar nicht wissen, wie viel Dreck hochgespült wird, sollte sie einer Therapie zustimmen.«

Darauf wusste Sascha nichts zu sagen. Anders ausgedrückt: Er hatte viel zu sagen, war sich jedoch nicht sicher, ob Andreas es hören

wollte.

Dass Margarete von Winterfeld professionelle Hilfe brauchte, war nicht zu übersehen. Keine Mutter, die mit beiden Füßen fest im Leben stand, ließ zu, dass ihr Kind dermaßen unter die Räder kam, wie es bei Andreas geschehen war. Es war nicht gesagt, dass es für ihren Sohn leichter werden würde, wenn sich plötzlich mehrere Familienmitglieder in Therapie befanden und geschult wurden, ihre Bedürfnisse wahrzunehmen und nach außen zu vertreten. Sascha konnte nur hoffen, dass Andreas

stark genug war, um sich gegen eventuelle egozentrische Anwandlungen seiner Mutter abzuschirmen.

Erneut drohte sich Stille über sie zu legen. Während Sascha überlegte, wie er die Anspannung zwischen ihnen zerschneiden könnte, stieg ein heißes Brennen in seinem Hals auf. Sein Magen gab ihm erneut zu verstehen, wie wenig er von der Kombination aus zehrender Ungewissheit, steifen Muskeln und Schokoladenbombardement hielt.

»Und was treibst du so?«, warf

Andreas die unbeantwortete Frage zwischen ihnen auf. Eine kaum sichtbare Falte lag auf seiner Stirn.

»Das Übliche«, gab Sascha vage zurück. »Ein bisschen Ärger in der Uni, zu viele Vorlesungen, schwimmen gehen, mich mit Freunden treffen …« Gab es keine spannenderen Neuigkeiten, die er zu teilen hatte? »Der nächste Umzug steht an.«

Die Furche auf Andreas' Stirn vertiefte sich. »Umzug? Aber nicht du schon wieder, oder? Hast du deine Tante schon über?«

»Nein, nicht ich.« Hitze brannte

einen Kreis in Saschas Bauch. Hastig trank er sein Glas aus. »Katja zieht nach Hamburg.«

»Deine kleine Schwester?«

»So klein ist die gar nicht mehr. Sie hat dieses Jahr Abi gemacht und fängt jetzt an zu studieren. Die Glückliche hat gleich einen Platz im Wohnheim bekommen.«

Andreas überlegte kurz, bevor er vorsichtig fragte: »Deine Mutter wird davon nicht so begeistert sein, hm? Wie … läuft es denn mit ihr?«

Das war kein Thema, über das Sascha reden wollte, solange die Schokolade in ihm rumorte. »Nein,

sie ist nicht begeistert. Und natürlich bin ich schuld, dass Katja nach Hamburg gehen will. Ansonsten, ich meine, sie ist bigott. Was erwartest du? Sie wird sich nicht mehr ändern, aber wir kommen zurecht. So etwas Ähnliches zumindest.«

»Oh …«, machte Andreas betroffen. Er hüstelte und legte seltsam sittsam beide Hände auf die Oberschenkel. »Wann ist der Umzug denn? Ihr braucht doch sicher Hilfe?«

Sascha war überrascht. Wollte Andreas sich erneut in die

Umzugshölle stürzen und sich dabei auch noch mit seiner Familie herumschlagen?

»Mein Vater wird mitkommen. Vielleicht auch meine Mutter.«

»Oh, verstehe. Dann lassen wir das lieber, oder?«, erwiderte Andreas sichtlich geknickt. Nein, nicht geknickt: verletzt.

Sascha verfluchte sich für seine Unbedachtheit. Wie sollte er Andreas deutlich machen, dass er sich nicht für ihn schämte, sondern ihm die angewiderte Miene seiner Mutter ersparen wollte?

»Nein, du verstehst nicht«,

stammelte er und schluckte. »Es ist nur … mein Vater und Katja sind ganz unkompliziert. Aber falls meine Mutter kommt … ich kann nicht garantieren, dass sie nicht hässlich zu dir wird.«

»Woher sollte sie wissen, wer ich bin?«

Weil man ihnen wahrscheinlich ansah, dass sie mehr als Freunde waren.

»Sie ist nicht dumm. Dein Name wird sie hellhörig werden lassen. Und sie hat eine scharfe Zunge.« Sascha ließ sich tiefer in die Couch sinken, streckte sich aus. Das

Brennen in seinem Bauch hatte sich zu einem deftigen Sodbrennen ausgewachsen.

»Damit werde ich schon …«, Andreas unterbrach sich. »Was ist los, geht es dir nicht gut?«

»Wie kommst du darauf?«, gab Sascha halb ironisch, halb ernst zurück.

»Bist ein bisschen blass um die Nase.«

»Hmpf.«

»Sascha?«

Er ließ sich auf den Rücken sinken und legte die Hand über die Stirn. »Schon okay. Mein Innenleben

probt den Aufstand. Bisschen viel Schokolade. Oder zu viele Sorten durcheinander.« Das Sofakissen roch tröstlich.

Es knarrte, das charakteristische Geräusch von verlagertem Gewicht auf Leder. »Brauchst du einen Eimer?«

»Ne, so schlimm isses nicht«, schüttelte er den Kopf.

»Warte mal …«, murmelte Andreas und sprang auf. Seine Schritte entfernten sich. Sascha hörte ihn in die Küche gehen und anschließend eine Schublade knallen. Als er zurückkam, setzte er

sich dicht neben ihn. »Mund auf.«

»Schon wieder?«, witzelte Sascha halbseiden, ließ sich jedoch willig eine Tablette zwischen die Lippen schieben. Sie schmeckte nach Kreide, doch er bemerkte es kaum. War das Andreas' Bein an seinem Kopf? Musste es sein. Die Couch zog sich um drei Seiten der Sitzecke. Sascha lag auf einer der Längsseiten, Andreas saß auf dem Mittelteil. Sie waren sich nah, sehr nah. Sollte er den Kopf zur Seite legen und Kontakt suchen? Vorsichtig? Als wäre es ein Versehen?

Bevor Sascha Mut fassen konnte, legte sich eine Hand auf seinen Bauch. Tastend wanderte sie über sein Zwerchfell, verlief sich zur Brust und blieb schließlich warm auf Magenhöhe liegen. Sachte Fingerspitzen zogen Kreise, streichelten ihn. Ein Beben rann durch seine Beine und breitete sich wie strömendes Wasser in seinem Oberkörper aus. Er konnte spüren, dass die Tablette ihre Arbeit aufnahm und die Magensäure band. Zeitgleich spürte er ungläubig der unerträglichen Sanftheit in Andreas' Berührungen nach. Unsichtbare

Steine stürzten von seinen Schultern. All die Fragen, die ihn in den vergangenen Tagen belastet hatten, lösten sich auf.

Ohne die schützende Hand von den Augen zu nehmen, atmete er schaudernd ein: »Das fühlt sich gut an.«

Ein Schnauben antwortete ihm: »Dafür sind Freunde da, oder?«

Saschas Herz setzte einen Schlag lang aus. Halb, weil Andreas mit seinen Worten ihre Verbindung zementierte. Halb, weil der zärtliche Unterton ihn plötzlich überforderte.

In seiner Sorge, dass sich neue Spannungen zwischen ihnen aufbauen könnten, flachste er: »Um einen erst mit Schokolade zu vergiften und einem anschließend den Wanst zu kraulen?«

Andreas schwieg einen Moment, dann raunte er: »Ja, das auch.« Seine Finger kamen nicht zum Stillstand. Sie zogen ihre Bahnen, schrieben ungelesene Worte auf Saschas Bauch.

Nachdem sie eine Weile geschwiegen hatten, bot Andreas an, einen Film einzulegen. Sascha stimmte zu, obwohl ihm herzlich

egal war, ob ihm Unterhaltung geboten wurde. Er dachte nicht mehr. Er erinnerte sich an die Zeit, in der Andreas und er zusammen gewesen waren. Daran, dass sie so viel mehr verbunden hatte als heißer Sex und schwierige Familienverhältnisse. Andreas war seine Festung gewesen, sein Rückzugsort.

Drei Jahre später hatte sich daran nichts geändert. Und Sascha musste feststellen, dass er die Ruhe in der Gegenwart seines Freunds vermisst hatte.

Als Andreas sich wieder setzte,

machte er keine Anstalten, auf Distanz zu gehen. Mit größter Selbstverständlichkeit glitt seine Hand an ihren Platz zurück. Das schien Sascha Grund genug, um seinerseits etwas zu wagen. Sein Kopf sank zur Seite, drängte sich mit der Wange gegen Andreas' Schenkel. Er wartete. Hörte das Blut in seinen Ohren rauschen. Dann kam die Erleichterung. Weder wurde er weggeschoben noch zeigte der Körper an seiner Seite Zeichen von Anspannung oder Unbehagen.

Sascha atmete hörbar aus. Das

Leben war gut.

Kapitel 32

Das Schwimmbad roch nach Chlor und vergessener Zeit. Die Wände waren mit beigen Fliesen geschmückt, und einige spiegelten die Jahre des Bauwerks in Rissen wider. Dazwischen bewegten sich grün-blaue Mosaike, die Meeresbewohner darstellten: Fische, Quallen und Korallen.

Er schwamm in Brustlage im salzig riechenden Wasser. Es war kühl, sodass er in Bewegung

bleiben musste, wenn er nicht frieren wollte. Eines der Mosaike am Grund des Beckens stellte einen Delfin dar. Das Tier folgte ihm neugierig durch den Stein.

Andreas schwamm auf die Startblöcke zu. Seine Hände teilten die glatte Oberfläche. Er wendete unter Wasser mit einer Rolle, wie es die Profis taten. Das Auftauchen vergaß er. Stattdessen griff er nach der Flosse des Delfins und ließ sich von ihm durch das karibisch blaue Wasser ziehen.

Als er die Augen öffnete, sah er Muscheln auf dem Meeresboden. Er

löste sich von seinem Begleiter und glitt tiefer, um sie zu berühren. Ihre Struktur war faszinierend; schwammig und ehern zugleich. Ob es ihm gelingen würde, eine von ihrem angestammten Platz zu brechen? Er war sicher, dass sich unter der matt gelben Schale Schätze unermesslichen Werts verbargen. Doch so sehr er auch mit der Muschel kämpfte, sie gab nicht nach.

Andreas ging die Luft aus. Blasen stiegen um ihn auf. Er würde später wiederkommen.

In dem Gefühl, das unsichtbare

Flossen seinen Beinschlag verstärkten, glitt er Richtung Sonne, dem Sauerstoff entgegen. Seine Bewegungen waren fließend und gleichmäßig, er war in seinem Element.

Die Wasseroberfläche rückte nicht näher. Stattdessen tauchten Schatten am Beckenrand auf, die sich nach und nach zu einer Gestalt verdichteten. Andreas bekam Angst, verstärkte seine Bemühungen. Ein Krampf schoss durch sein Bein. Nein, kein Krampf. Etwas hielt ihn fest. Der Delfin war nicht länger Delfin. Er hatte sich in eine

Venusfliegenfalle verwandelt, die unter Wasser an ihm festhielt.

Er schrie. Mehr Luftblasen tanzten an ihm vorbei nach oben. Unmöglich, ihnen zu folgen.

Durch die verzerrte Wasserwelt sah Andreas ihn am Beckenrand sitzen; gelassen, mit einer Dose Cola in der Hand. Er kannte ihn. Ihn, der tatenlos zusah, wie er darum kämpfte, aufzutauchen.

Eine Zentnerlast drückte auf seine Brust. Er fürchtete sich, schlug mit Armen und Beinen, wusste, dass er jeden Augenblick ertrinken würde. Öffnete den Mund, atmete

Wasser in die Lungen. Es verbrannte ihn. Die Venusfliegenfalle lachte und zerrte ihn in die Tiefe. Die Gestalt über ihm legte neugierig den Kopf schief und musterte mit mildem Interesse, wie er starb.

Andreas warf sich herum in dem heftigen Verlangen, die Fenster aufzureißen und Sauerstoff in das stickige Schlafzimmer zu lassen. Die Nachwehen des Traums klebten wie Sirup an Haut und Denken. Es gelang ihm nicht, die gierigen Finger des Schlafs abzustreifen. Stattdessen blieb er keuchend in

einer Halbwelt hängen, die ihm den Eintritt in die Wirklichkeit versagte.

Der letzte Schleier ließ sich nicht zerteilen. Er wollte aufwachen und erleichtert sein, den Kopf schütteln, vielleicht einen Schluck Wasser trinken – nein, kein Wasser – und anschließend in ruhigen Schlaf gleiten. Sortiert und in dem Wissen, dass ihm nichts geschehen konnte. Er scheiterte. Stattdessen fiel er in den nächsten Traum.

Violettes Licht floss aus durchlässigen Pergamentwänden auf Andreas zu. Es war ein weiches, wohlmeinendes Licht. Ein Teil

seiner Seele erinnerte sich an den vorherigen Traum und war beruhigt.

Ätherische Gestalten, die weiße Schatten warfen, bewegten sich um ihn herum. Manchmal fassten sie nach ihm, strichen ihm über das Gesicht oder berührten etwas, das unter seiner Haut lag. Ihm war, als würden sie singen, doch er konnte sie nicht hören. Vielmehr spürte er das Echo ihrer Stimmen nach ihm greifen. Es legte sich als dunkelblaue Wolldecke über ihn.

Sie roch vertraut, nach einem Schutz, den er verloren hatte. Er streichelte die verfilzten Fäden.

Andreas wusste, dass diese Decke früher auf seinem Bett gelegen hatte.

Als hätte diese Erkenntnis eine Kettenreaktion in Gang gesetzt, tauchte die Treppe der Villa vor ihm auf. Sie überwand das violette Lichtspiel und streckte sich bis in die Troposphäre. Er konnte Wolken an der obersten Stufe vorbeiziehen sehen. Sie sahen weich aus. Er wollte sie berühren.

Langsam stieg Andreas hinauf. Er war auf beruhigende Weise klein. Zu klein, um nach dem frisch gestrichenen Geländer zu langen.

Der Geruch der Lackfarbe war tröstlich. Er verhieß, dass jemand das Gebäude seiner Kindheit instand hielt.

Er dachte: »Endlich haben sie die Treppe repariert. Sie wäre fast verfallen. Und was wäre dann aus mir geworden?«

Oben erwartete ihn eine Vertrautheit, die das Surreale des Traums schwinden ließ. Das fremdartige Licht löste sich auf, die Wolken waren fort. Die Tür zu seinem Zimmer lächelte ihm entgegen. Ihm war nach Weinen zumute, als er die Klinke nach

unten drückte und eintrat. Alles war an seinem Platz. Nur die Bildbände von fernen Ländern waren verschwunden und hatten langen Reihen von Fotoalben Platz gemacht.

Vor einem der Regale stand Sascha. Sein Gesicht war abgewandt, der Blick in eines der Alben vertieft. Umsichtig, fast zärtlich blätterte er die Seiten um und betrachtete die Fotos. Zwischen seinem eingelaufenen Tank-Top und der Hose zeigte sich ein Streifen Haut.

Als er den Träumenden

näherkommen hörte, fragte er: »Wann warst du in Afrika?«

Andreas wusste es nicht. Die Hauptsache war, dass er sich daran erinnerte, im Serengeti-Nationalpark gewesen zu sein und angesichts der Weite und Vielfalt Tansanias in die Knie zu sinken. Wenn es einen Garten Eden gegeben hatte, dann an diesem wilden, die Menschenhand verspottenden Ort, an dem Zeit keine Rolle spielte.

Lautlos trat er an Sascha heran und legte von hinten die Arme um ihn. Das Gesicht vergrub er an

seiner Schulter. Glücklich, wie er es selten zuvor gewesen war.

Es schnappte, als die Stahlriegel vor Fenstern und Tür an ihren Platz sprangen und ihnen Sicherheit gewährten. Nichts und niemand konnte sie trennen.

Andreas küsste Saschas Hals, erfreute sich an dem Sträuben feiner Härchen im Nacken. Er setzte beide Zeigefinger an den Schultern seines Freunds an und ließ sie parallel nach unten gleiten. Er passierte die Brustwarzen, fand sie fest, wanderte tiefer und machte sich einen Spaß daraus, langsamer

zu werden, als Sascha sich an ihn drängte.

»Wir sind ganz allein«, gurgelte es an seinem Ohr. »Niemand kann uns erreichen. Niemand kann dich schützen.«

Andreas hörte die Worte, nahm aber ihren Sinn nicht wahr. Er biss Sascha zärtlich in den Nacken und musste an die Löwenmutter denken, die ihr Junges gemessenen Schritts packte und in den Schatten trug.

Das Material, in das Andreas seine Zähne schlug, war ihm fremd. Gummiartig, feucht. Angewidert

schüttelte er sich. Er zog sich nicht zurück, sondern versuchte, den seltsamen Geschmack von Saschas Haut zu lecken. Ziellose Streicheleinheiten dankten ihm seine Bemühungen. Wie sehr hatte er es vermisst, auf diese Weise berührt zu werden. Hände strichen ihm über den Hinterkopf, zogen ihn näher. So viel ruhige Nähe, so viel liebevolle Zuwendung, so viel Vertrautheit.

Es dauerte eine Weile, bis Andreas bemerkte, dass etwas nicht stimmte. Bis er realisierte, dass Saschas Hände die seinen hielten

und unmöglich gleichzeitig seinen Kopf, seinen Rücken und seine Beine erreichen konnten.

Er sah an seinem Körper entlang und würgte. Die Tentakel krochen von allen Seiten auf ihn zu. Sie berührten ihn mit schnabelartigen Mäulern. Attackierten seine Kleidung, bereiteten sich darauf vor, sein Fleisch zu verschlingen.

Panisch sprang er zurück und prallte gegen einen Widerstand. Eine Wand aus Schlangenarmen. Es zischte. Muskulöse Leiber wanden sich um seine Arme und zogen ihn nach hinten.

»Hilf mir«, rief er. »Sascha, hilf mir doch.«

Sein Freund drehte sich zu ihm um. Sein Äußeres flackerte, als wolle es die Form wechseln. Mal erkannte Andreas Sascha, mal stand ihm ein Wesen gegenüber, das selbst in Albträumen keinen Platz haben konnte. Eine Kreatur ohne Gesicht. Versehen mit Fängen, Klauen und nicht zuletzt den Tentakeln, die nach ihm griffen. Von der schuppigen Haut tropften Sekrete, die den Boden zu ihren Füßen verdampften.

»Was ist denn?«, lachte das

Wesen hämisch und sträubte die Hautfetzen über seinem Mund. Es sah aus, als wäre es dem Cthulhu-Mythos entsprungen. »Ich helfe dir doch. Ich helfe dir, zu Ende zu bringen, wozu du zu feige bist. Wolltest du nicht immer eins mit mir sein?«

Etwas Schleimiges kroch in Andreas' Mund und schob sich tief in seinen Hals. Es brach ihm den Kiefer. Dann begannen die Greifarme, sich zu winden und sich in seine Haut zu schlagen. Bauch, Hüfte, Gliedmaßen. Überall fraßen sie sich durch seine Kleidung,

bissen sich fest und begannen zu zerren. Andreas kämpfte gegen sie an, aber es waren zu viele. Sein Schicksal war besiegelt. Sein Geist wusste darum, der Körper, der einen eigenen Überlebenswillen besaß, weigerte sich, aufzugeben. Zu schrecklich war, was ihn erwartete. Man würde ihn nicht nur vierteilen, sondern seine Essenz in Stücke reißen. Bis nichts mehr von ihm übrig war.

Andreas wurde von seinen eigenen Schreien geweckt. Während er im Traum gegen den Tentakel in seinem Mund anbrüllte,

kamen die Stimmbänder in der Realität in Bewegung und retteten ihn.

Er rang nach Atem. Rücken und Bauch waren nass, das Kissen verschwunden. Er hatte sich den Kopf an einer der Metallstreben des Bettes angeschlagen. Das Laken unter ihm lag in feuchten Falten und scheuerte. Selbst auf seinem Unterleib stand Feuchtigkeit. Sie benetzte seine Schambehaarung und ließ sie auf der Haut kleben. Andreas roch seinen Angstschweiß und fühlte sich unendlich schmutzig.

Schlimmer als die körperlichen

Unpässlichkeiten war das Zittern verbliebener Todesangst. Ein Schauer dankbarer Hysterie weichte sie auf, aber zur Ruhe kam sie nicht. Sie bohrte sich in seine Eingeweide. Zerrte an ihm, wie die Tentakel es zuvor getan hatten.

»Keine Horrorfilme vor dem Einschlafen mehr«, bewegten sich seine Lippen, ohne zu sprechen.

Etwas Reines war besudelt worden. Und er hatte nicht die Kraft, zur Gänze aufzuwachen, um dem Traum die Kraft zu nehmen. Stattdessen stürzte er ein drittes Mal. Er fiel ohne Vorspiel, das ihn

auf die falsche Fährte lockte, direkt in die Angst hinein.

Der Zug fuhr ohne ihn ab. Andreas rannte.

Die schwarz lackierte Dampflok pfiff warnend und spuckte Qualm aus, der als Ascheregen auf ihn niederging. Er rempelte sich durch die wartenden Reisenden, sprang über ihre Koffer. Ein Hund mit einer Strickjacke kläffte ihm aufgebracht hinterher.

Laufen. Schneller.

Neben dem Fahrkartenautomaten – außer Betrieb – stand der Leierkastenmann mit der Ratte auf

der Schulter. Er spielte eine verquere Version von Europes »It's the final countdown«. Der Schwanz der Ratte schlug im Takt dazu. Auf ihrem langen Schädel saß eine winzige Narrenkappe, deren Schellen wie Kirchenglocken klangen.

Andreas bluteten die Ohren.

Sascha stand auf der Plattform des Speisewagens. Sein Fuß tippte ungeduldig. Der hellbraune, altmodisch geschnittene Blazer über den Jogginghosen passte nicht zu ihm. Von der Melone auf seinem Kopf ganz zu schweigen. Seit wann

trug Sascha Schnurrbart? Er sah lächerlich aus.

Nicht lächerlich war die übergroße Taschenuhr, die in Saschas Hand pendelte. Sie war so gewaltig, dass Andreas die bronzenen Zeiger erkennen konnte. Es war kurz vor 12. War es nicht immer kurz vor 12?

»Du kommst zu spät«, flüsterte eine fremde Stimme hinter seiner Stirn. »Immer kommst du zu spät. Er ist ohne dich aufgebrochen. Er hat dich zurückgelassen.«

Das konnte nicht sein. Nicht schon wieder. Er hatte es ihm

versprochen.

Dem Pfeifen in seinen Lungen zum Trotz beschleunigte Andreas. Seine bloßen Fußsohlen wurden vom Schotter aufgerissen. Er war nackt. Warum war er nackt? Jemand fasste ihm an den Arm, um ihn zu bremsen. Hysterisch schlug er um sich.

Die Lok verschwand hinter einer Plakatwand, die es zu umlaufen galt. Hindernisse warfen sich in seinen Weg. Der Zug gewann an Tempo. Das Stampfen der Maschinen wurde rhythmischer. Sascha hängte sich die Uhr um den

Hals und klatschte im Takt.

Andreas sprintete. Sein überfordertes Herz pumpte zu wenig Blut in sein Gehirn, ihm schwindelte. Er musste es schaffen. Fast hatte er das Geländer erreicht. Fast konnte er auf die Metalltreppen springen. Es fehlte nur ein winziges Stück.

»Gib mir deine Hand!«, keuchte er. »Hilf mir.«

Doch Sascha schüttelte den Kopf, drehte sich um und betrat den Speisewagen.

Andreas kam ins Stolpern, ging zu Boden und rollte auf die Bahngleise.

Das bestialische Kreischen der Eisenräder kam näher. Dann waren sie über ihm, und er wurde zerstört.

Nachdem er zum dritten Mal im Traum gestorben war, konnte Andreas nicht in den Schlaf zurückkehren. Sein Körper wollte, war fast so erschöpft wie nach den Übungen in der Konfrontationstherapie. Doch er war zu verängstigt, um das Experiment Schlaf zu wagen.

Die Nachwehen der Albträume nahm Andreas mit in die Wirklichkeit, als er die steifen Beine aus dem Bett schwang und sich auf

die Kante setzte. Das Zittern in den Muskeln war eine Warnung, dass er im Begriff war, auch im wachen Zustand die Kontrolle zu verlieren.

Panik näherte sich ihm. Sie umschmeichelte ihn wie eine tollwütige Katze, die sich an seine Beine schmiegte, nur um kurz darauf mit wilden Bissen ihre tödliche Krankheit zu übertragen. Weil Andreas um das Leid wusste, das mit der Angst kam, wurde es schwieriger, ihr auszuweichen. Es war nie gut, vor der nächsten Panikattacke Angst zu haben.

Er sprang auf die Füße.

Fluchtartig verließ er sein Schlafzimmer; nicht zuletzt, um dem einen Hilfsmittel zu entkommen, das ihm zur Verfügung stand. Er sehnte sich nach seinen Medikamenten und dem furchtlosen Rausch.

Für einen Moment stand er verloren im Wohnzimmer. Die Schiebetür zum Schlafzimmer sang in ihrer Aufhängung, weil er sie zu heftig zugeworfen hatte. Kein Licht, abgesehen vom grünen Standby-Auge seines Monitors.

Andreas war nach Verkriechen zumute. Mit schmerzenden

Eingeweiden schlich er zu seinem Arbeitsplatz. Der Schreibtischstuhl kam ihm viel zu hoch und instabil vor, sodass er sich zögernd vor dem Bücherregal niederließ. Instinktiv glitten seine Knie zum Oberkörper, legten sich seine Arme um die Beine, bis er aufrecht in Embryonalhaltung saß. Mit abwärts gerichtetem Gesicht starrte Andreas in die Dunkelheit, sein warmer, zu schneller Atem strich über die Oberschenkel.

Die Tatsache, dass er wach war und begann, seine Träume zu sortieren, half nicht gegen die

Angst. In Wellen glitt sie durch ihn hindurch. Jedes Mal, wenn er hoffte, sich beruhigt zu haben, kehrte sie zurück und zeigte ihm den Stinkefinger. Dann glaubte er, es keine Sekunde länger ertragen zu können. Der Zustand dauerte an, bis es besser wurde und der Zyklus von vorn begann.

Sascha. Vorhin auf seiner Couch, nun in seinen Träumen. Andreas hatte mit einer Reaktion gerechnet, aber nicht damit, dass sie so heftig und eindeutig ausfallen würde. Oder hatte er es geahnt? Als Sascha den Kopf an sein Bein lehnte und

Andreas nicht anders konnte, als ihn zu berühren?

Unter dem Deckmantel besorgter Freundschaft hatten seine Finger entschieden, dass Kraulen eine hervorragende Therapie gegen Sodbrennen war – und gegen die verklemmte Unruhe zwischen ihnen.

Er würde Köninger töten oder zumindest anschreien, weil er Andreas das Gefühl gegeben hatte, dass jedes Abrücken von Sascha feige wäre. Die Art Fluchtinstinkt, dem er nicht nachgeben durfte, wenn er emotional weiterkommen wollte.

In der Klinik hatten sie ihn einmal gefragt, was er wollte. Bis zum Ende seiner Tage einsam und verängstigt in seinem Zimmerchen hocken und das Geld seiner Eltern ausgeben, oder ein freier Mann sein. Er hatte seine Wahl getroffen.

Andreas fragte sich, ob er damals dieselbe Entscheidung gefällt hätte, wenn er gewusst hätte, welches unaussprechliche Grauen auf ihn zukam.

Was in der Therapiesitzung vernünftig geklungen hatte, war zur fast unüberwindbaren Hürde geworden. Verzweifelt hatte

Andreas einen Weg gesucht, Sascha zu signalisieren, dass es in Ordnung war. Sie waren erwachsen. Miteinander Sex zu haben, bedeutete nicht unweigerlich, dass sich etwas zwischen ihnen änderte. Für die E-Mail an Sascha hatte er drei Stunden und unzählige Versuche gebraucht. Zwischendurch hatte Andreas sich dabei ertappt, dass er seitenlange Pamphlete tippte, in denen er Sascha beschimpfte, mit ihm flirtete, die Geschehnisse ins Lächerliche zog oder ihn aus seinem Leben warf; manchmal alles innerhalb weniger

Zeilen.

Das Treffen selbst hatte er anfangs als notwendiges Übel gesehen; als einen lang andauernden Flug, bevor man endlich den Urlaubsort erreichte. Unangenehm, aber mit vager Vorfreude versehen. Besser geworden war es erst, als er Sascha anfassen konnte. Und das wiederum war überhaupt nicht besser gewesen, denn es machte Andreas deutlich, dass er sich auf eine neue Abhängigkeit zubewegte.

Sich nur gut fühlen, wenn Sascha da war. Frei sein, wenn Sascha ihn

berührte. Gefangen sein, wenn er allein war; sich der Leere in seinem Leben bewusster denn je.

Andreas war, als müsse er in Tränen ausbrechen. Nicht, weil er traurig war, sondern weil ihn das Chaos in seinem Kopf heillos überforderte und er sich wünschte, Sascha wäre nicht in sein Leben zurückgekehrt.

Dessen Anwesenheit frischte die Bilder aus Andreas' Erinnerung auf und verlieh ihnen scharfe Kanten, an denen er sich schnitt. Plötzlich wusste er wieder, wie sehr er es damals genossen hatte, an Saschas

entspanntem Körper entlang zu streichen, wenn sie aneinander gedrängt einschliefen. Diese stillen Momente geteilter Gelassenheit in seinem alten Zimmer hatten Andreas gelehrt, wie ein Miteinander aussehen konnte.

Er vermisste es, jemanden zu haben, der verlässlich an seiner Seite stand und Wert darauf legte, Zeit mit ihm zu verbringen. Andreas hatte früh gelernt, dass nichts kostbarer war als Zeit, die man verschenkte. Man konnte eine Freundschaft oder Beziehung nicht nachdrücklicher adeln. Früher

einmal war Andreas ein wichtiger, geschätzter Freund gewesen. Heute war er es nicht mehr.

Andreas würgte. Ein scharfer Schmerz lauerte in seinem Bauch. Sein Körper protestierte. Er hatte keine Ahnung, wie er am Morgen zur Arbeit fahren sollte. Der Gedanke an den Bus entsetzte ihn auf eine Weise, die normalerweise der Flucht vor einem rasenden Säbelzahntiger vorbehalten war.

Wenn ein harmloser Nachmittag ihn bereits dermaßen aus der Bahn warf, wie würde es ihn erst zerfleischen, wenn Sascha und er

sich einander näherten und scheiterten? Andreas fürchtete um die Ordnung in seinem Leben.

»Du bist sowas von kaputt«, haspelte Andreas in die Stille hinein. Jemanden mögen, und gleichzeitig Angst vor ihm haben. Etwas wollen, und sich nicht darauf einlassen können. Etwas vermissen, und es nicht nehmen, weil die Sorge, es zum zweiten Mal zu verlieren, einen lähmte. Und um ihn herum die verzehrende, den Atem raubende Leere.

Die Angst nahm allmählich ab, aber sie ließ Wünsche und

Bedürfnisse zurück, die er selbst in Gedanken nicht aussprach. Aber sie zeigten sich, indem er durch die Finsternis zur Couch sah und sich erinnerte, dass er vor wenigen Stunden Kontakt mit einem anderen Menschen gehabt hatte.

Wenn er die Gelegenheit genutzt und Sascha geküsst hätte, wären sie dann miteinander im Bett gelandet? Nur dieses eine Mal, um sich für eine kleine Weile gut zu fühlen? Es wäre nur fair gewesen. Schließlich konnte Sascha sich bestimmt weit besser an die Nacht nach der Party erinnern als

Andreas. Nur ein einziges Mal Haut und Schweiß und Hände und Körper, die sich aneinanderdrängten. Nur ein einziges Mal mit Sascha schlafen und ihm so nah kommen wie eben möglich.

Nein. Unvernunft. Es wäre nicht nur ungerecht, mit Sascha zu spielen, Andreas zweifelte auch, dass er sich selbst aus der Falle befreien könnte, wenn er sich einmal auf das Wagnis einließ. Süchtig werden war das Letzte, was er wollte. Und Saschas niederschmetternd aufregender

Männerkörper war genauso gefährlich wie das Lorazepam, gegen dessen Sog sich Andreas zeitweilig wehren musste.

Er rollte sich enger zusammen und wünschte sich verzweifelt Gesellschaft, während er die Müdigkeit niederkämpfte und sich bemühte, Ruhe für die nahe Busfahrt aufzubringen. Wenn er seine zwischenmenschlichen Probleme schon nicht auf die Reihe bekam, wollte er wenigstens dem Therapieplan folgen. Außerdem würde Triton auf ihn warten, falls er nicht kam. Das war ein guter Grund,

um sich aufzuraffen.

Während Andreas auf den Morgen wartete, reifte ein Entschluss in ihm. Er ging mit der Erkenntnis einher, dass Tritons Anhänglichkeit ihn motivieren konnte, wenn er am Boden lag. Er kam mit dem Gedanken, wie herrlich es wäre, wenn der gewaltige Hund jetzt und hier neben ihm auf dem Parkett liegen würde, um ihm Gesellschaft zu leisten. Zu unsicher, um einen Schnellschuss zu riskieren, blätterte Andreas in seinem Wandkalender. Er umkreiste ein Datum mit schwarzem Edding.

Drei Monate. Wenn sich bis dahin kein Herrchen für Triton fand, würde Andreas ihn zu sich nehmen. Letztendlich brauchte Andreas den Kuvasz ebenso wie Triton ihn, und auf die Liebe eines Hundes konnte man bauen.

Seinen Arbeitstag schaffte Andreas trotzdem nicht. Er duschte. Er ließ das Frühstück aus. Er lief zum Bus. Er schaffte den Hinweg und die ersten Arbeiten im Tierheim, dann begann sich die Welt um ihn zu drehen, er geriet in Panik und sperrte sich auf der Toilette ein.

Als das Taxi ihn nach Hause brachte – für den regulären Rückweg brachte er keine Kraft auf –, war er trotz allem sicher, richtig entschieden zu haben. Sascha nahm ihm Kraft, also konnte er nicht mehr als ein Freund sein.

Seine Zuneigung zu Triton hatte ihn jedoch dazu gebracht, an einem Höllentag das Haus zu verlassen und wenigstens einen Versuch zu wagen, zur Arbeit zu gehen. Dass er gescheitert war, stand auf einem anderen Blatt.

Kapitel 33

Der süßliche Rauch kroch durch die Zimmer. Es war leiser als beim ersten Mal, wenn auch nicht leerer. Die Musik war weniger basslastig, was daran liegen mochte, dass die Produktionen aus den Siebzigern nicht so laut und bissig waren, wie man es von aktuellen Aufnahmen gewohnt war.

»Komm wir tanzen auf dem Tisch, bis der Tisch zusammenbricht.«

Schlaghosen raschelten gegeneinander, wenn die Gäste durch die Räume streiften. Manch einer der Besucher tanzte wirklich auf einem der niedrigen Tische. Ausnahmslos jeder hatte an der Tür ein buntes, mit Fransen besetztes Stirnband in die Hand gedrückt bekommen.

Andreas war betrunken und high. Die Wirkung war weniger durchschlagend als bei Brains erster Party. Entweder gewöhnte er sich daran oder er war besser beieinander, weil er vorher weniger nervös gewesen war. Wieder

einmal hatten sich die Vorhersagen der Therapeuten – der elenden, neunmalklugen – bestätigt. Es wurde jedes Mal etwas leichter.

Brain hingen die steifen Strähnen einer Langhaarperücke vor den Lippen, als er Andreas glucksend den Arm um die Schulter legte. Er brüllte ihm ins Ohr: »Moskau, Moskau … wirf die Gläser an die Wand!«

Grinsend sah Andreas sich um, ob jemand auch dieser Aufforderung nachkam. Es wäre nicht schlimm gewesen. Sie tranken ihre »patentierte Siebziger-Jahre-

Bowle« aus gutem Grund aus Pappbechern, und die vergilbten Tapeten waren ohnehin ein Fall für den Reißwolf.

Sascha stöhnte und murmelte: »Wenn nicht gleich jemand anders auflegt, springe ich vom Dach.«

»Macht nichts. Ist nicht hoch genug, um sich etwas zu tun«, erwiderte der Gastgeber gelassen.

Andreas hörte sein eigenes hysterisches Kichern und fühlte sich wohl. Das Stirnband rutschte ihm in die Augen. Die Fransen kitzelten ihn an der Nase. Er griff in die Gummibärchentüte und suchte fünf

rote heraus. Sein Versuch, mit ihnen zu jonglieren, misslang, aber erheiterte Brain und die anderen, die mit ihnen auf den Matratzen im Wohnzimmer hockten.

Sascha rappelte sich aus seiner halb liegenden Position auf und stieß Brains Arm von Andreas' Schulter. »He, lass deine Griffel bei dir, ja?«

Er war ebenso angetrunken wie der Rest der Feiernden. Sein Tonfall war leichtherzig. Nur in seinem Blick schwelte eine schmollende, kindliche Eifersucht, die keiner ernst nahm, weil sie alle viel zu weit

neben der Spur waren.

Andreas lachte. Er genoss, wie unbeschwert er in dieser Umgebung sein konnte. Wie gut es ihm tat, zwischen Brain und Sascha auf einer klumpigen Schaumstoffmatratze zu sitzen und über Gummibärchenorgien in der Tüte zu fachsimpeln. Saschas Präsenz war ihm dabei sehr bewusst, aber sie quälte ihn nicht allzu sehr. Die unterschwellige Lust, die Andreas in Saschas Nähe empfand, gehörte zum großen Ganzen der Party dazu.

Es war leicht, neckend zu

erwidern: »Besitzergreifend heute, hm?«

Dass Saschas Antwort aus einem sehnsüchtigen Blick bestand, wollte Andreas nicht wahrnehmen. Nur in der Tiefsee seines Verstandes zuckte es nervös und erinnerte ihn daran, was das letzte Mal geschehen war, als sie der durchschlagenden Wirkung von Brains Gastfreundschaft ausgesetzt gewesen waren.

Andreas spürte es in seiner Seele schäumen. Da war so viel Leichtigkeit, die mit der milden Sommernacht einherging. Fragen

und Zweifel verloren an Gewicht, Schwieriges wurde einfach. Lösungen tanzten um seinen Kopf und warteten darauf, dass er nach ihnen griff.

Eine Bewegung auf der Matratze ließ ihn seitwärts sehen. Sascha hatte sich wieder ausgestreckt. Der Platzmangel zwang ihm eine verkrümmte Haltung auf. Er hätte sich entspannen können, wenn er nur bereit gewesen wäre, den Kopf auf Andreas' Bein zu legen.

Hier und jetzt fand Andreas den Gedanken nicht schlimm. Sie waren Freunde, betrunken und hatten

Narrenfreiheit. Niemand würde sich wundern, wenn er die Gelegenheit nutzte, um Sascha locker die Hand auf die Brust zu legen. Dummerweise war Andreas ziemlich sicher, dass er einen Ständer bekommen würde, sobald er Sascha anfasste. Und so betrunken, um sich nicht den peinlichen Ergebnissen einer solchen Reaktion bewusst zu sein, war er noch nicht.

Andreas lehnte den Kopf an die Wand und ließ Brains Geplapper über sich hinwegrauschen. Eine diffuse Müdigkeit, die mit einer seltsamen Scharfsinnigkeit

einherging, ergriff von ihm Besitz. Er hörte sich selbst lachen, sogar Fragen beantworten, aber in Gedanken war er woanders.

Ungefragt galoppierte seine Fantasie auf das Ende der Nacht zu. Wenn er jetzt nichts mehr trank und bald den benebelnden Rauchwolken entkam … Wenn Sascha ihn erneut nach Hause begleitete … Wenn sie wieder enthemmt waren und die Gelegenheit ausnutzten … Er könnte ihr Zusammensein genießen und am Morgen den nächsten Filmriss markieren. Nachdem er Sascha auf sein Bett gedrückt und

ihn verzweifelt, genießerisch, akribisch, langsam, hart, spielerisch, schnell, wild durchgenommen hatte. Lippen und Atem und Laute und Hände und Schwänze und ganz viel verschwitzte Haut.

Es war keine gute Idee, seine Gedanken in diese Richtung fließen zu lassen. Zum einen schwindelte ihm angesichts seiner eigenen Vorstellungen und zum anderen brauchte es nun keinen Körperkontakt zu Sascha mehr, um erregt zu sein.

»Der Weg in die Hölle ist mit

guten Absichten gepflastert«, zitierte Andreas lakonisch.

Überraschte Blicke folgten ihm, als er schwankend auf die Beine kam und aus dem Wohnzimmer stolperte. Eine Welle emotionaler Energie wollte über ihn hinwegrollen. Weil er nicht ergründen konnte, welche Empfindungen darin verborgen waren, packte er sie am Hals und stopfte sie zurück in sein Unterbewusstsein. Zu sicher war er, unter der vergnüglich-chaotischen Fassade Angst zu wittern.

Die Nacht hieß Andreas

willkommen wie eine gute Freundin. Der von geschnittenem Gras bestimmte Geruch aus den umliegenden Gärten, darunter das rauchige Aroma, das vom inzwischen erkalteten Grill ausging. Über all dem lag der olfaktorische Mantel des Sommers. Allein die Rosen im Vorgarten des Hauses, die laut Brain unter allen Umständen pfleglich zu behandeln waren, damit seine Großmutter gnädig blieb, strömten einen betörenden Duft aus. Er war so dick und klebrig, dass man ihn fast greifen konnte.

Die Erinnerung an ähnlich laue

Nächte kam Andreas in den Sinn. Nächte, in denen er in der Villa am Fenster gesessen und verzweifelt nach draußen gestarrt hatte. Nächte, die einen förmlich aufforderten, sie an der frischen Luft zu verbringen.

Auf dem Weg zu einem der knorrigen Obstbäume im hinteren Teil des Gartens dachte Andreas, dass er viel erreicht hatte. Ausnahmsweise blieb das spöttische Stimmchen, das ihm stets in leisem Singsang seine Misserfolge um die Ohren schlug, stumm.

Andreas suchte sich einen schief gewachsenen Apfelbaum zwischen Zaun und Plattenweg aus und lehnte sich dagegen. Er sah zu den Blättern hinauf und lauschte dem Gezwitscher im Garten. Dazwischen hörte er ein Mädchen herzzerreißend schluchzen, doch das Brummen einer männlichen Stimme ließ ahnen, dass sie bereits Gesellschaft hatte.

Andreas war dankbar für den aufopferungsvollen Seelentröster. Den wenigen Worten, die das Mädchen gar zu laut in den Garten rief, war leicht zu entnehmen, dass

sie zum einen betrunken war und zum anderen in einer Beziehungskrise steckte. Auf beides konnte er gut verzichten. Betrunken war er selbst, und eine Beziehungskrise … Es war wohl eher eine Libidokrise, aber diese war dafür heimtückisch und verführerischer als der Gesang der Sirenen. Dass Sascha an diesem Abend zu allem Überfluss in seiner alten Röhrenlederhose mit den geschnürten Seiten auftauchen musste, hatte sein Übriges dazu getan.

Abgesehen davon, dass Andreas

ernsthaft an Saschas Verstand zweifelte, bei diesem Wetter Leder zu tragen, war er stets nur eine Handbreit davon entfernt, an den Schnürungen zu spielen.

Eine Katze und ein Wollknäuel waren nichts gegen Andreas' Fixierung auf dieses Relikt ihrer früheren Beziehung.

Wie oft hatte er Sascha die enge Hose von den Beinen gepellt, nachdem er den erregenden Anblick von Hintern und Unterleib unter dem ausgeblichenen Schwarz nicht mehr ertragen konnte? Wie oft hatte Sascha sich zufrieden gerekelt

und gemurmelt: »Wurde auch Zeit.«

Das enge, weiße T-Shirt hatte ebenfalls nicht dazu beigetragen, Andreas zu beruhigen. Es betonte die sich ausbildenden Schwimmerschultern und kam ihm so fadenscheinig vor, dass man es nicht einmal ausziehen musste, um die Haut darunter zu spüren.

Ob Sascha das mit Absicht machte? So auszusehen, dass man ihn anbeißen musste, wenn man nicht den Verstand verlieren wollte? Andreas wusste es nicht – und darüber nachzudenken, ließ das Klopfen in seinem Glied

eindringlicher werden. Schnell fasste er zu, um die wachsende Erektion in eine bequemere Lage zu drängen.

Seine Knie waren weich, die Beine bleischwer. Die Rinde des Baums kratzte ihm über den Rücken, als er sich setzte. Der Arm fand Platz auf einem niedrigen Stoß Brennholz, der am Fuß des Apfelbäumchens lagerte. Die Musik im Haus hatte von deutschem Schlager zu munterem Glam Rock gewechselt. Gefiel Andreas besser, obwohl es ihm im Grunde egal war, welche Musikreste bei ihm im

Garten ankamen.

Vordergründig waren die intensiven Gerüche, der gnädige Windhauch, der Hamburg die Hitze des Tages aus den Straßen kehrte, und das Wohlbefinden in einer fremden Umgebung.

Dass er nicht länger allein war, bemerkte er erst, als ein Beinpaar sich in sein Gesichtsfeld schob. Langsam sah Andreas auf. Sein Blick wanderte an in Trainingshosen steckenden Beinen entlang.

Weiter oben traf er auf einen Oberkörper, der in einem Nichts von einem Tanktop steckte und es

jeden Augenblick zu sprengen drohte. Das kantige Gesicht mit den ungewöhnlich runden, grauen Augen und dem verschmitzten Halblächeln kam ihm bekannt vor.

Irgendeiner der Gäste, nahm er an. Solange der Neuankömmling nicht erwartete, dass er sich seinen Namen gemerkt hatte, war alles gut.

»Hey«, sagte Andreas schleppend. »Du steht mir im Licht.«

»Und du bist ziemlich breit, wenn du hier noch Licht siehst.« Ein sanftes Lachen lag in der Stimme

des Fremden. Gestelzt fuhr er fort: »Hast du den ehrenwerten Herrn Gastgeber irgendwo gesehen? Ich würde ihm gern meine Aufwartung machen.«

Eine spöttische Verbeugung folgte, die Andreas in die glückliche Situation brachte, einen näheren Blick auf das charismatische Gesicht mit dem vollen Mund zu werfen. Ob es sehr unhöflich wäre, den Neuankömmling zu bitten, sich umzudrehen, damit er seine Kehrseite überprüfen konnte?

Verstohlen fuhr Andreas sich mit der Zungenspitze über die

Unterlippe. Dass er eine Antwort schuldig blieb, begriff er erst, als der Fremde sich vor ihn kauerte; die Arme locker zwischen den Beinen baumelnd.

»Alles in Ordnung bei dir?«, fragte er mit einem eigenwilligen Unterton zwischen Neugier und Belustigung. Er neigte den Kopf auf die Seite, ein winziger Nervenimpuls ließ seine Augenbrauen zucken und sich verengen. Andreas war fasziniert, wie stark sich die Mimik eines Menschen durch ein so winziges Detail verändern konnte.

»Ja, klar«, gab er mechanisch zurück. »Alles bestens.«

Blond. Dunkelblond. Sehr kurz geschoren, wie es viele Sportler hielten, um nach dem Duschen nicht ewig mit feuchten Haaren herumlaufen zu müssen. Fühlte sich bestimmt gut an, mit den Fingern hindurchzufahren. Wie das Fell eines Maulwurfs. Andreas' Atem ging schneller, seine Lippen öffneten sich. Er konnte den Blick nicht abwenden.

Das wissende Lächeln, das auf einmal das sonnengebräunte Gesicht erhellte, löste tief in

Andreas einen Widerhall aus. Etwas in ihm reagierte, als der andere Mann – er mochte vier oder fünf Jahre älter sein als er – amüsiert raunte: »So ist das also. Komm, mach mal ein bisschen Platz.«

Bevor Andreas' Verstand erfassen konnte, was vor sich ging, reagierte sein Körper. Nicht nur, indem er willig zur Seite rückte, sodass sein neuer Bekannter sich neben ihm an den Baum setzen konnte. Nein, etwas Größeres kam in Gang. Eine Form von Erkennen, das er sich nicht erklären konnte.

Er selbst konnte nicht ahnen, wie

verheißungsvoll und unverhohlen seine Musterung des späten Partygastes vonstattengegangen war. Der Hunger stand ihm offen im Gesicht. Weniger höflich ausgedrückt mochte man sagen, dass ihm unübersehbar die Zunge auf dem Boden hing. Erst als der Fremde ihn seinerseits prüfend in Augenschein nahm und schließlich mit einem durchtriebenen Lächeln begann, Andreas mit Blicken auszuziehen, fiel der Groschen.

Von einer Sekunde zur anderen wurde Andreas' Mund auf positive Weise trocken. Es knisterte. Er

hätte nicht sagen können, ob das Geräusch von außen auf ihn eindrang oder von ihm ausging. Die Schlichtheit des Moments überwältigte ihn. Die spöttischen grauen Augen verließen nie sein Gesicht; auch nicht, als sich eine Hand prüfend auf seinen Oberschenkel legte.

Wirre Begrifflichkeiten fluteten durch Andreas' Kopf und verabschiedeten sich sofort wieder, als ein Kurzschluss durch sein Gehirn feuerte. Es blieb nicht mehr als ein statisches Rauschen und der Eindruck, vor unterdrückter Lust und

der Vielfalt der Möglichkeiten aus der Haut zu springen.

Andreas' neuer Bekannter setzte zum Sprechen an, wollte vielleicht etwas Aufreizendes sagen oder herausfinden, wie seine Chancen standen. Er kam nicht weiter als bis zu einem überraschten Geräusch, da Andreas ihm frei von Hemmungen oder Scham die Hand in den Nacken grub und ihn küsste.

Nicht wie Sascha, dachte er, als ihre Lippen sich berührten. Aber trotzdem gut. Sehr gut sogar. Brauche ich. Will ich. Jetzt.

Lange dauerte die Überraschung

seines Gegenübers nicht an. Den Bruchteil eines Atemzugs später hatte er sich erholt, griff seinerseits zu und riss die Herrschaft über den Kuss an sich. In Windeseile war es nicht länger Andreas, der bestimmte, wie innig oder intensiv sie sich küssten. Vielmehr wurde er von einem gewaltigen Sog sexueller Energie und Erfahrung erfasst und umgerissen. Bevor er sich versah, lag ein kräftiger Arm um seinen Nacken und glitt die zweite Hand zwischen seine Beine. Er keuchte vor Dankbarkeit, als kundige Finger zugriffen und ihm den ersten Druck

nahmen. Ihm versprachen dafür zu sorgen, dass er alles bekam, was er brauchte.

»Ich sehe schon, ist dringend«, flüsterte es zwischen zwei Küssen. »Wenn du wüsstest, wie mir das entgegen kommt.«

Andreas machte sich nicht die Mühe, verbal zuzustimmen. Stattdessen ließ er das Becken nach oben schießen und rieb sich an der streichelnden Hand.

* * *

»Mein Kopf bringt mich um«,

murrte Sascha, während er den halb vollen Becher mit Waldmeister-Wodka-Bowle auf den Boden stellte. In seinen Schläfen hämmerte es und er vermisste Andreas an seiner Seite. »Ich gehe mal raus.«

Brain, der mit geröteten Augen durch den Dunst in seinem Wohnzimmer spähte, nickte langsam: »Guter Plan. Ich komme mit. Aber vorher …«

Er sprang auf, trieb ein flirtendes Pärchen vom Fenster weg und riss es auf. Normalerweise war Lüften bei voll aufgedrehter Musik ein

Tabu, denn die Geduld der Nachbarn hing an einem seidenen Faden und niemand hatte Lust auf einen Besuch der Polizei. Gerade an diesem Abend war der Konsum von Gras so unübersehbar, dass eine Stippvisite der Herren in Blau sogar dramatische Folgen haben konnte. Aber Sascha gab Brain recht: Es war nicht mehr auszuhalten. Der Sauerstoffgehalt in der Wohnung schien gleich null zu sein.

Brain legte dem Pärchen je eine Hand auf die Schulter: »Macht in fünf Minuten wieder zu, ja?«

Gemeinsam drängten sie sich

durch den Flur. Isa, die in einem gefährlich kurzen Blümchenkleid im Treppenaufgang saß und angeregt mit einer Freundin sprach, zwinkerte ihnen zu.

Draußen lehnte Sascha sich an die warme Hauswand und atmete tief ein. »Aaah, wunderbar. Luft!«

»Zumindest so etwas Ähnliches. Wenn das mit der Hitze so weitergeht, schmilzt wirklich noch der Asphalt auf den Straßen.«

»Wäre eine gute Gelegenheit zu erklären, warum man seine Vorlesungen geschwänzt hat«, grinste Sascha. Er fuhr sich durch

die Haare, schüttelte den Kopf und stellte zufrieden fest, dass die Schmerzen bereits nachließen. »Tut mir leid, Prof. Die Bahn ist stecken geblieben.«

»So etwas würde man hinterher in der Zeitung lesen. Und im Radio hören.«

»Dann eben mein Fahrrad.«

»Ja, das könnte klappen.«

Brain ließ die Zunge schnalzen. »Wir hätten etwas zu trinken mitnehmen sollen.«

Sascha zuckte die Achseln. Er hatte für diesen Abend genug. Die Grenze, an der eine fröhliche Party

in ein Desaster mit vollgekotzten Klamotten und Peinlichkeiten auf fremder Leute Mailboxen überging, war nah.

»Wie sieht es eigentlich mit Mittwoch aus? Es ist Kinoabend in der Uni«, fragte er und überlegte, ob er Andreas bitten sollte, sie zu begleiten. Es wäre toll, zum ersten Mal mit ihm zusammen in einem Kino zu sitzen.

Wenig begeistert zuckte Brain die Achseln. »Was zeigen sie denn?« Er mochte den provisorischen Kinosaal der Uni nicht und musste jedes Mal überredet werden.

»Keine Ahnung. Seit wann kommt es darauf an? Aber ich glaube …«

»Warte mal!«, unterbrach Brain ihn und kniff die Augen zusammen. Er löste sich von der Hauswand und trat lauschend ein Stück in den Garten hinein. »Ich hätte schwören können …« Suchend sah er sich um.

Sascha folgte ihm. »Was ist los?«

»Weiß nicht. Ich dachte, ich hätte jemanden gehört.«

»Es sind eine Menge Leute im Garten«, bemerkte Sascha irritiert. »Wie immer. Was willst du denn gehört haben?«

Statt einer Antwort drehte Brain

sich um die eigene Achse. Ein vibrierendes Lachen löste sich aus der Dunkelheit. Für Brain schien es eine Art Startschuss zu sein, denn auf einmal setzte er sich zielstrebig in Bewegung. Sascha, der keine Ahnung hatte, was vor sich ging, folgte ihm durch das halbhohe Gras. Das spärliche Licht der nahen Straßenlaterne wurde von den Kronen der Obstbäume verschluckt, sodass er beinahe in Brain hineinlief, als dieser abrupt stehen blieb.

»Na, wenn das nicht mein geschätzter Herr Bruder ist«, sagte

er unfreundlich, wie Sascha ihn selten erlebt hatte.

Neugierig spähte er über Brains Schulter und kam gerade rechtzeitig, um zu sehen, dass ein am Boden liegendes Paar auseinander fuhr. Nur einer der beiden zuckte zusammen. Der andere, der seinen kompakten Körper halb auf das unter ihm liegende Mädchen gedrückt hatte, löste sich nur widerwillig und sichtlich ohne schlechtes Gewissen.

Als er aufsah, stand ein zynisches Lächeln auf seinen Zügen. »Hey, Maximilian. Dein Timing war schon

einmal besser.«

Zwei Informationen sprangen Sascha wie aus dem Nichts heraus an. Erstens, dass er niemanden kannte, der Brain bei seinem richtigen Namen rief. Zweitens, dass der zweite Teilnehmer des sinnlichen Spiels, das sie rüde unterbrochen hatten, keine Frau war.

In Zeitlupe konnte Sascha beobachten, wie Brains Bruder die Hand aus Andreas' Hose zog. Seine Muskeln erstarrten, selbst die Lungen schienen den Dienst zu quittieren, während sein Geist

raste. Eine Vielzahl Gefühle brach über Sascha herein. Sie zerrten an ihm, überforderten ihn. Ihm war kalt und gleichzeitig heiß. Ein Wurm fraß sich pfeilschnell durch die Brust und bedrohte den Rhythmus seines Herzens.

»Deins auch. Ich kann mich nicht erinnern, dich eingeladen zu haben«, hörte er Brain zischen. »Was zur Hölle willst du hier?«

»Du warst auch schon mal netter.« Markus – Sascha glaubte zumindest, dass Brains Bruder Markus hieß – beugte sich vertraulich zu Andreas und rieb die

Nase an dessen Wange. Er raunte ihm etwas zu, das sie nicht verstehen konnten.

»Du warst auch schon mal weniger Arschloch, selbst wenn das lange her ist.«

Markus setzte sich auf. Er richtete sein Tanktop, das ihm bis zum Hals hochgerutscht war, und erwiderte gereizt: »Scheiße, was hast du eigentlich für ein Problem?«

Auch Sascha stellte sich diese Frage, obwohl ihn die Antwort im Grunde wenig interessierte. Dass Brain seinen älteren Bruder nicht leiden konnte, war bekannt. Auch,

dass Markus schwul war, hatte er gewusst. Keine dieser Informationen half Sascha, die Situation zu erfassen; geschweige denn, mit ihr umzugehen.

Er starrte Andreas an. Und während seine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnten, erfasste er die Details. Die Tatsache, dass Andreas' rechter Arm noch in Markus' Rücken lag oder dass er kaum zu atmen schien. Dass er keine Anstalten machte, seine Jeans zuzuknöpfen. Und dass Sascha gerade dieser Umstand auf nicht näher bestimmbare Weise

aufregte.

Der Streit der Brüder nahm an Lautstärke zu, doch Sascha hörte sie kaum. Er suchte nach Worten und spielte mit dem Gedanken, sich umzudrehen und zu verschwinden. Immerhin ging es ihn eigentlich nichts an, was wer unter welchem Apfelbaum trieb.

Am Ende war es Andreas, der als Erster in Bewegung kam. Grob schob er Markus von sich und kam umständlich auf die Füße. Schwankend stand er neben dem Baumstamm. Eine Hand tastete nach Halt, die andere fuhr in sein

Gesicht, rieb über Augen und Nase. Als er aufsah, leuchtete seine plötzliche Blässe Sascha entgegen. Er sagte kein Wort. Mit Schritten, die ahnen ließen, dass er am liebsten gerannt wäre, strebte er dem Gartentor zu.

Ernüchtert folgte Saschas Blick ihm. Endlich platzte der Korken in seinem Gehirn aus der Verankerung, sodass er denken konnte. Er musste Andreas hinterher, wurde ihm bewusst. Sascha war zu angetrunken und zu aufgewühlt, um sagen zu können, was er empfand. Aber dass

Andreas, der seinerseits fleißig dem Alkohol zugesprochen hatte, auf die Straße zustrebte, gefiel ihm nicht.

Mit einem Schnellstart schoss Sascha dem Freund hinterher. Bis er ihn erreichte, wusste er nicht, was er sagen sollte. Doch kaum, dass er Andreas nah genug war, um ihm mit der Hand auf der Schulter zu bremsen, fragte er: »Alles okay? Geht es dir gut?«

Durch Andreas' Rücken lief ein Zittern. »Lass mich.«

Schlagartig mischte sich Wut in Saschas Besorgnis. Er wusste nicht, woher sie kam, aber ihm

dämmerte, dass er Andreas nicht nur gefolgt war, um sich nach seinem Zustand zu erkundigen. Er wollte ihm vor das Schienbein treten. Er wollte ihn packen und fragen: »War das nötig? Musstest du es mir ins Gesicht reiben? Du weißt doch, wie es in mir aussieht. War das verdammt noch mal nötig?«

Er sagte es nicht, aber wahrscheinlich sah man ihm an, was in ihm vorging.

Eine rasche Abfolge von Emotionen spiegelte sich auf Andreas' Zügen wider. Verstockter

Ärger, schlechtes Gewissen, Angst, Reue, Unverständnis, Angst, Widerstand und noch mehr Angst. Nichts blieb verborgen. Es war, als würden bunte Glühbirnen auf seiner Stirn aufleuchten. Ein dunkler Rotton für Wut, ein schmutziges Gelb für Reue, ein ekelerregender Grünton für die Angst.

Sascha öffnete den Mund, um etwas zu sagen, doch Andreas hob abwehrend beide Hände und wiederholte: »Lass mich … ich muss nach Hause … lass mich einfach in Ruhe. Geh … geh weg.«

»He, ganz ruhig. Soll ich …?«

»Nein!«, fauchte Andreas. In seinen Augen flackerte die hysterische Angst, die eine heranrollende Panikattacke verriet. »Verschwinde. Bitte! Ich … rufe mir ein Taxi. Geh. Weg!«

Aber es war nicht Sascha, der ging. Andreas war es, der auf dem Absatz kehrtmachte und hektisch Raum zwischen sie brachte. Auch dieses Mal rannte er nicht, aber in seine langen Schritte mischten sich unruhige Sprünge, die den Grad seiner Not verrieten.

Sascha wusste nicht, was er tun sollte. Auf der einen Seite kam es

ihm unklug vor, Andreas allein seines Weges gehen zu lassen. Auf der anderen Seite fehlte es ihm an Vorstellungskraft, um vorherzusagen, was geschehen würde, falls er sich über dessen Wunsch hinwegsetzte. Und dann – hässlicher und vernichtender als alles andere – wusste Sascha gar nicht, ob er ihm folgen wollte. Er war nicht Andreas' Kindermädchen. Er hatte ihn nicht guter Dinge mit zu Brains Party geschleppt, um am Ende vorgeführt zu werden.

Jeder wusste, dass Sascha sich nichts mehr wünschte, als mit

Andreas zusammen zu sein. Jeder. Kaum jemand sprach ihn darauf an. Aber er hatte über die Jahre zu vielen Leuten morgens um fünf zwischen der vorletzten und letzten Flasche Bier die Ohren vollgejammert, als dass sie nicht wüssten, wer Andreas war. Dass Nils in diesen Tagen umherging und jedem seine Leidensgeschichte klagte, trug zusätzlich dazu bei, dass Saschas unerwiderte Liebe zu seinem Ex zum Allgemeingut geworden war. Nun konnten sie sich das Maul über ihn zerreißen. Über ihn, der nie etwas hatte anbrennen

lassen und dem armen, kleinen Nils das Herz gebrochen hatte.

»Scheiße!«, schrie Sascha und trat gegen den Zaun. Ein Holzsplitter löste sich und landete im Gras. Hilflos sah er Andreas hinterher. Hoffte halb, dass der seinen Aufschrei gehört hatte und zurückkam oder sich wenigstens umdrehte. Aber Andreas war auf der Flucht – vor ihm, vor sich selbst, vor Markus, vor der Welt – und bog in diesem Moment um die Straßenecke.

Als Sascha die Hände auf den Zaun legte und sich mit gesenktem

Kopf dagegen stemmte, waren seine Finger merkwürdig empfindungslos. Taub wie die Stelle in seiner Brust, die ihm normalerweise sagte, was er fühlen sollte. Er fand keinen Zugang, sah nur immer wieder, wie Markus gelassen die Hand aus Andreas' Hose zog und ihm etwas zuflüsterte.

»Fehlt nur noch, dass du dich in diesen Dreckskerl verliebst«, sagte Sascha leise zum Zaun. Dabei wusste er nicht, ob Markus vielleicht ein mieser Hund war oder ob Brain ihn nur dafür hielt. Das Schöne war,

dass es ihm egal sein konnte. Für Sascha war Markus das Letzte.

»Oh Mann, was war das denn? Das tut mir so leid. Ich hab’s gerade mitbekommen.«

Ein Wirbelwind polterte durch das quietschende Gartentor und warf sich Sascha entgegen. Bevor er sich versah, fand er sich in einer innigen, nach Waldmeister und Pfirsich-Deodorant duftenden Umarmung wieder.

»Isa …«, wehrte Sascha ab, während sein Gesicht brandrot anlief. Da hatte er den Salat. Die Geschichte machte bereits die

Runde.

Die Freundin machte keine Anstalten, ihn loszulassen, aber immerhin lockerte sie ihren Griff etwas. »Wirklich. Es tut mir leid. Brain kocht vor Wut. Ich meine, dass Markus alles fickt, was nicht bei drei auf dem Baum sitzt, ist nichts Neues. Aber was hat Andreas sich nur dabei gedacht? War er so high, dass er nichts mehr mitbekommen hat? Wie konnte er dir das antun?«

Augenblicklich bildete sich Widerstand in Saschas Kopf. Er schüttelte Isa ab und stopfte die

Hände in die Taschen. »Mach mal langsam. Wir sind nicht zusammen. Und selbst wenn wir es wären, weiß ich nicht, ob wir Exklusivrechte hätten. Andreas kann machen, was er will.«

Das war die rationale, die richtige Antwort. Warum tat es nur so weh, sich an Markus und Andreas zu erinnern?

»Exklusivrechte?«, wiederholte Isa aufgebracht. Sie war selbst betrunken, redete schneller als ihre Zunge die Worte sauber abrollen konnte. »Gehört das nicht dazu? Wenn ich mich verliebe, dann will

ich doch gar keinen anderen. Und selbst wenn ihr nicht zusammen seid, dann …«

»Ist ja gut«, unterbrach Sascha sie und verdrehte die Augen. Wenn es etwas gab, worauf er keine Lust hatte, dann auf einen Vortrag zu Isabells Vorstellungen von wahrer Liebe.

»Darum geht es auch gar nicht. Ihr müsst selbst wissen, wie ihr es haltet. Aber ich hätte ihm nicht zugetraut, dass er dir Markus vor die Nase hält. Nur für eine schnelle Nummer. Oder …«, Isas Augen wurden rund, ihre Hände flogen

hektisch durch die Luft, »… haben die etwa was miteinander? Ich meine, so richtig?«

»Nein«, fuhr Sascha sie grantig an. »Sie kennen sich doch gar nicht.«

»Warum lecken die sich dann im Garten gegenseitig ab?«, trumpfte Isa aufgebracht auf.

»Himmel. Menschen machen manchmal einfach nur so miteinander herum, weißt du. Ganz ohne Trauschein und Bausparvertrag.«

»Männer, meinst du wohl«, gab sie spitz zurück.

Er verzichtete darauf, Isabell daran zu erinnern, woran ihre letzte Beziehung gescheitert war. Vorsichtig formuliert war es nicht ihr Freund gewesen, der in fremden Betten wilderte.

Seufzend trat Sascha einen Schritt zurück und lehnte sich an den Zaun. Er schätzte Isas aufrichtige Sorge um ihn, aber ihre überdrehte Art half ihm nicht, sich zu beruhigen. Und er wollte zur Ruhe kommen.

»Lass es gut sein«, bat er. Um nicht allzu grob zu wirken, fügte er hinzu: »Ich bin nicht begeistert,

aber es ist okay. Er hat es sicher nicht getan, um mir eins reinzuwürgen.«

Das unterstellte er ihm wirklich nicht, wie ihm zeitgleich aufging. So intrigant war Andreas nicht. Was Sascha zu der Frage zurückbrachte, warum er sich fühlte, als hätte ihm jemand ein lebenswichtiges Organ aus dem Bauch gerissen. Er senkte den Kopf.

Isa schnaufte zwei Mal lautstark ein und aus, bevor sie sich neben ihn stellte. Ihre kleine Hand tastete nach ihm und schob sich in seine Armbeuge. Als sie dieses Mal

sprach, war ihre Stimme leise und mitfühlend: »Tut weh, hm?«

Sascha machte sich nicht die Mühe aufzublicken. Er nickte lediglich leicht.

»Ist er gegangen?«, fragte Isa leise. »Hast du mit ihm gesprochen?«

»Ja, er ist weg. Und nein, nicht richtig.«

»Wollte er nicht?«, hakte sie missbilligend nach.

Mit der Ferse seines Schuhs fuhr Sascha die Furche zwischen zwei Steinplatten nach. »Weiß nicht, ob er nicht konnte oder nicht wollte.

Keine Ahnung.« Er sah auf und betrachtete einen parkenden Wagen in der Nähe. Ob Andreas inzwischen ein Taxi gefunden hatte und auf dem Weg nach Hause war? »Er hat nach der Nummer ziemlich schnell abgebaut.«

Isa zupfte am Ausschnitt ihres Kleides. »Ich sollte wohl Mitleid haben, oder? Aber irgendwie ist er selbst schuld. Was macht er mit anderen herum, wenn er dich haben könnte?«

»Ja, genau«, spottete Sascha. »Das werde ich ihm beim nächsten Mal sagen. Hey, Babe, warum die

Aufregung? Komm zu mir, ich mache dich glücklich. Ich kaufe dir einen Ring und einen Pudel. Wir werden nie Streit haben, es wird nie einer von uns einen anderen Mann besabbern, und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie noch heute. Klapp dein Märchenbuch zu, Süße. Wir sind nicht in Hollywood. Leider.«

Obwohl Chaos in Saschas Bauch herrschte, musste er lächeln. Er legte Isa den Arm um die Schulter und drückte sie an sich. Sie wünschte sich für ihn, dass Andreas und er sich fanden, sich gegenseitig

glücklich machten. Dafür war er Isa nicht nur dankbar, dafür hätte er sie küssen können, wenn ihm nach Frauenküssen zumute gewesen wäre. Er hätte viel dafür gegeben, seine Wirklichkeit zu verlassen und dafür in Isas romantische Welt eintauchen zu dürfen.

In so einer Welt wäre er Andreas nachgelaufen, hätte ihn aus dem Taxi gezerrt und ihm gesagt, dass sie alles schaffen konnten, solange sie sich nur liebten. Andreas wäre ihm um den Hals gefallen, hätte ihm versprochen, ihm nie wieder wehzutun, und sie hätten sich

geküsst. Anschließend wären sie zusammen ins Taxi gestiegen und zu Andreas gefahren, um sich stundenlang durch die Federn zu wälzen.

»Hollywood wäre manchmal schon toll«, gab Sascha seufzend zu.

»Oh ja«, seufzte Isa zurück. »Und weißt du auch warum?«

»Nein?«

»Weil ich dir dann sagen könnte, dass alles gut wird. Du weißt schon. Wenn in Hollywood ein Traumpaar in der Krise ist, kann man sich trotzdem sicher sein, dass sie sich

am Ende kriegen. Und ich würde dir gerade wirklich gern sagen, dass am Ende alles gut wird.«

»Du kannst es trotzdem sagen, wenn du willst.«

»Ich dachte, ich soll mein Märchenbuch zuklappen?«, erwiderte Isabell schlagfertig und streckte ihm die Zunge heraus.

Saschas inniger Wunsch nach einem Stück heiler Welt war ihm peinlich, aber er sagte trotzdem: »Du hast eine Sondererlaubnis.«

Sie lachte leise. Dann hob sie melodramatisch die Hand zur Brust, legte sie auf ihr Herz und

deklamierte: »Alles wird gut. Wahre Liebe findet einen Weg. Andreas wird bald auf dich zukommen, und dann werde ich monatelang nichts von dir hören, weil du ihm in nächtelangen Sex-Marathons klar machen musst, dass er keine fremden Kerle zu küssen hat.«

Es klang zu gut, um wahr zu sein. Und gleichzeitig wollte Sascha nichts mehr, als dass Isa recht behielt.

»Weißt du was? Das wäre mir vollkommen egal«, stellte er nachdenklich fest. »Andreas kann küssen, wen er will. Und ich kann

küssen, wen ich will. Das stört mich nicht im geringsten, solange ich nur den Löwenanteil von ihm kriege und ich derjenige bin, der morgens mit ihm aufwacht und von ihm Kaffee gekocht bekommt.«

Isa lachte auf und stieß ihm in die Seite. »Macho.«

»Aber nur ein bisschen«, zwinkerte er ihr zu.

Dieses Mal schob er sie nicht von sich, als sie ihn umarmte.

Kapitel 34

Andreas blutete wie ein abgestochenes Schwein. Der Schnitt zog sich von der Fingerkuppe bis zum Gelenk und brannte höllisch. Fluchend steckte er den Finger in den Mund und saugte daran. Erst danach kam ihm der Gedanke, dass es nicht klug war, sich Gliedmaßen in den Mund zu stecken, die kurz vorher mit der Reinigung von Vogelkäfigen beschäftigt gewesen waren.

Zu dem Schmerz gesellte sich ein innerliches Aufbäumen, das in ein weiches Gefühl in den Knien überging. Ein kleiner Schnitt, und doch wankte seine Beherrschung. Andreas zwang sich, den Stoß mit dem Druckerpapier beiseitezulegen und ruhig zu atmen. Es kostete ihn all seine Kraft. Er setzte sich auf den wackeligen Schreibtischstuhl im unaufgeräumten Tierheimbüro und versuchte, sich zu sammeln.

Dieser Freitag war eine Katastrophe. Nicht nur, dass er seit der Party am vergangenen Wochenende nichts von Sascha

gehört und seinerseits nichts getan hatte, um Kontakt herzustellen, hallte in ihm die Therapiesitzung vom Vortag nach.

Köninger hatte geschätzt zwei Sekunden gebraucht, um herauszufinden, dass Andreas die erste Wochensitzung weder vergessen hatte noch krank gewesen war. Er war zu feige gewesen, um zu seinem Therapeuten zu gehen. Lächerlich, wenn man bedachte, dass Köninger ihm helfen wollte und nicht über ihn richtete. Doch Andreas war unfähig gewesen, sich auf ihn einzulassen.

Immerhin konnte er sich nicht einmal seinen eigenen Gedanken und Gefühlen stellen, die vielfältiger und verworrener waren, als ihm recht sein konnte.

Das Schwänzen der Sitzung hatte ihm eine milde Standpauke eingebracht. Der Bericht über die Ereignisse der Party war Andreas stockend über die Lippen gegangen. Er hatte selbst bemerkt, wie unstet er in dieser Sache empfand. Wie schwer es ihm fiel, den Vorfall mit Brains Bruder zu deuten.

Er schämte sich. Gleichzeitig war er wütend, dass sie gestört worden

waren. Saschas erst verletzter, anschließend kühler Blick fraß sich in seinen Kopf. Er hatte Andreas an ein Weihnachtsfest vor vielen Jahren erinnert, an dem Sascha bei ihm Trost suchte und kalte Zurückweisung fand. Allerdings glaubte er trotzdem, dass er niemandem Rechenschaft schuldig war. Konnte man einerseits sein Handeln bereuen und andererseits stillschweigend toben, weil man nichts lieber getan hätte, als die Sache zu einem lustvollen Ende zu bringen?

Wie verwirrt Andreas gewesen

war, hatte sich gezeigt, als er nach der Heimfahrt im Taxi endlich allein war. Die Panikattacke, die ihn fortgetrieben hatte, war abgeklungen, und er so aufgepeitscht, dass er als Erstes unter die Dusche ging und sich schnell und lieblos einen runterholte. Danach hatte er geweint, weil er Angst hatte, dass Sascha aus seinem Leben verschwinden könnte. Anschließend war er wütend geworden, weil er es nicht verstand, warum das Schicksal ihm sofort dazwischenfunkte, nur weil er einen Mann küsste. Den

zweiten Mann in seinem Leben. Er hätte sein Abenteuer gern noch ein wenig genossen. Nur ein paar Minuten. Länger hätte er eh nicht gebraucht.

Dieser Gedanke heizte seine Lust frisch an, sodass er ins Bett ging und fantasierte, wie die Begegnung weitergegangen wäre, falls man sie nicht unterbrochen hätte. Anfangs war nur Brains Bruder Teil seiner Vorstellungen gewesen. Feste, wissende Küsse, eine große Selbstverständlichkeit im Umgang mit ihren Körpern, keine überflüssigen Gefühle, nur

gegenseitiges Genießen. Doch es hatte nicht lange gedauert, bis Sascha sich in Andreas' Fantasie zu ihnen gesellte und sie zu dritt weitermachten. Er kam so hart, dass der Orgasmus mit süßem Schmerz einherging und hinterher in seinen Lenden weiterpochte. Dann hatte er wieder geweint. Aus reiner Frustration, weil er allein war.

Die Details über seine Masturbationsorgien, die im Laufe der Woche nicht abgenommen hatten, enthielt Andreas Köninger vor. Er hatte den Kopf gesenkt und darauf gewartet, einen ernsten

Vortrag über Saschas verletzte Gefühle und sein eigenes vogelwildes Verhalten zu hören, über die Gefahren von anonymem Sex im Allgemeinen und für einen emotional instabilen Menschen wie ihn im Besonderen.

Stattdessen ging der Therapeut nur am Rande auf das Ende der Party ein und sprach dafür lange und sehr ernst über die Gefahr, in der Andreas seiner Meinung nach schwebte. Er erinnerte ihn daran, dass Alkohol und Drogen nie eine Lösung waren und für Andreas eine sehr viel größere Versuchung

darstellten als für andere Menschen. Sie durften keine Flucht werden. Köninger hatte sich so besorgt gezeigt und ihm so eindringlich geschildert, wie es ihm ergehen würde, falls er von dem ein oder anderen psychisch abhängig wurde, dass Andreas ganz schlecht geworden war.

Diese Angst hielt sich seitdem klebrig in seinen Eingeweiden und wollte nicht weichen. War er ein Kandidat für eine Abhängigkeit? Nein, wollte er schreien und musste doch zugeben, dass er die Partys unter Einfluss der enthemmenden

Getränke und Drogen genossen hatte. Er war frei gewesen.

Alkohol hatte er bereits früher getrunken; auch über den Durst hinaus. Aber er hatte nie zuvor den Gedanken gehabt, dass er sich betrinken könnte, um Dinge leichter zu machen. Treffsicher wie immer hatte Köninger den Finger in die Wunde gelegt und die Vermutung aufgestellt, dass Andreas Gefahr lief, Alkohol und Gras zu benutzen, um sich die Lasten der Welt leichter zu machen.

Er sollte recht behalten. Andreas hatte sich dabei ertappt, dass er

Brain fragen wollte, woher er seinen Stoff bezog. Er gab es Köninger gegenüber nie zu, aber sich selbst konnte er schlecht belügen.

Andreas fühlte sich unendlich schwach und einsam. Er wagte nicht, Sascha zu kontaktieren, weil er sich vor dessen Zorn fürchtete. Nein, nicht primär vor dessen Zorn, eher vor dessen Enttäuschung. Davor, dass Sascha ihm tapfer in die Augen sehen und den verständnisvollen Freund geben würde. Andreas war nicht sicher, ob er diese fromme Lüge ertragen

könnte.

Das wiederum warf die Frage auf – und natürlich war es wieder Köninger gewesen, der sie in den Raum stellte –, warum Andreas das Gefühl hatte, Sascha betrogen zu haben.

Sie waren nicht zusammen. Sie schuldeten sich nichts. Sascha mochte verliebt sein, aber Andreas war es nicht.

Zumindest hatte er das geglaubt, bis Köninger scheinheilig fragte: »Ist dir nie der Gedanke gekommen, dass es weit weniger um Saschas verletzte Gefühle geht,

als darum, dass du viel lieber mit ihm im Garten allein gewesen wärst als mit dem anderen?«

Das hatte Andreas' seelischem Chaos die Krone aufgesetzt.

Seitdem hatte er größere Angst als bisher, Sascha zu verlieren. Noch mehr Angst, mit ihm zusammen zu sein. Angst vor der Einsamkeit. Angst davor, verletzt zu werden. Angst, nur Sascha lieben zu können und dadurch immer allein zu bleiben.

Seit der Therapiesitzung musste Andreas drei heftige Panikattacken durchleiden. Einmal war er mitten

in der Nacht in dem Gefühl aufgewacht, jeden Moment zu ersticken. Das zweite Mal hatte es ihn erwischt, als er am Morgen das Haus verließ und der Bürgersteig unter seinen Füßen wegzuklappen drohte. Das dritte Mal kam auf den letzten Metern des Busses vor dem Tierheim über ihn.

Jetzt begann es wieder. Es kroch an ihn heran. Es sickerte lähmend durch seine Adern. Die Angstszenarien brachen urplötzlich los. Sie vertrieben jeden Gedanken an Sascha aus Andreas' Kopf. Zurück blieb ein Sirren in seiner

Herzgegend, das nichts Gutes verhieß.

Fühlte sich so ein Herzinfarkt an? Falls ja, wer war in der Nähe? Wer konnte ihm helfen? Was war das für ein Summen in seiner Schläfe? Woher kam das Druckgefühl auf seinem Brustkorb? Wo war sein Puls? Was war mit seiner Atmung? Bekam er genug Luft? Nein. Nicht genug Luft. Nein, nichts war normal. Er würde ersticken. Sein Herz würde stehen bleiben. Und niemand war da, der ihm helfen würde. Würde er es bis ins Krankenhaus schaffen? Musste er

sterben? Allein?

Der arbeitende Teil von Andreas' Verstand registrierte, dass diese Panikattacke ihn besiegen würde. Sie erfasste zu viel von seiner Substanz und griff auf seinen Körper über.

Er schnappte nach Luft, glaubte zu ersticken. Irgendwie und irgendwo wusste er, dass Hyperventilation nie zum Tod führte, sondern lediglich in die Ohnmacht, in der sich die Atmung von selbst regulierte. Das Wissen rettete ihn nicht vor der Furcht. Der Schweiß rann über Rücken, Brust

und Beine. Er leckte sich einen Weg über die eingetrockneten Pfade vom Vormittag.

Andreas krümmte sich zusammen. Er musste nach Hause. Sofort. In sein sicheres Nest. Es gab keinen Weg, der dahin führte. Die Strecke zwischen dem Tierheim und seiner Wohnung war unüberwindbar. Warum war nie jemand bei ihm? Kein Ende war in Sicht. Andreas' Angst war nicht ortsgebunden. Sie keimte tief in ihm und löste sich nicht auf. Eine Welle nach der nächsten schwappte über ihn hinweg. Das Zeitgefühl

kam ihm abhanden.

Er hörte kaum, dass sich die Tür öffnete. Alles klang gedämpft, wie auch die Stimme, die energisch ins Büro rief: »Robert, weißt du, wo ich die Vordrucke … Andreas?«

Dr. Toczek wieselte um den Schreibtisch herum und stieß in ihrer Eile die offene Druckerlade beiseite. Der Kunststoff knirschte, brach aber nicht. Die Tierärztin kniete sich neben Andreas. »Himmel, Junge. Du siehst aus wie der Tod. Ist dir schlecht?«

Er schüttelte den Kopf. Es schien ihm den Nacken zu sprengen. Sofort

begann der Drehschwindel. Er krallte sich an den Schreibtisch.

»Angst?«, fragte Dr. Toczek behutsam.

Andreas nickte und ließ es zu, dass sie ihm mütterlich über die Stirn strich und anschließend seine Hand in ihre kleine nahm.

Sie überlegte einen Augenblick. Dann machte sie eine entschlossene Miene. »Schaffst du es bis zum Parkplatz? Ich fahre dich nach Hause.«

Laut Therapie war Flucht immer der falsche Weg. Andreas wusste darum. Aber er konnte nicht mehr

weiter und war verzweifelt. Und er war der Tierärztin zum Heulen dankbar, dass sie aufgetaucht war und sich seiner annahm. Dass sie die Initiative ergriff, statt nervös neben ihm zu stehen und sich sein Elend anzusehen.

So weit, der Weg zum Parkplatz. Er würde umkippen und sich den Kopf aufschlagen. Wenn Sascha hier wäre, er könnte ihn auffangen und ihm in seine Wohnung helfen. Er könnte ihn vielleicht sogar beruhigen. Dr. Toczek dagegen, diese zarte Frau mit den feinen Gliedmaßen, konnte ihn nicht

halten. Er würde stürzen und sterben. Nein, das Büro war sicherer. Trotzdem wollte er nach Hause.

»Reiß dich zusammen«, formte sein Mund lautlos. Seine Lippen waren taub, der Kreislauf raste im Bemühen, seinen Körper aufrecht und fluchtbereit zu halten.

Andreas grub die Fingernägel in die Handflächen, um sich zu konzentrieren. Der feine Schmerz half.

Nur bis zum Auto. Während der Fahrt ausruhen und Kraft sammeln. Dann vom Auto bis zur Haustür.

Von dort Stufe für Stufe. Oben erwartete ihn die Sicherheit. Ja, das konnte er schaffen.

Schwankend stand er auf. Er wollte Dr. Toczek dankbar zulächeln, aber er schaffte es nicht. Nichts ging mehr. Er war ein Wrack. Und er wünschte aus tiefstem Herzen, Sascha wäre bei ihm.

* * *

Der Lieferwagen, mit dem Katjas Habseligkeiten nach Hamburg gebracht wurden, war noch nicht da, als Sascha das moderne

Wohnheim des Studentenwerks erreichte. Dafür stand der Kleinwagen der Suhrkamps auf dem Parkplatz. Seine Mutter steckte bis zu den Schultern im Kofferraum und wühlte in einem Karton.

Sascha bereute, pünktlich erschienen zu sein. Der Drang, umzudrehen und sich zu verstecken, bis sein Vater und Katja ankamen, war groß, kam ihm aber albern vor. Unbehaglich rückte er den Bund seiner sportlichen Shorts zurecht und trat auf den Parkplatz.

»Hallo Mama.«

Karen Suhrkamp fuhr aus dem

Kofferraum hoch und wirbelte zu ihm herum. Ihr erster Blick galt seiner Aufmachung. Ihre Augen weiteten sich empört.

»Hättest du dir nicht etwas anderes anziehen können?«, begrüßte sie ihren Sohn in übertriebenem Flüsterton. »Du musst doch nicht so … flanieren.«

Keine Minute war in der Gegenwart seiner Mutter verstrichen, und schon hatte Sascha größte Lust zu gehen.

Gut. Vielleicht, ganz vielleicht hatte er nicht aus Zufall das grelle Regenbogen-T-Shirt vom letzten

CSD an, das er sonst nie freiwillig trug, weil er sich darin vorkam wie ein gut befüllter Kaugummiautomat. Vielleicht hatte er es angezogen, weil er wusste, dass sie sich darüber ärgern würde. Andererseits hatte er vielleicht schlicht das Bedürfnis gehabt, Flagge zu zeigen, gerade weil sie ihm mit ihrer Ablehnung das Leben schwer machte.

»Wirklich. Was hast du dir dabei gedacht?«, fügte seine Mutter zischend hinzu. »Was sollen Katjas Mitbewohner denken? Du bist wirklich rücksichtslos. Jetzt werden

alle im Wohnheim sie als die mit dem ...«

»Schwulen?«, half er aus.

Karen Suhrkamp verzog das Gesicht, bevor sie kaum hörbar wisperte: »... schwulen Bruder in Erinnerung behalten.«

Sascha wusste nicht, was er darauf erwidern sollte. Keine Psychologie-Vorlesung der Welt konnte ihn auf die kruden Gedankengänge seiner Mutter vorbereiten. Egal, wie gut er sich innerlich vor Begegnungen mit ihr wappnete, ihre Scham vor seiner sexuellen Orientierung traf ihn

jedes Mal von Neuem.

Nichts, was er in den vergangenen Jahren versucht hatte, um ihr Verhältnis zu verbessern, hatte Wirkung gezeigt. Es ließ sich nicht leugnen, dass seine Bemühungen halbseiden gewesen waren und sich schließlich im Sand verlaufen hatten.

Aber diese Schuld sah er nicht bei sich allein. Je verzweifelter er versuchte, seiner Mutter zu beweisen, dass er kein anderer war als früher, desto weiter zog sie sich vor ihm zurück. Dass sie inzwischen in einer katholischen Kirchengruppe

im Nachbardorf Rückhalt gefunden hatte und man ihr in ihrer Ablehnung alles Homosexuellen den Rücken stärkte, machte es fast unmöglich, zu ihr durchzudringen. Es gab kein Argument, das sie nicht mit »Gott sieht das anders« entkräften konnte. Er hätte sich ebenso gut mit einer Mauer unterhalten können.

»Das Wohnheim sieht nett aus«, sagte er, um das Thema zu wechseln. »Eins von den neueren.«

Seine Mutter machte eine finstere Miene. »Sagst du. Ich bin nicht einverstanden. Nicht, dass mich

jemand fragen würde. Der Vormieter hat das Zimmer nicht sauber gemacht, und vom Studentenwerk hat sich auch niemand darum gekümmert. Die Küche ist ein einziger Saustall.«

»Du warst schon drin?«, fragte Sascha ernsthaft überrascht.

»Ja, darf ich das etwa nicht?«, schnappte sie zurück. »Wenn ich schon nicht wissen darf, wo mein Sohn lebt, dann möchte ich wenigstens wissen, wo meine Tochter steckt.«

»Ich wohne bei deiner Schwester!«, erinnerte Sascha sie

scharf.

»Ja, jetzt. Aber die Wohnung vorher durfte ich wohl nicht sehen. War vermutlich irgendeine heruntergekommene Bude, in der …«

Sie sprach nicht weiter, wofür Sascha dankbar war. Er wollte nicht wissen, was seine Mutter sich vorstellte, wenn sie an ihn dachte. Es war schlimm genug, dass er es sich ungefähr ausmalen konnte. Vermutlich dachte sie an den Bahnhofsstrich und eine Kommune voll schwuler Männer, die sich nach einem Lossystem quer durch die

Wohnung vögelten und gegenseitig mit peinlichen Krankheiten ansteckten.

Er räusperte sich. »Dann können wir ja schon einmal die ersten Sachen nach oben bringen.« Bloß fort aus ihrer Reichweite.

Warum noch einmal hatte er Andreas' Angebot zu helfen ausgeschlagen? Richtig, weil er ihn dem hier nicht aussetzen wollte. Trotzdem, Sascha hätte viel dafür gegeben, wenn Andreas – oder irgendjemand – jetzt dabei gewesen wäre. In der Nähe Fremder konnte er sich vor den

Attacken seiner Mutter sicher fühlen. Sie hätte sich eher die Zehen abgekaut, als vor den Augen anderer eine Szene zu veranstalten.

An Andreas zu denken, war unangenehm. Sascha hatte in dieser Woche viel über ihn nachgedacht. Sich oft gefragt, ob er ihn anrufen sollte und es nicht gewagt. Andreas hatte ihn weggeschickt und damit deutlich gezeigt, dass er mit dem, was vorging, allein fertig werden wollte.

Sascha war von sich selbst überrascht gewesen, als er begriff, dass ihn diese Zurückweisung mehr

schmerzte als die Tatsache, Andreas mit einem anderen im Gras vorgefunden zu haben. Selten hatte er eindringlicher gespürt, Andreas zu lieben, als in diesen Tagen; gerade weil es wehtat und ihn fast zerriss, dass er nichts von ihm hörte. Gerade weil etwas in ihm eifersüchtig röhrte und fauchte, obwohl er doch wusste, dass er kein Recht hatte, ihm Treue abzuverlangen. Das hatte er Isa gegenüber nicht umsonst so vehement betont. Er hatte sich wohl selbst überzeugen wollen.

Zurück blieb Sehnsucht und die

Hoffnung, dass es ihm in Zukunft erspart blieb, über Andreas in der Umarmung eines Mannes zu stolpern. Ihn mit einem anderen zu sehen und selbst vor Begehren fast aus der Hose zu springen, das war zu viel. Mit allem konnte er leben – freundschaftliche Distanz, wo er zärtliche Nähe wollte, seine dauerhaft unterdrückten Wünsche ohne Aussicht auf Erfolg –, aber nicht damit, Andreas' Suche nach Sex ins Gesicht gerieben zu bekommen.

Karen Suhrkamp legte die Hand auf den sauberen Lack ihres

Wagens. Ihm fielen Falten auf, als sie ihm einen merkwürdigen Blick zuwarf. »Es ist vielleicht ganz gut, dass wir einen Moment allein sind. Ich habe etwas mit dir zu besprechen. In Ordnung?«

Ihr angestrengter Unterton gefiel Sascha gar nicht. Unmerklich kniff er in seinen Unterarm, um sich zu zügeln und ihr keine pampige Antwort zu geben.

Karen strich sich umsichtig durch ihre perfekt sitzende Dorfmaus-Frisur. Jedes Haar saß unter Androhung von Ausschluss aus dem Ensemble sittsam an seinem Platz.

Sascha fragte sich boshaft, wie es möglich war, dass ein Mensch an einem sonnigen, fröhlichen Sommermorgen zu einem farblosen Fleck in der Landschaft wurde.

»Nun, ich bin nicht begeistert, dass Katja nach Hamburg geht«, begann sie und zog nacheinander an ihren Fingerkuppen. Sie sah ihm nicht in die Augen. »Jeder weiß, was für ein raues Pflaster diese Stadt ist. Sie ist einfach nicht das Richtige für ein junges Mädchen wie Katja, das vorher in einem ruhigen Dorf gewohnt hat.«

Sascha bemühte sich um

Verständnis und Gerechtigkeit, denn ganz falsch lag seine Mutter nicht: Hamburg war wirklich wilder und rauer als das Dorf, in dem er aufgewachsen war. Es gab mehr Ecken, in die man sich nicht verirren sollte, und mehr Orte, die es zu meiden galt.

Er ahnte, wohin das Gespräch führte: »Man muss wissen, von welchen Gegenden man sich fernhält. Aber wir reden von Katja. Sie ist nicht auf den Kopf gefallen, und sie ist ja nicht allein hier oben. Tanja, ihre Familie und ich sind ja auch noch da. Und sie hat gesagt,

dass mindestens zwei Leute aus ihrem Jahrgang auch in Hamburg studieren werden.«

Karens Blick verfing sich an seinem T-Shirt. Sie schauderte unterdrückt. Dann sah sie über seine Schulter hinweg zum Wohnheim. »Siehst du, das ist genau das, was ich mit dir besprechen wollte.«

Etwas Warmes berührte Sascha von innen heraus, als er an seine kleine Schwester dachte. Er freute sich, dass sie hier war, und es würde ihm eine Ehre sein, ihr die Stadt zu zeigen und ihr anfangs in

der Fremde zur Seite zu stehen.

»Mach dir keine Sorgen, Mama«, sagte er ernst. »Ich kann nicht dauernd um sie herum sein. Aber ich passe auf sie auf. Ich lasse sie bestimmt nicht hängen. Und wenn es nötig ist, ziehe ich sie an den Haaren aus den falschen Clubs heraus, okay?«

Es zuckte in ihrem Gesicht. Sie führte die Faust zum Mund und drückte sie kurz gegen die Lippen. Feuchtigkeit stand in ihren Augen, und zum ersten Mal seit sehr langer Zeit fühlte Sascha sich seiner Mutter näher.

Langsam sah sie zu ihm auf, bevor sie brüchig sagte: »Weißt du, Katja hat sich verändert. Sie ist ruhiger geworden. Sie trägt nicht mehr diese scheußlichen Sachen und ist, na ja, sie ist erwachsen geworden. Ich weiß gar nicht, ob ihr euch noch gut versteht …« Sascha machte eine wegwerfende Handbewegung, doch seine Mutter ließ ihn nicht zu Wort kommen: »Ich wollte dich bitten … nein, ich erwarte von dir, dass du genau das nicht tust.«

»Was?« Sascha neigte verständnislos den Kopf.

Karen Suhrkamp raffte die Sommerjacke um ihre Schultern, als fröre sie. Dann sagte sie bestimmt: »Ich möchte, dass du Katja in Ruhe lässt. Ich möchte weder, dass du sie mit deinen Freunden bekannt machst, noch in eure Kreise einführst. Sie ist … vernünftig geworden, seitdem du nicht mehr da bist. Ich wünsche mir, dass das so bleibt.«

Sascha zuckte zusammen. Instinktiv trat er einen Schritt rückwärts, als könne er sich dadurch vor dem Schmerz schützen. Eine Ohrfeige hätte nicht

eindrucksvoller sein können. Die Illusion, in dieser kleinen, schlicht wirkenden Frau seine Mutter zu erkennen, zerplatzte. Stattdessen stand er einer Fremden gegenüber. Einer Fremden, die glaubte, ihn von seiner eigenen Schwester fernhalten zu müssen.

»Das … ist nicht dein Ernst«, sagte er leise. »Du willst, dass ich …«

»Dass du sie in Frieden lässt, ja. Nun frag nicht so dumm nach. Du hast mich schon verstanden, Sascha. Du hältst dich doch für so schlau und für besser als den Rest

von uns. Ich habe nur zwei Kinder. Bei Katja sehe ich Hoffnung, dass aus ihr mit den Jahren eine verständige Person wird. Jemand, auf den man stolz sein kann.« Sie besaß die Dreistigkeit, ihn um Verständnis anzuflehen. »Bei dir hingegen …«

Abwehrend hob er die Hand. Er konnte nicht sprechen und wollte nichts mehr hören. Gar nichts mehr. Die abstruse Bitte seiner Mutter wühlte in ihm, massakrierte ihn. Mit einem Mal begriff er, wie hoffnungslos sein Unterfangen der Annäherung war. Sie hatte ihn

aufgegeben. Wie ein gescheitertes Experiment war er aussortiert worden. Sie schämte sich für ihn und keine Zeit der Welt würde etwas daran ändern.

Er war nicht der Sohn, den sie haben wollte. Also baute sie darauf, dass ihr wenigstens die Tochter blieb. Und auf eine kranke, abartige Weise verstand Sascha das. Deshalb schwieg er und verzichtete darauf, sie anzuschreien. Er hätte nicht gewusst, was er sagen sollte. War fern von Worten oder menschlicher Sprache.

Niedergeschmettert sah er sich

um. Wusste nicht, wie er reagieren sollte und war dankbar, als er den grünen Kastenwagen der Firma seines Vaters auf sie zurollen sah. Das Auto stand noch nicht, als Katja die Beifahrertür aufriss und heraussprang.

»Sascha!«, schrie sie und rannte auf ihn zu. Er nahm sie in die Arme und hielt sie fester als nötig gewesen wäre. »Ich bin da!«

»Hey, Kleine«, flüsterte er um Haltung bemüht.

»Endlich in Hamburg«, jubelte sie ihm ins Ohr.

Über ihre Schulter hinweg sah er

zu ihrer Mutter. Ihr Gesicht war eisig, und plötzlich hatte er Angst, dass sie über kurz oder lang einen Keil zwischen Katja und ihn treiben könnte.

Kapitel 35

Er zitterte nach. Es war nicht schlimm oder gar bedenklich, aber nervtötend. Das innerliche Beben verhinderte, dass er sich entspannte und nach dem anstrengenden Tag zur Ruhe kam.

Andreas zog sich die Wolldecke bis zur Nasenspitze und spähte missmutig über das dunkelblaue Gewebe zum Blu-ray-Player. Die DVD war durchgelaufen, und er verspürte nicht die geringste

Energie, sich zu erheben und sie zu wechseln.

Jedes Aufstehen war ein Sandkorn in der Auster der heilen Welt, die Andreas brauchte, um sich zu erholen. Jeder Gang ins Bad, jeder Wunsch nach einer neuen Flasche Wasser wollte wohlüberlegt sein. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er sich für die nächsten sechzig Stunden nicht bewegt. Montagmorgen wieder abmarschbereit zu sein, reichte völlig.

Blieb nur das Problem, dass er Ablenkung brauchte, um sich nicht

endlos in den höllischen Kreisen aus »Hätte ich es nicht doch schaffen können?«, »Bin ich wirklich auf dem Weg, Alkoholiker zu werden?« und »Was soll ich nur mit Sascha machen?« zu bewegen. Dantes Inferno musste neu geschrieben werden.

»Krieg deinen Hintern hoch, Junge«, sagte Andreas sich streng, nachdem er eine geschlagene Viertelstunde auf den bildlosen Fernseher gestiert hatte. »Einmal aufstehen und du hast stundenlang Ruhe.«

Er raffte sich auf. Um für

möglichst lange Zeit ungestört zu sein, beschloss er, alle notwendigen Erledigungen hinter sich zu bringen. DVD wechseln, ein Gang ins Bad und anschließend in die Küche.

Andreas betrachtete den Inhalt des Kühlschranks. Ob eine Tiefkühlpizza den Aufwand wert war, in zwanzig Minuten noch einmal aufzustehen? In diesem Augenblick hätte er alles darum gegeben, wieder in der Villa seiner Eltern zu leben und auf Ivanas gutmütiges Wesen und ihre Kochkunst zurückgreifen zu können.

Er kam gerade zu dem Schluss,

dass seine Faulheit den Hunger überwog, als es klingelte. Brummend entschied er, den abendlichen Gast zu ignorieren. Auf unangemeldeten Besuch konnte er verzichten. Das Bedürfnis, sich hinzulegen, trieb Andreas zurück ins Wohnzimmer, als die Türglocke erneut zum Leben erwachte. Dieses Mal drohte sie unter dem Ungestüm des Klingelnden aus der Fassung zu springen. Knurrend machte Andreas kehrt und stelzte in den Flur. Er hieb auf den Auslöser, riss die Tür auf und murrte ins Treppenhaus: »Ich hoffe, es ist wichtig.«

Wer immer zu ihm wollte, hatte es eilig. Die schnellen Schritte auf den Holztreppen ließen Andreas aufatmen. Seine Eltern würden den Teufel tun, wie angestochen durch das Treppenhaus zu hetzen. Er presste die Lippen zusammen und stützte sich auf den Türknauf.

Als Saschas wirrer Haarschopf in Sicht kam, kollabierte Andreas' Atmung bei dem Versuch, erfreut durchzuatmen und zeitgleich erschrocken nach Luft zu schnappen. Er hustete und verfluchte sich stumm. Was hätte er dafür gegeben, wenigstens einmal

nicht von widersprüchlichen Empfindungen gejagt zu werden.

Auf dem letzten Treppenabsatz blieb Sascha stehen und spähte nach oben. Ein dünnes Lächeln kämpfte sich auf sein verschwitztes Gesicht. »Hey, ich dachte, ich schaue mal vorbei. Aber falls es dir nicht passt …«

Nervös schob Andreas beide Hände in die hinteren Taschen seiner Jeans. Die Verlockung, Sascha fortzuschicken, war groß. Er bezweifelte, dass er in der Lage war, sich einem Abend in gereizter Stimmung zu stellen oder

Vorhaltungen anzuhören. Innerlich gab er Sascha einen kleinen Tritt. Wozu gab es Handys? Hätte er nicht anrufen können?

Plötzlich fiel Andreas etwas auf, das ihn seine eigenen Befindlichkeiten zurückstellen ließ: das Gejagte in Saschas Blick. Er hatte es früher schon gesehen und – was noch wichtiger war – er sah es in diesen Tagen jedes Mal, wenn er im Badezimmer am Spiegel vorbeikam. Es war die Rückspiegelung des Gefühls, nicht zu wissen, wo man hin und an wen man sich wenden sollte.

In Andreas' Kopf drehte sich ein Puzzleteil und glitt an seinen angestammten Platz. Plötzlich war es undenkbar, Sascha nicht hereinzulassen. Dafür war Andreas zu neugierig – und zu besorgt.

Schweigend trat er beiseite und ging mit hochgezogenen Schultern zurück ins Wohnzimmer. Sascha würde ihm bestimmt folgen. Er wollte nicht unhöflich sein, indem er vorging, aber seine Knie waren wenn möglich sogar weicher als zuvor. Ob vor Aufregung oder Angst, wusste er nicht.

Im Wohnzimmer ließ er sich auf

seinen Lieblingsplatz fallen und beobachtete, wie Sascha langsam eintrat und sich gründlich in dem weitläufigen Raum umsah. Ein unbehaglicher Ausdruck stand auf seinem Gesicht und machte Andreas Angst.

Sollte er etwas zu dem Vorfall am Wochenende sagen? Das schlechte Gewissen drückte in seinem Hinterkopf. War er für Saschas getriebene Miene verantwortlich? Hatte seine Eskapade mit Markus ihn so tief verletzt oder sogar davon überzeugt, dass ihre Freundschaft auf dem absteigenden Ast war?

Zynisch dachte Andreas, dass er erstaunlich viel Angst hatte, Sascha zu verlieren, wenn man bedachte, wie ungern er ihn in seinem Leben willkommen geheißen hatte. Es war erschreckend, wie schnell es ihm zur lieben Gewohnheit geworden war, von ihm besucht oder angerufen zu werden.

Sascha schlich mit gekrümmtem Rücken zur Terrassentür und sah nach draußen. Mit einem Finger strich er über den Griff, als suche er nach Staub. Da er schwieg, blieb Andreas Zeit, ihn zum ersten Mal seit der Wiederauferstehung ihres

Irgendetwas bewusst zu betrachten. Nicht als Freund, sondern als Mann.

Die dunklen Haare waren in den vergangenen Wochen kräftig gewachsen. Anscheinend waren Unmengen Gel nötig, um sie in die wilden Stacheln zu verwandeln, die Sascha seit Jahren trug. Unter dem aus der Form gegangenen Regenbogen-T-Shirt sah Andreas angespannt nach hinten gezwungene Schulterblätter.

Sascha stand breitbeinig, hatte die Daumen in die Gürtelschlaufen seiner Shorts gehakt wie ein

Cowboy kurz vor dem Showdown. Die bloßen Unterschenkel waren behaarter als damals. Saschas Hintern war so schmal und muskulös wie früher. Daran hatte sich nichts geändert. Vielleicht kam er durch die veränderte Rückenform besser zur Geltung, aber für Andreas wirkte er verstörend vertraut.

Vieles an Sascha war ihm vertraut. Und was viel wichtiger war: Vieles an Sascha war grausam verlockend, weit über reine Triebbefriedigung hinaus.

Andreas unterband mit Mühe,

sich unter unwillkommenen Gedanken wie ein nasser Hund zu schütteln. Am liebsten hätte er schlichtweg geleugnet, was in ihm vorging, aber dafür war es wohl zu spät.

Sascha hustete harsch und machte ihnen beiden bewusst, dass sie eisern geschwiegen hatten. Hatte Andreas überhaupt schon ein Wort gesprochen, seitdem Sascha aufgetaucht war? Für den Moment konnte er daran nichts ändern, seine Stimmbänder klebten wie verkochte Spaghetti aneinander und wollten sich nicht rühren.

Sascha schien weniger Probleme zu haben, denn plötzlich schnaubte er gegen das Glas der Balkontür: »Kann ich dich mal was fragen?«

Unterdrückter Zorn ließ seine Stimme zittern und peitschte Andreas entgegen, sodass er unwillkürlich die Hände in die Wolldecke grub. Als er bemerkte, dass er sich wie eine mittelalterliche Jungfrau in Nöten aufführte, schob er den Stoff schnell von sich.

Andreas wollte etwas Kluges sagen. Etwas Vernünftiges. Er wollte erklären, dass es ihm nicht

gut ging und er keine Kraftreserven für ein verbittertes Gespräch hatte. Aber er schaffte es nur bis zu einem unbestimmten Laut, den man breit interpretieren konnte.

Für Sascha schien es Zustimmung genug zu sein, denn er wirbelte zu ihm herum. »Hast du deinen Eltern inzwischen gesagt, dass du schwul bist?«

Überrascht öffnete Andreas den Mund. Er versuchte, die Kurve von seinen Umtrieben auf Brains Party zu seinem nicht vollzogenen Coming-out zu bekommen. Halb erwartete er einen Vortrag, dass er

sich weniger dumm anstellen und peinlich benehmen würde, wenn er erst dazu stand, wer er war.

»Nein«, erwiderte er defensiv.

»Sei froh«, schoss Sascha giftig zurück. Sein Kiefer malmte. »Sei froh, dass du so klug warst, die Schnauze zu halten und dich nicht erwischen zu lassen. Ich wünschte, ich wäre so schlau gewesen wie du. Aber nein, natürlich nicht. Ich musste ja ehrlich sein. Out and proud. Ich musste mit einem Kerl, der die Spucke nicht wert war, auf dem Sofa meiner Eltern rummachen. Warum habe ich mir

nicht gleich eine Zielscheibe auf die Stirn tätowieren lassen? Das wäre einfacher gewesen.«

Andreas blinzelte zwei Mal. »Was ist passiert?«, fragte er leise.

Sascha hob die Arme und ließ sie kraftlos zurückfallen. Es zuckte in seinem Gesicht, als hielte er seine Emotionen mühsam unter Kontrolle. »Nichts. Ich war nur so frech, beim Umzug meiner Schwester zu helfen und dabei nicht zu verstecken, wer ich bin. Dann habe ich mir auch noch die unendliche Dreistigkeit erlaubt, meiner Mutter zu versprechen, dass ich Katja in

Hamburg zur Seite stehen werde. Damit sie nicht auf dem Strich landet oder was immer armen kleinen Mädchen vom Lande im Dschungel der Großstadt passiert.«

Am liebsten wäre Andreas aufgestanden und zu dem aufgebrachten Freund gegangen, um ihn zu umarmen, aber er traute seinen Beinen nicht.

»Das ist doch eine nette Geste«, sagte er vorsichtig.

»Ja«, spuckte Sascha aus und trat mit der Kante seines Turnschuhs gegen die Couch. »Das dachte ich auch. Sascha, habe ich mir gesagt,

alter Junge, deine Frau Mutter ist nicht gut auf dich zu sprechen. Aber vielleicht denkt sie besser von dir, wenn du dafür sorgst, dass deine kleine Schwester nicht unter die Räder kommt.« Er warf Andreas einen finsteren Blick zu. »Weißt du, was sie gemacht hat?«

Der schüttelte den Kopf, aber das Mitgefühl baute sich bereits in ihm auf. Er konnte sehen, dass Sascha wehgetan worden war, wie nur Eltern ihren Kindern wehtun konnten.

»Sie will, dass ich mich von Katja fernhalte, damit ich sie nicht in

meine Kreise ziehe, verseuche, mit HIV infiziere oder weiß der Teufel. Lass dir das mal auf der Zunge zergehen: Meine eigene Mutter verlangt von mir, dass ich meiner Schwester nicht zu nah komme.«

Andreas musste die Augen schließen. Er brauchte eine Sekunde Dunkelheit um sich herum, um Saschas verletztes Gesicht auszublenden. Da er selbst keine Geschwister hatte, konnte er nicht nachfühlen, was Sascha empfand. Aber er hatte sich immer eine kleine Schwester oder einen großen Bruder gewünscht, einen Alliierten.

Ihm war unbegreiflich, warum eine Mutter an dem einzigartigen Band zwischen Geschwistern rütteln wollte.

Als Andreas die Augen öffnete, sah er, dass Sascha sich auf der anderen Seite der Sitzecke niedergelassen und den Kopf in den Händen vergraben hatte. Er wollte die Hand ausstrecken und ihn zu sich holen. Andreas wollte ihm sagen, dass er sich von seiner Mutter lösen sollte. Aber wie konnte er ihm diesen klugen Rat geben, wenn er es selbst nicht schaffte, über seine familiären Beziehungen

hinwegzukommen?

Um überhaupt etwas zu sagen, murmelte er: »Ich hoffe, du hast sie zum Teufel gejagt.«

Sascha antwortete dumpf: »Das wäre Wasser auf ihren Mühlen gewesen. Sie ist vor einiger Zeit in so eine dubiose Kirchengeschichte hineingerutscht.«

Auf Andreas' Stirn bildeten sich Falten. »Hast du mir nicht mal erzählt, dass der Pfarrer in eurer Gemeinde von der gemäßigteren Sorte war?«

»Das weißt du noch?«, sah Sascha mit einem traurigen Lächeln

auf. »Ja, und genau das macht mir Sorgen. Wenn sich jemand eine neue Gemeinde sucht, weil ihm die eigene nicht radikal genug ist, ist das kein gutes Zeichen.«

»Vermutlich nicht.«

Natürlich erinnerte er sich. Er hatte fast ein Jahr damit zugebracht, jede mit Sascha verbrachte Stunde, jedes mit ihm geführte Gespräch auf seine mentale Festplatte zu brennen. Die angenehmen Bilder hatten ihn am Leben gehalten, wenn die brutalen Therapievorgaben ihn umzubringen drohten.

»Und was ist mir dir los?«, fragte Sascha unvermittelt. Der Zorn war aus seinem Gesicht gewichen und hatte etwas anderem Raum gemacht. »Bist du krank?«

Andreas zog die Beine an und überkreuzte sie. »Wie kommst du darauf?«

»Weil draußen ungefähr 75 Grad sind und du eine Wolldecke auf dem Schoß hast.«

Dieser Logik konnte Andreas sich nicht entziehen. Er bewegte unstet den Kopf. »Okay, ertappt. Nein, nicht krank. Nur ein mieser Tag. Womit wir zu zweit wären, schätze

ich.« Er sah auf seine Hände hinab. »Ich hätte mitkommen sollen.«

»Mitkommen?«

»Zu Katjas Umzug. Vielleicht hätte deine Mutter sich zurückgehalten, wenn ein Fremder dabei gewesen wäre.«

Sascha lachte bitter. »Sehr löblich. Aber sie hätte bestimmt einen Weg gefunden, mich allein zu sprechen. Und wenn sie dich mit ihren Fingernägeln an Katjas Zimmertür getackert hätte. Aber ich weiß das Angebot zu schätzen, dich mit mir in die Höhle des Löwen zu begeben.«

Für Andreas' Ohren klang Sascha gar nicht dankbar, eher sarkastisch und zutiefst frustriert. Er konnte ihn zu gut verstehen. Es war einer dieser Tage, an denen man am besten den Gully öffnete, in die Kanalisation kroch und sich in einer finsteren Ecke zusammenrollte. Ob Sascha ähnlich empfand? Mit dem einzigen Unterschied, dass er sich keinen dreckigen Abwasserkanal erträumte, sondern den Mann aufsuchte, bei dem er schon früher Schutz gefunden hatte?

Diese Vorstellung wärmte Andreas den Bauch und ließ ihn

einen Vorstoß wagen: »Was hältst du davon, wenn wir versuchen, wenigstens den Abend zu retten? Du weißt schon. Unser altes Rezept. Pizza und Filme.«

Saschas Kopf ruckte hoch, und Andreas wurde rot. Das alte Rezept beinhaltete eine dritte Komponente: ausgiebigen Körperkontakt.

»Ich weiß nicht«, entgegnete Sascha zögernd. »Wenn du einen schlechten Tag hattest … ich will mich nicht aufdrängen oder so. Du willst vielleicht lieber allein sein?«

Nein, will ich nicht, schrie es in

Andreas. Ich will kein bisschen allein sein. Hast du eine Ahnung, wie es mir geht? Hast du eine Ahnung, wie sehr ich es vermisst habe, jemanden ganz nah bei mir zu haben?

Das wütende Aufheulen lange brachliegender Bedürfnisse übertönte die Angst.

»Nein. Ich freue mich, wenn du bleibst«, sagte Andreas aufrichtig. Das brachte ihm ein kleines, überraschtes Nicken und eine Gänsehaut ein. »Was möchtest du sehen?«

»Keine Ahnung. Mir egal«, gab

Sascha zurück, während er die Schuhe auszog. »Lass einfach laufen, was du eingelegt hast.«

»Okay. Und die Pizza?«

»Kann warten«, winkte er ab. »Ich habe noch keinen Hunger.«

Andreas verstand. Sascha brauchte etwas Zeit, um sich zu beruhigen. Die Art, wie er sich schnaufend in die kühlen Lederpolster warf und die Beine verschränkte, sprach Bände. Ein dankbares Seufzen ausstoßend tat Andreas es ihm nach. Erst, als er sich lang ausgestreckt hatte und nach der Fernbedienung griff,

merkte er, wie sehr es ihn angestrengt hatte, aufrecht zu sitzen.

Er drückte auf »Play«. Die Disc startete. Während der Vorspann der Science-Fiction-Serie über den Fernseher lief, horchte er in sich hinein und suchte nach Widerstand oder Unbehaglichkeit.

Er fand sie nicht. Es machte den Anschein, als hätte er keine mentale Energie mehr, um gegen Saschas Auftauchen zu rebellieren. Andreas legte die Wange ans Polster und schloss halb die Augen.

Minutenlang verfolgte er die

bekannte Serienhandlung. Sie hüllte ihn in einen sicheren Kokon aus Ablenkung, die keine Beschäftigung mit unangenehmen Dingen zuließ. Saschas Anwesenheit war er sich dabei sehr bewusst. Leise, sehr leise fragte er sich, ob es ein Zeichen war, dass er sich ausgerechnet in der Nähe seines Ex-Freunds gehen lassen konnte, als wäre er allein.

Er drohte in einen friedlichen Halbschlaf zu gleiten, als Sascha sich abrupt aufsetzte und lautstark fluchte. Erschrocken fuhr Andreas hoch und sah zu ihm herüber.

»Warum? Warum kann ich mich nicht dagegen abschirmen? Warum kommt sie zu mir durch? Und warum frage ich mich das, obwohl ich genau weiß, warum sie mich so tief treffen kann? Ich meine, ich renne zu diesen blöden Vorlesungen und glaube, irgendwie die menschliche Seele verstehen zu lernen. Ich erkenne Muster. Wenn es Freunden schlecht geht, glaube ich Wege zu sehen, wie es ihnen besser gehen könnte«, dozierte Sascha. »Nur wenn es um mich selbst geht, bin ich am Arsch. Ich will nicht, dass sie diese Macht über

mich hat – und gleichzeitig weiß ich, dass es normal ist. Dass man sich seine Eltern nicht aus dem Fleisch schneiden kann. Okay, kann man schon, aber immer für einen Preis. Und ich finde einfach, dass mein bisschen Anderssein diesen Preis nicht wert ist. Es ist ja nicht so, als würde ich nachts Autos anzünden oder bei Neonazi-Aufmärschen mitmachen. Ich tue nichts Schlechtes. Ich schade niemandem. Und trotzdem behandelt sie mich wie Sprengstoff. Als würde ich je Katja schaden. Ich!«

Andreas fühlte sich an eine Gelegenheit erinnert, bei der Sascha ähnlich aufgebracht gewesen war. Auch damals war es um seine Mutter gegangen und es ihr gelungen, ihn bis in die Grundfesten seines Selbst zu erschüttern. Traurig verzog Andreas den Mund. Heute war er klüger. Er mochte keine Universität besuchen, aber man hatte ihn so oft analysiert, dass er wusste, warum Sascha nicht von seiner Mutter ablassen konnte: Er kämpfte um ihre Liebe und Anerkennung. Und sie hatte ihm an diesem Tag

deutlich gezeigt, wie schlecht seine Chancen standen.

»Ich weiß jedenfalls, dass du dich für Katja in Stücke reißen lassen würdest«, sagte Andreas ohne Hoffnung, dass seine Worte helfen würden.

Wie erwartet zuckte Sascha schroff die Achseln. »Ja, dir ist das sonnenklar. Aber warum weiß sie es nicht?«

»Weil sie in ihrer Lebensart festhängt. Weil sie blind ist. Oder dämlich«, antwortete Andreas grausamer als er gewollt hatte. »Aber irgendwie ist doch die

Hauptsache, dass Katja klar ist, dass du alles für sie tun würdest. Sie weiß bestimmt, was sie an dir hat. So wie du sie mir beschrieben hast, wird sie Gift und Galle spucken, wenn sie von der Sache erfährt.«

»Soll ich dir mal etwas sagen? Ich habe keine Ahnung. Katja hat sich verändert. Sie ist nicht mehr so wie früher. Nicht mehr so wild. Vielleicht gibt sie meiner Mutter früher oder später recht. Vielleicht hat sie auch einfach recht.«

Saschas Resignation zog sich durch den Raum wie ein

unsichtbarer Riss. Andreas war bestürzt und wusste nichts zu erwidern. Er glaubte auch nicht, dass es Worte gab, die Sascha aus seinem Loch ziehen konnten. Was sollte er schon sagen: »Nein, auf keinen Fall. Deine Mutter spinnt, du bist super«?

Sacht biss Andreas sich auf die Unterlippe und überlegte. Dann, als sich das Bild des frustriert auf der Couch kauernden Saschas in seine Netzhaut gebrannt hatte, begann er zögerlich: »Weißt du, was ich gerade überlege?«

Sein Gast schüttelte stumm den

Kopf.

»Eigentlich … wenn wir zwei Mädels wären, würden wir uns einfach zusammen auf eine Seite der Couch schmeißen. Oder wenn du eine Frau wärst und ich ein schwuler Kerl und wir beste Freunde oder so. Oder anders herum. Ich meine, es ist nichts dabei, oder? Freunde können …«

»… sich problemlos nach einem miesen Tag auf eine Couch legen und sich zusammen mies fühlen statt allein?«, fragte Sascha vorsichtig.

Ein Hoffnungsfunke leuchtete in

seinen Augen auf, und Andreas fühlte sich wie ein Idiot, weil er nicht in der Lage gewesen war, sich so einfach und präzise auszudrücken wie Sascha. Er nickte.

Zwei oder drei endlose Sekunden verstrichen, bis Sascha aufstand. Er tat es behutsam, als fürchtete er, einen nervösen Vogel zu verschrecken. Als er näher kam, rutschte Andreas dicht an die Rückenlehne und stellte fest, dass ihm sein Herz bis zum Hals schlug. Am liebsten hätte er nach der Hand des Freundes gegriffen und ihn zur Eile gedrängt. Stattdessen wartete

er, bis Sascha von sich aus Platz nahm, umständlich seine Beine sortierte und sich neben ihm ausstreckte.

Körperkontakt war unvermeidlich. Die Couch war breit, aber nicht breit genug, um ihrer beider Schultern berührungsfreien Raum zu gewähren. Das war es gewesen, worauf Andreas spekuliert hatte, wie ihm bewusst wurde. Er wollte Sascha neben sich haben. Und als er sich auf die Seite drehte und den Arm über dessen flachen Bauch schob, war es auch genau das, was er sich wünschte.

Geräuschvoll atmete Sascha aus und ließ sich willig näher an Andreas heranziehen. Aus der Nähe betrachtet fiel auf, wie blass er war. Unter seinen Augen schimmerte es bläulich. Zwei feine Linien an seinem Mund ließen das Kinn spitz wirken.

Wie gern hätte Andreas ihm sanft über die Augen gestrichen, damit sie sich schlossen. Saschas Müdigkeit war unübersehbar. Erneut überlegte Andreas, inwieweit er dafür verantwortlich war. Er hatte Sascha nicht verletzen oder vorführen wollen. Er war mit dem

Strom geschwommen und schämte sich dafür, dass er sich keinen besseren Ort für seine Eskapaden ausgesucht hatte; weit weg von Menschen, denen er damit wehtun konnte.

In dem spontanen Wunsch, Sascha wissen zu lassen, was in ihm vor sich ging, stieß er ihm sanft in die Seite. »He …«

»Hm?«

Andreas schluckte und war sich der Wärme des anderen Körpers überdeutlich bewusst. Schleifpapier schien seine Kehle zu umschließen, als er zum Sprechen ansetzte. Er

brauchte drei Versuche, bevor er flüsterte: »Was ich noch sagen wollte: Es tut mir leid.«

Sascha drehte den Kopf zu ihm und zeigte ein Lächeln, das diesen Namen nur verdiente, weil sich dabei seine Mundwinkel hoben. »Es muss dir nicht leidtun. Ist ja nicht deine Schuld.«

Der Gedanke, es bei dem Missverständnis zu belassen, war verführerisch. Doch Andreas riss sich zusammen. Er war nicht gut im Entschuldigen, aber er wollte Klarheit: »Das meine ich nicht. Ich meinte die Sache bei Brain …«

Er spürte den Arm an seiner Seite zucken. Dann ballte sich die Hand an Andreas' Bein zur Faust.

»Keine Entschuldigung nötig«, sagte Sascha schroff. »Es ist deine Angelegenheit.«

»Nicht, wenn ich dir damit eins reinwürge.«

»Wer sagt, dass du das getan hast?«

»Es war nicht zu übersehen.« Andreas strich zurückhaltend über Saschas Bauch. »Und das muss nicht sein, glaube ich. Zumal es nicht wichtig war. Ziemlich egal sogar. Na gut, vielleicht auch nicht,

aber nicht wichtig genug, um … du weißt schon.«

Angespannte Muskeln wurden unter seinen Fingern weich und nachgiebig. Verlegen kratzte Sascha sich am Handgelenk, bevor er es wagte, Andreas' Blick zu suchen: »Ja, ich denke schon. Und … danke. Echt. Ist ja nicht so, als könnte ich es nicht verstehen. Ich bin ja selbst nicht gerade ein Kandidat für Wahre Liebe wartet. Markus ist ein ziemlich heißer Typ.«

Andreas kam in den Sinn, dass vor allen Dingen Sascha ein ziemlich heißer Typ war, aber das

wagte er nicht zu sagen. Es wäre sowieso nur die halbe Wahrheit gewesen. Sascha war nicht nur sexy und anziehend. Er war viel mehr als eine Ansammlung sehniger Gliedmaßen und zum Niederknien aufregender Karosserie. Er war einer von den Guten.

»Hattest du Spaß?«, fragte Sascha auf einmal mit einem leisen Lächeln.

Andreas konnte nicht anders, musste zurückgrinsen und bekam rote Wangen: »Ja, doch. Schon.«

Saschas Stimme senkte sich um eine halbe Oktave, als er raunte:

»Mit mir hättest du mehr Spaß gehabt.«

Es klang halb traurig, halb aufreizend und sandte Andreas kleine Schockwellen durch das Rückgrat. Falls er Zweifel an Saschas Worten hatte, war sein Körper anderer Meinung. Ungesagtes funkte zwischen ihnen und sorgte dafür, dass seine Haut an Empfindlichkeit gewann. Dass Saschas Präsenz schwindelerregend wurde und die Verlockung größer als alle Widerstände.

Mit einem Mal war Andreas der Meinung, dass nichts an diesem Tag

Bedeutung hatte. Wichtig war nur, dass es Freitagabend war und sie nebeneinander auf der Couch lagen. Wo er gerade dabei war: Wann hatte er aufgehört zu zittern? Ein Rätsel, das später gelöst werden musste, denn Andreas' Innenleben geriet in Aufruhr.

Eine eigentümliche Hitzewelle glitt durch seine Brust und ließ seine Hand über Saschas Seite nach oben wandern. Behutsam, als fürchtete er Abwehr, strich Andreas' Daumen über Saschas Hals und Kiefer, streichelte ihn so sacht, dass es kaum zu fühlen war. Er spürte

dennoch, dass es zu einer Reaktion kam. Druck baute sich an seiner Seite auf, als Sascha sich an ihn lehnte und ebenso langsam nach ihm griff. Seinen Oberarm ertastete. Finger um eine halblange Haarsträhne wand.

Es gab nur noch einen Weg: vorwärts. Ein letztes Mal suchte Andreas nach innerem Widerstand oder vernünftigen Argumenten, es bleiben zu lassen. Als er nichts fand, beugte er sich vor und tippte sanft mit der Zungenspitze an Saschas Unterlippe. Es war ein zaghaftes Probieren, bevor man

sich dem Raubtier zum Fraß vorwarf. Einladend öffnete sich Saschas Mund einige Millimeter. Es war Andreas unmöglich, dieser Aufforderung zu widerstehen. Sacht drängte er sich an Saschas Lippen, küsste ihn, als koste er zum ersten Mal seit Jahrzehnten eine lang entbehrte Delikatesse.

Alles war vertraut und neu zugleich. Vertraut wie etwas, das einem schon immer gehört, das man vielleicht eine Weile verlegt und nun wiedergefunden hatte.

Andreas spreizte die Finger auf Saschas Wange und vertiefte den

Kuss. Sofort legte sich ein Arm um seine Schultern und zog ihn näher.

Ihre Zungen legten sich streichelnd umeinander und verlangten nach Tempo. Doch daran war nicht zu denken. Sie mussten vorsichtig sein, es genießen, sich aneinander gewöhnen. Instinktiv wusste Andreas, dass sie in diesem Augenblick beide zerbrechlich waren. Er wollte keinen Scherbenhaufen verursachen.

Als sie sich voneinander lösten, kam Andreas ein Gedanke. Er war nicht klug oder anständig, aber

äußerst verlockend und genau das, was er brauchte. Was sie beide brauchten.

Er flüsterte: »Ein richtiger Scheißtag, oder?«

Zustimmend nickte Sascha, wenn auch mit einem kaum merklichen Zwinkern. Er streckte die Arme nach Andreas aus und zog ihn an sich. Sie umarmten sich lange. Andreas blieb die Luft weg, als mit brutaler Macht die Vergangenheit zurückkehrte. Sicherheit. Nähe. Zärtlichkeit. Einklang.

Sascha drängte näher und küsste ihn gierig, doch bevor er seine

Hände unter Stoff schieben konnte, wurde er sacht gebremst.

»Was ist los?«, murmelte er. Seine Sorge, angelockt worden zu sein, nur um sofort wieder weggestoßen zu werden, war offensichtlich.

»Nichts«, erwiderte Andreas und knabberte beruhigend an Saschas Nasenspitze. »Ich habe nur gedacht … vielleicht möchtest du heute Nacht hierbleiben. Denn dann könnten wir sofort ins Schlafzimmer gehen, alle Luken verrammeln und bis morgen Mittag nicht mehr aufstehen.«

Er sah Sascha schlucken. »Ist das dein Ernst?«

»Mein blutiger Ernst.«

»Sex?«

Andreas schnaubte und drückte zitternd seine Erektion an Saschas Bein: »Worauf du dich verlassen kannst.«

Ihr nächster Kuss war alles andere als sanft und bewies, dass sie nach all den Jahren immer noch auf derselben Wellenlänge funkten. Auf ein unausgesprochenes Kommando hin rappelten sie sich auf und zerrten sich gegenseitig ins Schlafzimmer.

Andreas hechtete zum Fenster und stolperte über die tote Palme. Sascha war hinter ihm, presste den Unterleib an ihn. Die Jalousie raste nach unten, das Band fuhr durch Andreas' Handfläche und hinterließ Hitze. Saschas Hände auf seinem Bauch hatten dieselbe Wirkung. Sie verführten, den Kopf nach hinten sinken und ihn gewähren zu lassen. Andreas wollte den Kopf auf Saschas Schulter legen und vergessen. Er wollte alles, was dieser Augenblick ihm anzubieten hatte.

Die wenigen verbliebenen

Schlitze in der Jalousie zeichneten vom Abendlicht blasse Punkte auf ihre Körper, als Sascha Andreas von hinten umarmte und sich rücklinks fallen ließ. Sie landeten auf der Matratze. Andreas spürte den Knopf von Saschas Shorts in seinem Rücken, Finger auf seinen Beckenknochen, einen fordernden Mund an seinem Ohr, der verlangte, dass er den Kopf verrenkte. Er tat es gern.

Sie küssten sich, stürmisch und flüchtig und doch nie innig genug.

Schließlich rollte Andreas herum, sodass er Sascha ins Gesicht sehen

konnte. Dessen Beine schlossen sich über seinem Hintern, wollten ihn nicht gehen lassen. Wollten, dass er blieb. Saschas Lippen standen einladend ein Stück offen, wartend. Seine Arme legten sich um Andreas' Oberkörper und vervollständigten die Umarmung.

Wie ein Mann, der lange Jahre von Zuhause fort gewesen war und andächtig ins vertraute Bett sank, berührte Andreas mit dem Daumen Saschas Wangenknochen. Dieses Mal nicht betrunken oder vom emotionalen Chaos ferngesteuert, sondern bewusst. Er konnte nicht in

Worte fassen, was er empfand. Vielleicht, weil das Gefühl der Gliedmaßen, die sich um ihn schlossen, alles andere überlagerte.

Sascha blinzelte aus einem Auge. Dann reckte er ihm das Gesicht entgegen und berührte ihn. Rieb seine Nase über Andreas' Wange, über Stirn und Kinn, als suche er etwas. Nervenenden zündeten wie Wunderkerzen. Die Haut an seinen Lippen fühlte sich seltsam an. Magnetisch. Bereit anzudocken.

Plötzlich verspürte Andreas das Bedürfnis, es langsam angehen zu lassen. Er hatte schon zu lange

Sehnsucht nach Berührungen und Zweisamkeit, nach Wärme an und in seinem Körper, als dass er einen Schnellschuss riskieren wollte.

Sanft legte er seinen Mund auf Saschas. Ihre Lippen bewegten sich in vielen, winzigen Berührungen übereinander. Andreas' Hände konnten sich nicht festlegen. Sie wollten in Saschas Rücken, auf seine Brust, an seinen Hintern, zwischen seine Beine und landeten am Ende auf seinem Gesicht. Rechts und links gruben sie sich in die Haare, umfassten Saschas Kopf und fixierten ihn. Die Antwort

bestand aus einem zufriedenen Murmeln.

Saschas Zunge stupste vor, fand die empfindliche Haut von Andreas' Lippen und streichelte sie. Erst, als der dem Necken nicht länger widerstehen konnte, kam er Sascha wild entgegen.

Seit Dr. Toczek ihn nach Hause gefahren hatte, hatte Andreas gefroren. Jetzt mäanderte Hitze über seinen Rücken. Tief in seinem Inneren geriet etwas in Gang. Etwas Ursprüngliches floss in sein Blut, brachte es zum Summen und machte das Bedürfnis, Sascha nah

zu sein, animalisch.

Lange Minuten gingen dahin. Es tat gut, so gut. Einfach nur küssen und festgehalten werden und spüren, wie man langsam überkochte. Das Schleichen von Fingern unter Kleidung geschah auf dieselbe Weise, auf die sich Pfützenwasser in undichte Schuhe drängt.

Andreas' Oberlippe zuckte hoch, als sich zwei warme Flächen aufwärts über seinen Rücken schoben. Sie glitten synchron zu den Schultern, fassten zu. Sascha wählte diesen Moment, um die

Hüften zu heben und nach Widerstand zu suchen. Andreas antwortete ihm, indem er das Becken kreisen ließ, sie aneinander presste. Ihr erleichtertes Aufstöhnen – Kontakt, Reibung, so hart, so dringend – kam gleichzeitig, traf aufeinander und löste eine Kettenreaktion aus, die im gegenseitigen Zerren und Reißen an ihrer Kleidung mündete.

Auf einmal ging es Andreas nicht schnell genug. Er sprang auf, warf eilig Hose und Shirt auf den Boden. Sascha tat es ihm nach, hielt jedoch beim Abstreifen seiner Shorts inne,

als er Andreas nackt vor sich stehen sah. Er schluckte und brach das Schweigen, das sie seit Betreten des Schlafzimmers begleitet hatte.

»Oh Mann …«, flüsterte er und setzte sich auf. Er griff nach Andreas. »Zum Anbeißen.«

Andreas grinste verlegen, hatte jedoch nicht lange Zeit, unsicher zu werden, denn Sascha streckte den Hals und leckte genießerisch über seine rechte Brustwarze. Andreas stieß ein unterdrücktes Keuchen aus, als Saschas Zähne über die empfindliche Erhebung kratzten. Er wusste nicht, was ihn mehr erregte:

das reißende Gefühl, das sich bis in seine Zehen ausbreitete, oder der Anblick, der sich ihm bot.

Einmal mehr hatten sich Saschas Augen geschlossen. Der gestreckte Hals schrie danach, gebissen zu werden; mit dem richtigen Maß an Zärtlichkeit. Schultern und Torso schienen Andreas perfekt. Weiter unten streckte sich ihm Saschas Glied entgegen. Steif stand es zwischen den hellen Beinen aufgerichtet und wartete darauf, berührt zu werden. Bewies Andreas, dass sie dasselbe wollten und brauchten.

Sanft drückte er Saschas Kopf von sich.

»Rutsch hoch«, krächzte er und deutete zum oberen Ende des Bettes.

Sascha verlor keine Zeit, indem er antwortete, sondern warf sich herum und eroberte die Matratze. Andreas griff sich zwischen die Beine und umfasste seinen Schwanz, rieb ihn sacht. Dem Kriechen und Krabbeln Saschas zuzusehen, war pure Verlockung. Blitzschnell folgte er ihm, warf sich auf ihn und wurde im wahrsten Sinne des Wortes mit offenen

Armen empfangen. Der Kontakt von Haut auf Haut war zu viel. Andreas' Lust jagte mit ihm davon. Es war, als würde die Berührung ihres bloßen Fleisches ihn an jedem Millimeter seines Körpers streicheln.

»Ja …«, presste Sascha heraus und brachte ihre Erektionen auf eine Linie.

Eingeklemmt zwischen ihren Bäuchen drängten sie aneinander. Andreas schüttelte es, als die empfindsamen Nervenbahnen an der Unterseite seiner Eichel freigelegt wurden. Sein Dasein schrumpfte in sich zusammen. Er

hörte nicht mehr als Saschas lautstarken Atem. Ungeschickt suchten und küssten sie sich, während sie sich seufzend aneinander rieben.

Sascha unterbrach den Kuss und drehte den Kopf ins Kissen. Seine verzogene Mimik sah nach Schmerzen aus, aber er genoss. Jedes Geräusch, jedes zittrige Luftholen, jedes Stöhnen machte es Andreas schwerer, sich zu beherrschen. Seine Hände und Lippen mochten das Vertraute des Augenblicks auskosten wollen, aber sein Schwanz war anderer Meinung.

Er zog vorwärts, hungerte so entsetzlich, dass er sich am liebsten sofort quer über Saschas Bauch ergossen hätte.

Alles war hart. Seine Hoden, die sich an den Körper zogen. Sein Glied, das sich heftig an Sascha rieb und nur deshalb nicht vor den intensiven Gefühlen zurückwich, weil einer von ihnen oder sie beide inzwischen Feuchtigkeit abgaben.

Sascha schien es nicht anders zu gehen. Unruhig zappelte er. Schob und zerrte an Andreas, bis dieser den Kopf hob. »Was ist?«

Ein atemloses Zischen schlug ihm

entgegen: »Komm … mach schon … ich bin so scharf auf dich.« Er küsste ihn hart und flüsterte gegen seinen Mund: »In meinen Shorts ist ein Gummi.«

Diese Eröffnung war beinahe zu viel für Andreas. Er stöhnte und legte den Kopf an Saschas Schulter, kämpfte um seine Beherrschung, während ein glühender Ball aus Lust sich durch seinen Bauch fraß und in die Freiheit wollte. Als er aufsah, leuchtete ihm ein gerötetes Gesicht entgegen.

»Oder willst du nicht?«, flüsterte Sascha.

Andreas war unfähig, auch nur eine Silbe auszusprechen. Er schnaubte und stieß Sascha die Zunge in den Mund. Gleich würde er ihm zeigen, wie sehr er wollte. Zitternd vor Erregung ließ er von Saschas Lippen ab und sah sich hektisch um. Die Shorts hingen halb auf der Bettkante. Während er danach angelte, fragte Sascha heiser: »Hast du Zeug da?«

Hatte er. Hatte er alles. Nur zweifelte er, ob er sich zusammennehmen konnte. Er wollte so sehr. Sascha. In ihm sein. Von ihm aufgesogen werden. Ihn

auf die Knie ziehen und dann in ihn stoßen, bis sie schrien.

Denk nicht daran, befahl Andreas sich halbseiden. Er ertastete die viereckige Packung in Saschas Shorts. Aufgeregt brachte er sie zum Vorschein. Sie wurde ihm aus der Hand gerissen, sodass er Zeit hatte, in der Nachttischschublade nach Gleitgel zu wühlen. Sie arbeiteten als Team, waren viel schneller als einer allein, stellten keine Fragen.

Als Sascha ihm das Latex über das zuckende Glied rollte, musste Andreas tief durchatmen und sich

an ihn lehnen, seinen Hals küssen. Es fühlte sich unglaublich an. Geübte Finger. Sascha wusste genau, was er tat, streichelte seinen Schaft und nahm sich die Zeit, die Hand unter seine Hoden zu legen und sie zu massieren, bevor er sich auf den Rücken fallen ließ. Seine Bauchdecke flog unter seiner Atmung, als er einladend die Beine aufstellte.

»Beeil dich«, bat er. »Schmier dich ein und dann los.«

Andreas ließ das Gleitgel, das er bisher stets allein benutzt hatte, aufspringen und sah auf: »Sicher?«

»Ja, ganz sicher«, schnappte Sascha am Rande der Frustration und streckte die Hände aus. Komm her, sagten seine angespannten Muskeln, seine langen Beine, die auf dem Bauch liegende Erektion, die sich dunkelrot gegen die helle Haut abhob. Andreas wollte daran saugen, sie mit der Zunge kitzeln und in seiner Mundhöhle halten, bis Sascha vor Verzweiflung den Verstand verlor.

Ein anderes Mal, sagte er sich.

Andreas' Hände erschienen ihm taub und grob, als er das Gleitgel auf seinem Schaft verteilte. Er

nahm viel zu viel und störte sich nicht daran, dass die klare Substanz auf die Bettdecke tropfte.

Im nächsten Moment fand Andreas sich zwischen den aufgerichteten Schenkeln wieder und wollte vorwärts. Sascha legte ihm ein Bein auf die Schulter. Der Blick nach unten ließ Andreas das Wasser im Mund zusammenlaufen. Er konnte nicht anders: Er musste ihn berühren.

Seine Hand glitt über Saschas Schwanz, über die rasierten Hoden und tiefer. Eine Spur Feuchtigkeit hinterlassend streichelte er ihn und

ahnte die gewaltige Hitze, die von dem verborgenen Eingang ausging. Andreas war gezwungen, die Augen zu schließen, als Sascha sich unter ihm rekelte. Blind rückte er näher, tastete mit den Händen vor und umfasste sich selbst. Vorsichtig setzte er an, spürte die Unebenheit des Muskelrings und drängte vorwärts. Sascha atmete hörbar aus und drückte sich ihm behutsam entgegen.

Der verzweifelte Kampf um Kontrolle war auf Andreas' Zügen sichtbar, als er langsam von der heißen Enge verschlungen wurde.

Nicht er war es, der in Sascha hineinstieß. Es war Sascha selbst, der sich auf ihn zubewegte. Es war das Unglaublichste, was Andreas je empfunden hatte.

Er fiel nach vorn, stützte sich mit einem Arm ab und krallte den anderen in Saschas Schulter.

»Vorsicht«, stöhnte er tonlos und kniff die Augen zusammen. Er wurde verzehrt. Es war so intensiv, so erregend. Gegen seinen Willen bewegte er sich vorwärts, nur ein winziges Stück. Er spürte, wie Sascha sich für ihn öffnete und ihn einließ. Der Körper unter Andreas

bog sich. Eine Hand griff nach ihm und zog ihn an den Haaren nach unten. Zu viel Bewegung. Zu viel Reibung. Er schaffte es nicht. Er würde …

Sascha ruckte unter ihm, ließ ihn tiefer gleiten. Falls er Schmerzen hatte, wurden sie von seiner eigenen Lust überschrieben.

»Bitte. Nicht. Bewegen«, hauchte Andreas und wusste, dass es zwecklos war. Der Orgasmus stieg in ihm hoch. Zu viel Druck, zu viele Kontraktionen, die Sascha nicht beeinflussen konnte oder wollte. Lippen drängten sich auf seine. Der

Kuss war grob, gierig.

Als Sascha sich das nächste Mal unter ihm rührte – es war sein Bein, das von Andreas' Schulter rutschte –, ging er in die Luft. In seinem Unterleib sammelte sich die Glut, raste in seine Hoden und übernahm von dort aus seinen Körper.

Haltlos stieß Andreas zwei Mal in Saschas Tiefe hinein, bevor er kehlig aufschrie und sich gehen ließ. Er spürte kaum das Streicheln der Hände, die sich auf seine Brust legten. Hörte dafür das Flüstern, das ihn ermunterte und versprach, dass sie noch viel mehr vorhatten

und die Nacht noch lang sei. Dass es Sascha unglaublich geil machte, ihn so aufgepeitscht zu sehen und ihn in sich pulsieren zu spüren.

Andreas flog hoch. Als er landete, war er in der engen Wärme vergraben und verlegen, weil er nicht länger durchgehalten hatte. Saschas ungestilltes Verlangen war spürbar, denn er rieb sich an ihm und wollte ihn nicht loslassen. Andreas hatte das Bedürfnis, sich zurückzuziehen und zu entschuldigen, aber Sascha umklammerte seine Schultern und hielt ihn fest.

»Bleib.«

Er begann, sich unter ihm zu bewegen. Für Andreas war es fast zu viel. Er war empfindlich und überreizt. Gleichzeitig wollte er sich nicht lösen. Sascha rollte die Hüften und suchte nach Befriedigung. Er seufzte, als Andreas sich an ihn presste und für mehr Reibung sorgte. Er machte Anstalten, eine Hand zwischen sie zu schieben und Sascha zu massieren, doch der wehrte ab, wollte nicht, dass etwas zwischen sie geriet und die Innigkeit auflöste.

»Lass mich …«, wisperte er

atemlos. »Gleich …«

Fasziniert fühlte Andreas, wie Sascha sich von innen und außen an ihm rieb. Es war seinen sinnlichen Bewegungen geschuldet, dass Andreas' Härte nicht in sich zusammenfiel. Er beugte sich vor und küsste Saschas Brust, knabberte an den steifen Warzen. Als der darauf mit Keuchen und Winseln reagierte, ging er dazu über, ihn leise anzufeuern: »Ja, mach weiter … besorg's dir an mir … Gott, ist das heiß.«

Andreas merkte, dass er sich wieder rühren konnte, und stieß

sacht in Sascha hinein. Seine verhaltenen Bewegungen lösten heftige Reaktionen aus. Saschas Rücken wölbte sich. Wild saugte er an Andreas' Lippen. Er pumpte und die Sehnen an seinen Armen traten hervor.

»Jetzt … fass mich an«, stöhnte er auf einmal.

Schnell langte Andreas zwischen sie, schloss die Faust um Saschas Glied und ließ den Daumen über die Eichel spielen. Er drehte die Vorhaut in der Abwärtsbewegung, tat alles, was er selbst gern hatte und freute sich an Saschas

angespannten Beinen und flatternden Augenlidern.

Ein halbes Dutzend Mal stieß Andreas noch zu. Dann ging ein Schaudern durch Saschas Leib, und den Bruchteil einer Sekunde später floss Samen über die streichelnde Hand. Er kam leise, aber mit weit offenem Mund, als reiche die Kraft nicht für ein finales Aufstöhnen.

Andreas war sich sicher, nie etwas Aufregenderes gesehen zu haben. Die Flüssigkeiten, er wollte sie auf ihrer Haut verreiben und sich danach nie wieder waschen. Er konnte nicht anders als Sascha zu

umarmen, damit der Samen sich zwischen ihnen verteilte.

Bedauern ließ sie gemeinsam ausatmen, als Andreas aus Sascha herausrutschte. Abwesend prüfte er, ob das Kondom an seinem Platz geblieben war. Es schien ihm weit weniger wichtig als die Tatsache, dass Sascha ihm träge zuzwinkerte und ihm bedeutete, sich auf ihn zu legen.

Andreas hatte einen Kloß im Hals, als er den Kopf auf Saschas Brust bettete und sich von ihm umfangen ließ. Am meisten bewegte ihn die Hand, die nach

seiner suchte und sie festhielt.

Ein verlockender Geruch stieg ihm entgegen und erinnerte ihn daran, wie gern er früher den Kopf an Saschas Achselhöhle gedrückt hatte, nachdem sie gekommen waren. Wie gut er roch. Wie vertraut und herb und so ganz und gar nach sich selbst.

»Ich habe das vermisst«, gestand Sascha leise.

Ob er damit den Sex meinte, das gemeinsame Ausruhen danach oder gar alles, was damals aus ihnen ein großes Wir gemacht hatte, hinterfragte Andreas nicht. Er schob

die freie Hand in Saschas Nacken und kraulte ihn sanft. Ihm etwas Gutes zu tun schien ungeheuer wichtig. Andreas war dankbar. Er wollte nicht denken. Nicht an diesem Abend, nicht in der Nacht, die folgen würde. Er wollte für ein paar Stunden zu Hause sein.

Kapitel 36

Sascha konnte nicht schlafen. Die fremde Umgebung und die Ereignisse des Tages vereinten sich in seinem Kopf zu einem bunten Strudel, der seinen Geist in Bewegung hielt. Dass er im Grunde seines Herzens gar nicht schlafen wollte, tat ein Übriges.

Das Zimmer lag im verfärbten Licht des nahenden Sonnenaufgangs, das durch die Jalousieschlitze kroch. Es kündigte

das Ende einer Nacht an, aber keinesfalls das Ende des Faulenzens und Genießens. Das Wochenende lag vor ihnen, und wenn es nach Sascha ging, würde er nicht aus dem Bett weichen.

Er fühlte sich wunderbar. Sein Körper war erschöpft und freute sich daran, stillzuliegen. Sein Verstand hingegen schlenderte träge von einem Ort zum nächsten. Kurioses fiel aus den Aktenschränken seiner Erinnerung und breitete sich zur Betrachtung vor ihm aus, während seine Fingerspitzen bewegungslos auf

Andreas' Hüfte lagen.

Zum Beispiel musste Sascha an den Tag denken, an dem er realisiert hatte, dass er schwul war. Er war zu jung gewesen, um sich mit Begrifflichkeiten wie Homosexualität auszukennen oder sich der Konsequenzen bewusst zu sein, die ein Coming-Out mit sich bringen mochte. Er hatte nur gespürt, dass er in dieser einen Sache anders war als seine Freunde.

Sie waren auf Klassenfahrt gewesen. Sechste Klasse. Biggesee. Ende August. Die Sommerferien

waren vorüber, und obwohl sie anfangs über das unspektakuläre Ziel geschimpft hatten, waren alle froh, die heißen Tage am Wasser verbringen zu können.

Sascha erinnerte sich genau. Sie hatten die Atta-Höhle besucht. Der Anblick der gewaltigen Tropfsteine, die von geschickt angebrachten Lichtquellen in Szene gesetzt wurden, hatte sie zum Schweigen gebracht.

Umso lauter war es nachmittags am Ufer des Sees zugegangen. Sie hatten gespielt, sich ins Wasser geschubst, die Füße am heißen

Sand verbrannt und sich bekriegt. Die Mädchen jagten die Jungen, die Jungen jagten die Mädchen, wobei das weibliche Geschlecht zwischenzeitlich erhaben schmollte und zu den Jungen einer älteren Schulklasse hinüberspähte, bevor sie ihre vornehme Zurückhaltung aufgaben und sich auf ihre Altersgenossen einließen.

Sascha war damit beschäftigt gewesen, seine Badematte in den Schatten zu ziehen, als Benjamin Kohlhepp an seiner Seite auftauchte und ihn unter Flüstern und Zischen ins nahe Gebüsch zerrte. Dort hatte

er ihm aufgebracht einen Zettel unter die Nase gehalten, auf dem stand: »Ich finde dich voll süß. Willst du mit mir gehen? Unten ankreuzen.« Dazu der Name eines Mädchens.

Sascha hatte gelacht und fand den Zettel albern. Vielleicht war er ein bisschen neidisch. Benjamin wusste nicht, was er tun sollte. Unter seinen Sommersprossen war er blass geworden, und er spielte unentwegt mit dem Ohrring, den er sich in der Woche zuvor gegen den Willen seiner Eltern hatte stechen lassen. Seltsam, wie gut Sascha

sich an dieses Detail erinnerte.

In der Nacht hatten sie zu sechst auf dem Fußboden ihres Zimmers gesessen und Kriegsrat gehalten. Betont cool hatten sie anfangs kräftig über die Verliebte gelästert und sich vorgestellt, was es wohl hieße, mit einem Mädchen zu gehen. Später in der Nacht – der Lehrer hatte sie schon zwei Mal erwischt und ins Bett geschickt, aber sie waren immer wieder aufgestanden – hatte Benjamin eingeräumt, dass er nicht mit dem Mädchen gehen wollte. Aber nur, weil er Sandra Mosemann viel

hübscher und toller fand. Nach und nach waren die Jungen damit herausgerückt, welche Mädchen ihnen ins Auge gefallen waren. Sei es, weil sie lustig waren oder weil sie schöne Haare hatten. Der Schutz der Nacht brachte sie dazu, sich diese Geheimnisse anzuvertrauen. Allerdings nur unter der Prämisse, dass man eh keine Lust auf eine Freundin hatte, nie heiraten wollte und dass Mädchen im Allgemeinen und die blöden Kühe in ihrer Klasse im Besonderen schrecklich überflüssig waren.

Man kam am Ende zu dem

Schluss, dass Sandra das netteste und interessanteste Mädchen der Klasse, aber die langbeinige Kim Pajak hübscher war, wenn auch doof, weil sie nur Pferde im Kopf hatte.

Sascha hatte seinen Kumpels zugestimmt und weit die Klappe aufgerissen, als es um die Beurteilung des schönen Geschlechts ging. Als er später auf der oberen Matratze des Etagenbetts lag, hatte er gedacht, dass er Benjamin mit seiner Stupsnase, den knochigen Schultern und dem lockeren Mundwerk viel

interessanter fand als alle Sandras und Kims zusammen. Aus unerfindlichen Gründen hatte ihn dieser Gedanke erschüttert. Für den Rest der Klassenfahrt hatte er ein komisches Kitzeln im Bauch gehabt, wenn sie an den See gingen und er Benjamin mit nassen Haaren aus dem Wasser laufen sah.

Sie waren längst zu Hause und zurück im Schulalltag, als Sascha für sich ausformulieren konnte, was er immer gewusst hatte: Mädchen waren nicht ansatzweise so spannend wie Jungen. Und wenn er die Wahl hatte, würde er gern einen

Jungen küssen. Irgendwann.

Sascha unterdrückte ein Lachen. Er hatte inzwischen viele Jungen und Männer geküsst. Nicht genug, um sich einen Platz auf der Liste der ewig Rastlosen zu sichern, aber ausreichend. Und heute Nacht …

Vorsichtig ließ er sich auf die Seite gleiten und versuchte, im schwachen Licht etwas zu erkennen. Andreas lag von ihm abgewandt und gab leise Schlaflaute von sich; nicht eindringlich genug, um als Schnarchen durchzugehen, aber eben doch nicht still. Das Relief

seines Schulterblatts stand deutlich hervor und bettelte darum, geküsst zu werden.

Sascha konnte ihn riechen. Sie riechen. Spüren konnte er Andreas außerdem. In letzter Zeit hatte er immer den aktiven Part beim Sex übernommen. Früher hatte er das wechselseitige Spiel genossen, aber bei Nils und ihm hatte es sich anders ergeben.

Jetzt war er ein wenig wund von ihrem ungestümen Miteinander, aber er würde den Teufel tun, sich zu beschweren. Eigentlich fühlte sich das milde Zwicken in seiner

Kehrseite sogar gut an.

Er bedauerte, dass sie nur einmal miteinander schlafen konnten. Es war viel zu schnell vorbei gewesen. Andreas war derselben Meinung gewesen. Da sie aber keine Kondome mehr hatten und nichts in der Welt sie dazu bringen würde, zur nächsten Tankstelle zu hetzen, hatten sie sich mit anderen Dingen vergnügt, nachdem sie verschnauft hatten.

Das Küssen, Anfassen, Wiederfinden, Streicheln und Begutachten hatte Sascha zu einer Erkenntnis gebracht. Andreas'

Entgegenkommen lag wie kühlende Salbe auf den Stichen, die seine Mutter ihm zugefügt hatte. Nichts hatte sich seit dem Nachmittag verändert, aber er sah klarer. Wusste eher, was er erwarten musste. Er konnte nicht behaupten, dass er aktiv darüber nachgedacht hatte, aber ihm war jetzt klar, dass er mit Katja reden musste. Es stand ihr zu, zu erfahren, was ihre Mutter von ihm verlangte.

Inzwischen stand auch außer Frage, dass er sich nicht daran halten würde. Als er in den Bus sprang und zu Andreas fuhr, hatte

es einen Moment gegeben, in dem er alles loswerden wollte. Seiner Mutter nachgeben und ihr ihren Willen lassen. Mit der Familie brechen und damit allen weiteren Konflikten aus dem Weg gehen, weil es zu schmerzhaft war, sich dauerhaft diesem Beschuss zu stellen. Aber er würde sich nicht verkriechen. Denn wenn er den Wunsch seiner Mutter erfüllte, stimmte er ihrer Denkweise schweigend zu. Und dazu war er nicht bereit. Niemals.

Da soll noch einmal jemand behaupten, dass Sex keine

Probleme löst, dachte er träge.

Sascha hob vorsichtig den Brustkorb und schob sich näher an Andreas heran. Dann zog er die Beine nach und streckte sich auf seinem neuen Platz im Rücken des Freundes aus – alles sehr behutsam und darauf bedacht, kein Geräusch zu verursachen. Erst, als er sicher war, dass er den Schlafenden nicht gestört hatte, machte er den Hals lang und sah über Andreas' Schulter in dessen Gesicht.

Es lag fast gänzlich im Schatten. Nur die Konturen waren zu erkennen. Sascha kribbelte es in

den Fingern, ihn zu berühren; auf eine sanfte, liebevolle Art, die nichts mit Sex zu tun hatte.

Als gäbe es irgendetwas Andreas-Relevantes, das ihn nicht dazu brachte, an Sex zu denken.

Sascha musste lächeln. Oder lächelte er schon die ganze Zeit? Es fühlte sich so an. Seine Mundwinkel schienen von unsichtbaren Fäden nach oben gezogen zu werden. Morgen hatte er bestimmt Muskelkater in den Wangen.

Himmel, fühlte er sich wohl in seiner Haut. Am liebsten hätte er Andreas geweckt und ihn treuherzig

gefragt, ob sie weitermachen konnten. Nur ein bisschen. Nur noch einmal in Andreas Mund eintauchen und merken, wie begeistert er bei der Sache war. Wie entfesselt er zwischen den Kissen war, wie frei und selbstverständlich. Keine Spur von dem hilflosen Jungen, der einst vor dem Krankenhaus Reißaus genommen hatte, weil er den Gedanken an den Zahnarzt nicht ertragen konnte. Der wahre Andreas. Gesund, mit einem frechen Funkeln in den Augen und hingebungsvoll gelassen, wenn man sich bei ihm revanchierte.

Allmählich spürte Sascha die Müdigkeit heranschleichen. Sie sickerte aus den Muskeln in seinen Kopf und hüllte ihn in warmen, weichen Nebel.

Morgen, sagte er sich. Morgen machen wir weiter, wo wir heute Nacht aufgehört haben.

Der Gedanke hatte etwas ungeheuer Friedliches. So friedlich, dass er Andreas flüchtig auf die Schulter küsste und dann doch einen Moment länger verweilte, weil er dessen Haut gern an den Lippen spürte und er den intensiven Körpergeruch zu lange vermisst

hatte.

Er fragte sich gerade, ob er in dieser Haltung einschlafen konnte, als Andreas sich regte. Erst wand er sich nur ein wenig, klopfte schlaftrunken sein Kissen zurecht. Dann murmelte er etwas Unverständliches und ließ sich nach hinten fallen. Knuffte und schob. Drückte Saschas Arm beiseite, holte ihn zurück, hantierte mit dessen Gliedmaßen, als wären sie aus Gummi. Schließlich grummelte er mürrisch und warf sich auf die andere Seite.

Das Spiel wiederholte sich, bis

Andreas' Kopf in Saschas Halsbeuge lag, einer seiner Füße sich zwischen Saschas Beine geschoben hatte und seine Hand auf dem dazugehörigen Unterarm ruhte.

Es war unmöglich zu erkennen, ob er während dieses Treibens richtig aufgewacht war. Sascha ließ es darauf ankommen und legte die Arme um ihn, zog ihn halb auf sich und war zufrieden, als Andreas zustimmend flüsterte: »Schön.«

Das fand Sascha auch.

* * *

Aufwachen war herrlich. Einen Kaffeebecher gereicht zu bekommen, bevor man das Bett verließ, wäre noch besser gewesen, aber Sascha wollte nicht unverschämt werden. Zufrieden streckte er sich. Er war hellwach, ausgeruht und fühlte sich gut. Der einzige Wermutstropfen war, dass er allein war. Dafür entschädigte ihn die Tatsache, dass jemand ihm die Decke bis zum Kinn hochgezogen hatte. Er zog sich die Decke über den Kopf und fand, dass sie grandios duftete.

Minutenlang atmete Sascha durch

den Bettbezug und schwor sich, frühestens zur abendlichen Ausstrahlung der Simpsons aufzustehen. Ein fauler Tag im Bett war genau das, was er zu seinem Glück brauchte.

Pardon, ein fauler Tag in Andreas' Bett.

Sascha gestattete sich, in einen leichten Dämmerschlaf zurückzugleiten, der gerade genug Bewusstsein zuließ, um sich das Wochenende auszumalen. Eigentlich war er verabredet, aber seine Freunde würden Verständnis haben. Und sonst? War Andreas'

Abwesenheit etwas merkwürdig.

Sascha lauschte, ob in der Wohnung Geräusche zu hören waren. Das Klappern einer Tastatur, das Säuseln des Fernsehers, sich öffnende und schließende Küchenschränke, das Rauschen der Dusche.

Nichts.

Musste Andreas ausnahmsweise arbeiten? Oder – Sascha wurde mulmig zumute – war irgendetwas nicht in Ordnung?

Frost griff nach seinen Zehen und rieselte durch seine Beine. Von einer Sekunde zur nächsten war er

nervös. Unschöne Ahnungen sprangen ihn an. Zu gern hätte er sie verdrängt und sich selbst der Paranoia bezichtigt, aber er …

Mit einem Mal wusste Sascha nicht, was er denken sollte. War diese Nacht ein Fehler gewesen? Waren sie jetzt Feinde, Freunde oder ein Paar? Sascha wollte glauben, dass die Nacht etwas bedeutet hatte. Er hatte es gespürt. Vielleicht redete er sich auch etwas ein. Vielleicht wollte er so verzweifelt, dass es etwas zu bedeuten hatte, dass er Andreas' Verhalten falsch interpretierte.

Leicht beunruhigt setzte Sascha sich auf. Keine Zeit, faul im Bett herumzuliegen. Er brauchte Antworten – und er wollte sich nicht zum Narren machen, indem er den Weltuntergang heraufbeschwor, während Andreas gut gelaunt Brötchen holen war.

Nackt durchstreifte er die Wohnung. Er fand Andreas weder im Wohnzimmer noch konnte er ihn durch das Glas auf der weitläufigen Dachterrasse sehen. Die Küche war verwaist, die Tür zu dem Raum, den Andreas als Fitnessraum auserkoren hatte, stand offen.

Ein innerer Autopilot brachte Sascha zum Badezimmer. Zögernd legte er die Hand auf die Klinke. Er wollte nicht hineingehen; erst recht nicht, als er das Geräusch im Inneren hörte. Ein unterdrücktes Pfeifen, als hätte jemand die Luft bis zur Belastungsgrenze der Lunge angehalten und schließlich stöhnend ausgeatmet.

Sascha öffnete die Tür. Wollte es rückgängig machen und gleichzeitig vorwärts schnellen. Die warnend erhobene Hand, die sich entgegen hob, verbot es ihm.

Andreas lehnte mit dem Rücken

am Heizkörper unter dem Fenster. Sein rechter Unterarm ruhte auf dem Toilettensitz. Es roch nach Erbrochenem. Schlimmer als das war das aufgedunsene Gesicht mit den rot geweinten Kaninchenaugen. Andreas' Mund war verkrampft. Er kämpfte um seine Selbstbeherrschung und verlor. Ein unablässiger Strom Tränen rann über seine Wangen, und er zitterte, als würde er von hohem Fieber geschüttelt.

Sascha konnte es nicht mit ansehen. Panik verlieh Andreas' Augen ein irres Flackern. Unablässig

bewegte er den Mund, schluckte würgend, kroch dabei rückwärts in dem Versuch, mit der Heizung zu verschmelzen.

Verzweifelt wollte Sascha ihm helfen, zu ihm gehen und ihn festhalten. Ihm sagen, dass es gut werden würde. Dass es nichts gab, vor dem man Angst haben musste.

Er schaffte nicht einmal einen ganzen Schritt, bevor Andreas keuchte: »Nein! Bleib weg!«

Sascha ging in die Hocke und verschränkte die Hände.

»Warum?«, fragte er leise. Er bemühte sich, seiner Stimme einen

sanften Unterton zu geben. Dabei sah es in seinem Inneren ganz anders aus. Er hatte vergessen, wie schwer es war, einen anderen Menschen im Zustand rasender Angst zu sehen. Man wollte helfen und war doch machtlos. »Alles ist gut. Was ist denn los?«

Andreas drehte den Kopf weg und machte eine Handbewegung, die einer Hühner scheuchenden Bäuerin besser zu Gesicht gestanden hätte. »Lass mich. Geh weg. Bitte …«

Sascha brachte es nicht über sich. Es war falsch. Andreas war zu aufgewühlt. Sascha konnte förmlich

sehen, wie es ihn innerlich zerriss.

»Komm«, lockte er. Seine Stimme war belegt. Er wünschte, er könnte ruhig sein, aber Andreas' Rastlosigkeit war ansteckend. Seine eigenen Beine wollten in Sympathie mit dem Freund zittern. »Ich setze mich zu dir. Du bist nicht allein. Was … was hältst du davon, wenn wir wieder ins Bett gehen? Ich kann dich festhalten. Und dann …«

»Halt die Klappe«, schrie Andreas unerwartet. Hysterie schlug Sascha entgegen wie eine Pistolenkugel. »Halt die Klappe, halt einfach die Klappe! Ich kann nicht! Ich kann

das alles nicht. Geh weg. Ich …« Er blieb hängen und kroch näher an die Toilettenschüssel, als wäre sie sein einziger Freund im Leben. »Ich würde alles vollkotzen … Was willst du eigentlich hier? Warum musstest du wieder auftauchen? Warum … konntest du nicht wegbleiben? Alles war gut … als du weg warst. Ich hatte Frieden. Und jetzt habe ich Angst. Angst, verstehst du? Und ich … ich will keine Angst mehr haben müssen. Ich will … ich will mich nicht … du gehst doch eh wieder. Schon bald. Alle sind immer gegangen. Alle! Du auch! Und ich

will mich nicht daran gewöhnen. Du … hast gesagt, wir bleiben Freunde. Freunde vögeln nicht! Und Freunde schlafen nicht in meinem Bett und lassen zu, dass ich … wieder so bin. Du kommst her und sagst, alles ist anders. Aber nichts ist anders. Du bist nicht anders … und ich auch nicht. Du willst mich doch gar nicht. Niemand würde das wollen. Für dich ist es … schlechtes Gewissen oder so, aber mich killt das. Gott, ich bin so armselig. Ich … du solltest nicht hier sein. Nie wieder. Ich will dich hier nicht haben.«

Er warf eine Rolle Toilettenpapier

in Richtung Tür. Sie prallte an der Dusche ab und rollte nutzlos unter das Waschbecken.

Überfordert lauschte Sascha dem Ausbruch. Andreas' Stimme kippte, während sie Minderwertigkeitskomplexe und Misstrauen in den Raum schoss. Er hatte so viel gelesen. Mit Menschen gesprochen, lange, nachdem Andreas nicht mehr Teil seines Lebens war. Akribisch hatte er sich informiert und vorbereitet in der irrigen Hoffnung, dass er eines Tages eine Chance bekommen würde oder jemand anderen traf,

dem er an Andreas' Stelle helfen konnte.

Doch nichts konnte einen vorbereiten, musste er feststellen. Er fühlte sich sogar hilfloser als vor Jahren in der Villa, weil es dieses Mal nicht die Möglichkeit gab, Andreas an die Hand zu nehmen und in Sicherheit zu bringen. Es war, als wollte das Schicksal Sascha zeigen, auf was er sich einließ und ihn fragen, ob es das war, was er auf Dauer wollte. Jemanden, der morgens schlotternd im Badezimmer saß und vor Angst die Wände hochging.

Als wären Andreas' getriebene Gedanken in ähnlichen Bahnen unterwegs, kiekste er: »Meine Wohnung … ich habe mich hier sicher gefühlt. Und du machst alles kaputt. Geh doch endlich. Ich muss kotzen. Ich will nicht, dass du … mir dabei zuschaust.« Er würgte, aber es kam nichts hoch. »Ich habe dich nicht eingeladen … nie habe ich dich eingeladen. Aber du … du trampelst hier rum … und glaubst zu wissen …« Ihm drohte die Stimme zu versagen, als ihn ein Weinkrampf schüttelte.

Sascha robbte näher und streckte

die Hand aus. Innerlich beschwor er Andreas, locker zu lassen, damit er ihn trösten konnte.

Doch bevor er ihn erreichte, hob der den Kopf und flüsterte: »Geh. Wenn dir irgendetwas an mir liegt, dann … bitte. Ich will nicht, dass du mich so siehst. Und ich kann nicht. Ich kann nicht sein, was du … es geht einfach nicht. In einem anderen Leben … bitte, bitte lass mich allein. Solange du hier bist … ich kann nicht atmen. Es war so schön, aber ich kann nicht …«

Sascha begriff, dass er Andreas nicht zwingen konnte. Er wusste

nicht einmal, ob er die Kraft dazu hätte. Andreas vertraute ihm nicht mehr. Damals, als er ging, war endgültig etwas zerstört worden, das schon vorher in Scherben gelegen hatte. Sascha war damit umgegangen wie ein unwissendes Kind, das auf einem Ameisenhügel herumspringt. Es war keine Absicht gewesen, und um Schuld ging es zwischen ihnen schon lange nicht mehr. Das Problem war nur, dass Andreas ihm nicht mehr entgegen kommen konnte.

»Gut«, flüsterte Sascha erstickt. »Willst du wirklich, dass ich gehe?

Ich könnte auch …«

»Ja! Bitte … lass mich alleine. Und … melde dich nicht, ja?«

Andreas barg den Kopf zwischen den Knien und konnte ihm nicht in die Augen sehen. Seine letzten Worte waren ein verbaler Todesstoß. Sascha wusste es.

Melde dich nicht. Melde dich nicht. Verschwinde aus meinem Leben. Lass mich allein.

Zu gern hätte er Andreas gesagt, dass es ihm bitterernst war. Dass er wusste, worauf er sich einließ. Aber er brachte es nicht über sich.

Sascha verabschiedete sich nicht.

Taubheit begleitete jeden seiner Schritte, als er ins Schlafzimmer ging und sich langsam, mit mechanischen Bewegungen, anzog. Er merkte, dass er versuchte, die Zeit zu betrügen, indem er seine Socken öfter wendete als nötig und seine Shorts gewissenhaft abklopfte, bevor er sie überstreifte.

Sein Herzschlag kam ihm flach vor. Wie der Gesang eines einzelnen Chorknaben in einer Kathedrale mit schlechter Akustik. Nichts tun zu dürfen, war schrecklich. Er war versucht, Andreas wenigstens eine Flasche

Wasser zu bringen. Eine Decke, falls er gedachte, länger auf den Fliesen im Bad zu kauern. Vielleicht das Telefon für den Fall, dass er seinen Therapeuten anrufen wollte.

Sascha neigte geschlagen den Kopf. Er versuchte, Zeit zu schinden. Und er tat es, obwohl Andreas ihn angebettelt hatte, zu verschwinden, damit er sein Reich für sich haben konnte. Fragte sich, wer von ihnen armselig war. Wenn Andreas es war, war Sascha es definitiv auch.

Auf dem Heimweg war er nicht bei sich. Das Gefühl, einen Fehler

gemacht zu haben, drückte ihm die Luft ab. Wäre es nicht besser gewesen, die Sache mit Andreas auszusitzen? Oder griff er damit zu weit in dessen Selbstbestimmungsrecht ein?

Zwei Mal wäre Sascha beinahe umgedreht. Einmal, als er sich vorstellte, dass Andreas bis zum Ende des Tages im Bad kauerte und das Essen und Trinken vergaß. Dann, als ihm Andreas' bittere Vorwürfe hochkamen und er das Bedürfnis hatte, sich zu wehren und zu beweisen. Alles war falsch, denn egal, was er tat, man konnte ihm

einen Strick daraus drehen. Er war gegangen und hatte Andreas' Wunsch entsprochen. Gleichzeitig hatte er damit untermauert, dass er ging, wenn es unangenehm wurde. Anders herum hatte er kein Recht, seine Gesellschaft aufzudrängen. Wie sollte er Andreas respektieren, wenn er dessen Wünsche nicht ernst nahm?

Zuhause angekommen hatte er kaum die Kraft, den Schlüssel ins Schloss zu schieben. Ihm kam der Gedanke, dass zwei derbe Rückschläge in 24 Stunden selbst für ihn zu viel waren. Wie ein

Zombie trat er in den Flur und ekelte sich vor dem frischen Kaffeegeruch, der ihm aus der Küche entgegen schlug. Müde schob er die Haustür hinter sich zu und lehnte sich dagegen.

Er musste die Augen schließen, sie brannten viel zu sehr. Sie brannten, weil er bei Andreas sein wollte. Gerade jetzt. Sie brannten, weil es wehtat, dass ihm kein Vertrauen entgegen gebracht wurde. Sie brannten, weil zwei der wichtigsten Menschen in seinem Leben ihn nicht bei sich oder ihren Lieben haben wollten.

»Hast du einen Kater oder ist etwas passiert?«, fragte eine freundlich-besorgte Stimme unvermittelt.

Sascha öffnete die Augen und sah seine Tante in der Küchentür stehen. In ihrem rot gebatiktem T-Shirt und mit den chaotisch hochgebundenen Haaren wirkte sie zehn Jahre jünger als sie war. Zwischen ihr und ihrer Schwester lagen Welten.

Er wollte abwinken und sich wortlos in seinem Zimmer verkriechen. Umso erstaunter war er, als er sich sagen hörte: »Mama

will, dass ich mich von Katja fernhalte. Und Andreas will mich nicht mehr sehen.«

Tanjas Gedanken waren ihr von ihrem Gesicht abzulesen. Bei der ersten Eröffnung zeigten sich Ärger und Gereiztheit, bei der zweiten wurde ihre Züge weich und mitfühlend. Sie schüttelte kaum merklich den Kopf, dann lächelte sie Sascha traurig an. »Willst du einen Kaffee und darüber reden?«

Wollte er? Schleppend folgte er ihr in die Küche. Als sie ihm einen Becher hinstellte, trank er. Fühlte sich widerlich, weil er noch nicht die

Zähne geputzt hatte. Dachte, dass er lächerlich war, weil ungeputzte Zähne sein kleinstes Problem darstellten. Überlegte, warum sich das Gehirn mit dem Schmutz auf der Treppe beschäftigte, während das Haus in Flammen stand. Konnte nicht denken. Konnte nicht reden.

Saß am Küchentisch und weinte, während Tanja neben ihm saß und seine Schulter streichelte.

Kapitel 37

Unter der Wolkenschicht staute sich die Hitze. Böiger Wind strich über den schmalen Badestrand und griff in die vereinzelten Sonnenschirme. Nicht viele Besucher hatten an diesem Tag ihren Weg an die Elbe gefunden. Die Schwüle belastete den Kreislauf, und im Radio warnte man vor den hohen Ozonwerten. Elektrizität kitzelte als Vorbote auf ein nahendes Gewitter auf der

Haut.

»War ja klar«, beklagte Katja sich kopfschüttelnd. »Ich komme nach Hamburg, und das Wetter kippt. Ins Wasser gehe ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Weil ich nicht vom Blitz erschlagen werden möchte.«

»So bald geht es nicht los. Und was das Baden angeht: Wir sprechen uns in zwei Stunden wieder, wenn der Sand unter dir zu kochen beginnt.«

Sascha blieb stehen und schirmte mit der Hand die Augen ab. Zwei Schiffe fuhren in der Ferne

aneinander vorbei. Eines von beiden war ein gewaltiger Katamaran, der nach Helgoland unterwegs war. Sascha erkannte den Schriftzug »Halunder Jet« auf seinem Rumpf.

»Gut hier?«

Katja nickte und warf ihren Rucksack in den feinen Sand. »Besser wird’s nicht.«

Sascha war derselben Meinung, allerdings mochte seine Einschätzung damit zusammenhängen, dass er in diesen Tagen schwer zu begeistern war. Seine Laune war auf dem

Tiefpunkt, und es schien keine Besserung in Sicht. Es war Tanjas Drängen zu verdanken, dass er nicht in seinem Zimmer saß und brütete. Sie hatte ihn überredet, wenigstens eine der Baustellen in seinem Leben in Angriff zu nehmen. Bei einem gemeinsamen Nachmittag – und einem Gespräch – mit Katja bestand immerhin die Hoffnung, dass es zu einem guten Ende führte. Von anderen Problemen konnte man das nicht behaupten.

Zwei bunte Strandtücher fielen in den Sand. Sascha trat seine

ungeschnürten Chucks von den Füßen und ließ die restliche Kleidung im Rucksack verschwinden. Die Badehose war zu seinem Ekel nass geschwitzt. Sollte es doch gewittern. Er würde nicht auf sein Bad in der Elbe verzichten. Sascha setzte sich und schob sich die Sonnenbrille auf die Nase.

Katja brauchte länger, um sich ausziehen, war sie doch damit beschäftigt, die unbekannte Umgebung ins Auge zu fassen und ihre Haare zu einem praktischen Zopf zu flechten. Fasziniert spähte sie zu den Hafenaufbauten hinüber

und fragte leise, welchem Zweck die gewaltigen Stahltürme galten.

Damit gab sie Sascha Zeit, sich seine Worte zurechtzulegen. Nicht, dass er das nicht bereits in der Nacht zuvor getan hätte. Er wollte gerecht sein und verhindern, dass man ihm Vorwürfe machen konnte, falls Katja sich gegen ihn stellte und ihrer Mutter brühwarm berichtete, was er gesagt hatte. Darüber hinaus war er froh, wenn er es endlich hinter sich hatte. Nichts störte ihn an dieser Situation mehr als die Tatsache, seine eigene Schwester nicht einschätzen zu

können.

Sascha beobachtete sie nachdenklich, während sie ein schlichtes Haarband um das Zopfende wand. Hübsch war sie geworden. Hübsch, aber farblos. Ihr früheres Äußeres hatte ihm besser gefallen. Die zerschlissenen Strumpfhosen, die ausgefallene Kleidung, die bunten Strähnen in den Haaren. All das hatte ihr etwas Individuelles gegeben. Für ihn hatte sie die Verwandlung von einem schillernden Paradiesvogel zu einer schlichten Taube durchgemacht.

Sascha fragte sich gerade, ob sie

das beige T-Shirt von ihrer Mutter geerbt hatte, als Katja es über den Kopf streifte. Was sich darunter verbarg, ließ ihn verblüfft die Sonnenbrille in die Haare schieben.

Es war nicht nur der äußerst knappe, schwarze Bikini, der ihn überraschte. Viel mehr wurde sein Blick – und auch der einiger umsitzender Männer und Jungen – von der großflächigen Tätowierung angezogen, die sich von Katjas Brustansatz bis zu ihrem Oberschenkel zog.

Ein gewaltiger Alligator kroch über die gebräunte Haut. Der Kopf

des Reptils lag auf dem Rippenbogen und beobachtete skeptisch die Umgebung. Sascha war beeindruckt, wie genau die einzelnen Schuppen zu erkennen waren und wie geschickt der Tätowierer das Tier in Szene gesetzt hatte. Es warf einen feinen Schatten und wirkte so echt, als wäre es ein eigenständiges Wesen. Zum Schwanz hin war das Tattoo nicht fertig. Schwarze Linien ohne Innenleben machten jede Bewegung Katjas mit.

»Du hast da ein Viech auf dem Bauch sitzen«, bemerkte Sascha

trocken.

Gelassen sah Katja an sich herab und lachte, als sie begriff, was er meinte. Trotzdem rieb sie sich kurz über die Haut, um etwaige Insekten zu vertreiben: »Mein neuer Freund. Wie findest du ihn?«

»Abgefahren«, entgegnete Sascha ehrlich. »Hast du mir gar nichts von erzählt. Wie lange hast du ihn schon?«

Katja setzte sich neben ihn und streckte die Beine aus. »Die Outlines sind gestochen worden, als Mama und Papa im April in Österreich waren. Seitdem immer

wieder, wenn ich Zeit und Geld hatte. Alles auf einmal war einfach nicht drin. Nach ein paar Stunden tut es eben doch weh.«

»Mit einer Rose oder einem Teufelchen auf dem Knöchel wolltest du dich nicht zufriedengeben, was?«

Sie verzog das Gesicht. »Nein. Ich wollte etwas Großes. Etwas, das richtig was hermacht.«

»Das tut er«, nickte Sascha. »Was hat Mama dazu gesagt?«

Sie zeigte ihm einen Vogel. »Du glaubst doch nicht, dass sie etwas davon weiß. Sie hätte mich

gehäutet – und das meine ich wörtlich. Wenn sie davon wüsste, würde sie mir garantiert Tag und Nacht in den Ohren liegen, dass ich mich unter den Laser packen soll.«

»Was du natürlich nicht tun würdest.«

»Nein, sicher nicht. Aber wer weiß? Vielleicht hätte sie mich niedergeschlagen und zum Arzt geschleppt, während ich ohnmächtig bin?« Sie lachten über die absurde Vorstellung, bis Katja schlagartig ernst wurde. »Ich bin so froh, dass es vorbei ist.«

Fragend sah Sascha sie an. Ihm

war unbehaglich zumute. »War es so schlimm?«

»Ja«, gestand Katja verlegen. Ihre Zehen gruben kleine Krater in den Sand. »Ich will dir keinen Vorwurf machen oder so. Aber die letzten Jahre waren ziemlich … derb. Mama ist irgendwie … Ich würde sagen, sie ist nicht mehr ganz dicht. Klingt nicht nett, ist aber so. Sie hat mir keine Ruhe gelassen, seitdem du weg bist. Gerade in den letzten zwölf Monaten habe ich fast zu viel gekriegt. Wir hatten dauernd Streit. Und immer kam die Breitseite mit

der Gewissenskeule: ›Wenigstens aus dir muss etwas Anständiges werden.‹ Ich traue es mich kaum zu sagen, aber irgendwann war es leichter, den Mund zu halten und mit dem Strom zu schwimmen. Und auf bessere Zeiten zu hoffen.«

»Den Umzug nach Hamburg.«

»Genau. Aber im Frühjahr … Ich musste irgendetwas tun. Ich dachte, ich verliere den Verstand. Sie war permanent um mich herum und hat mich unter Vorwänden von der Schule abgeholt, damit ich unterwegs nicht verloren gehe. Wenn ich einen Freund zu Besuch

hatte, hat sie alle drei Minuten an die Tür geklopft und dumme Fragen gestellt, damit ich bloß nicht schwanger werde.« Katja strich liebevoll über den Rumpf des Alligators. »Es gab nichts, was sie unkommentiert gelassen hätte. Jeden, wirklich jeden Morgen, bevor ich zur Schule ging, hat sie mich gemustert und ihre Kommentare über mein Äußeres abgegeben. Tja, und dann habe ich mich eben in Sack und Asche gekleidet. Sie war zufrieden, und ich auch. Denn ich wusste, dass dieses nette Tierchen auf meinem Bauch herumlungert.

Albern, oder?«

Nein, für Sascha war daran gar nichts albern. Katja hatte sich einen Verbündeten geschaffen, der ihr aus dem Verborgenen Kraft gab. Betreten biss er sich auf die Unterlippe. »Warum hast du nichts gesagt?«

Katja holte die Sonnenmilch aus der Seitentasche ihres Rucksacks und begann, sich die Beine einzureiben. Lakonisch zuckte sie die Achseln: »Was hätte das gebracht? Oder wolltest du zurückkommen?«

»Nein, aber vielleicht hätte ich

auf sie einwirken können.«

»Du?« Sie schnaubte belustigt.

»Okay, okay. Punkt für dich«, gab er zu. »Es tut mir trotzdem leid.«

»Warum? Du wärst so oder so ausgezogen. So kam es ein Jahr früher als wir dachten. Und keiner konnte ahnen, dass Mama so eigenartig wird. Ich verstehe überhaupt nicht mehr, was in ihrem Kopf vor sich geht.«

»Vermutlich hat sie Schwierigkeiten mit dem leeren Nest. Ihre Kinder sind aus dem Haus. Brauchen sie nicht mehr. Da reagieren viele Frauen stark drauf.«

»Vielen Dank, Herr Psychologe«, spottete Katja liebevoll. »Ändert aber nichts daran, dass ich drei Kreuze mache, dass ich weg bin. Papa tut mir schrecklich leid. Es liegen harte Zeiten vor ihm.«

»Vermutlich. Ich möchte nicht mit ihm tauschen.«

Sascha legte sich auf den Rücken und sah in den bedeckten Himmel. Er war froh, dass Katja von allein auf ihre Mutter zu sprechen gekommen war. Ihre Worte hatten seine Sorgen größtenteils zerstreut. Dennoch war es nicht leicht, anzusprechen, was von ihm

verlangt worden war. Er nahm sich ein Herz. »Wo wir gerade bei dem Thema sind: Mama möchte nicht, dass wir Kontakt haben. Ich mache mich praktisch strafbar, weil wir heute schwimmen gegangen sind.«

Es gab ein hässliches, spotzendes Geräusch, als Katja die Tube mit der Sonnenmilch zu hart anfasste. Ein weißer, duftender Fleck bildete sich auf ihrem Oberarm und floss zäh Richtung Ellenbogen. Ungläubig sah sie ihn an: »Wie bitte?«

»Du hast mich schon verstanden.«

Er erzählte, was zwischen der

Mutter und ihm vorgefallen war. Katja wurde im Verlauf seines Berichts erst blass, dann bekam sie eine rote Nase. Zwischendurch öffnete und schloss sie wie ein Fisch den Mund.

Als Sascha sie eingeweiht hatte, platzte sie heraus: »Das kann ja wohl nicht wahr sein. Ich rufe sie an. Ich rufe sie noch heute Abend an. Ich glaube wirklich, es hakt. Wie kann sie … Gut, gut. Ich weiß. Stress. Traurig. Kommt mit allem Möglichen nicht klar, aber hey, du bist … oh nein. So nicht. So ganz sicher nicht. Warte mal, habe ich

mein Handy dabei?«

Sie riss ihren Rucksack so heftig an sich, dass sich der Inhalt über ihre Badelaken verteilte. Gleichzeitig geriet sie mit ihren frisch eingecremten Beinen in den Sand, sodass sie aussah, als wäre sie paniert worden.

Eine ungemein angenehme Gänsehaut kitzelte Saschas Schultern. Katjas Zorn tröstete ihn.

Trotzdem bemühte er sich, sie zu beruhigen: »Lass es gut sein. Was soll das nützen? Wir wissen alle schon lange, was sie von mir hält. In ihren Augen bin ich verloren. Es

bringt doch nichts, wenn du sie jetzt anrufst und sie anschreist. Sie wird ihre Meinung nicht ändern.«

Wie weh es tat, diese Wahrheit auszusprechen.

»Was?« Katja fuhr auf, runzelte die Stirn. Dann fauchte sie: »Schön. Von mir aus. Aber darum geht es doch gar nicht. Oder glaubst du ernsthaft, dass ich noch daran glaube, sie ändern zu können?«

»Worum geht es dann?«

»Darum, dass sie uns manipuliert. Darum, dass sie kein Recht hat, uns vorzuschreiben, mit wem wir uns abzugeben haben. Mal

ganz abgesehen davon, dass du mein Bruder bist und ich mich verdammt noch mal darauf freue, mit dir zusammen Hamburg explodieren zu lassen, bin ich erwachsen. Wie kann sie es wagen, für mich Entscheidungen zu fällen? Wie kann sie es wagen, den Wachhund zu spielen? Was sie mit dir macht … ja, vermutlich können wir nichts anderes mehr von ihr erwarten. Aber sie hat kein Recht, mich oder Papa oder irgendwen dazu zu bringen, dich fallen zu lassen. Und schon gar nicht von hinten durch die kalte Küche. Tut

mir leid, du willst keinen Stress. Verstehe ich. Aber so geht es nicht. Ich werde ihr was husten. Da kommt sie nicht dran vorbei. Am besten schaust du in den nächsten Tagen genau aufs Display, wer dich anruft. Kann ja wohl alles nicht wahr sein ...«

»Warte wenigstens bis heute Abend«, beschwor Sascha sie. »Ruf sie nicht von hier an. Das versaut uns nur den Tag.«

Katja warf ihm einen Blick zu, der einem Eisberg imponiert hätte. »Von mir aus. Ich warte bis heute Abend. Dir zuliebe. Aber wo wir

gerade bei unangenehmen Themen sind: Du siehst scheiße aus. Und ich glaube nicht, dass das an Mama liegt. Gut, und vielleicht hat Tanja mir einen klitzekleinen Tipp gegeben. Also, spuck's aus: Was ist das für eine Sache mit Andreas, und warum weiß der Kerl nicht, was gut für ihn ist?«

Sascha zögerte. »Weißt du …«, setzte er langsam an.

»Oh nein, vergiss es«, schnitt Katja ihm das Wort ab. »Du wirst nicht still vor dich hinleiden. Du wirst dir auch nicht jedes Wort aus der Nase ziehen lassen. Du wirst

dich jetzt ausheulen und hinterher gehe ich mit dir ins Wasser. Punkt.«

Sascha kannte seine Schwester gut genug, um zu wissen, dass er keine Wahl hatte. Er war froh, dass sie bei ihm war.

* * *

»Gut. Und wie fühlst du dich jetzt damit?«

Einmal mehr wünschte Andreas sich ein Messer. Einen Knüppel. Einen Gummihammer. Oder wenigstens das Recht, Köninger zu treten; mitten in die Weichteile. Er

hasste die Endlosschleife seiner Therapie. Er warf sein Innenleben auf den Tisch, regte sich auf, weinte, kämpfte, würgte und wurde hinterher gefragt, wie er sich denn damit fühle.

Fein, es ging ihm besser, wenn man in Jahren rechnete. Aber manchmal – heute – wünschte er sich, er müsste das Gesicht Köningers nie wieder sehen. Höchstens als Bestückung einer Dartscheibe, auf die er den ganzen Tag lang Pfeile warf.

»Ätzend. Schlecht. Unterirdisch«, gab Andreas bissig zurück.

Die Schwäche war nicht aus seinen Gliedern gewichen. Das Wochenende hatte ihn sowohl körperlich als auch psychisch viel gekostet. Deshalb hatte sein Therapeut ihm einen Termin am Montag eingeräumt.

Es war nötig gewesen. Zwar hatte Andreas das Kotzen eingestellt, nachdem Sascha Samstagmittag verschwunden war, aber die Weinkrämpfe hatten lange angehalten. Am Ende hatte er sich über sich selbst geärgert, fand sein Geheule unerträglich und hatte sich mit einer riesigen Peperonipizza auf

die Couch verzogen, die er nur für Badezimmerbesuche verlassen hatte – bis heute Morgen.

»Verstehe«, nickte Köninger. »Zerrissen?«

»Ja.«

»Und was zerreißt dich? Du hattest eine Entscheidung gefällt. Du wolltest Sascha zum Freund haben und darüber hinaus nicht weitergehen. Zum zweiten Mal hat sich die Situation anders entwickelt, als du eigentlich wolltest. Was macht das mit dir?«

Andreas warf ihm einen bitterbösen Blick zu. »Was soll das

schon mit mir machen? Ich bin wütend. Warum tue ich sowas? Er kommt vorbei, es geht ihm schlecht, mir geht es schlecht. Und dann schaltet mein Kopf ab und das war's.«

»Hm. Das bedeutet also …«, sagte Köninger langsam. »… dass es dir in gewissen Situationen besser geht, wenn Sascha da ist. Sex ist natürlich etwas, wobei man gut vergessen kann. Aber ich erinnere mich, dass du vorhin gesagt hast, dass du dich in der Nacht sehr wohl gefühlt hast, nachdem ihr die leidenschaftlichen

Aspekte ausgelebt hattet.«

»Ja, kann sein.«

»Interessant. Genau, wie ich es interessant finde, dass du wütend auf dich selbst bist. Genau wie beim letzten Mal. Du ärgerst dich. Warum eigentlich?«

Andreas ballte die Fäuste: »Warum schon? Ich bringe mir selbst Ärger ein. Ich weiß, dass ich nicht kann. Ich kann nicht mit Sascha zusammen sein. Er … er macht mir Angst. Dass er gehen könnte.«

Köninger nickte verständnisvoll. »Das kann ich gut nachvollziehen.

Niemand wird gern verlassen. Aber verstehe ich dich richtig: Du sagst, du kannst nicht. Vor einigen Wochen hast du gesagt, du willst nicht. Das ist ein Unterschied, wie ich finde. Hat sich denn an deinen Gefühlen zu Sascha etwas geändert?«

»Nein«, antwortete Andreas sofort. Er errötete. »Es hat sich nichts geändert. Aber darum geht es ja auch nicht. Ich kann nicht.«

»Ich finde schon, dass das wichtig ist. Wenn du ihn gar nicht willst, dann brauchst du dir keine Gedanken zu machen, dass er dich

verlässt. Du hast immer gesagt, dass du ihn nicht mehr liebst und auch nicht mehr lieben kannst.«

Andreas fühlte sich, als wäre er in eine Falle geraten.

Nein, es hatte sich nichts verändert. Nur seine Sichtweise hatte sich gewandelt. Sicherlich war da etwas Warmes, Starkes in ihm, wenn er an Sascha dachte. Aber er konnte es nicht haben. Sie drehten sich im Kreis.

Er schwieg, wollte seine Gedanken nicht preisgeben. Sie waren ihm peinlich.

Nach einer Minute, in der

Köninger ihn ruhig hatte gewähren lassen, wechselte Andreas die Spur: »Er ist nicht gut für mich. Ich meine, sobald er auftaucht, wirft er mich aus der Bahn. Ich konnte heute Morgen nicht arbeiten. Ich habe so hart darum gekämpft, dass es mir besser geht. Selbst wenn ich könnte, würde ich das nicht riskieren wollen. Es ist doch dumm, sich auf etwas einzulassen, wovon man am nächsten Morgen krank ist, oder?«

Köninger lächelte. »Auf dem Papier mag das Sinn machen. Aber so funktioniert das Leben nicht.

Wenn es danach geht, dürfte keiner von uns morgens das Haus verlassen. Jedes Mal, wenn wir ins Auto steigen, riskieren wir etwas. Jedes Mal, wenn wir jemandem die Hand geben, gibt es eine gewisse Wahrscheinlichkeit, dass wir uns mit einer unangenehmen Krankheit anstecken. Und jedes Mal, wenn wir einem anderen Menschen gestatten, uns nah zu kommen, riskieren wir, dass wir enttäuscht werden. Aber ich glaube, du hast inzwischen gelernt, dass viele Dinge anfangs schwer zu bewältigen sind und es hinterher trotzdem wert sein

können.«

»Soll das heißen, ich soll mit Sascha zusammen sein? Obwohl ich weiß, dass es mich umbringt, wenn er mich wieder verlässt?«

Da kann ich mich ja gleich vom Balkon werfen, dachte Andreas und schämte sich für seine Melodramatik.

»Nein, das werde ich so sicher nicht sagen«, zuckte der Therapeut die Achseln. »Ich kann dir keinen Rat geben. Dazu habe ich gar kein Recht. Du selbst musst entscheiden, was dir gut tut und wozu du dich bereit fühlst. Ich möchte nur

anmerken, dass du am Anfang nicht wolltest, dass Sascha Teil deines Lebens ist. Das war sehr verständlich. Dann hast du deine Meinung geändert. Du hast seinen Wert für dich erkannt, aber du hast dir gewünscht, dass ihr Freunde seid. Seine Freundschaft hat sich als wertvoll erwiesen. Sie war anstrengend, aber sie hatte positive Effekte. Du bist dadurch selbstsicherer geworden, weniger bitter. Nun sagst du mir, du kannst nicht über deine Ängste hinwegsehen. Das wirft die Frage auf, ob du dir wünschst, es wäre

anders. Es ist ein wirklich großer Unterschied, ob du sagst: Ich kann nicht. Oder ob du sagst: Ich will nicht.«

»Das ist doch Wortklauberei«, knurrte Andreas.

Plötzlich lachte Köninger auf: »Es gibt Leute, die behaupten, dass Psychotherapie nichts anderes als Wortklauberei ist. Und manchmal stimmt das sicher auch. Aber ich finde die Frage wichtig. Du musst nicht meiner Meinung sein. Ich sage nur, was ich denke.«

Unbehaglich trommelte Andreas auf die Armlehne seines Sessels. Er

konnte nicht denken. Ihm war, als blute er innerlich. Es war ein Augenblick zwischen gnadenloser Klarheit und deprimierender Finsternis. Er fühlte sich bloßgestellt und wollte zornig sein, weil Köningers Art ihn anwiderte. Selbst er erkannte darin ein Ablenkungsmanöver von den Dingen, die ihn wirklich aufwühlten.

»Gesetzt den Fall es wäre so«, begann er nach einer Weile. Er hatte Herzklopfen. »Nur für den Fall, wie gesagt. Was würde sich für mich ändern, wenn ich denke, dass ich gern mit Sascha zusammen

wäre, es aber nicht kann.«

»Nun, eine Menge. Es würde die Frage aufwerfen, ob deine Gefühle für Sascha etwas sind, was du auf Dauer ausleben möchtest. Sind sie es wert, für sie das Risiko einzugehen, verletzt zu werden? Das kannst nur du entscheiden. Außerdem müssten wir uns darüber unterhalten, wie stark deine Furcht dich behindert. Du hattest früher oft Angst. Du hast aber gelernt, dass man sich einigen dieser Ängste stellen muss. Sei es, um ein geregeltes Leben zu führen oder um sich selbst etwas Gutes zu tun. Im

Grunde ist deine Angst, dich auf eine Beziehung einzulassen, nicht anders.«

»Sie ist begründet! Er hat mich schon einmal hängen lassen!«

»Das mag sein. Aber er ist zurückgekommen. Er wusste genau, was ihn erwartet. Er musste sogar damit rechnen, dass es dir bedeutend schlechter geht. Und du hast mir selbst erzählt, dass die jahrelange Sendepause nicht Saschas Wille war. Er war nach wenigen Tagen an einem Punkt, an dem er sein Verhalten bereut und nach dir gesucht hat. Am Ende geht

es bei allem, was wir tun, darum, abzuwägen, ob wir das Risiko auf uns nehmen wollen oder nicht«, erklärte Köninger. »Für die meisten Menschen ist es sehr wichtig, sich auf eine Beziehung einlassen zu können. Für andere ist es zweitrangig. Aber es sollte nicht zweitrangig sein, weil man Angst hat.«

»Ich kann das nicht«, wehrte Andreas ab. Er wiederholte sich und wusste das. »Mir ging es Samstagmorgen so verflucht elend. Wenn ich zulasse, dass Sascha und ich wieder … Mir würde es dauernd

schlecht gehen. Und ich will das nicht mehr. Ich möchte einfach meinen Frieden haben und meinen Turn durchziehen können. Ich will keine Panikattacken haben, nur weil ich morgens neben ihm aufwache und denke: ›Wow, das war das erste und einzige Mal.‹ Ich will mich nicht mühevoll an ihn gewöhnen, nur damit er nach einem Jahr wieder weg ist.«

»Wie gesagt, das ist allein deine Entscheidung. Allerdings solltest du darüber nachdenken, wie schwer unter diesen Umständen der Umgang mit Sascha sein wird.«

Andreas' Kopf flog hoch. »Was soll das denn heißen? Welche Umstände?«

Der Therapeut machte ein ernstes Gesicht. »Es heißt, dass du dir überlegen solltest, ob der weitere Kontakt mit Sascha dir gut tut. Oder ihm. Wenn man sich zueinander hingezogen fühlt und nicht bereit ist, darauf aufzubauen, ist es vielleicht ungünstig, allzu viel Zeit miteinander zu verbringen. Das kann durchaus schmerzhaft sein, wenn man ineinander verliebt ist. Und auch, wenn die Situation für dich sicherlich sehr viel schwieriger

ist als für Sascha, sollte man ihm gegenüber fair sein und ihm nicht absichtlich wehtun.«

»Ich tue ihm nicht weh! Das würde ich nie tun!«

»Aber du liebst ihn. Zumindest streitest du das nicht ab.«

Andreas rückte den Stuhl zurück, stand auf und ging. Er wusste, dass ihm damit nicht geholfen war, aber es war ihm fürchterlich egal. Er konnte Köninger nicht länger ins Gesicht sehen. Seine Wangen brannten, als er durch den halbdunklen Flur nach draußen stürzte. Er glaubte, in Panik geraten

zu müssen, und für eine Sekunde tat er es auch. Dann ebbte das flaue Gefühl in Bauch und Kopf ab, und er fand sich auf dem Bürgersteig wieder.

Eine Frau in mittleren Jahren mit einem geblümten Sommerkleid warf ihm einen neugierigen Blick zu. Zwischen zwei Bordsteinen klaffte eine Lücke, in die jemand den Verschluss einer Cola-Flasche geklemmt hatte. Ein Ölfleck verdunkelte den Asphalt der Straße. Daneben zog sich eine Spur gelber Farbe, die ein fahrendes Auto verloren hatte. Sie war frisch. Ihr

Geruch lag in der Luft.

Andreas fühlte sich leicht und bleischwer zugleich. Unwichtige Details sprangen ihm ins Auge, wichtige übersah er. So fiel ihm nicht auf, dass sein linker Schuh offen war oder dass ihm eine Strähne auf den Lippen klebte, obwohl er das Gefühl von Haaren im oder am Mund zutiefst verabscheute.

Er wartete auf die Angst. Er wartete darauf, dass sich der Boden vor ihm öffnete. Er wartete darauf, dass sein Verstand sich zurückmeldete und ihm eins drüber

gab.

Nichts geschah. Nur sein Herzschlag war und blieb erhöht.

Als Andreas viel später an diesem Tag den Computer einschaltete und in sein Postfach sah, musste er lächeln; scheu und zurückhaltend vielleicht, aber echt.

Seit Samstag war jeden Tag eine E-Mail eingegangen. Immer ohne Betreff und ohne Text. Immer vom selben Absender.

Nur ein winziger schwarzer Punkt auf dem Bildschirm, der sagte: »Ich bin da, und ich habe dich nicht vergessen.«

Er brauchte lange, bis er sich eine Antwort überlegt hatte. Am Ende entschied er sich für ein schwarzes Ausrufezeichen und hoffte, dass Sascha verstand.

Andreas wusste nicht, was richtig war. Köninger tat ihm nicht den Gefallen, ihm das Denken abzunehmen. Er hatte ihm nicht einmal eine Tendenz gegeben, mit der er arbeiten konnte. Doch seine Penetranz machte es unmöglich zu vergessen, wie sehr es sich lohnen konnte, die Angst zu bekämpfen.

Daran musste Andreas denken, als er auf die Terrasse ging, das

Gewitter auf die Stadt zurollen sah und darauf wartete, dass der einsetzende Regen ihn bis auf die Haut durchnässte. Er reckte sein Gesicht dem Himmel entgegen und freute sich an dem Gefühl der warmen Tropfen auf seiner Haut. Der Geruch eines Sommergewitters hüllte ihn ein und ließ ihn fühlen, was seine hart erkämpfte Freiheit ihm bedeutete.

Kapitel 38

»Nein. Ich brauche wirklich … hören Sie: Ich mag mein Konto bei Ihnen. Ich bin damit zufrieden. Aber ich möchte keine private Finanzberatung … Nein, ich habe keinen Bedarf … Ja, von mir aus rufen Sie noch einmal an. In einem halben Jahr … Ja. In Ordnung.«

Andreas schleuderte das Telefon aufs Sofa und stierte es an, als wäre es sein ärgster Feind. Hinterhältiges Biest. Da klingelte es

arglistig, verhieß Freuden oder Stress, und dann war es nur der übermotivierte Bankberater, der ihm einen neuen Fonds aufquatschen wollte. Noch ein oder zwei Anrufe dieser Art und er würde aus Prinzip die Bank wechseln. Nur, damit man ihm nicht mehr sabbernd und geifernd um die Beine kroch.

Dabei gab es kaum etwas, was Andreas zurzeit weniger interessierte als seine Kontoführung. Gewichtige Gedanken wälzten sich durch seinen Geist. Und wenn er sich selbst eine

Pause vom ewigen Hin und Her seiner Überlegungen befahl, schwirrte er unruhig durch die Wohnung; Bücherrücken berührend, Fensterbänke streichelnd, das Bett betrachtend. Seine Tage kamen ihm endlos vor, unerfüllt und langweilig.

Wann hatte er aufgehört, nach der Arbeit wie ein Stein auf die Couch zu fallen und sich von einem Termin zum nächsten zu quälen? Wann hatte er begonnen, sich im Supermarkt Zeit zu lassen, statt verkrampft seinen Einkaufswagen zu füllen? Woher kamen die

endlosen Stunden, die er nicht füllen konnte? Er hatte doch früher nicht soviel Freizeit gehabt.

Schlecht gelaunt schlenderte Andreas von der Küche ins Wohnzimmer, vom Wohnzimmer in den Trainingsraum und von dort ins Bad, das verzweifelt geputzt werden wollte. Kalkflecken, Haare im Abfluss, Schmutz um die Toilette.

Traurig. Donnerstag, 15.45 Uhr und das Einzige, was er mit sich anzufangen wusste, war, seine Wohnung zu putzen. Wenn er nicht aufpasste, würde er bald ein weißes

Unterhemd tragen, sich ein Kissen ins Fenster legen und die Nachbarn bespitzeln.

Die Leere zerrte an seinen Nerven. Dabei hatte er in den vergangenen drei Wochen mehr sozialen Kontakt gehabt, als er gewohnt war.

Brain hatte ihn angerufen und gefragt, ob er ihn ins Kino begleiten wollte. Dafür war Andreas nicht bereit gewesen, sodass er die Einladung ausschlagen musste. Mandy kam gleich zwei Mal zu Besuch. Auf der Arbeit hatte er sich unerwartet in einem angeregten

Gespräch mit einer Dame von einer der Pflegestellen wiedergefunden. Sie hatten sich so nett unterhalten, dass er den Bus verpasste.

Es ging voran, das ließ sich nicht bestreiten. Aber es war sowieso schwer, etwas zu leugnen, das Köninger ihm dauernd aufs Brot schmierte.

Andreas war trotzdem nicht mit sich zufrieden. Er holte ein frisches Schwammtuch aus dem Unterschrank und betrachtete es einen Augenblick versonnen, bevor er es wütend in die Badewanne schleuderte. Schade, dass

Schwammtücher nicht gequält ächzen konnten.

Mit hängenden Schultern schlich er ins Wohnzimmer, bog um die Ecke zu seinem Schreibtisch und schielte beschämt auf den Monitor.

Das Mailprogramm war offen. Es war in letzter Zeit immer offen. Er ertappte sich dabei, dass er minutenlang auf den Posteingang starrte und hoffte. Einmal am Tag wurde seine Mühe belohnt, und eine E-Mail sprang ihm entgegen. Meistens leer bis auf einen Punkt, zwei Mal mit einem knappen »Miss you« versehen. Post, die Herzrasen

verursachte und für eine Sekunde glücklich machte, bevor Angst und Zweifel sich nachdrücklich ins Gedächtnis riefen.

Er vermisste Sascha auch. Meistens ärgerte er sich deshalb. Über sich selbst, über Sascha, über die Sackgasse, in der er steckte. Manchmal, weil er nicht normal funktionierte und sich nicht nahm, was ihm fehlte.

Sascha wollte. Er wollte so sehr, dass er sich nicht zu dumm war, ihm täglich leere E-Mails zu schicken.

Andreas fand seine eigene

Feigheit schrecklich. Es war nicht schön, nachts wach zu liegen und sich von einer hämischen Stimme einflüstern zu lassen: »Du musst nicht allein sein. Du könntest ihn bei dir haben. Stell dir vor, wie anders dieser Abend verlaufen wäre, wenn du dich nur trauen würdest. Wunderbarer Sex, statt allein an dir herumzuspielen. Mit ihm reden und ihm erzählen, dass du einen richtig guten Tag gehabt hast. Du könntest dich von hinten an ihn kuscheln und dir von ihm berichten lassen, wie es ihm geht. Er würde neben dir leise atmen,

während du einschläfst. Aber nein, du musst dir ja in die Hose machen und alles aufgeben, was gut für dich ist.«

Dem folgte eine Litanei an Ängsten und Fragen, auf die er keine Antwort fand. Ob Sascha inzwischen wusste, auf was er sich einließ? Ob er sicher und bereit war, auf sich zu nehmen, wer Andreas war und immer bleiben würde? Ob Sascha zu hohe Erwartungen an ihn hatte?

Die Liste ließ sich endlos fortsetzen.

Melancholie legte sich bleiern um

Andreas’ Schultern, als er seinen Platz am PC verließ und ins Schlafzimmer ging. Gelangweilt ließ er sich in die Kissen fallen und wandte den Blick zum Fenster. Ohne sich dessen bewusst zu sein, strich seine Hand über die weiche Bettdecke. Er hatte sie nicht abgezogen, seit Sascha bei ihm übernachtet hatte. Es war inzwischen mehr als nötig, aber er wollte nicht.

Draußen trieben graue Riesengebilde unschuldige Schafswolken über den Himmel. Nicht mehr lange, und der Herbst

würde Einzug in Norddeutschland halten. Normalerweise mochte Andreas die Vorstellung der länger werdenden Nächte, des bunten Laubs und erdigen Geruchs, der im Herbst über den Parks lag. Dieses Jahr bezweifelte er, dass er sich daran erfreuen würde. Bei seinem Glück würde es auf einen verregneten, nass-grauen Herbst hinauslaufen, in dem beim ersten Sturm alles Blattwerk von den Bäumen gefegt wurde, um innerhalb kürzester Zeit in der Kanalisation zu verschwinden.

Gegen Stürme und Gewitter hatte

Andreas nichts. Er sah dem Tosen der Elemente gern zu, wenn er nicht gerade unter dem einzigen Baum auf weiter Flur stand. Es konnte gemütlich sein, mit einem Bier und einer Packung Popcorn faul auf dem Sofa zu liegen, während draußen die Welt unterging. In seiner hoch gelegenen Wohnung fühlte er sich wie auf einer Arche. Selbst wenn die Speicherstadt hüfthoch unter Wasser stand und die Autos waghalsiger Anwohner abtauchten, brauchte er sich keine Sorgen zu machen, solange der Kühlschrank voll war.

Nur der Gedanke an endlos lange Herbst- und Winterabende machte ihm plötzlich Sorgen. Mit jedem Tag wuchsen in ihm Sehnsüchte heran. Bisher hatten sie ein Schattendasein in seinem Hinterkopf gefristet. Jetzt wurden sie in allen Belangen konkret.

Er wünschte sich nicht länger einen namenlosen Freund, mit dem er Zeit verbringen konnte. Er wünschte sich, nach einem Restaurantbesuch frierend mit Sascha über von Glatteis heimgesuchte Straßen zu stolpern und mit kalten Zehen zusammen ins

Bett zu kriechen. Er stellte sich vor, abgekämpft nach Hause zu kommen und dort eine auf ihn wartende Badewanne vorzufinden. Heißes Wasser, dezent riechender Badezusatz, der die Muskeln entspannte, dazu am besten eine Tasse Kakao mit mehr Sahne, als ein Ernährungsberater gutheißen konnte.

Darüber hinaus wollte er stark sein dürfen. Er wollte sich nicht wie ein Verräter vorkommen müssen, weil er wusste, dass Sascha Familienprobleme hatte und er selbst trotzdem auf eine

Sendepause bestand. Viel lieber wollte er Sascha zu sich holen, ihm das Handy abnehmen, die Schultern massieren und zu verstehen geben, dass er locker lassen durfte.

Zu schön, um wahr zu sein. So viele Träume, die nicht sein konnten. So viel, das er geben wollte.

Verfluchter Sascha. Mit ihm war Verbotenes aus den Trümmern auferstanden. Er hatte ihn daran erinnert, dass die meisten Menschen sich Beziehungen wünschten und nicht allein sein wollten. Andreas hatte vergessen,

wie wichtig es war, sich auf jemanden zu freuen.

Vielleicht war er bereit. Vielleicht musste er über seinen Schatten springen. Vielleicht würde es sich lohnen.

Er schloss die Augen und versuchte es sich auszumalen.

Jeden Moment könnte das Telefon klingeln. Sascha am anderen Ende der Leitung: »Hey, ich bin in der Gegend. Bist du zu Hause?« Oder er würde ohne Anmeldung vor der Tür stehen. Grinsend, mit in den Bund der Hose gehakten Daumen, als wäre er

bereits im Begriff, sie von den Hüften zu streifen. Andreas könnte ihn von der Uni abholen. Oder sie setzten sich am Wochenende in die Bahn und fuhren aus der Stadt heraus. Triton könnte sie begleiten und sich unterwegs austoben.

Gemeinsam frühstücken wäre schön. Entweder in den eigenen vier Wänden oder als Brunch. Sascha war schon immer gefräßig gewesen. Ob der Tag kam, an dem er aus dem Leim gehen würde? Rührei mit Speck im Bett. Nachts Salzstangenschlachten. Zusammen herausfinden, wie man Krebse

knackte. Schmusen. In der Hängematte liegen und schweigen, während sie sich gegenseitig flüchtig berührten. Sich unsinnige Sachen aus der Vergangenheit erzählen. Musik hören. Wegfahren. Endlich einmal wegfahren. Urlaub. Eine märchenhafte Vorstellung.

Frustriert klopfte Andreas seine Bettdecke zu einer Rolle und legte den Kopf darauf. Wenn er die Augen fest zusammenkniff, konnte er sich einbilden, dass es ein Körper war, der ihm Zuflucht bot. Er fragte sich, was peinlicher war: sich einzureden, dass die eigene

Bettdecke ein Mensch war oder zu viel Angst zu haben, um sich auf jemandem einzulassen, der ihn drei Jahre lang nicht vergessen hatte.

* * *

Andreas kam sich unglaublich dumm vor, als er den Taxifahrer bezahlte und mit hochgezogenen Schultern und gesenktem Kopf über den Bürgersteig schlich. Gänsehaut stand ihm auf Armen und Beinen. Sein Magen befand sich im Streik. Ihm war übel genug, um guten Gewissens Reißaus nehmen zu

können.

Was hatte er sich nur gedacht? Weder hatte er die Möglichkeit in Erwägung gezogen, dass Sascha nicht zu Hause sein könnte, noch war er schlau genug gewesen, vorher anzurufen, ob er Besuch hatte. Dass er an der Villa seiner Eltern vorbei musste, dass die ganze Gegend vertraut riechen würde, hatte er gekonnt ignoriert. Andreas war nur bewusst geworden, dass das nächste Wochenende anstand und dass ihn der Gedanke an zweieinhalb lange, einsame Tage ohne Sascha verrückt

machte.

Im einen Augenblick stand er unter der Dusche und wusch sich den Tag vom Leib, im nächsten hatte er hysterisch Kleidung aus dem Trockner gerissen, um etwas Sauberes zum Anziehen zu finden. Aus seinen Haaren tropfte noch das Wasser, als er am Telefon war und sich ein Taxi rief, weil sich sofort etwas tun musste. Weil er einen Rückzieher machen würde, wenn er nicht hier, heute und jetzt mit Sascha redete.

Dabei wusste Andreas gar nicht, was er sagen wollte. Nur, dass er

ihn sehen musste.

Von seiner eigenen Kurzschlussreaktion übertölpelt, griff er sich an die Kehle. Er hatte den Fahrer gebeten, ihn von der anderen Seite an das Haus der Holmes heranzufahren. Die Villa, in der er groß geworden war, ließ sich dennoch nicht übersehen. Ihr Anblick schnürte ihm die Luft ab. Die weiße Fassade, drohte auf ihn einzustürzen.

Es schien ewig her, dass er diesen Ort verlassen hatte. Von Anfang an war ihm klar gewesen, dass er nicht wiederkommen würde.

Vielleicht hatte er sich etwas anderes eingeredet, aber da war kein Weg zurück gewesen. Heute machte ihm der Gedanke an die vertrauten Räume, die hohen Decken und das Flüstern im Gebälk Angst. Nie wieder wollte er so in der Falle sitzen.

Ihm war nach Zittern und Schreien zumute. Unerwartet drohte sich Zorn in ihm auszubreiten. Die Vorstellung, selbstherrlich das Grundstück seiner Eltern zu betreten und nur, weil er es früher nicht gekonnt hatte, ein paar Büsche im Vorgarten

niederzutrampeln, war zuckersüß. Rache nehmen, zeigen, dass er überlebt hatte und frei genug war, um wie Rumpelstilzchen durch die Rosenbeete zu toben.

An der Einfahrt zum Grundstück von Saschas Tante blieb er stehen. Er hätte anrufen sollen. Vor allen Dingen hätte er sich vorher überlegen müssen, was er Sascha sagen wollte. Andreas wünschte, er wüsste es.

»Mir ist langweilig ohne dich«, hörte sich nicht nach der richtigen Variante an. »Ich bin es leid, mir selbst einen runterzuholen, weil du

nicht da bist«, auch nicht, obwohl Sascha darauf wahrscheinlich nicht negativ reagieren würde.

Ein Fahrzeug näherte sich vom anderen Ende der Straße, und Andreas machte einen hektischen Satz nach vorn. Es fehlte ihm gerade noch, dass just in diesem Moment Vater oder Mutter nach Hause kam und feststellte, dass er vor dem Nachbarhaus herumlungerte.

Nein. Für einen Besuch bei seinen Eltern war er nicht bereit.

Verflixt, er war nicht einmal bereit, Sascha gegenüberzutreten.

Und das war leichter, als sich seinem alten Gefängnis zu stellen.

Andreas leckte sich über die Lippen. Sie waren rau und trocken. Die Feuchtigkeit seiner Haare im Nacken war ihm unangenehm bewusst. Wie sah er aus? Hatte er sich am Morgen überhaupt rasiert? Die Zähne geputzt? Die Haare nach dem Duschen durchgekämmt? Bestimmt hatte er etwas vergessen.

»He, wäre doch ein guter Grund, sich aus dem Staub zu machen«, murmelte er nervös.

Dumm nur, dass er dann ein weiteres Wochenende trostlos von

einem Raum in den nächsten tapsen und Sascha vermissen würde. Und wer wusste schon, wann er das nächste Mal den Mut fand – oder durchgedreht genug war –, um ihm einen Besuch abzustatten?

Mühsam sammelte Andreas seine Kraft und zwang sich, das weiche Gefühl in den Knien zu ignorieren. Die ersten Schritte die Einfahrt hinauf waren am schwierigsten. Sie brachten die Vorstellung mit sich, noch vor der Haustür auf die Nase zu fallen und nicht mehr aufstehen zu können. Aber damit kannte

Andreas sich aus. Seine Angst wollte ihn wieder einmal verführen. Ein alter Trick, dem er innerlich störrisch den Mittelfinger zeigte.

Als er sich dem zurückgesetzten Gebäude näherte, erinnerte er sich, dass er als Kind davon geträumt hatte, hier zu leben. Das gemütliche Hexenhaus passte nicht in die gediegene Wohngegend. Es war kleiner als die umliegenden Villen, weniger protzig und mit seinem wilden Garten ungemein einladend. Efeu durfte über die Wände kriechen, unter dem Dachfirst saßen verlassene

Vogelnester. In einem Dickicht aus ineinander verwachsenen Knöterichpflanzen stand ein halb verwitterter Strandkorb. Eine freundliche Umgebung. Nicht zuletzt, weil unter der Steinbank an der Seite Skateboards, Turnschuhe und Inlineskates übereinander fielen. Ein Ort zum Ankommen und Leben.

Zittrig atmete Andreas aus und trat an die Tür, klingelte. Erschrak sich vor dem lauten Geräusch und sah nervös über seine Schulter. Glücklicherweise war die Buchsbaumhecke zum Grundstück

seiner Eltern hoch und dicht. Man würde ihn nicht sehen.

Als Andreas Schritte hörte, wollte er fort. Er fragte sich, ob es machbar war, aus der Einfahrt zu sprinten, bevor die Tür sich öffnete. Was, wenn es Sascha war? Was, wenn es nicht Sascha war?

Halt suchend griff er um sich, bemerkte die Geste und ballte die Hand zur Faust. Zusammennehmen. Jetzt. Beten, dass Sascha nicht da war und er sich schnell aus der Affäre ziehen konnte. Warum hatte er überhaupt geklingelt? Ob das Taxi noch in der Nähe war?

Vielleicht war der Fahrer stehen geblieben, um eine Zigarette zu rauchen oder Mittagspause zu machen.

Die Tür öffnete sich und gab den Blick auf Saschas Tante frei. In einer Hand hielt sie Bratsche und Bogen, mit der anderen mühte sie sich, ihre in Auflösung befindliche Haarpracht aus dem Gesicht zu zwingen.

»Ja?«, grüßte sie abwesend, bevor sie etwas genauer hinsah. Daraufhin weiteten sich ihre Augen und ein Lächeln vertiefte die feinen Lachfalten um ihren Mund.

»Andreas. Schön dich zu sehen.«

Sie erinnerte sich an ihn. Irgendwie fand Andreas das tröstlich. Auch, dass sie ihm entgegen lächelte und nicht skeptisch dreinblickte, beruhigte ihn.

»Hallo …«, krächzte er verlegen und senkte den Blick. »Ich …« Er flüchtete sich in gute Manieren. »Ja, lange nicht gesehen. Sie sehen gut aus. Und das Haus … das Haus auch.«

»Danke für die Blumen, aber das Haus ist ein Schweinestall. Und ich kann mich nicht erinnern, dass du

mich früher gesiezt hast«, grinste Tanja breit, bevor sie in den Flur trat und ihm einladend zuwinkte. »Komm herein. Ich bin mir sicher, du willst nicht zu mir. Weißt du, wo Saschas Zimmer ist?«

»Ehm … nein.«

»Ach richtig, woher auch? Die Treppe hoch und dann links den Flur entlang. Erste Tür. Und falls du unterwegs etwas hörst, das klingt, als würde etwas sterben, dann bin ich das. Hindemiths Schwanendreher. Ich vermute, er hat dem armen Tier wirklich den Hals umgedreht.« Sie hob

vielsagend die Bratsche und zog sich mit einem aufmunternden Lächeln zurück.

Andreas sah ihr hinterher und verspürte den Drang, ihr nachzulaufen. Sie konnte ihn doch nicht allein nach oben schicken. Er brauchte Schützenhilfe. Oder wenigstens jemanden, der ihm einflüsterte, was er zu Sascha sagen sollte! Er schluckte schwer, kämpfte den idiotischen Impuls nieder. Im ersten Stock des Hauses war derjenige, den er sehen wollte. Den er nicht aus dem Kopf bekam. Also sollte er verdammt noch mal

seinen Hintern in Bewegung setzen und hochgehen.

Die Treppe kam Andreas endlos lang und ungewohnt steil vor. Jede Stufe wollte Widerstand leisten und ihm raten, umzudrehen.

Warum eigentlich? Er besuchte einen Freund. Es war das Selbstverständlichste auf der Welt, einen guten Freund zu Hause zu besuchen. Gar nichts dabei. Die Kleinigkeit, dass sie bei ihrer letzten Begegnung miteinander im Bett gelandet waren, war nur eine Komplikation. Eine sehr angenehme, wunderbare, süchtig

machende Komplikation.

Als Andreas vor Saschas Zimmertür stand, bestand sein Innenleben aus einem Knäuel widersprüchlicher Empfindungen. Angst, Aufregung, Wiedersehensfreude, Neugier und Hysterie gaben sich die Klinke in die Hand. Darunter schimmerte eine Spur Stolz durch, weil er weiter gekommen war als je zuvor. Vorsichtig klopfte er an.

»Hm?«, antwortete es ihm abwesend.

Andreas schichtete seinen Mut um sich herum auf wie eine

schützende Mauer und öffnete die Tür. Sascha saß an seinem Schreibtisch, den Kopf in den Händen vergraben, den Blick auf drei nebeneinanderliegende Bücher gerichtet. Ein Kugelschreiber steckte zwischen seinen Fingern.

Andreas kam es vor, als würde er in eine fremde Welt eintauchen. Nie zuvor war er in Saschas eigenen Räumen gewesen, hatte nie gesehen, wie er lebte. Zu gern hätte er sich umgeschaut, neugierig die Poster an den Wänden betrachtet oder einen Blick ins Bücherregal geworfen.

Ihm blieb keine Zeit, denn Sascha hob den Kopf. Seine Miene wechselte von leichter Gereiztheit über die Störung zu Unglauben und schließlich – Andreas' Herz hüpfte ihm in die Kehle – zu einem freudigen Strahlen.

»Hey, wo kommst du denn her?«, sagte Sascha und sprang auf. Der Block fiel achtlos zu Boden. »Das ist ja … also damit hatte ich gar nicht gerechnet. Wow. Toll.«

»Ich hoffe, es ist okay?«, fragte Andreas unsicher. »Ich hätte anrufen sollen, oder?«

»Was? Nein. Nein nein, du kannst

vorbeikommen, wann du willst. Tag und Nacht. Immer. Ich meine, ich bin froh, wenn ich die Bücher in die Ecke werfen kann.«

»Dann halte ich dich vom Lernen ab?«

»Nein. Ja, aber das ist völlig okay. Passt mir gerade gut.«

Sascha grub die Hände in die hinteren Hosentaschen und stand so verloren im Raum, wie Andreas sich fühlte: »Hast du Durst? Hunger? Ich kann den Kühlschrank plündern, wenn du willst.«

Andreas rechnete Sascha hoch an, dass er nicht als Erstes fragte,

was er überhaupt wollte. Dabei lag ihm die Frage sichtlich auf der Zunge.

Er zog die Hände aus den Taschen und verschränkte sie, ließ die Daumen umeinander kreisen.

Nach Tanjas freundlicher Begrüßung fand Andreas sich zum zweiten Mal getröstet. Es tat gut zu wissen, dass er nicht allein nervös war.

Seltsam, dachte er. In meiner Wohnung waren wir nie so unsicher.

Andreas stellte fest, dass er ebenfalls nicht wusste, wohin er mit seinen Händen sollte. Er trommelte

mit den Fingern gegen seinen Oberschenkel und schüttelte den Kopf, als er sich erinnerte, dass ihm eine Frage gestellt worden war.

Saschas Haare waren neu gefärbt und wunderbar zerwühlt. Eine frische Sonnenbräune täuschte über die müden Ringe unter seinen Augen hinweg. In der schlichten Blue Jeans und dem schwarzen, schmucklosen T-Shirt sah er besser als je zuvor aus. Andreas wollte auf ihn zugehen, ihn umarmen und nie wieder loslassen. Nicht, dass ein solches Verhalten infrage gekommen wäre. Aber ihm war

danach, und selbst er konnte nicht abstreiten, dass solche Gefühle etwas zu bedeuten hatten.

»Dann … willst du dich setzen? Wie geht es dir?«, bot Sascha an. »Du siehst besser aus als neulich.«

Andreas zog die Augenbraue hoch. Dass er besser aussah als an dem Morgen, als er sich an die Kloschüssel geklammert hatte, wollte er schwer hoffen.

Seinem Gegenüber fiel der Fauxpas auf. Er holte zischend Luft und winkte ab. »Äh ja. Vergiss es. Was ich sagen sollte: Schön, dass du da bist. Setz dich. Und ja, ich

habe nicht aufgeräumt. Sieht ziemlich schlimm hier aus. Warte, ich nehme die Sachen vom Bett.«

Sascha griff in den Berg frischer Wäsche, die seine Matratze blockierte, sammelte Socken und Unterhosen ein und sah sich verloren um, bevor er sie vor den Kleiderschrank warf. Dabei redete er unablässig weiter.

Andreas hörte ihm nicht zu. Er fühlte sich sehr eigenartig. Als würde ihm der innere Prozessor durchbrennen und er die Kontrolle über seine eigenen Handlungen verlieren. Er sah eine Ohnmacht,

einen Tobsuchtsanfall oder verräterische Aussagen auf sich zukommen. Aussagen wie: »Du hast mir gefehlt.«

Sascha ruckte herum und ließ davon ab, Socken vom Bett zu sammeln. Sein plötzliches Schweigen machte Andreas bewusst, dass er laut gesprochen hatte. Stumm verfluchte er sich. Es war nicht fair, Sascha so etwas an den Kopf zu werfen, ohne zu wissen, was Andreas wollte. Aber war das die Wahrheit?

Ihm war, als würde ein Knoten in seiner Lunge platzen und ihn zum

ersten Mal seit Wochen frei atmen lassen. Er wusste doch genau, warum er hier war. Er wollte Sascha sehen, und zwar nicht nur heute. Er wollte ihn festhalten und den Kopf an seine Schulter legen. Das Einzige, was ihn davon abhielt, war, dass er sich nicht traute. Getraut hatte.

Die verzagte Hoffnung auf Saschas Zügen bewies Andreas, wie grausam er sich verhalten hatte. Absicht oder nicht, er hatte ihn zu lange warten lassen, ihn zu harsch zurückgestoßen. Andreas wollte es wiedergutmachen. Er wollte Sascha

geben, was dieser sich wünschte. Er wollte, dass sie sich nah waren und sich wiederfanden. Blieb nur ein Problem.

»Ich habe Angst«, fasste Andreas sein Dilemma knapp zusammen. »Ich habe schreckliche Angst.«

»Vor mir?«

Ruckartig schüttelte er den Kopf. »Davor, dass ich mich an dich gewöhne, und du gehst.«

Saschas Zunge huschte nervös über seine Lippen. Er hatte zweifelsohne versucht sich einzureden, dass Andreas' Besuch harmloser Natur war. Nun hatte er

Gewissheit. Kurz wandte er den Blick ab, fuhr sich durch die Haare. Dann fixierte er Andreas aus auffallend hellen Augen. »Ich werde nicht weglaufen. Niemand kann garantieren, dass wir für alle Ewigkeit zusammen sein werden. Aber ich verspreche dir, dass ich nicht noch einmal weglaufe und dich allein lasse.«

Innerlich bebend sah Andreas zur Zimmerdecke hoch. Dann stieß er aus: »Okay.«

»Okay?« Sascha klang heiser.

»Ja …«

Andreas war sich seiner eigenen

Zerbrechlichkeit übermäßig bewusst. Eine Schrecksekunde lang wollte er alles zurücknehmen. Er hatte gar nicht richtig darüber nachgedacht. Wie konnte er so dumm sein, sich auf Sascha einzulassen? Was waren Lippenbekenntnisse wert? Was tat er hier überhaupt? Warum war er nicht zu Hause geblieben?

Er musste fort. Unverzüglich.

Bevor Andreas flüchten konnte, kam Sascha auf ihn zu, und er fand sich in einer innigen Umarmung wieder. Starke Arme klammerten sich um Schultern und Taille. Eine

Hand grub sich in seinen Nacken, fuhr daran entlang, rieb beruhigend darüber. Der Arm in seinem Rücken gab Halt. Vorn ein Körper, um sich dagegen zu lehnen, hinten ein Schutz, der den Kreis schloss.

Andreas hielt sich fest, rieb sein Gesicht an Saschas Kehle, während das Gefühl von Wärme und Geborgenheit ihn überwältigte. Das einsetzende Zittern stammte von seinen Muskeln, die sich entspannen durften. Es wurde beantwortet, indem ihre Umarmung enger wurde. Ihre Brustkörbe drückten sich aneinander, bis es

schmerzte.

Ein Räuspern an seinem Ohr, dann flüsterte Sascha: »Endlich. Alles wird gut. Hab keine Angst. Ich werde gut auf dich aufpassen. Zusammen bekommen wir alles hin. Und es stört mich nicht, wenn es manchmal schwierig wird. Hauptsache, ich habe dich wieder.«

Es waren genau die richtigen Worte. Das, was Andreas hören wollte und musste. Sascha wusste, worauf er sich einließ und wollte ihn trotzdem haben. Mit all seinen Macken, Unstimmigkeiten und Handicaps.

»Bleib bei mir«, bat er tonlos. »Geh nicht weg.«

»Ich bleibe«, wiederholte Sascha leise, bevor er den Kopf neigte und Andreas' Mund suchte.

Der erste Kuss landete auf seiner Wange, der zweite verrutschte auf der Oberlippe, beim dritten fanden sie sich. Kurze, sanfte Berührungen, kaum spürbar. Zum Heulen zärtlich. Frage und Antwort. Immer wieder. Euphorie löste Andreas' Ängste ab und ließ ihn zugreifen.

Er umfasste Saschas Hintern, streichelte seinen Rücken, seinen Hinterkopf, hielt ihn fest, damit er

ihn tiefer küssen konnte.

Als sie sich kurz voneinander lösten, murmelte Sascha: »Heilige Scheiße. Ich will mit dir ins Bett.« Er presste seinen Unterleib an Andreas' Bein. »Und dieses Mal stehen wir nicht heimlich morgens auf und kotzen uns die Seele aus dem Leib, ja?«

Andreas lachte bebend und legte den Kopf an Saschas Schulter. »Ich kann dir nichts versprechen. Aber ich gebe mir Mühe.«

»Im Zweifelsfall campieren wir eben zusammen im Bad.«

»Und gehen hinterher wieder ins

Bett?«

»Ich bin froh, dass wir uns so gut verstehen«, grinste Sascha, aber es lag ein ernsthafter Unterton in seiner Stimme.

Bevor sie sich im nächsten Kuss verlieren konnten, flog die Tür auf. Andreas wollte einen Satz rückwärts machen, doch Sascha hielt ihn fest und knurrte über seine Schulter hinweg: »Anklopfen! Wann kapierst du das endlich, du Grottenolm?

Andreas verrenkte den Hals, um etwas zu sehen.

Ein Teenager mit einer beachtlichen Anzahl Pickel auf der

Nase stand in der Tür und musterte sie mürrisch: »Selber Grottenolm. Kann ja nicht ahnen, dass ihr am Vögeln seid.«

»Wir vögeln nicht«, erwiderten Sascha und Andreas gleichzeitig.

»Sieht aber verdammt danach aus.«

»Tun wir aber nicht«, stöhnte Sascha entnervt und löste sich aus der Umarmung. Er deutete zwischen dem Neuankömmling und seinem Freund hin und her. »Fabian. Andreas. Andreas, das ist mein nerviger kleiner Cousin Fabian, der nicht schnallt, dass man

anklopft, bevor man in ein fremdes Zimmer latscht.«

»Konnte ich ahnen, dass du Besuch hast?«, keifte Tanjas Ältester. »Nun mach mal nicht so eine Welle, Mann. Ich wollte mir nur ’ne CD ausleihen.«

»Auch CD-Ausleihe verlangt vorheriges Anklopfen«, giftete Sascha, während Andreas sich ein Schmunzeln verbiss.

Trotz der rüden Störung erheiterte der Dialog zwischen den Cousins ihn. Abgesehen davon hatten sie Glück gehabt. Fabian hätte sie genauso gut erwischen

können, wenn die Kleidung bereits unten war.

Der Übeltäter zeigte sich von der Predigt ungerührt. »Ich soll dich übrigens von Mama fragen, was mit dem Essen ist. Aber ich schätze …«, er betrachtete sie frech, »… ans Essen denkt ihr gerade nicht, oder?«

»Halt die Klappe, Kleiner«, drohte Sascha halbseiden. »Verschwinde. Und nein, wir bleiben nicht zum Essen, oder?«

Andreas schüttelte den Kopf und suchte heimlich nach Saschas Hand. Hielt sie fest. Drückte sie, bevor er

sagte: »Wir gehen zu mir.«

Er hatte nicht vor, Sascha vor Montag nach Hause gehen zu lassen. Falls überhaupt.

Kapitel 39

Sobald die Wohnungstür hinter ihnen zufiel, sackte Andreas in die Knie und stützte sich an der Wand ab. Sascha hatte es kommen sehen. Auf dem Weg war sein Freund – er liebte es dieses Wort im Kopf zu wiederholen – blass geworden, hatte fahrig am Ausschnitt seines Oberteils gezerrt und in der Straßenbahn stur geradeaus gestarrt. Selbst sein Mund war bläulich-weiß geworden. Die letzten

Meter zu seinem Haus war er fast gerannt.

Andreas' Verhalten konnte die Wärme in Saschas Innerem nicht dämpfen. Sie versetzte ihr nur einen Hauch Bitterkeit, weil er es ihm und ihnen gegönnt hätte, uneingeschränkt glücklich sein zu können. Nur für einen Tag.

»Ich … muss mich hinlegen«, stammelte Andreas, bevor er eiligen Schrittes durch den Flur ging. Mit einer Hand stützte er sich an der Wand ab, als fürchte er, das Gleichgewicht zu verlieren.

Sascha sah ihm nach, unsicher

und betroffen. Trotzdem fühlte er sich auf eine Weise erfüllt, die er lange nicht empfunden hatte. Andreas war zu ihm gekommen. Er hatte eingewilligt, mit ihm zusammen zu sein. Er wollte ihn, obwohl er ihn beim ersten Versuch einer Beziehung im Stich gelassen hatte.

Saschas feines Lächeln schien fehl am Platz, aber er konnte es nicht unterdrücken. Trotz aller Unsicherheit und der Angst, dass Andreas es sich anders überlegen könnte, ging er davon aus, dass von nun an vieles leichter werden

würde. Andreas' Bereitschaft, ihm zu vertrauen, lag als unsichtbares Werkzeug in seiner Hand. Und dieses Werkzeug gestattete ihm, seinem Freund ins Schlafzimmer zu folgen und für ihn da zu sein.

Er wollte es gut machen. Er wollte es richtig machen.

Deshalb führte sein erster Gang ihn ins Bad. Er schnappte sich ein Handtuch aus dem Schrank und feuchtete es an, bevor er in der Küche den Kühlschrank inspizierte.

Zucker für den Kreislauf? Nicht unbedingt. Aber Flüssigkeit war wichtig. Er nahm je eine Flasche

Wasser und Cola mit. Ob Andreas Medikamente brauchte, und wenn ja, wo wurden sie gelagert? Das würde er später herausfinden.

Sobald Sascha das Schlafzimmer betreten hatte, zog er leise die Schiebetür hinter sich zu und stellte seine Last ab. Als er sich zu Andreas umwandte, machte sein Herz einen schmerzhaften Satz, und Schuld wollte sich aufbauen. Sascha war der Zusammenhang zwischen ihrer Wiedervereinigung und der Tatsache, dass Andreas auf dem Bett lag und wie Espenlaub zitterte, bewusst. Ihm war klar, dass der

mutige Schritt, sich auf ihn einzulassen, Konsequenzen nach sich zog. Andreas hatte es ihm gesagt: Er hatte Angst. Diese Angst wurde nun sichtbar und tat weh.

Kurz zögerte Sascha, ob er sich zurückziehen oder lieber nah dranbleiben sollte. Auch war er anfangs nicht sicher, ob er Fragen stellen oder schweigen sollte. Er kam zu dem Schluss das Reden immer besser war als Schweigen. Das war eine Grundregel der Psychologie. Was immer in Andreas vorging, musste ans Tageslicht.

Leise trat er ans Bett, setzte sich

und zog sich die Schuhe aus. Dann robbte er auf Andreas zu und legte sich neben ihn. Behutsam schlang Sascha den Arm um den angespannten Bauch und zog seinen Freund näher an sich. Augenblicklich atmete Andreas keuchend ein, sträubte sich und gab plötzlich nach, um den Kopf an Saschas Schulter zu legen.

»Scheiße … tut mir leid. Es tut mir so leid«, wisperte er. »Ich mache alles kaputt. Ich … ich … Du musst nicht bleiben. Du solltest gehen …«

»Dieses Mal nicht«, antwortete

Sascha und umfasste Andreas' Hand. Die einzelnen Finger zitterten und packten gleichzeitig zu wie die Klauen eines Raubvogels. »Ich bin hier. Und ich gehe nicht weg.«

Andreas gab ein Geräusch zwischen Winseln und Schnauben von sich. »Das sagst du jetzt. Aber morgen … oder in einer Woche … ich kann das nicht. Ich kann das nicht!«

Auch wenn Sascha wusste, dass die Angst sprach, schmerzte es. Da war keinerlei Vertrauen, keine Hoffnung auf einen guten Ausgang – nur die Angst. Obwohl er vom

rationalen Standpunkt aus wusste, dass eine Panikattacke nicht gleichbedeutend mit einem Rückzieher war, empfand Sascha seinerseits Unsicherheit. Auch er konnte nicht dauernd hin- und hergeschleudert werden, sehnte sich nach Stabilität. Was, wenn Andreas nun alle 24 Stunden seine Meinung wechselte und ihn jedes Mal von Neuem von den Füßen riss?

Stumm beschwor Sascha sich, nicht auf den Zug aufzuspringen, der Andreas' Rationalität in den Abgrund führte.

Als wolle er seine Überlegungen

unterstreichen, rückte er dichter an Andreas, bevor er flüsterte: »Was kannst du nicht? Red mit mir. Nur sag mir, was in deinem Kopf vorgeht.«

»Du wirst gehen«, wand Andreas sich. »Würde ich auch. Ich meine, wir sollten jetzt rummachen. Normal sein. Aber das … geht nicht. Weil ich nicht normal bin! Du wirst immer zu kurz kommen … und du wirst gehen. Und dann werde ich … das schaffe ich nicht. Ich kann das nicht noch einmal. Ich halte das nicht aus. Ich werde mich an dich … gewöhnen. Und wenn du gehst,

werde ich zusammenbrechen. Dann werde ich von vorn durch die H-h-hölle gehen. Ich kann mich doch selbst nicht leiden. Warum solltest du dann bleiben? Du bist so … gut. Zu gut für mich. Wenn es dann … passiert, was mache ich dann? Wenn ich wieder ins Krankenhaus muss? Wenn ich nicht mehr rausgehen kann?« Er verschluckte sich, hustete und würgte, bevor er hinzufügte: »Ich halte das nicht aus. Ich habe solche Angst. Angst. Angst. Angst. Angst!«

»Ich weiß«, murmelte Sascha und drückte Andreas' Hand. »Aber ich

bin hier. Ich will diesen Weg gehen. Und ich will dich. Ich habe so lange gewartet. Niemand erwartet von dir, dass du keine Angst hast. Oder dass du perfekt bist. Du darfst Angst haben.«

»Ich kann nicht …«

»Shhh, ruhig. Versuche mit mir zu atmen. Ein und aus …«

Obwohl sie bewegungslos im Bett lagen, führten sie Krieg. Der Gegner war die Angst, die Andreas aus jeder Pore kroch und ihn schlottern ließ, als wäre er im Winter in einen See eingebrochen. Sie übernahm seinen Körper und, was weitaus

schlimmer war, sein Denken.

Sascha bemühte sich, ruhig und deutlich hörbar zu atmen. Er wollte, dass Andreas sich daran festhalten konnte, wie er sich an seiner Hand festhielt. Ein Gefühl unerträglicher Zärtlichkeit überkam ihn, als der Mann an seiner Seite sich zunehmend an ihn drängte. Ihn und seine Hilfestellung akzeptierte und sich darauf einließ. Sich unmerklich entspannte, bis die nächste Welle ihn schüttelte und Andreas mit brüchiger Stimme keuchte: »Erzähl mir was. Bitte.«

»Was denn?«

»Egal. Irgendetwas.«

Es dauerte einen Moment, bis Sascha begriff, dass es nicht wichtig war, was er Andreas erzählte. Seine Stimme sollte zum Anker werden und von der Angst ablenken. Die Vorstellung, über Trivialitäten zu reden, während Andreas vor Angst fast den Verstand verlor, war befremdlich und räumte Saschas Kopf leer. Erst, als sich Fingernägel in seinen Handrücken bohrten, begann er zu reden. Ohne zu wissen, was er sagen wollte.

»Ich war mit Katja am Strand«, raunte er mit dem Mund an

Andreas' Schläfe. »Wir müssen da mal zusammen hingehen. Einfach in der Sonne herumliegen und schwimmen, wenn es heiß ist. Oder wir fahren ans Meer. Was hältst du davon? Wenn ich mir Tanjas Auto leihe und wir zusammen an die Küste fahren? Wir müssten keinen Menschen sehen. Wir spielen Selbstversorger. Oder hey, wir könnten uns auf einem Campingplatz einmieten. Mit Zelt und so. Ich würde gern mit dir zelten. Nachts am Strand herumlaufen, Bier trinken, Unsinn reden und die Schlafsäcke

aneinander koppeln.«

Andreas atmete zittrig aus und schmiegte das Gesicht an Saschas Brust.

»Wir haben so viel nachzuholen. Ich freue mich auf den Winter. Ich bekomme doch Asyl, oder? Wenn es richtig knackig kalt ist und ich von der Uni komme? Stell dir das vor. Freitagmittag. Du bist im Tierheim fertig und ich mit den Vorlesungen. Draußen schneit es. Und wir aalen uns im Bett und stehen bis zum Montag nicht auf. Außer, wenn der Pizzabote kommt. Lebkuchen und Kakao in Massen.«

»Ich will das jetzt. Nicht aufstehen. Liegen bleiben«, kam es gedämpft von Andreas. »’s ist zu hell.«

»Ich lasse die Jalousien herunter«, entgegnete Sascha augenblicklich. Er löste ihre Hände und sprang auf.

»Geh nicht weg!«

»Bin sofort wieder da.«

Die Jalousie sauste nach unten und hüllte das Zimmer in schützende Dunkelheit. Schnell legte Sascha sich wieder zu seinem Freund und zog ihn an sich. Dieses Mal rollte Andreas sich sofort ein

und bettete den Kopf auf Saschas Brust. Nervös suchte er dessen Hände und hielt sich daran fest.

»Mehr«, bat er. »Rede weiter.«

»Okay.«

Aber Sascha brauchte erneut einen Augenblick, bevor er sprach. Dieses Mal, weil ihm ein Knoten im Hals saß, an dem er nicht vorbeikam. Stück für Stück setzte sich in ihm die Erkenntnis, dass sie zusammen waren. Und jedes Mal, wenn er realisierte, dass es auf Andreas' Betreiben geschehen war, blieb ihm auf gute Weise die Luft weg. Er empfand zu viel, war

überwältigt und hatte keine Worte für das, was in ihm vor sich ging.

Sascha hielt Andreas gar nicht unbedingt fest, weil dieser in den Fängen einer Panikattacke hing. Er tat es auch für sich selbst. Die Vorstellung, ihn loszulassen, war abstrus.

Schließlich fasste Sascha sich und fuhr fort: »Ich habe dich vermisst, weißt du? Ich hatte Jahre Zeit mir zu überlegen, was ich alles mit dir anstellen will. Wo ich mit dir hin möchte. Du hast keine Ahnung, wie sehr ich bereut habe, weggerannt zu sein. Ich habe nächtelang wach

im Bett gelegen und mir gewünscht, du wärst da.«

Das war weder das, was er hatte sagen wollen, noch war er sich sicher, ob es klug war, Andreas solche Details um die Ohren zu hauen.

Schnell fügte er hinzu: »Verstehe mich nicht falsch. Ich will dich nicht drängen. Ich wäre auch hier, wenn es dir nicht besser ginge. Dann würde ich versuchen, dir zu helfen, damit du freier wirst. Es ist ganz egal. Lach mich aus, aber ich … ich will dich bei mir haben.«

»Ich lache nicht. Kein bisschen«,

nuschelte Andreas. Sein Zittern hatte nachgelassen. »Red weiter … von deinen Träumen.«

»Du meinst die, die nichts mit Sex zu tun hatten?«, lächelte Sascha schief. »Okay. Lass mich überlegen. Das mit Brains Party. Das wollte ich schon früher. Ich wollte dich mitnehmen und mit dir angeben. Ich … habe mich ziemlich viel mit deiner Krankheit beschäftigt, weißt du? Ich behaupte nicht, dass ich weiß, was in dir vorgeht. Aber ich glaube, ich kann dir besser beistehen. Ich weiß jetzt, was du leistest. Dass … dass du

heute zu mir gekommen bist, ist unglaublich. Ich bin so froh darüber. Ich … ich rede Unsinn.« Er lachte nervös. »Bevor ich hier einen Seelenstriptease hinlege, fällt mir noch etwas ein, was ich immer wollte. Mit dir wegfahren. Ich musste immer an deine vielen Bücher und Fotobände über fremde Länder, Ausgrabungen und solches Zeug denken. Wir machen das. Irgendwann. Und wenn wir mit dem Auto bis nach Griechenland fahren, damit du dir die Akropolis anschauen kannst.«

Andreas entfuhr ein erstickter

Laut: »Athen?«

»Athen, Rom, Istanbul, Toskana, Bretagne, Oslo, London, Paris, Prag, Hintertupfingen. Ganz egal. Was immer du willst. Ich fahre mit dir dahin. Wir könnten tauchen lernen. Oder surfen. Oder einfach nur herumhängen und uns von einem Restaurant ins nächste fressen.«

»Typisch.«

»Du kennst mich. Aber vielleicht wäre das sogar gut. Dann saufe ich beim Tauchen nicht ab. Fett schwimmt bekanntlich oben. Ich stelle mir das toll vor. Durch die Riffe tauchen. Korallen anschauen.

Die bunten Fische. Es gibt doch so Unterwasserparadiese. Extra für Taucher. Versunkene Schiffe oder sogar ganze Dörfer. Eine Unterwasserkamera wäre cool«, schwärmte Sascha. »Du siehst in einem Neopren-Anzug sicher zum Niederknien aus. Und das meine ich wörtlich. In ein paar Jahren können wir dann überlegen, ob wir irgendwo hinfliegen. Nicht weit. Nur ein kleiner Hüpfer zum Üben. Was hältst du von Island? Oder Ägypten? Oh ja, wir müssen nach Ägypten. Du willst doch bestimmt ins Tal der Könige. Wenn es sein muss, reiten

wir auf Kamelen dahin. Obwohl einem davon ja furchtbar schlecht werden soll. Das wäre dann wieder nicht gut für meine Pläne, mich quer durch die örtliche Küche zu futtern. Wir könnten …«

Sascha redete, bis leise Störgeräusche ihn unterbrachen und er sich sicher sein konnte, dass Andreas eingeschlafen war. Erleichtert rutschte er in eine bequemere Haltung und setzte dazu an, durch die halblangen, braunen Haare zu streichen. Der warme Körper an seinem eigenen vermittelte ihm ein Gefühl von

Frieden.

Vor seinem inneren Auge sah Sascha Andreas sein Zimmer betreten, hörte ihn noch einmal »Okay« sagen. Realisierte zum zweiten Mal genüsslich, was dieses eine Wort zu bedeuten hatte. Er hätte nicht gedacht, dass ihn vier Buchstaben so glücklich machen könnten. Ein Gefühl von Vollständigkeit baute sich in ihm auf.

Sascha musste grinsen. Hätte man ihn vor ein paar Jahren in die Kategorie Beziehungstyp eingeordnet, wäre er in schallendes

Gelächter ausgebrochen. Vielleicht war er auch gar kein Beziehungstyp. Es lag an Andreas, weil alles an ihm wunderbar, aufregend, stimulierend und schlicht passend war.

In der Vergangenheit hatte Sascha sich manchmal gefragt, warum es unbedingt Andreas sein musste. Er hatte nie eine Antwort gefunden, die ihn zufriedenstellte. Streng hatte er sich gefragt, ob seine Gefühle einer Art Helfersyndrom unterworfen waren, aber nie einen Hinweis darauf gefunden. Andreas und er, sie

waren stimmig.

Ihm war danach, vor Freude mit den Fäusten auf der Matratze herumzutrommeln. Der einzige Grund, warum er es nicht tat, war, dass er Andreas nicht wecken wollte. Er sollte sich ausruhen; bei und mit ihm.

Sascha senkte das Kinn und küsste Andreas' Stirn. Einmal. Zweimal. Dann immer wieder. Viele winzige Küsse, weil er nicht wusste, wie er seinen Gefühlen anders Ausdruck verleihen sollte.

Er roch gut, sein Andreas. Sein.

Sascha wollte lachen und jubeln.

Und er wollte einschlafen, nur um wenig später in den Genuss zu kommen, mit Andreas' Geruch in der Nase aufzuwachen. Zufrieden schloss er die Augen.

Sascha döste Stunde um Stunde. Es herrschte vielversprechende Ruhe. Im Halbschlaf rieb er sanft über Andreas' Kinn. Es kratzte an der Fingerkuppe. Früher hatte es gereicht, wenn Andreas sich morgens rasierte, um bis zum nächsten Tag glatt im Gesicht zu sein. Das hatte sich geändert. Er hatte sich verändert. Blieb zu hoffen, dass für Sascha dasselbe

galt. Dass er stärker und weiser geworden war, besser wusste, auf was er sich einließ.

Vorsichtig schob er ein Knie auf die Beine seines schlafenden Freunds und erinnerte sich selig an andere Gelegenheiten, bei denen sie zusammen geruht hatten.

Wie sehr hatte er das vermisst. Dieses tiefe Durchatmen neben Andreas. Entspannung bis in die Haarspitzen. Er selbst sein. Vielleicht hatte ihm das am meisten gefehlt. Bei Andreas war er immer nur Sascha gewesen. Nicht der große Bruder, nicht der verdrehte

Sohn, nicht der schwule Nachwuchs, nicht die coole Sau, die jede Party mitnahm, nicht Teil der übermütigen Dorfjugend. Bei Andreas war er immer ein Stück näher an sich selbst als bei anderen Gelegenheiten.

Deshalb liebte er Andreas. Weil er ihn wahrhaftig sein ließ. Und aus tausend weiteren Gründen, die Andreas' Wesen, Verhalten, Einstellungen und Form betrafen.

Wie tief Saschas Dämmerzustand gewesen war, merkte er erst, als Andreas plötzlich hinter ihm lag und ihn am Hals küsste. Sascha reckte

sich den streichelnden, neckenden Lippen entgegen, griff hinter sich und fand einen Oberschenkel. Drückte ihn schlaftrunken. Er schauderte, als er realisierte, dass sie endlich feiern konnten.

Andreas' Zunge wanderte nach oben, schnellte hinter das Ohr und ließ Sascha glauben, vom Schatten in die pralle Sonne zu treten. Urplötzlich war ihm am ganzen Körper heiß. Er wollte sich nicht rühren, um zu sehen, was Andreas vorhatte.

Sein Plan scheiterte, als er es murmeln hörte: »Dreh dich um.

Mach schon.« Es klang nicht wie ein Befehl, eher wie eine verzweifelte Bitte, der er sich nicht entziehen konnte.

Einen Sekundenbruchteil später fand Sascha sich in einer Umarmung, die ihm den Atem abschnürte. Andreas war unter ihm, hatte unter seinen Armen hindurch gegriffen und seine Schultern gepackt. Zog ihn auf sich. Hart.

Ihr Kuss war nicht weniger besitzergreifend. Als ihre Münder sich trafen, schmerzte es an den Lippen, an Saschas Zunge, als Andreas gierig daran saugte. Es war

das Bemühen, auf jede mögliche Art Nähe zu schaffen, das sie ruppig werden ließ.

Erst die Zeit ließ sie behutsamer miteinander umgehen. Aus dem Reißen und Zerren wurde ein genüssliches Spielen.

Andreas' Finger suchten einen Weg in Saschas wirre Haare, fassten hinein, massierten seine Kopfhaut. Küsse auf Mundwinkel und Kinn folgten.

Sascha dachte nicht im Traum daran, in den nächsten Stunden etwas anderes zu tun, als seinen Nicht-mehr-Ex-Freund zu küssen

und dessen Anwesenheit in sich aufzusaugen; sowohl im körperlichen als auch im übertragenen Sinn.

Es war Andreas, der ihre Verbindung unterbrach und den Unterarm um Saschas Hals schlang, um zu keuchen: »Klamotten runter und los. Ich halt's nicht aus.«

»Scharf?«

»Ja …« Andreas bockte und versuchte, die Hand zwischen sie zu schieben. Wenn seine Hose nur halb so eng saß wie Saschas, war es nur zu verständlich.

Andreas' erlöstes Seufzen, als er

die Knopfleiste seiner Jeans aufriss, sprach für sich. Kaum, dass er sich Freiraum verschafft hatte, küsste er Sascha ein weiteres Mal. Dann raunte er: »Ich will dich. Jetzt gleich.«

Er brauchte nicht deutlicher zu werden. Auch ohne wortreiche Erklärung ahnte Sascha, worauf Andreas hinauswollte. Er richtete sich auf und stützte sich auf die Unterarme, liebte das Gefühl der starken Beine, die ihn umfassten und einen Rückzug unmöglich machten. Fast ließen sie ihn vergessen, was er fragen musste

und wollte, wenn er nicht rücksichtslos sein wollte.

Sascha rieb ihre Nasen aneinander. »Hast du inzwischen schon mal …?«

»In der Nachttischschublade ist alles, was wir brauchen«, wich Andreas einer Antwort aus.

»Bist du dir sicher? Von mir aus kannst du mich auch haben«, zwang Sascha sich zu sagen, obwohl ihm das Herz bis zum Hals schlug.

Er wollte es, wollte Andreas unter sich. In ihm sein. Zum ersten Mal. Nie war er dazu gekommen, hatte

so lange davon geträumt, es sich ausgemalt.

»Red nicht. Schublade«, murmelte Andreas trunken, während er das Becken gegen Saschas Unterleib rollen ließ. Seine Augen waren geschlossen. Sei es, weil er ihr Zusammensein besser genießen konnte, wenn er die visuelle Wahrnehmung verbannte. Sei es, weil er seinen Freund nicht ansehen wollte.

Innerhalb eines Atemzugs fegte der Gedanke, dass eine verpatzte Premiere als passiver Teil beim Sex Andreas endgültig den Tag

verderben könnte, durch Saschas Kopf und verblasste, bevor er Wirkung zeigen konnte. Zu groß war das Bedürfnis, zusammen zu feiern.

Sascha löste sich weit genug aus Andreas' Armen, um an den Nachttisch zu greifen und die Schublade aufzuziehen. Ein Blick in das Innere des schlichten Schränkchens, und er sah Andreas halb ungläubig, halb belustigt an. »Alles, was wir brauchen, ja?«

Die Schublade enthielt nicht nur Kondome und Gleitgel, sondern auch ein Sammelsurium an Spielzeugen; säuberlich aufgereiht

nebeneinander. Einige gehörten zum Standardrepertoire, andere waren abenteuerlich zu nennen.

Der Anblick bunter Vibratoren und Plugs trieb Sascha die Hitze ins Gesicht. Nicht, weil ihn Andreas' Spielzeug überforderte oder ihm peinlich war, sondern weil er sich der Bilder nicht erwehren konnte, die über ihn herfielen. Andreas, der dies oder jenes an sich ausprobierte und daran Freude hatte. Der seinen Körper öffnete und roten, schwarzen oder blauen Kunststoff in sich verschwinden ließ.

Plötzlich kurzatmig schluckte

Sascha. Der Begriff Paradies kam ihm in den Sinn; mit ihm die Erinnerung, dass etliche Hürden und Baustellen vor ihnen liegen mochten, aber keine davon Sex betreffen würde.

»Schockiert?«, fragte Andreas mit einem leisen Lächeln – kaum mehr als eine Spur verlegen –, als Sascha alles Nötige neben sie auf die Matratze geworfen hatte.

»Nein, dafür kenne ich dich zu gut«, grinste Sascha, während er seine Hände auf Wanderschaft schickte. Hier Stoff beiseiteschob, da bloße Haut kitzelte. Rauchig

fragte er: »Spielst du oft damit?«

»Würde dir das gefallen?«

»Worauf du Gift nehmen kannst.«

Andreas' fahrige Hände zogen Sascha das T-Shirt über den Kopf, während er raunte: »Ich mag, wie es sich anfühlt. Und ich will es von dir.«

Dem war nichts hinzuzufügen, und sie hatten sowieso schon zu viel Zeit verschwendet.

Sich küssend, nacheinander greifend, sich manchmal kurz und heftig umarmend zogen sie sich gegenseitig aus. Erwartung trieb ein dumpfes, zähes Gefühl in Saschas

Lenden und ließ vor der Zeit einen Tropfen Flüssigkeit auf seine Eichel treten. Einmal nackt konnte er nicht anders, als sich auf Andreas fallen zu lassen und ein paar kostbare Minuten darauf zu verwenden, ihn zu küssen.

Es verschaffte Sascha Gänsehaut zu erleben, wie Andreas unter ihm lang und länger wurde, wie er die Arme hob und die Hände auf die Kopfplatte des Bettes senkte. Er lag wie hingegossen; bereit für alles, was kommen mochte und willens, Sascha die Führung zu überlassen. Zufrieden mit sich und der Welt,

was auf seine Weise erregender und sinnlicher war als alles, was Sascha sich in seinen kühnsten erotischen Fantasien erträumen konnte.

Das Nervenbündel war verschwunden und hatte dem Mann den Platz überlassen.

Sascha tauchte in einen Bewusstseinszustand ab, der nur zwei Elemente zuließ: seine eigene schweißtreibende Erregung und Andreas' Lust. Alles andere prallte an ihm ab, als befänden sie sich in einem Kokon.

Er wollte überall gleichzeitig sein

und alles auf einmal tun. Küssen, beißen, lecken, kratzen, streicheln, blasen und hart stoßen. Wusste nicht, wo anfangen und aufhören, wusste nur, dass er nicht die Finger von Andreas lassen konnte. Der leicht unförmige Nabel. Daran saugen. Die Mulde des Schlüsselbeins. Auslecken. Andreas' Stöhnen in sich aufnehmen. Mit beiden Händen gleichzeitig die kitzeligen Seiten entlang fahren und dabei zusehen, wie die Bauchdecke sich anspannte. Sacht an den dunklen Schamhaaren zupfen, bevor man die weichen Innenseiten

der Oberschenkel mit den Fingernägeln erkundete.

Alles war von heute an sein.

Dass Andreas ihn an den Schultern berührte und nach unten drückte, ihm kehlig zumurmelte, er solle sich beeilen, ließ Sascha innerlich beben. Er musste sich anfassen, seinen Schaft packen und ihn reiben, um nicht den Verstand zu verlieren.

»Gleich …«, wisperte er und wandte sich Andreas' Brust zu, küsste sich von dort nach unten. Spürte, wie ihm das Wasser im Mund zusammenlief, als er den

vertrauten Körpergeruch in sich aufnahm, der intensiver wurde, umso tiefer er kam.

Andreas' Keuchen und Murren, geräuschvolles Atmen und Stöhnen floss über Saschas Rücken, feuerte ihn an und zeigte, wie viel sich verändert hatte. Früher war Andreas leise gewesen, damit man ihn bloß nicht außerhalb seines Zimmers hörte. Heute ließ er ihn wissen, was ihm gefiel; egal, wie laut er dabei wurde.

»Nimm ein Bein hoch«, bat Sascha erstickt, als er Andreas' Unterleib erreichte.

Er wusste nicht, wohin er zuerst sehen sollte. Die harte Erektion vor seinen Augen war verlockend, aber nicht anziehender als die Tiefen, die sich unter den Hoden verbargen.

Wieder war es Andreas, der ihn vorantrieb und nach dem Gleitgel angelte, es sich auf den Bauch legte. »Mach schon«, brummte er. »Lass mich nicht ewig warten.«

Mit diesen Worten schloss er die Faust um seinen Schwanz und streichelte ihn, zog die weiche Haut nach unten, bis die Eichel zum Bersten gespannt war. Sascha konnte nicht anders, als schnell den

Kopf zu senken und sie mit der Zunge zu umspielen. Ein paar Mal, bis sie feucht war und Andreas ungeduldig zappelte. »Wenn du nicht gleich was unternimmst, mache ich es selbst!«

Es war das Fordernde, das Sascha die Richtung wechseln und Andreas hart küssen ließ, obwohl er das frustrierte Grummeln durch die Kehle seines Freunds rumpeln hörte. Er entschädigte Andreas, indem er sanft die Finger über die angespannten Hoden schob und nach der Öffnung zwischen den Beinen suchte. Behutsam rieb er

darüber, gewöhnte die empfindliche Haut an seinen Zugriff.

»Ah …«, machte Andreas kaum hörbar und öffnete hastig das Gleitgel. Er benetzte die eigenen Finger und hielt sie seinem Freund entgegen. Diese Zusammenarbeit berührte etwas in Sascha, als er das kühle Gel auf der eigenen Hand verteilte und erneut nach unten griff.

Sanftes Vorbereiten. Auf jedes Geräusch lauschen. Der Erwartung kaum standhalten können und jede Reaktion genießen.

Es ging leicht. Andreas wirkte

nicht nur entspannt, er war es auch. Saschas Fingerspitze fand die empfindsame Öffnung und glitt ein und aus, ohne mehr als den Widerstand des Muskels zu spüren. Das Gefühl der engen Hitze, die ihn bald umgeben sollte, trieb ihm den Schweiß auf die Stirn.

»Mach keinen Staatsakt daraus. Komm zur … oh, das ist gut«, flüsterte Andreas gierig. Seine Hand war erneut zum eigenen Glied gewandert und massierte es. So ausdauernd und rasch, dass Sascha fürchtete, Andreas würde kommen, bevor er in ihm war.

Das Kondom bot unerfreulichen Widerstand, wollte sich nicht von aufgeregten Fingern überstreifen lassen, bis Andreas sich unerwartet aufsetzte und half. Kaum waren sie fertig, als Andreas Sascha an den Oberarmen packte und mit sich auf die Matratze zog. Beide Arme legten sich um Saschas Rücken, während es an seinem Ohr keuchte: »Jetzt. Komm her.«

»Es wird anders sein als mit den Kunststoffdingern«, warnte Sascha halbseiden.

»Das ist mir sowas von egal.«

Andreas mochte es nicht

kümmern, aber Sascha hielt verbissen daran fest, nicht mehr Schmerzen als nötig zu verursachen. Dabei zog alles in ihm vorwärts. Er wollte hart und schnell in Andreas hineinjagen, wollte ihn spüren lassen, wie wild er ihn machte.

Stattdessen bog er die umklammernden Beine mit bestimmtem Druck zur Seite, schuf sich Platz, bevor er sein Glied an die richtige Stelle setzte und langsam, sehr langsam die Hüfte vorschob.

Saschas Augen fielen zu. Er musste nicht sehen, nur spüren.

Andreas gab einen kehligen Laut von sich und krampfte für einen Augenblick. Sascha rieb ihm über den Bauch und legte die Hand über die Faust um Andreas' Härte. Zusammen arbeiteten sie sich daran entlang, suchten nach der Lust, die es leichter machte, einen anderen Mann in sich aufzunehmen.

Erst, als Andreas ihm entgegen drängte, erlaubte Sascha es sich, vorwärts zu sinken. Der Körper unter ihm spannte sich und kam auf ihn zu. Ihre Lippen trafen aufeinander, er spürte Andreas' gepressten Atem im Gesicht. Befreit

stöhnte Sascha auf, als er vollends in die Hitze glitt. Als er rundherum umfasst und vom Rucken des Beckens willkommen geheißen wurde.

Er bewegte sich kaum, biss erst sich, dann Andreas auf die Lippen, um sich zu beherrschen. Als hoffe er, mehr Stöße und Berührungen zu erlangen, indem er mehr gab, fasste er Andreas hart an. Schlug mit der Handfläche gegen die pralle Härte, rieb mit dem Daumen über die schmale Öffnung an der Spitze.

Ein unterdrückter Fluch antwortete ihm, gefolgt von einem

fast zornigen »Fick mich oder du bist fällig!«.

Dem konnte Sascha nicht widerstehen. Er stieß zu, zögerte, wartete ein letztes Mal auf eine Warnung und ließ sich gehen, als Andreas ihm mit seinem ganzen Körper zeigte, dass er es genoss. Jede Bewegung löste ein Echo in Saschas Kopf, Bauch und Unterleib aus. Es summte in seinen Gliedmaßen. Jedes Geräusch, das auf ihn zuschwebte, machte ihn selig.

Wäre sein Gesicht nicht gezwungen gewesen, sich lustvoll

zu verziehen, hätte er leise gelächelt. Schweiß lief ihm über den Rücken, selbst das spärliche Haar auf seinen Oberschenkeln wurde feucht, während er seinen Rhythmus fand.

Es zog überall. Jeder Zentimeter Haut vibrierte, das Innenleben schwang und krampfte, darunter baute sich ein Tsunami an zerstörerisch tiefen Gefühlen auf. Sascha war nah bei sich wie selten zuvor. Er verlor die Kontrolle. Stieß vielleicht härter zu, als Andreas verkraften konnte. Dessen zwanglose Aufschreie machten ihn

rasend. Seine Wahrnehmung reduzierte sich auf die nächste Vorwärtsbewegung, auf das nächste Eintauchen in die Enge.

Die plötzliche Nässe auf seiner Hand traf ihn unvorbereitet. Es war, als wäre ihm ein Hammer vor die Brust geschlagen worden. Sascha riss die Augen auf, sah Andreas' Kopf von einer Seite auf die andere rollen und die kleinen Pfützen Samen, die sich auf der gebräunten Haut zeigten.

So schnell? So schnell. Unübersehbar, dass Andreas es dringend gebraucht hatte. Anblick

und Gewissheit waren zu viel. Sascha bog Andreas' Beine weit nach hinten und benutzte sie als Hebel, während er tiefer in den anderen Körper fuhr. Sein Blut kochte. In seinem Kopf war weißes Rauschen.

Nur Minuten, nachdem er vorsichtig Andreas' Eingang erkundet hatte, riss es Sascha den Höhepunkt aus den Knochen. Ein Crescendo hemmungslosen Stöhnens endete in einem abgehackten Schrei, der ihm selbst in den Ohren klingelte. Noch unter dem Ansturm der Glücksgefühle fiel

er nach vorn und landete in Andreas' Umarmung, keuchend, als hätte er einen Marathon hinter sich gebracht.

Saschas Wahrnehmung blieb weiterhin einseitig, aber sie verschob sich leicht. Fokussierte auf die Hand in seinem Nacken. Auf den Kuss, der ihn zwischen linker Augenbraue und Schläfe traf. Auf den nur gemächlich ruhiger werdenden Atem unter seiner Wange.

Er tastete umher und fand Andreas' freie Hand. Ihre Finger glitten umeinander und

verschränkten sich.

»Gut?«, fragte Sascha träge. Er fühlte sich auf positive Weise müde und zerschlagen.

»Hm-hm.«

»Machen wir das jetzt öfter?«

Ein leises Lachen: »Klar. Wofür habe ich denn jahrelang geübt?«

Sascha öffnete ein Auge und schielte zu Andreas hoch. »Ich sollte dich warnen.«

»Wovor?«

»Ich werde in Zukunft jedes Mal geil werden, wenn du die Schublade oder deine privaten Übungen erwähnst.«

»Na, wenn das so ist …«, Andreas reckte sich grinsend und zog Sascha liebevoll am Ohr. »Schublade, Schublade, Schublade, Schublade …«

* * *

Der beste Morgen seines Lebens brach an. Es kümmerte ihn nicht, dass es seit sechs Uhr früh regnete und der Himmel versuchte, Hamburg vom Angesicht der Erde zu schwemmen. Pfützen konnte man überspringen, nasse Kleidung wechseln, Haare wurden von allein

trocken.

Außerdem war es guter Regen; weich und erfrischend nach der drückenden Wärme, die in letzter Zeit so oft über der Stadt gehangen hatte. Allerdings musste Andreas zugeben, dass es auch Frösche und Ziegelsteine hätte regnen können, und das Prädikat des schönsten Morgens seines Lebens hätte trotzdem Bestand gehabt.

Mit einem Sprung setzte er über eine Pfütze in den Dimensionen eines kleineren Gartenteichs hinweg. Die Kanalisation verschluckte sich in den

Bemühungen, die Wassermassen zu fassen.

Er sollte sich ein Fahrrad zulegen, dachte er. Damit wäre er schneller beim Bäcker und wieder zu Hause gewesen. Nicht wegen des Regens. Wen interessierte das bisschen Wasser? Nein, zu Sascha wollte er. Zu seinem Freund, den er schnarchend im Bett zurückgelassen hatte und für den er Frühstück besorgen wollte. Weil Sascha immer Hunger hatte, weil der Tag jung war und weil Andreas spürte, dass es ihn heute nicht anstrengen würde, hinter unentschlossenen

Kunden in der Warteschlange zu stehen.

Er ging einkaufen, Sascha blieb zu Hause. Verkehrte Welt.

Andreas war zufrieden mit sich. Er grinste verstohlen und hielt sich gerade noch davon ab, sich den Hintern zu reiben. Ein echtes Glied war etwas anderes als nachgiebiges Spielzeug, das man selbst führte. Er wollte dennoch um nichts in der Welt tauschen.

Kaum glaubte er selbst, was er getan hatte. Der Sex war das geringste Problem. Sex mit Sascha war immer gut gewesen und würde

es immer sein. Doch ein Taxi zu rufen und sich den eigenen Dämonen zu stellen, war eine ganz andere Baustelle. Zu sagen: »Ja, lass es uns versuchen. Auch wenn es mir Angst macht.« Das war die Hürde gewesen.

Im Nachhinein verstand Andreas kaum, wie schwer er sich getan hatte. Allerdings stand er in diesem Augenblick, da er seine Beute im wasserdichten Rucksack nach Hause trug, auch neben sich.

Seine Füße schienen kaum den Boden zu berühren. Zum ersten Mal begriff er, was gemeint war, wenn

jemand davon sprach, dass er Bäume ausreißen könne. Unendliche Energie toste durch seinen Geist. Entscheidungsfreudigkeit, Antrieb, Zufriedenheit und Vorfreude hockten auf dem wenig benutzten Sofa seines inneren Wohnzimmers und nickten ihm grüßend zu.

Es war, als wäre ein Burgwall in ihm gefallen. Tausend Ideen sprudelten ihm durch den Kopf. So viele Dinge, die er tun wollte, weil Sascha da war. So viele heimlich vermisste Zweisamkeiten, die es nachzuholen galt. So viel

unerwarteter Rückhalt, dass große Probleme zu schrumpfen begannen. Wie klein sie werden konnten, wusste Andreas nicht, und es war ihm nicht wichtig. Nicht an diesem wunderbaren Tag, an dem er nicht allein aufgewacht war.

Als Andreas seine Wohnung erreichte, war er bis auf die Haut durchnässt. Eine Spur aus feuchten Fußabdrücken zierte Treppe und Flur, als er leise den Schlüssel ins Schloss schob und lauschte. Geräusche im Bad ließen ihn wissen, dass seine Mühe unnötig war. Wie es aussah, war das

Faultier erwacht.

Bevor Andreas seine Schuhe abstreifen konnte, flog die Badezimmertür auf: »Da bist du ja. Wie kommt es eigentlich, dass du immer verschwunden bist, wenn ich morgens aufwache?«

An einem anderen Tag hätte Andreas bereut, dass er ohne Abmeldung verschwunden war. Immerhin war Sascha in der Vergangenheit wirklich schon in einem leeren Bett aufgewacht, nur um sich fragen zu müssen, was vorgefallen war.

»Murphy?«, fragte er zwinkernd

und trat auf Sascha zu. Um alle Zweifel zu zerstreuen, legte er ihm die Hand in den Nacken und küsste ihn schmatzend. »Ich habe uns Frühstück geholt.«

Andreas kam nicht umhin, stolz zu sein. Was als Todsünde verschrien war, erfüllte ihn mit kindlicher Wärme. Nicht zuletzt, weil Sascha ihn fest umarmte und ihn wortlos wissen ließ, dass er um die Bedeutung dieses Schritts wusste.

Wange an Wange verharrten sie einen Moment, bevor Andreas sich löste: »Ich verschwinde in die

Küche. Sonst lande ich wieder auf dem Rücken, und wir haben platte Croissants.«

»Du hast Croissants geholt? Muss ich mir etwas anziehen oder kann ich sofort mitkommen?«, fragte Sascha mit leuchtenden Augen.

Anzüglich ließ Andreas den Blick über den nackten Körper seines Freunds gleiten. »Ich denke ehrlich gesagt darüber nach, dir in meiner Wohnung grundsätzlich zu verbieten, etwas anzuziehen.«

»Könnte es sein, dass du allmählich etwas frech wirst?«, konterte Sascha, ließ sich aber

widerstandslos an der Hand nehmen und in die Küche führen.

Im Türrahmen verharrten sie und schlossen sich aus einem Impuls heraus ein weiteres Mal in die Arme. Es war unmöglich, nach der langen Zeit des Darbens voneinander abzulassen und die Gelegenheit zum ausgiebigen Küssen verstreichen zu lassen.

Bis sie sich voneinander trennen konnten, hatte Andreas so lange mit dem Rücken am Holz gelehnt, dass die Croissants und Brötchen zusammengepresst waren. Geschmacklich tat es ihnen keinen

Abbruch. Und selbst wenn, hätte es weder Sascha noch Andreas gestört.

Kapitel 40

Es handelte sich um ein gesichtsloses Haus, das in allen Punkten seiner Erscheinung dezent war. Der Vorgarten wirkte ordentlich, aber nicht so gepflegt und ausufernd bepflanzt, dass man stehen blieb, um ihn zu mustern. Der niedrige Zaun war in derselben Farbe gestrichen wie die der Grundstücke rechts und links. Zurückgesetzt in der Reihe der Häuser wirkte das Gebäude, als

würde es sich ducken. Das schlichte weiße Schild, das auf den Beruf des Bewohners hinwies, ging im beigen Putz fast verloren. Ein Ort, der Ruhe und friedliche Mittelmäßigkeit ausstrahlte. Kein Luxus, keine Armut. Der unauffällige Mittelweg.

Sascha nickte anerkennend. In seinen Augen war es ein guter Ort für die Niederlassung eines Therapeuten; freundlich, nicht zu pompös. Es gab dem Besuch etwas Familiäres und schob das Gefühl, in ein Krankenhaus oder zu einem Arzt zu gehen, weit von sich.

Ein verschmitztes Lächeln legte

sich um seinen Mund. Da, es war so weit. Er begann, wie ein Psychologe zu denken. Wahrscheinlich wohnte Andreas' Therapeut in dem Haus, das den Eltern seiner Frau gehört hatte oder dass er sich im teuren Hamburg eben leisten konnte. Ganz ohne Hintergedanken. Aber wenn man wartete, aufgeregt war und Herzklopfen hatte, wanderten die Überlegungen in viele Richtungen.

Es war Dienstag. Seit fünf Tagen lebte er einen Traum, dessen Dringlichkeit ihm nie bewusster als jetzt gewesen war. Andreas und er, endlich zusammen. Nicht als

Jugendliche, die sich verloren aneinanderklammerten, sondern als Erwachsene, die sich bewusst für den jeweils anderen entschieden hatten. Es fühlte sich großartig an.

Sie hatten das Wochenende zusammen verbracht und sich erst am Montagmorgen schweren Herzens verabschiedet. Trotzdem schien es richtig, sich Luft zu lassen. Andreas musste arbeiten.

Sascha hatte im vergangenen Semester sein Studium vernachlässigt, und das Wintersemester rückte unaufhaltsam näher. Außerdem

wollten sie es langsam wachsen lassen. Es genießen.

Sie gingen widerwillig auseinander. Entsprechend landete die erste Nachricht in Saschas Postfach, bevor er bei seiner Tante angekommen war. Andreas hatte sie ihm per Handy aus dem Bus geschickt und ihn gefragt, ob er ihn heute von der Therapie abholen wolle. Natürlich hatte Sascha gewollt.

Er war viel zu früh. Der Zeiger der Uhr schien am Zifferblatt zu kleben und ihn zu verhöhnen. Sascha lehnte an einem

Stromverteilerkasten und wollte gelassen wirken. Es gelang ihm nicht. Kein Wunder, dass ihn ein älterer Herr, der mit seinen Einkäufen an ihm vorbeihumpelte, misstrauisch musterte.

Er hatte Muskelkater in den Wangen; vom Dauergrinsen. Tanja freute sich darüber, Fabian war seiner pubertären Phase gemäß schrecklich genervt und Sina hatte ihm gestern beim Abendessen Löcher in den Bauch gefragt. Wann sie Andreas kennenlernen würde, wie er aussehe, ob es die große Liebe sei und all die Fragen, die

kleine Mädchen eben interessierten; garniert mit einem aufgeregten Kichern.

Als sich die Haustür auf der gegenüberliegenden Straßenseite öffnete, machte Saschas Herz einen Delfinkopfsprung ins Wohlfühlbecken. Andreas trat heraus und sah sich suchend um, bevor er ihn entdeckte. Und lächelte.

Sascha musste schlucken, als sein Freund ihm entgegen kam. Einen Augenblick lang wusste er nicht, wie er Andreas begrüßen sollte. Es war ihm fremd, ihn in der

Öffentlichkeit zu erwarten, und sie hatten sich nie darüber unterhalten, wie sie auf offener Straße miteinander umgehen wollten.

Die Entscheidung wurde ihm abgenommen, als Andreas ihn kurz umarmte und ein atemloses »Hey« flüsterte. Zu gern hätte Sascha ihn festgehalten, aber er wollte sein Glück nicht überstrapazieren.

»Na, alles klar?«, fragte er und bezwang seine Hände, nicht zuzufassen, nicht nach Andreas' Unterarmen zu greifen oder sie ihm gleich auf den Hintern zu legen.

»So klar, wie es nach einem

Besuch bei Köninger eben ist. Lass uns fix verschwinden, bevor ihm noch etwas einfällt, woran er mich dringend erinnern will. Ich habe Hunger.«

Das hörte Sascha ausgesprochen gern. Sie sollten sich nach einem netten, kleinen Imbiss umsehen und mit ungesunden Sachen vollstopfen; viel davon, wenn es nach ihm ging.

Nebeneinander schlenderten sie die Straße entlang und steuerten auf eine spärliche Grünfläche zu. Als sie den mit Schotter ausgestreuten Fußweg betraten, der sie auf

direktem Wege zur Bushaltestelle führte, sah Andreas seinen Freund von der Seite an. »Willst du gar nicht fragen, was mein Herr Therapeut zu den Neuigkeiten gesagt hat?«

Sie hatten in der Nacht von Samstag auf Sonntag darüber gewitzelt, wie Jochen Köninger auf ihre Wiedervereinigung reagieren würde.

»Nein. Das macht man nicht«, schüttelte Sascha den Kopf. »Das soll aber nicht heißen, dass du es mir nicht erzählen kannst, wenn du willst.«

»Gibt nicht viel zu erzählen«, verdrehte Andreas die Augen. »Er war natürlich kein bisschen überrascht und hat mich hinterher mit einem Arsch voller Anweisungen eingedeckt, was wir bitteschön vermeiden sollen.«

»Und zwar?«

»Du weißt schon. Ich soll aufpassen, dass ich nicht anfange, dich zum Einkaufen zu schicken. Oder dass ich nur noch mit dir meine wöchentlichen Termine durchziehe. Heißt auf Hochdeutsch: Wir dürfen zwar gemeinsam zum Sport und ins Kino und so weiter

gehen, aber es darf nicht darauf hinauslaufen, dass ich es ohne dich nicht mehr schaffe. Außerdem soll ich nicht aufhören, mich nach sozialen Kontakten umzusehen. Und dass ich mich meinen Eltern stellen und mir natürlich langfristig Gedanken über mein Outing machen soll. Echt, kann der nicht einfach mal sagen: ›Gut gemacht‹?«

Sascha lachte: »Nein, das steht nicht im Kostenplan. Immer hübsch die Gefahren aufzeigen und selbstgefällig grinsen, wenn alles läuft, wie er es sich gedacht hat.«

Er sah sich rasch um. Sie waren allein. Ein Vogelbeerbaum bot etwas Schutz. Er nahm Andreas' Hand und zog ihn an sich. Halblaut murmelte er: »Gut gemacht.«

Auf mehr hatte Sascha es nicht angelegt. Ein wenig Körperkontakt, ein Flüstern. Als Andreas ihm nah kam, konnte er sich nicht beherrschen. Er schlang ihm den Arm um den Nacken und beugte sich vor, um ihn zu küssen. Andreas zögerte kaum, bevor er Sascha umfasste und den Kuss gierig erwiderte.

Die Tragweite des Augenblicks

lungerte als Katalysator in Saschas Hinterkopf. Frischluft, die Geräusche der nahen Straße, der Windzug, der Geruch von frisch gemähtem Gras vereinten sich zu der Gewissheit, dass sie draußen waren und sich küssten. Mochten sie sich auch vor neugierigen Blicken verstecken, waren sie in freier Wildbahn. Das war weit mehr als er vor einigen Monaten erwartet hatte.

Die Finger, die sich in seinen Rücken bohrten, waren auf gute Weise grob. Sie ließen ihn wissen, dass ihm kein Gefallen getan wurde. Andreas hatte ihn vermisst,

musste ihn genauso dringend schmecken wie anders herum.

Das Knirschen der Schritte auf dem Weg ignorierten sie. Widerwillig sahen sie auf, als eine keifende Stimme zischte: »Und das in der Öffentlichkeit. Das ist ja widerlich.«

Andreas zuckte zusammen und wurde steif. Sascha machte keine Anstalten, den Mann in seinen Fingern rückwärts treten zu lassen.

Stattdessen warf er der erbosten Fußgängerin einen hitzigen Blick zu. »Warten Sie mal ab, wie widerlich es wird, wenn wir uns erst an die

Wäsche gehen. Wenn ich Sie wäre, würde ich weitergehen.«

Die alte Frau riss die Augen auf und fasste den Griff ihrer Gehhilfe fester. »Kein Wunder, dass alles vor die Hunde geht«, grollte sie. »Die Jugend von heute.« Schimpfend zog sie davon.

Sascha lachte leise und hakte den Daumen in Andreas' Gürtel. »Da hast du es. Jetzt bist du ein öffentliches Ärgernis. Ich hoffe, du schämst dich.«

»Hält sich in Grenzen«, gab Andreas leicht unruhig zurück. Er sah der Alten nach, bevor er ihre

Worte mit sichtlichem Aufwand abschüttelte und sich enger an Sascha drängte. Er stützte das Kinn auf die Schulter des Freundes und raunte: »Daran werde ich mich gewöhnen müssen. Damit hatte ich bisher nie zu tun.«

»Womit? Mit Idioten?«

»Ne, mit schwul sein, wo andere es sehen können.«

Sascha schnaubte: »Du weißt schon, dass das reichlich komisch klingt, oder?«

»Und wenn schon.« Andreas gab ein Geräusch von sich, dass sowohl verzweifeltes Stöhnen als auch

verschlucktes Gelächter sein konnte. »Der einzige Vorteil ist, dass ich dir die Schuld geben kann. Immerhin war ich vor dir ein anständiger junger Mann.«

»Anständige junge Männer haben nicht das Komplettangebot von Gay Shop in der Schublade …«

Sie grinsten sich an und schielten dabei auf die Nase des jeweils anderen.

Schließlich trat Andreas einen Schritt zurück und tat einen tiefen Atemzug. »Gehen wir Essen.«

»Du scheinst ja wirklich ausgehungert zu sein.«

Feixend hob Andreas die Schultern. »Sagen wir, ich wäre froh, wenn ich etwas im Magen hätte. Denn dann können wir schnell nach Hause …«

Sascha traf ein Seitenblick, der ihm die Knie weich werden ließ. Er fuhr sich mit der Zungenspitze über die Lippen und überlegte, ob die Möglichkeit bestand, die Nahrungsaufnahme nach hinten zu verschieben.

Bevor er einen entsprechenden Vorschlag anbringen konnte, wurde Andreas' Miene ernst. »Das Essen ist außerdem eine gute

Gelegenheit, etwas mit dir zu besprechen. Ich brauche deine Hilfe. Oder könnte sie zumindest in Zukunft brauchen.« Er zögerte. »Wenn das nicht zu viel verlangt ist.«

Sascha ging das in diesen Tagen arg strapazierte Herz auf. »Heraus damit. Ich beiße nicht.«

»Nein, du nicht …«

* * *

Eine Energiewelle hatte ihn mitgerissen und eine Entscheidung fällen lassen, vor der er vor zwei

Wochen noch zurückgewichen war. Andreas fühlte sich von der Kraft, die ihn durchströmte überwältigt – und wie es in der Natur seiner Krankheit lag, beobachtete ein Teil seiner selbst sie mit Misstrauen. Sich für etwas oder jemanden zu entscheiden, brachte Verantwortung mit sich. Er hatte zu lange ohne Verantwortung für andere – und für das eigene Heil – gelebt, um nicht doch zu zittern, als er ungelenk seine Unterschrift unter den Schutzvertrag setzte.

Ein Marathon lag hinter ihm. Zumindest empfand Andreas es so.

Für andere Menschen wäre es sicher weniger anstrengend gewesen, sich auf den Einzug eines Hundes vorzubereiten. Besonders der Sachkundenachweis hatte ihn nervös gemacht. Triton war kein einfacher Hund. Zwar stand der Kuvasz an sich nicht auf der Liste gefährlicher Hunde, aber auch Tiere anderer Rasse konnten als »gefährlich« eingestuft werden, wenn es zu entsprechenden Vorfällen kam. Dieses Schicksal wollte Andreas Triton und sich ersparen.

»Damit wird offiziell, was der

Hund schon lange wusste«, bemerkte Susanne, die Bürokraft des Tierheims, lächelnd, als sie den ausgefüllten Vertrag entgegennahm. »Er hat es verdient, der große Brocken. War viel zu lang bei uns.«

»Das sehe ich genauso«, warf Mandy ein und sprang vor Aufregung von einem Fuß auf den anderen. Sie hatte die Ehre, Triton, Andreas und Sascha mit dem Kombi der Tierärztin nach Hause zu fahren. Der Kofferraum von Tanjas Auto war viel zu klein für den riesigen Hund.

Sascha, der das Unterzeichnen des Vertrags zufrieden beobachtet hatte, hob die Hand in einer beruhigenden Geste. »Haltet mal den Ball flach. Wenn wir alle vor Aufregung Schnappatmung haben, denkt Triton, es geht zum Schlachter.« Die Bemerkung brachte ihm einen empörten Blick von Mandy ein.

Das Geplänkel der Umstehenden floss an Andreas vorbei. Kaum nahm er Saschas Nähe wahr. Für eine Sekunde hatte er das Bedürfnis, Susanne den unterschriebenen Vertrag

abzujagen. Er war schrecklich nervös. War er bereit für diesen Schritt? Was, wenn die geplante Arbeit in der Hundeschule Triton unberechenbarer machte, nicht ruhiger?

Dann sind Sascha, Mandy und alle meine Kollegen da, erinnerte er sich streng.

Sascha war von seinem Vorhaben begeistert gewesen und hatte versprochen, ihm auszuhelfen, falls es Probleme gab. Andreas hatte in dieser Hinsicht anfangs Zweifel gehabt. Immerhin war Triton kein Dackel, den man sich bei

schlechtem Benehmen oder zickigem Gebaren unter den Arm klemmen konnte.

Der Kuvasz konnte nicht mit Körperkraft davon überzeugt werden, wer der Chef im Haus war. Er brauchte eine starke Hand und musste die Menschen in seiner Umgebung akzeptieren. Halb fürchtete Andreas, dass sein Hund am Ende Sascha nicht in der Wohnung duldete.

»Packen wir es«, murmelte er mehr zu sich selbst als zu den anderen. Er musste dringend aus dem Büro hinaus.

Nur Sascha begleitete ihn auf dem Weg zu den Hundezwingern. Er hielt sich dicht an Andreas' Seite, unternahm aber keinen Versuch, nach ihm zu tasten. Besser so. Seine Schweißhände wollte er Sascha nicht zumuten.

Er war erstaunt, dass Mandy sich ihnen nicht anschloss, die bei Zweibeinern selten so viel Taktgefühl bewiesen hatte wie in diesem Moment. Vermutlich dachte sie eher an den Hund.

Am Eingang zu dem niedrigen Flachdachgebäude, in dem Triton logierte, blieb Andreas stehen. Mit

glasigen Augen sah er Sascha an. Er schämte sich, es auszusprechen, aber er fragte: »Baue ich hier gerade Mist?«

Eine leise, innere Stimme fragte ihn, wie es sein konnte, dass er sich innerhalb kürzester Zeit daran gewöhnt hatte, in einem solchen Augenblick auf den Freund zurückzugreifen.

»Nein, tust du nicht. Du hast lange darüber nachgedacht. Triton akzeptiert und mag dich und ihr seid für die Hundeschule angemeldet. Du bist also nicht mit ihm allein, wenn du Schwierigkeiten

hast. In deiner Wohnung ist alles bereit, und die Bude ist größer als manches Einfamilienhaus. Du hast Zeit für ihn und kannst ihn mit auf die Arbeit nehmen, sobald er fit für Bus und Bahn ist. Außerdem kannst du ihn auf jeden Fall versorgen. Keine Krankheit oder keine OP, die er braucht, wird dich je in finanzielle Schwierigkeiten bringen. An die Haftpflicht hast du auch gedacht. Und ich bin auch noch da«, zählte Sascha auf. Sein aufmunterndes Zwinkern tat Andreas gut. »Besser könnte er es nur haben, wenn du dir einen

Bauernhof zum Bewachen kaufst.«

»Einen ganzen Bauernhof gleich?«, gab Andreas deutlich ruhiger zurück.

»Oder ein Haus. Ist auch egal. Wichtiger ist, dass es ihm bei dir immer besser gehen wird als hier. Er hat es verdient, dass er endlich ein vernünftiges Zuhause bekommt.«

»Du magst ihn, oder?« Es klang dünn.

Sascha legte den Kopf schief. »Ich mag Hunde. So gut kenne ich Triton ja noch nicht. Aber er mag dich und weiß, dass ich … zu dir

gehöre. Spätestens in vier Wochen sind wir ein Herz und eine Seele.«

Es war nicht klar, ob er sich auf Triton oder Andreas bezog. Oder auf alle drei.

Hintereinander traten sie ein. Andreas' Mund war trocken, als er sich Tritons Zwinger näherte. Der Kuvasz sah ihm aus runden Augen entgegen und ging rückwärts, als er sich der Tür näherte. Die hellen Ohren legten sich an den Schädel, sein Schwanzwedeln war verhalten. Andreas räusperte sich hart. Er musste sich zusammennehmen. Sascha hatte ganz recht. Wenn er

nervös war, spürte Triton das und fürchtete eine Gefahr.

»Na Dicker«, sagte er leise, während er sich an der Tür zu schaffen machte. »Möchtest du mitkommen? Mit zu mir nach Hause?«

Zu seiner Verlegenheit hatte er einen Kloß im Hals. Seine Augen brannten, als der Hund zögernd auf ihn zukam und misstrauisch zu Sascha schielte, der sich im Hintergrund hielt.

»Komm, das machen wir erst einmal ab«, sprach Andreas weiter und löste das Tierheimhalsband.

Stattdessen legte er Triton ein weiches aus Leder um. Sascha hatte ihn gutmütig ausgelacht, weil er stundenlang im Internet nach dem bequemsten und schönsten Halsband gesucht hatte.

»So, das hätten wir. Zuhause warten noch viel schönere Sachen auf dich. Ein Hundebett und ganz viele Decken. Spielzeug. Kauknochen. Schweineohren.«

»Vergiss das Begrüßungsschnitzel nicht, das du ihm vorhin gekauft hast«, erinnerte Sascha belustigt. »Und die drei Bürsten, mit denen du ihm zu Leibe rücken willst,

erwähnst du natürlich nicht.«

»Shh, erzähle ihm das doch nicht. Er hasst es, am Hintern gebürstet zu werden.«

»Gott, was fällt es mir jetzt schwer, nicht unter die Gürtellinie zu gehen«, murmelte Sascha und drehte sich betont beherrscht um.

»Das ist ein Ochse, oder, Triton?«, flüsterte Andreas seinem neuen Mitbewohner zu. Sacht fuhren seine Hände über das weiche Fell. Am liebsten hätte er den Kopf darin vergraben. »Gehen wir.«

Für den Weg zu Andreas'

Wohnung brauchten sie länger, als veranschlagt. Nachdem Triton es Sascha huldvoll gestattet hatte, ihn am Kopf zu streicheln, bekam er angesichts des Kombis Angst. Blaffend ging er rückwärts und zog die Rute zwischen die Hinterbeine. Zu oft war er in Autos gesteckt und an fremde Orte gefahren worden. Dass es dieses Mal einem schönen Ziel entgegen ging, konnte er nicht ahnen.

Andreas musste seine ganze Überredungskunst einsetzen, damit Triton widerwillig in den Kofferraum sprang.

Während der Fahrt blieb der Hund stehen, fand nicht die Ruhe, sich hinzulegen. Unterwegs gerieten sie ungnädigerweise in einen Stau. Das Herannahen eines Rettungswagens mit Martinshorn ließ Triton heulen wie einen verlorenen Wolf.

Einmal bei Andreas' Wohnung angekommen, weigerte der Riese sich prompt, den Wagen zu verlassen. Mandy sah nervös auf die Uhr, da der Wagen gebraucht wurde. Sascha musste sich das Lachen verbeißen, und Andreas und Triton fochten ihren ersten Strauß

in Sachen Durchsetzungsvermögen aus.

Als sie endlich im Wohnzimmer saßen, lehnte Andreas sich an Saschas Schulter. Gemeinsam beobachten sie, wie Triton erst nervös, dann zunehmend neugierig durch alle Räume strich. Besonders die Tür zur Dachterrasse hatte es ihm angetan. Mit gestrecktem Hals und hoch erhobener Nase nahm er die fremden Gerüche in sich auf, bevor er zu seinem Hundebett am Fuß der Couch schlich und die Decken neu ordnete. Futter und Wasser in der Küche entdeckte er,

mochte es aber nicht anrühren. Nach langen Minuten ziellosen Umherstreifens schlich er zu seinem Herrn und legte ihm die Schnauze aufs Bein. Sascha ignorierte er.

»Er lässt mich nicht aus den Augen«, meinte Andreas. »Ich wünschte, ich könnte ihm sagen, dass er angekommen ist.«

Zustimmend nickte Sascha. »Er wird es schon begreifen.« Er streckte sich und rutschte dabei wie zufällig näher an seinen Freund heran. »Hätte aber schlechter laufen können, oder?«

Dieser Meinung war Andreas

auch. Zwar hatte Triton sich ängstlich gezeigt und am Ende einen Anfall von Dickköpfigkeit erlitten, aber er hatte niemanden angeknurrt oder sich anderweitig aggressiv gegeben. Er war auf Andreas fixiert, Sascha wurde klaglos geduldet. Das war viel wert.

Ein warmes Gefühl ließ Andreas an Saschas Brustkorb herunterrutschen und schließlich den Kopf in dessen Schoß legen. Er sortierte seine Beine auf dem Sofa und lehnte die Wange an Saschas Bauch.

Triton folgte seinen Bewegungen

interessiert und ließ sich schließlich mit einem Ächzen nieder. Andreas streckte die Hand aus und streichelte ihn am Hals.

Die Wärme in seiner Brust nahm zu und brachte zum zweiten Mal an diesem Tag seine Augen zum Brennen.

Fell an seiner rechten Hand, Sascha über und an ihm. Resonanz auf seine Anwesenheit, die er in der Vergangenheit so schmerzlich vermisst hatte.

Vereinzelte Tränen sickerten aus seinen Augenwinkeln und rannen an seinem Gesicht herab. Sascha sah

sie und strich sie vorsichtig beiseite. Er sagte kein Wort, fragte nicht nach Gründen und fuhr auch nicht verunsichert auf.

»Ruh dich aus«, sagte Sascha sacht. »War ein harter Tag für euch beide.«

»Ist das nicht unbequem für dich?«, fragte Andreas schläfrig. »Oder langweilig?«

»Ich schalte ein bisschen den Fernseher an. Mach dir keine Gedanken.«

Zärtliche Finger fingen eine Strähne auf und streichelten Andreas' Haaransatz. Diesem war,

als würde er in einen Berg aus Kissen sinken. Der Schlaf lockte ihn. Um ihn herum war es sicher und warm. Von innen und außen. Triton schmatzte, als verputze er im Traum einen Knochen. Andreas fand die leisen Geräusche wunderbar beruhigend.

Nicht viel später schliefen Hund und Herrchen. Sascha hielt ein Auge auf sie, während er sich faul durch die verschiedenen Fernsehsender schaltete. Er lächelte, als er erkannte, dass Hunde sehr stark träumen können, und zog Andreas näher an sich. Eine Hand schob er

unter dessen Hemd und blinzelte bewegt, als sein schlafender Freund nach ihm griff und ihre Finger ineinanderschob.

Kapitel 41

Acht Wochen später fragte Sascha sich, ob es dem Hausfrieden zuträglich wäre, wenn er seinen Papierkorb aus dem Fenster warf. Ungeachtet der Kopfhörer, die seine Ohren bedeckten, vernahm er das Geschrei von Fabian und Sina im Garten. Sie warfen sich gegenseitig vor, beim Harken des Laubs absichtlich zu trödeln. Es war einer dieser Augenblicke, in denen Sascha Cousin und Cousine liebend

gern in den Keller gesperrt hätte.

Vor ihm stapelte sich ein Fachbuch auf dem nächsten. Dazwischen türmten sich Mitschriften von Kommilitonen und eigene Notizen. Kopien hier, ein Auszug aus einem frühen Psychologiebuch da. Kaugummieinwickelpapiere als Lesezeichen, ein Becher Kaffee, in dem die Milch geronnen war.

Das Chaos auf seinem Schreibtisch war nicht der Grund für Saschas Gereiztheit. Viel mehr war es die lange Trennung von Andreas, die ihn zermürbte. Vier Tage

konnten die Welt sein, wenn man sich angewöhnt hatte, viel Zeit miteinander zu verbringen. Ihre gestrige Verabredung zum Essen war geplatzt, weil Triton die Wohnung vollgekotzt hatte, Andreas nicht wusste, warum und ihn deshalb nicht allein lassen wollte.

Sascha lehnte sich zurück und hob die Arme über den Kopf. Seine Schultern waren verspannt und schrien nach einer zärtlichen Nacht im Bett. Nach trägem Miteinander, ziellosen Berührungen und einer Matratze, die wahrscheinlich teurer

gewesen war, als Saschas gesamte Zimmereinrichtung.

An Tagen wie diesen fragte er sich, wie Tanja mit der andauernden Trennung von ihrem Ehemann zurechtkam. Aiden war am Ende des Sommers für drei Wochen zu Hause gewesen, bevor sein Orchester erneut auf Tour ging. Dieses Mal würde es zwei Monate dauern, bis er nach Deutschland zurückkehrte. Dagegen schien Saschas knurriges Gebaren über läppische vier Tage Abstinenz lächerlich.

Abwesend rieb er sich am

Unterarm, wo Tritons scharfe Afterkralle beim Spielen einen Kratzer hinterlassen hatte. Sascha hatte den gigantischen Hund schnell ins Herz geschlossen. Er war dennoch froh, dass nicht er es war, der in der Hundeschule eine Grundsatzdiskussion nach der anderen hinter sich bringen musste. Trotzdem, heute grollte er Triton, weil er ausgerechnet gestern seinen Mageninhalt durch Andreas' Küche verteilt hatte.

Sascha kam es vor, als hätte er Entzugserscheinungen. Dabei konnte er nicht behaupten, dass er

sich langweilte. Verabredungen mit Katja, Isa, Brain und anderen Freunden, Vorlesungen, Lernen, Schwimmtraining, Tanja im Garten aushelfen und spontane Partys füllten seinen Alltag nach wie vor aus.

Nur hatte er sich in Windeseile daran gewöhnt, einen ordentlichen Batzen Zeit für Andreas zu reservieren; besonders die Abende und Nächte. Er vermisste Andreas schnell, wenn sie sich nicht sehen konnten. Und das fühlte sich bei genauerer Betrachtung gut an, denn zu jedem Vermissen gehörte

ein Wiedersehen.

Mit diesem Gedanken im Hinterkopf fiel es Sascha leichter, sich auf seine Bücher zu konzentrieren. Er schob die Finger seitlich in die Haare, als müsse er seinen Schädel stützen, und zwang den Blick auf seine Mitschriften. Das Schicksal wusste diesen Lerneifer zu schätzen, denn nicht viel später gab Saschas PC einen leisen Pfeifton von sich und ließ ihn aufblicken.

Andreas war online.

Jedes Mal, wenn sie über das Web miteinander sprachen, war Sascha nostalgisch zumute. Es

erinnerte ihn an ihre Anfänge – und an seine Dankbarkeit, eine zweite Chance erhalten zu haben.

Ohne sich bezähmen zu können, schnappte er die Tastatur, zog sie auf seinen Schoß und tippte: »Hey, du. Du bist heute ja fix. War Köninger gnädig oder hast du ihn sitzen lassen?«

»Weder noch. Schau mal auf die Uhr. Und nee, gnädig war er sicher nicht.«

Die Antwort kam schnell, in Kleinbuchstaben und enthielt mehr Tippfehler als üblich. Ein sicheres Zeichen, dass Andreas aufgewühlt

war.

Sascha setzte sich zurecht und runzelte die Stirn. Wartete. Er wusste, dass Andreas ihm von selbst sagen würde, was los war. Darauf war es in den vergangenen Wochen immer hinausgelaufen. Das Vertrauen ehrte ihn.

»Es ist bei jeder Sitzung der gleiche Text. Ich soll Kontakt zu meinen Alten suchen. Ich soll mit ihnen reden, ihnen eine Chance geben. Blablabla. Und vor allen Dingen soll ich ihnen von uns erzählen und ihnen sagen, dass ich schwul bin. Ich meine, was soll das

denn? Es hat sie doch nie irgendetwas interessiert, was mich anging, was geht es sie jetzt an, wen ich ficke?«

Darauf hätte Sascha viel erwidern können. Kluge Antworten, Belehrungen, Ratschläge, die von der Essenz seines Studiums durchzogen waren. Seine menschliche Hälfte wollte Andreas hingegen raten, seine sexuelle Orientierung für sich zu behalten. Zu sehr schmerzte es, wenn die Eltern oder auch nur ein Elternteil sich daran stießen. Aber er wusste, dass es der falsche Rat wäre. Es

ging nicht um Andreas' Eltern oder sein Verhältnis zu ihnen. Es ging um Andreas. Um seine Freiheit, um sein Gefühl, der Welt offen und ehrlich zu begegnen.

»Hat er gesagt, warum er im Moment dauernd auf dem Thema herumreitet?«, fragte Sascha.

»Ja, jein. Er meint eben, es sei an der Zeit. Arbeit läuft. Triton läuft. Wir beide laufen. Der wöchentliche Spaßplan läuft auch.« Der Sarkasmus in dem Wort Spaßplan quoll geradezu aus dem Bildschirm. »Also will er an die nächste Baustelle ran. No rest for the

wicked. Damit ich klare Verhältnisse habe und es nicht durch einen Unfall herauskommt. Ich weiß nicht, wie viele Situationen er mir vorgebetet hat, durch die meine Eltern zufällig von dir erfahren könnten. Weil Sina und Fabian sich verquatschen, weil Tanja der Kragen platzt, weil sie mich besuchen, wenn wir gerade miteinander im Bett sind, weil jemand uns auf der Straße sieht. Und so weiter, und so weiter.«

»Na ja, ganz von der Hand weisen lässt sich das nicht«, gab Sascha vorsichtig zurück. Rasch

fügte er hinzu: »Wie wäre es, wenn ich dabei bin?«

»Und den Puffer für mich spielst? Von wegen. Phobien hin oder her, ich bin kein Feigling. Das fehlte mir gerade noch, dass ich vor meinen Eltern kusche.« Ein kurzes Zögern, dann flammte über den Monitor: »Ich nehme sie mir einzeln vor. Übermorgen meine Mutter. Ich habe sie schon angerufen. Sie ist wieder zu Hause.«

»Wow, echt?«

Sascha wusste, dass Margarete von Winterfeld seit ihrem Unfall zwei Kuren absolviert hatte und von

der zweiten Reise vor wenigen Tagen zurückgekehrt war. Andreas' Wagemut beeindruckte ihn. Nach dessen anfänglichem Geschimpfe hatte er nicht damit gerechnet, dass sich dahinter eine gefällte Entscheidung versteckte. Nein, sein Freund war kein Feigling.

»Ja. Und sei es nur, damit Köninger endlich aufhört, mir auf den Sack zu gehen. Der Kerl ist schlimmer als Filzläuse.«

Zwischen Amüsement und Sorge schwankend verzog Sascha den Mund, bevor er tippte: »Ich wusste gar nicht, dass du dich mit

Filzläusen auskennst.«

»Arsch.«

Sascha lächelte und dachte daran, genüsslich das Gesicht zwischen Andreas' Hinterbacken zu schieben. »Wo du gerade davon anfängst: Wenn du übermorgen mit deiner Mutter sprichst, kommst du hinterher zu mir? Ich habe zwar Freitag fiese, frühe Vorlesungen und bis dahin irre viel zu tun, aber wir könnten uns wenigstens kurz sehen.«

Nicht nur, um die angestaute Sehnsucht loszuwerden, sondern auch, um dich aufzufangen, falls der

Besuch bei deiner Mutter in die Hose geht, fügte Sascha in Gedanken hinzu.

»Ja. Wenn ich hinterher nicht total im Eimer bin. Lange kann ich aber nicht. Ich will Triton nicht ewig allein lassen.«

»Vielleicht solltest du ihn mitnehmen.«

»Genau, und meine Mutter bekommt den ersten hysterischen Anfall, noch bevor ich im Haus bin. Tolle Idee.«

Sie kabbelten sich noch eine Weile über die Leitung, bis sie sich widerwillig voneinander trennten.

Andreas musste einkaufen, und Sascha hatte etliche Kapitel schwerer Kost vor sich. Am Ende des Gesprächs versprachen sie sich ein gemeinsames Wochenende, an dem sie nichts und niemand stören würde. Danach war Sascha das Gekreische im Garten vollkommen egal.

* * *

Die Versuchung, dem Bürgersteig fünfzig Meter weiter zu folgen und am Haus seiner Kindheit vorbeizugehen, war groß. Er konnte

den Termin platzen lassen. Niemand erwartete von ihm, dass er seine Hürden beim ersten Mal übersprang. Die, die ein Interesse daran hätten, hatten kein Recht, etwas von ihm einzufordern – und die wenigen, die in der Position waren, Erwartungen an ihn zu haben, taten es nicht.

Andreas wollte die Schultern straffen, nur um festzustellen, dass er zu verkrampft war, um sie zu bewegen. Er fürchtete sich vor der Konfrontation, der er entgegen ging. Davor, nicht angemessen reagieren zu können, vor dem

Betreten der Villa, vor Ablehnung und Unverständnis.

Vor allen Dingen aber ärgerte er sich, und zwar ganz bewusst. Hätten seine Eltern sich auf angemessene Weise für ihn interessiert, als er bei ihnen lebte, wäre er jetzt nicht in der Situation, sich outen zu müssen. In einer liebevollen Familie hätte er nicht verschwiegen, dass er schwul war. Er wäre vor Jahren damit herausgerückt.

Seine Wut half ihm, machte ihn stark. Er ging nicht vorbei. Mit versteinerter Miene betrat er den

gewundenen Plattenweg, den er früher nicht hinter sich lassen konnte. Das Podest zu betreten und zu klingeln, war ein weiterer Meilenstein. Andreas wurde schmerzlich bewusst, dass er nie einen Hausschlüssel zur Villa besessen hatte. Wer nicht ging, musste nicht wiederkommen und brauchte keinen.

Einen heißen, drängenden Augenblick lang schrien seine Füße danach, kehrtmachen zu dürfen. Rennen. Fort von dem Haus, zurück in den Schutz der eigenen Wohnung.

Warum hatte er sich dagegen entschieden, seine Mutter zu sich zu bitten, um mit ihr zu sprechen? Richtig, weil er Sorge hatte, dass er sie nicht aus seiner Wohnung bekommen würde, nachdem er sich geoutet hatte. Dass sie ihn anschrie und er sagen musste: »Ich will, dass du gehst.«

Andreas schluckte. Wie in Zeitlupe senkte sich sein Daumen auf die Klingel. Ein zittriges Luftholen, ein letztes Sammeln, dann drückte er.

Die Zeit, die es brauchte, bis er von innen schnelle Schritte hörte,

erschien ihm endlos. Das Öffnen der Tür brachte Andreas unerwartete Erleichterung. Nicht die neue Haushälterin war es, die ihm entgegen sah, sondern seine Mutter. So war der erste Satz, den er nach Jahren, in denen er sein Zuhause nicht betreten hatte, herausbrachte: »Oh, du machst selbst auf?«

Margarete von Winterfeld trug einen bodenlangen Rock mit einem viel zu dicken Strickpullover. Ihre Züge wiesen eine frische Bräune auf, die einen so runden Farbton hatte, dass sie nur der Sonne

entstammen konnte. Darüber hinaus wirkte seine Mutter abgespannt und mager wie eh und je, als sie ihm mit einem stetig wechselnden Gefühlsspiel im Gesicht entgegen sah. Ihr Lächeln war gezwungen. »Ja, hier hat sich einiges verändert. Carola ist nur morgens im Haus. Komm … komm doch rein, ja?«

Sie war nervös – und für einen Moment hasste Andreas sie dafür, weil es in dieser Situation an ihm war, nervös zu sein. Er betrat seinen alten Käfig, er musste etwas preisgeben, was sie im schlimmsten

Fall von den Füßen hauen würde.

Andreas kämpfte seinen Widerwillen nieder und betrat den Flur. Der vertraute Geruch der Villa war erdrückend. Die Ausdünstungen eines Hauses, das wenig bewohnt, aber sehr pfleglich gereinigt wurde. Mehr Zitrusduft von den Putzmitteln als Essensausdünstungen.

»Möchtest du deine Jacke aufhängen? Willst du dich umsehen? Wollen wir uns in die Bibliothek setzen oder ins Wohnzimmer?«

Margaretes Stimme klang alt, fiel Andreas auf. Teure Cremes und

erstklassiges Make-up verhinderten, dass sie im Gesicht schlecht aussah. Aber das dünne Fisteln, das sich summend unter jedes ihrer Worte legte, war das einer alten Frau.

»Bibliothek«, sagte er nach kurzer Überlegung. Seine Jacke brauchte er nicht auszuziehen. Er würde nicht lange bleiben. Und nein, er wollte sich nicht umsehen.

Margarete nickte allzu begeistert. Sie ließ ihren Sohn vorgehen. Im Inneren des dunklen Zimmers angekommen, fragte sie weiter: »Möchtest du etwas trinken? Oder essen? Ich könnte uns …«, sie hielt

inne und schien angestrengt nachzudenken, »… etwas Eintopf aufwärmen. Mit Würstchen.«

In einer anderen Situation hätte Andreas eine Bemerkung darüber gemacht, dass seine Mutter ihn bekochen wollte – und dann auch noch mit deftigem Essen. Heute hatte er keinen Raum für Gedanken dieser Art. Er ließ sich in einen frei stehenden Sessel fallen und verschränkte die Arme vor der Brust.

»Nein. Ich bleibe nicht lange. Ich will nur etwas mit dir besprechen«, sagte er hart. Sein bissiger Tonfall

überraschte ihn selbst; nicht zuletzt, da seine Mutter zusammenzuckte, als hätte er nach ihr getreten. Er bemühte sich um steife Freundlichkeit, während er hinzufügte: »Du bist gerade zurückgekommen, ja? Wo warst du denn dieses Mal?«

Margarete näherte sich dem gewaltigen Schreibtisch an der Fensterfront der Bibliothek, verharrte mit dem Rücken zu Andreas und ließ sich schließlich auf einen niedrigen Hocker sinken. Sie erschien ihm wie ein armes Sünderlein, und er fragte sich, was

sie von ihm erwartete. Ihre Knie wollten zittern, und sie presste sie aneinander.

Merkwürdig, dass sie Angst hatte und er … Er hatte auch Angst, aber seltsamerweise hatte Andreas den Eindruck, sich weniger zu fürchten als seine Mutter.

»In Berchtesgaden. In der Nähe jedenfalls«, sagte sie mit einem spröden Lächeln. »Nette Gegend.«

Andreas wollte keinen Small Talk halten, zwang sich dennoch zu fragen: »Es hat dir also gefallen?«

Margarete zuckte die Achseln und betrachtete ihre Hände. »Schöne

Landschaft. Sehr ruhig. Und die Leute waren auch ganz nett. Aber wie sehr kann es einem schon gefallen, wenn man jeden Tag gesagt bekommt, dass man ordentlich essen soll und dass die Finger, die einem dick vorkommen, in Wirklichkeit zu dünn sind?«

Überrascht ließ Andreas sich tiefer in den Sessel sinken. Das war nicht die Antwort, mit der er gerechnet hatte und schon gar nicht die, die er in diesem Augenblick brauchte. Konnte es nicht ein Mal, ein einziges Mal um ihn gehen?

»Tja«, machte er und kam sich

schäbig vor. »Ist vielleicht ein schlechter Zeitpunkt, dir etwas Unangenehmes zu sagen. Aber mein Therapeut nervt und will, dass ich es endlich anspreche.«

Jeder Herzschlag kämpfte darum, den nächsten zu überholen. Es rauschte in Andreas' Kopf. Angst nahte und wollte ihn aus der unangenehmen Situation herausbringen. Er gestattete ihr nicht, ihn zu übernehmen. Noch nicht. Es war nur ein Satz. Danach konnte er rennen, so weit er wollte. Nach nebenan. Zu Sascha. Gott, warum hatte er ihn nicht

mitgenommen? Verdammter Stolz.

»Ja?«, flüsterte Margarete.

Ihr geschlagener Gesichtsausdruck fachte Andreas' Zorn frisch an und half ihm, sich auf seine Aufgabe zu konzentrieren. Er schaffte es dennoch nicht, die Worte auszusprechen, die er sich zurechtgelegt hatte. Er hatte sagen wollen: »Ich will nicht um den heißen Brei herumreden. Ich bin schwul. Und nein, das ist nicht der Grund für meine Krankheit.« Drei Sätze, die alles ausdrückten, was er zu dem Thema zu sagen hatte.

Mit dem Gedanken an Sascha

ging er das Problem von einer anderen Seite an. »Du erinnerst dich an den Jungen, wegen dem ihr die Bewachungsanlagen installiert habt?«

Ein merkwürdiger Ausdruck trat auf Margaretes Gesicht; halb Erleichterung, halb erboste Verwirrung, als störe es sie, dass ein fremder Schatten in die Bibliothek getreten war.

»Sicher«, gab sie zurück. »Du warst sehr wütend, dass wir ihm nichts davon erzählt haben, wo du bist.«

»Genau«, nickte Andreas. Er

schloss die Augen, öffnete sie wieder und starrte seiner Mutter ins Gesicht. »Er heißt Sascha. Sascha Suhrkamp. Er ist der Neffe der Holmes'. Und er ist nicht nur der einzige Mensch gewesen, der sich damals für mich interessiert hat, er ist mein Freund. Damals schon – und jetzt glücklicherweise wieder. Und wenn ich Freund sage, meine ich …«, er reckte den Hals, »… mein Partner, Lebensgefährte, Lover. Nenn es, wie du willst.«

Die Katze war aus dem Sack. Liebend gern wäre Andreas seinen Worten hinterhergehechtet, um sie

einzufangen und sich in den Mund zurückzustopfen. Sie vergifteten die Luft und machten das Atmen schwer. Sie waren zu klar und gleißend für das gemütliche Halbdunkel. Fast fürchtete Andreas, sie wären so scharf, dass sie die Ledereinbände der Bücher in Fetzen schneiden würden.

Margarete schwieg. Ob sie sich der bohrenden Blicke ihres Sohns bewusst war, vermochte Andreas nicht zu sagen.

Kaum, dass er den Impuls überwunden hatte, »April April« zu rufen, kochte die Wut in ihm hoch.

Es war, als wäre in seinem Inneren eine Waage. Das linke Gewicht war Angst, das rechte Zorn. Die Waagschalen suchten nach einem Gleichgewicht und fanden es nicht. Andreas wollte seine Mutter schütteln, sie auffordern, nur dieses eine Mal Stellung zu seinem Leben zu nehmen. Stattdessen begann sie zu weinen; mit aufgerichtetem Rücken und dunklen Spuren auf den Wangen, weil der Mascara sich unter ihren Tränen auflöste. Sie gab keinen Laut von sich.

Andreas wurde eiskalt. Er hatte mit vielem gerechnet. Mit Ekel, mit

Unverständnis, gezwungener Toleranz, mit einer Reaktion, die ahnen ließ, dass seine Mutter eine bequeme Erklärung für seine Krankheit gefunden hatte. Tränen hatten nicht auf der Liste der möglichen Erwiderungen gestanden.

»Gut, dann wäre das ja wohl geklärt«, presste er hervor. Innerlich schrie er nach Sascha. Nur der Gedanke an ihn hielt Andreas aufrecht. »Wenn es dich so erschüttert, dass dein verdrehter Sohn nun auch noch schwul ist, haue ich besser ab.«

Er stand bereits, als Margaretes lautes »Nein!« ihn zurück in den Sessel stieß.

»Nein«, gellte es erneut mit überschlagender Stimme. »Geh nicht weg. Andreas, ich bitte dich. Es ist doch nur … eine Überraschung. Und ich weine nicht, weil du schwul bist. Ich verspreche es dir. Ich meine, es ist seltsam, aber ich … ich habe es nur nicht gewusst. Und ich hätte es wissen müssen, oder?«, schoss es einem Wasserschwall gleich aus ihr hervor. »Mütter sollten so etwas von ihren Kindern wissen. Und Mütter sollten

begreifen, dass ihre Kinder krank sind und sich nicht einreden lassen, dass die Zeit alles regeln wird.«

Andreas' Finger suchten Halt an den Lehnen des Sessels. Wie damals, als er in diesem Raum Unterricht hatte, hinterließ er Schweißspuren auf dem Leder.

Aufgewühlt griff Margarete sich an den Hals. »Ich weine ja nicht wegen dir. Ich weine … dieser Junge, dieser Sascha … Ihr versteht euch gut, ja? Liebst … liebst du ihn? Nein, du musst nicht antworten, ich …«

»Ja, tue ich. Warum?«, fuhr

Andreas dazwischen. Die Hysterie seiner Mutter verursachte ihm Kopfschmerzen. Ihr zuzuhören, war, als würde man der Sprengung eines Hochhauses beiwohnen. Er konnte spüren, wie sie bröckelte, zerfiel.

»Es ist mir wichtig. Du bist doch mein Kind … und wenn dieser Junge …«

»Sascha!«

Sie nickte fahrig. »Sascha. Also wenn er gut für dich ist, dann solltest du ihn festhalten.« Unerwartet sprang sie auf und kam auf Andreas zu. Sie streckte eine zitternde, schmale Hand nach ihm

aus, als wolle sie ihm über den Kopf streichen. Im letzten Moment hielt sie inne und flüsterte: »Mach nicht denselben Fehler, den ich gemacht habe. Bring dich nicht in eine Situation, in der du auf einmal nicht mehr weißt, mit wem du zusammenlebst und warum.«

Irgendetwas im Tonfall seiner Mutter weichte Andreas' Widerstand auf. Sie veränderte sich vor seinen Augen, war nicht länger die Frau, der er seine Homosexualität beichten musste, sondern das verletzte, zerschmetterte Wesen, das er vor einigen Monaten im

Krankenhaus besucht hatte.

»Mama?«, hörte er sich tonlos fragen. »Ist alles in Ordnung?«

Sie wandte den Kopf ab. Als Andreas glaubte, keine Antworten mehr zu erhalten, sagte sie: »Dein Vater ist Anfang der Woche ausgezogen.«

»Was?«, zischte er ungläubig. »Warum? Hat er dich sitzen lassen?«

Aus unerfindlichen Gründen tat der Gedanke, dass diese dürre, aufgebrachte Kreatur, die seine Mutter war, allein gelassen worden war, weh. Es weckte unangenehme

Erinnerungen.

Margarete winkte ab. »Nein. Ich habe ihn gebeten auszuziehen. Ich … es liegt nicht an deinem Vater. Es liegt an mir.« Angestrengt musterte sie die Buchreihen, als suche sie nach dem Wissen, das im Papier gebunden war. Als sie fortfuhr, sprach sie schnell und so leise, dass Andreas sie kaum verstand: »Ich weiß nicht, wer ich bin. Und wenn man nicht weiß, wer man ist, kann man nicht verheiratet sein. Ich weiß ja gar nicht, was ich einbringen kann oder will. Die Ärzte sagen, dass ich krank bin, und zwar schon

seit langer, langer Zeit. Und dass ich … dass du deshalb nicht gesund bist.«

Irrsinn loderte in ihrem Blick, als sie Andreas urplötzlich ansah. »Ich wollte das nicht. Ich habe gedacht, dass es funktioniert. Deine Oma ist früh gestorben, wie du weißt. Mein Vater hat mich allein großgezogen, und ich fand immer, dass er das gut gemacht hat. Ich musste 46 Jahre alt werden, bis ich begriffen habe, dass ich nicht richtig ticke. Dass es nicht normal ist, zu heulen, wenn man bei meiner Größe 43 Kilo wiegt. Oder dass es andere Werte

als Arbeit gibt. Dass nicht alles um die Firma geht. Dass es nicht richtig ist, keine zwei Tage die Arbeit ruhen lassen zu können. Und dass eine gute Kindheit mehr ist, als alles kaufen zu können, was der Nachwuchs braucht. Ich bin so aufgewachsen, und ich dachte, es hätte mir nicht geschadet. Aber das hat es. Und das Schlimmste ist, dass mir eine Haushälterin sagen musste, dass ich mein Kind vernachlässigt habe. Eine Haushälterin, die mich anschreit und sagt, dass sie für solche Leute nicht mehr arbeiten will. Ich war so

wütend auf Ivana. Heute muss ich ihr Recht geben. Aber es war keine Absicht, Andreas. Das musst du mir glauben. Ich dachte, wir tun das Richtige. Ich war froh, dass wir die Mittel hatten, dass du einen Hauslehrer bekommst. Dass wir dir im Haus alles bieten konnten, damit du wenigstens hier auf nichts verzichten musst.«

Andreas wurde zunehmend übel.

Margarete starrte ihn nieder. »Ich habe das nicht verstanden. Und vielleicht wollte ich auch nicht, dass du gehst. Es war schön, dass du da warst. Jeden Abend. Immer. Ivana

hatte auch darin recht, weißt du? Dieses Haus ist ein Friedhof, seitdem du fort bist. Habe ich dich gebremst, weil ich nicht wollte, dass du eines Tages gehst? Ich weiß es nicht. Nichts weiß ich. Nur, dass ich dir dein Leben versaut habe. Du hast mit deiner Gesundheit gezahlt, weil ich nicht die Augen aufmachen wollte. Und egal, was passiert, das werde ich mir nie verzeihen.« Sie schnaubte. »Da erzählen sie mir, ich solle was für mich tun. Ich habe jetzt auch so einen Plan wie du. Ich nehme Klavierunterricht und darf nur die

halbe Arbeit im Haus an Carola abgeben. Für den Garten bin ich selbst verantwortlich. Das soll gut für mich sein. Selbst kochen. Ausflüge. Sport. Das Leben genießen lernen. Aber sie fragen nicht nach dem Preis. Richard quält sich mit meinem Vater in der Firma und du … du quälst dich auch. Alles meine Schuld. Weil ich nicht sehen wollte, dass ich krank bin und all das an dich weiterreiche.«

Schwach hob Andreas die Hand. Der Ausbruch war zu viel für ihn. Die fremde Schuld, die auf ihn einstürzte und seinem eigenen

Ärger den Nährboden entzog, überforderte ihn. Seine Mutter sollte sich nicht vor seinen Augen zerfleischen. Er brauchte ihre Beichte nicht – schon gar nicht die Last ihrer Probleme.

Alles, was er gewollt hatte, war, sich zu outen. Weder wollte er die Familiengeschichte aufrollen noch in die Abgründe seiner Mutter starren.

Mutter. War sie das je gewesen? Karrierefrau, Hausbesitzerin, Erbin war sie gewesen. Aber Mutter? Jetzt war sie es sicherlich auch nicht, da sie vor ihm zusammenbrach und ihre Dämonen vor ihm

ausschüttete.

»Deshalb ist Ivana gegangen?«, fragte er lahm.

Margarete wischte sich die Tränen ab und sprudelte hervor: »Ja und nein. Das kann ich dir nun auch erzählen. Du warst in der Klinik. Dein Vater und ich haben gestritten. Er wollte Dr. Schnieder verklagen. Ich wollte, dass du nach Hause kommst. Keiner von uns wollte wahrhaben, dass es nötig ist. Ivana hat uns gehört und uns zum ersten Mal die Meinung gesagt. Danach hat sie um ihre Kündigung gebeten. Sie hat sich vor uns

geekelt, glaube ich. Da stand ich in meiner teuren Kleidung, mit meinen manikürten Fingernägeln, meiner 200-Euro-Frisur und meinem Diamantring am Finger und musste einsehen, dass meine schlichte, brave Haushälterin von mir angewidert ist und auf mich herabblickt. Ich dachte, so etwas gibt es nur im Fernsehen.«

»Und Papa?«, fragte Andreas tonlos dazwischen. »Lasst ihr euch scheiden?«

Diese Vorstellung machte ihm Angst. Nicht zuletzt, weil er fürchtete, dass seine Mutter in

diesem Fall versuchen würde, engeren Kontakt zu ihm aufzubauen. In ihrer aktuellen Verfassung konnte er sich vorstellen, worauf das hinausliefe: Sie würde ihn zu ihrem Seelenmülleimer machen und ihm jeden Tag unbewusst einflüstern, dass er ein schlechter Sohn war, wenn er sie nicht unterstützte. Die Saat würde aufgehen. Jede Saat, die beinhaltete, dass Andreas nicht gut genug war, ging bei ihm auf.

»Ich weiß es nicht«, flüsterte Margarete. »Solange ich nicht weiß, wer ich bin, kann ich keine

Entscheidungen fällen. Ich glaube, ich verstehe nicht einmal, wie eine Ehe funktionieren sollte. Er fehlt mir. Aber ob wir gut füreinander sind, weiß nur der Himmel. Da ist ein weißes Haar auf deinem Hemd.«

Der letzte Satz kam so unerwartet, dass Andreas befürchtete, seine Mutter hätte vor seinen Augen die Grenze zur Psychose überschritten. Erst, als er an sich herabsah, bemerkte er eins von Tritons langen Schwanzhaaren auf der Brust.

»Das ist von meinem Hund«,

erklärte er flach. »Er ist im Fellwechsel, glaube ich.«

»Du hast einen Hund?«, hakte Margarete kindlich nach. »Das ist ja schön. Vielleicht sollte ich mir auch einen Hund zulegen, was meinst du? Das Haus ist groß genug, und der Garten ist doch wie geschaffen für Hunde. Wir könnten zu viert spazieren gehen. Wäre das nicht schön?«

Auf einmal war sie ihm unheimlich. Andreas wurde auf niederschmetternd eindringliche Weise bewusst, dass seine Mutter nie eine Konstante in seinem Leben

gewesen war und nie sein würde. Er konnte nicht beurteilen, ob ihre eigene Kindheit und der frühe Tod ihrer Mutter damit zusammenhingen oder ob sie nach einer Rechtfertigung suchte. Er wusste nur, dass er Bruchstücke sah. Eine Kindfrau, die alterte. Nichts passte zusammen – und er konnte ihr nicht helfen, ohne selbst Schaden zu nehmen.

»Ja. Vielleicht«, murmelte er und stand so ruckartig auf, dass seine Mutter zusammenfuhr. »Aber ich muss jetzt los. Ich bin verabredet. Du weißt Bescheid.« Er kam sich

unsagbar dumm vor.

»Ja, ich … grüß deinen Freund. Und ruf doch mal an, ja? Bitte? Unser Metzger hat übrigens auch immer Schlachtabfälle und Knochen für die Hunde. Soll ich da was mitbringen? Wie heißt er eigentlich? Und …«

Sie redete auf ihn ein, bis er an der Tür war. Fast fürchtete er, sie würde ihre Krallen in seinen Arm schlagen und ihn zurückhalten, als er sich fluchtartig von ihr verabschiedete. Ein Nerv unter ihrem Auge zuckte hektisch, ihre Lider flatterten.

Sein Abschied war kaum mehr als ein Nicken. Er musste fort. Schnell. Zwei Gedanken kreisten in Andreas' Kopf, als er den Weg entlang hastete und sich bemühte, seinen aufgebrachten Magen zu beruhigen. Der eine war, dass nicht er sich geoutet hatte, sondern seine Mutter. Der andere, dass die Villa seiner Eltern keineswegs ein Friedhof war. Sie war ein Irrenhaus.

Kapitel 42

Ein strahlender Held sah anders aus. Nicht, als wäre jeder Schritt zu viel für Körper und Geist.

Sascha spürte Nervositäts-Raupen durch sein Zwerchfell kriechen. Er hatte neben der Haustür gehockt und seit einer guten Stunde getan, als müsse er dringend etwas am Fahrrad reparieren. In Wirklichkeit hatte er gelauert, was sich nicht zuletzt durch die Schnelligkeit verriet, mit

der er in die Höhe schoss, als sein Freund in den Garten kam.

Andreas' Schultern waren gebeugt wie die eines alten Mannes, sein Gang so ungelenk, als wolle er vornüber fallen. Seit ihrer letzten Begegnung schien er um Jahrzehnte gealtert – oder durch eine einzige, herausfordernde Aufgabe all seiner Kraft beraubt.

In Saschas Brust bildete sich ein Rinnsal. Satzfetzen überholten sich gegenseitig in seinem Kopf und wollten Fragen formulieren.

Wie war es gelaufen? Was hatte sie gesagt? Wie ging es Andreas

damit? Was brauchte er? Waren sie Verbündete als Söhne, die von ihren Müttern verstoßen worden waren?

Sascha hatte sich oft vorgestellt, wie die Reaktion der von Winterfelds auf Andreas' Coming Out ausfallen könnte. Und er war stets zu demselben Ergebnis gekommen: Entweder würde es sie nicht interessieren, wie sie nichts interessierte, was Andreas betraf, oder sie würden ausflippen. Der vom Weg abgeratene Sohn nicht nur gestört, sondern auch noch schwul! Ein Grund mehr, ihn in das Hinterzimmer der gesellschaftlichen

Akzeptanz zu schubsen und die Tür mit einem Sicherheitsschloss zu versehen.

Alle potenziellen Fragen blieben Sascha im Hals stecken, als Andreas zu ihm kam und ihn stumm umarmte. Augenblicklich wurde Sascha warm, und er umfasste Andreas seinerseits. Ihre Umarmung passierte innerhalb von Sekunden die freundliche Wohlfühlgrenze und wurde hart.

Sascha spürte den galoppierenden Puls an seiner Wange, fühlte Anspannung im Körper des anderen Mannes, aber

auch die Bereitschaft, sich an ihn zu lehnen.

Hoffnungsvoll murmelte er: »Willst du reinkommen?« Er wusste, dass es in dieser Situation nicht selbstverständlich war, wenn Andreas blieb. Zwar hatte er Sascha in den vergangenen Monaten einige Male zu Hause besucht oder ihn abgeholt, aber es war und blieb ein fremdes Haus. Es konnte ihm nicht dieselbe Sicherheit bieten wie die eigene Wohnung.

»Muss ich wohl. Ich kann nicht mehr«, erwiderte Andreas zitterig und ließ die Arme sinken.

»Du kippst mir aber nicht um, oder?«

»Weiß nicht …«

»Dann lass uns schnell reingehen.«

Sascha löste sich widerwillig von seinem Freund, stieß die angelehnte Haustür auf und winkte Andreas hinter sich her. Das Halbdunkel des Flures hatte etwas Freundliches an sich; eine raumgewordene, beruhigende Berührung. Sofort peilte Sascha die Treppe an, um sich mit Andreas nach oben zu verdrücken, aber das plötzliche Auftauchen seiner Tante

machte ihm einen Strich durch die Rechnung.

Tanja schaute so auffallend unauffällig aus der Küche, dass selbst ein Blinder bemerkt hätte, dass sie ebenso ungeduldig auf Andreas' Ankunft gewartet hatte wie Sascha.

»Hey«, rief sie aufgesetzt übermütig. »Da seid ihr ja. Ich hoffe, ihr habt Hunger. Meine degenerierten Kochgene sind mit mir durchgegangen.« Sie deutete mit dem Daumen über die Schulter in die Küche und grinste schief. Ihre Augen huschten zwischen Sascha

und Andreas hin und her, suchten Antworten und ignorierten geflissentlich das sachte Kopfschütteln ihres Neffen.

Sascha verzog den Mund. Es war kein guter Zeitpunkt, um Andreas mit Häuslichkeit zu torpedieren. Er brauchte Ruhe, um sich zu sammeln, vielleicht eine Hand, an der er sich festklammern konnte. Lasagne, so gelungen sie auch sein mochte, stand nicht auf der Liste der fünf wichtigsten Dinge nach dem Coming-Out. Aber Sascha musste feststellen, dass seine Tante sich nicht für seine Meinung

interessierte.

Andreas lächelte blass und machte Anstalten, sich für die Einladung zu bedanken – oder sie auszuschlagen. Was er sagen wollte, sollte Sascha nie erfahren, denn bevor Andreas ein Wort hervorbringen konnte, trat Tanja näher und bekam Gelegenheit, einen Blick auf dessen Gesicht zu erhaschen.

»Holy shit, wie siehst du denn aus?«, fluchte sie. »Ist dir schlecht?«

Ruckartige Kopfbewegungen konnten in jede Richtung gedeutet

werden.

»Hast du heute schon was gegessen?«, bohrte Tanja weiter. Als Andreas verneinte, nahm sie ihn behutsam am Arm und führte ihn Saschas finsterem Blick zum Trotz in die Küche. »Schlechte Idee. Elternbesuche macht man nicht auf nüchternen Magen. Ich kenne das. Das Problem ist, wenn man zu viel isst, wird einem kotzübel. Aber wenn man gar nichts isst, saugen sie einem alle Energie aus. Vampire sind ein Dreck dagegen. Komm, versuch zwei Gabeln Lasagne. Mal sehen, was dein Bauch dazu sagt.

Cola? Klar, Cola. Ist gut für den Kreislauf. Sascha, steh nicht dumm herum. Hol Gläser. Wir versuchen es heute mal in zivilisiert. Wir haben schließlich Besuch. Aus der Flasche trinken können wir, wenn wir allein sind. So, wo ist der …?«

Tanjas Geplapper ging endlos weiter. Sie tat keinen Handgriff, ohne die jungen Männer in einen Teppich aus Worten zu weben. Der Backofen wurde ausgeschaltet, Teller klapperten, eine Flasche zischte beim Öffnen. Sascha musste erst seinen Ärger über die Einmischung verwinden, bevor er

bemerkte, dass das Verhalten seiner Tante nicht ohne Wirkung blieb.

Tanja, die sich normalerweise in der Rolle der chaotischen Musikerin am besten gefiel, bündelte Nestbautrieb mit Mutterinstinkten und schien es darauf anzulegen, Andreas zu zeigen, was Familienleben bedeutete. Sie ließ ihn Platz nehmen, bot ihm ein Dutzend Getränke an, wollte ihm einen Cognac oder eine Magentablette holen.

Sascha mochte sich nicht ausmalen, wie sie sich verhalten

hätte, wenn sie gewusst hätte, weshalb Andreas bei seiner Mutter gewesen war. Auszeit im Kinderzimmer? Lolli zum Nachtisch? Er unterdrückte ein Grinsen und setzte sich neben Andreas an den Tisch. Während Tanja mit dem Backofen kämpfte, flüsterte er eilig: »Wenn du verschwinden willst, gebe ich dir Rückendeckung. Du musst dich hier nicht festnageln lassen.«

Andreas drückte unter dem Tisch sein Bein und wisperte zurück: »Schon okay. Ich glaube, sie hat recht. Essen ist vielleicht ganz gut.«

Er klang müde. Auf eine »Ich wünsche mir gerade nichts sehnlicher, als mich auf die Couch zu legen, den Kopf auf dem Schoß meines Freunds und meinen Hund auf den Füßen«-Weise. Angst besaß ein anderes Timbre.

»Sicher?«, brachte Sascha heraus und stutzte, als Tanja die größte Auflaufform zum Vorschein brachte, die er je gesehen hatte. Der Geruch italienischer Gewürze vermischte sich mit dem unverkennbaren Duft gebratenen Hackfleischs. »Was ist das denn? Hast du Sinas Fußballmannschaft eingeladen oder

wer soll das essen?«

»Ich habe deine und Fabians übliche Portion mal 2 genommen, und die Reste in den Ecken für mich eingeplant«, erklärte Tanja trocken. »Ihr könnt übrigens gleich loslegen. Sina isst bei einer Freundin, Fabi kommt später.«

Sie stellte die Auflaufform auf den Tisch. Während sie nach einem Löffel angelte, legte sie Andreas für den Bruchteil einer Sekunde die Hand auf die Schulter. Sie zog sich zurück, bevor er dazu kam, überrascht aufzusehen.

Während des Essens konnte

Sascha nicht anders, als Andreas mit Argusaugen zu bewachen. Jedes Zucken des Mundwinkels, jedes Schlucken wurde beobachtet, bis er sich selbst dumm vorkam. Doch der Drang, den Freund zu beschützen und aufzufangen, blieb.

Andreas sprach wenig. Stattdessen lauschte er Tanjas Erzählungen von Fabians Schule und aß mechanisch. Nur langsam kehrte Farbe in sein Gesicht zurück. Zeitgleich schwand das Getriebene aus seinem Blick und räumte der Müdigkeit Platz ein.

Im gleichen Maße, wie Andreas

sich körperlich erholte, wurde Sascha neugieriger. Lange vor der Zeit war er satt und scharrte mit den Füßen über die Fliesen. Vor Tanja konnte er Andreas nicht auf die Ereignisse in der Winterfeld-Villa ansprechen – und seine Tante besaß genug Verstand, um nicht nach der vermeintlichen Familienzusammenführung zu fragen. Aber er musste wissen, wie es gelaufen war. Ganz schlecht vielleicht nicht, dann wäre Andreas nicht hier an seiner Seite.

Nein, Sascha konnte nicht mehr essen, warf die Gabel auf den Tisch.

Eine unerhört große Portion Lasagne kühlte auf seinem Teller ab, bevor Andreas ihm einen Seitenblick zuwarf und mit einem kleinen Lächeln sagte: »Ich bin satt.« Er zögerte, bevor er Tanja in die Augen sah: »Dankeschön. Für die Einladung. Und so.«

Seine Unsicherheit wäre rührend gewesen, wenn Sascha nicht gewusst hätte, dass sie in jahrelanger sozialer Verwahrlosung fußte. Nichts, was man niedlich finden sollte, sondern das Ergebnis tragischer Einsamkeit.

Und wenn ich nicht gleich

aufhöre, meinen Freund zu zerlegen, wird er mir irgendwann eins auf die Nase geben, schlug Sascha sich innerlich selbst auf die Finger. Laut fragte er: »Sollen wir dir beim Abwasch helfen?«

Selbst ihm fiel der flehentliche Unterton in seiner Stimme auf.

Tanja schmunzelte. »Ne, lass mal. Das lohnt sich nicht, bevor meine Monster gegessen haben. Haut schon ab, ihr beiden.«

Das ließ Sascha sich nicht zwei Mal sagen. Er gab Andreas einen liebevollen Klaps auf den Rücken und bedeutete ihm, in sein Zimmer

zu gehen. Oben angekommen schmetterte Sascha die Tür ins Schloss und lehnte sich von innen dagegen. »Endlich.«

Andreas steuerte auf das Bett zu und ließ sich bäuchlings darauf fallen. Es sah aus, als würden ihm vor Schwäche die Beine einknicken. Dumpf gemurmelte Worte verloren sich in der Tagesdecke, sodass Sascha zu ihm ging und sich neben ihn setzte. »Wie bitte?«

Schwerfällig hob Andreas den Kopf: »Ich sagte, deine Tante hatte recht. Jetzt ist mir nicht mehr übel, sondern nur noch lausig zumute.«

Er schob die Hand in Saschas Richtung. »Legst du dich zu mir?«

»Das lasse ich mir sicher nicht entgehen.«

Rasch schob Sascha sich neben seinen Freund und zog ihn an sich. Andreas' Gesicht fand kurzzeitig Platz an seinem Arm, bevor ihnen einfiel, wie lange sie sich nicht gesehen hatten. Ihre Körper drängten sich aneinander, Hände suchten Vertrautes. Innige, träge Küsse ließen den jeweils anderen wissen, dass er vermisst worden war.

Erst, als ihr Atem sich

beschleunigt und Sascha eine Hand auf Andreas' bloßem Rücken liegen hatte, wandte dieser den Kopf beiseite und öffnete die Augen. Abwesend streifte sein Blick über die Zimmerdecke. »Hast du deiner Tante gesagt, warum ich bei meiner Mutter war? Sie hat sich ja fast überschlagen.«

»Nein, natürlich nicht«, runzelte Sascha die Stirn.

»Warum nicht?«

»Weil ich dachte, es würde dich stören. Abgesehen davon wollte ich verhindern, dass sie zu deiner Mutter geht und sie erwürgt, falls

sie etwas Dummes sagt. Tanja hat dich inzwischen fast adoptiert, musst du wissen.«

»Da gibt es Schlimmeres«, seufzte Andreas und schob eine Hand in Saschas Nacken. Er dachte einen Moment nach, bevor er hinzufügte: »Ich glaube, du hättest es ihr ruhig erzählen können. Sie ist in Ordnung. Und doof ist sie ja nun auch nicht. Sie wird sich eh gefragt haben, warum du so zappelig bist.«

»Ich bin nicht zappelig!«

»Doch, bist du«, lächelte Andreas abwesend. Sein Blick hatte sich inzwischen an der Gardinenstange

festgemacht und war nicht gewillt, sich von dort zu lösen. Er wirkte, als wäre er weit fort.

Saschas Zunge schien übergroß in seinem Mund; begierig, die Fragen zu stellen, die ihm die Kehle zuschnürten. Er wollte nicht mit der Tür ins Haus fallen, doch er konnte sich nicht länger bezähmen und fragte vorsichtig: »Und? Wie … geht es dir?«

Andreas lehnte den Kopf an Saschas Brust. »Keine Ahnung.« Er ließ die Hand über den eigenen Bauch gleiten; vorsichtig, als fürchte er Schmerzen. »Sie ist total

fertig. Und sie will mit mir spazieren gehen. Ich meine, ich bin hingegangen, um ihr zu sagen, dass ich schwul bin. Und was ist das Ergebnis? Sie heult, jammert mir vor, wie schlecht es ihr geht …«, er sah auf. »Mein Vater ist ausgezogen. Oder hat sie ihn rausgeschmissen? Ich weiß es nicht mehr. Sie ist krank. Irgendwie. Schon immer gewesen oder so. Behauptet sie jedenfalls.«

Verwirrt kniff Sascha die Augen zusammen. »Ja schön, aber hast du ihr gesagt, dass du schwul bist? Oder hast du das nicht mehr

gemacht? Hast du ihr von uns erzählt?«

»Klar habe ich es ihr gesagt«, entgegnete Andreas, als wäre es das Selbstverständlichste der Welt, dass er nicht gekniffen hatte. »Aber ich kann dir nicht einmal sagen, ob es sie interessiert hat. Vielleicht hat sie es auch gar nicht geschnallt. Doch, muss sie. Sie hat mich gefragt, ob ich dich lieben würde. Und dann kam ihre Litanei.« Er sprach zunehmend schneller. »Das ist so typisch. Ich gehe zu meinen Eltern, habe ihnen etwas zu sagen und was passiert? Auf einmal geht

es nicht mehr um mich, sondern um sie. Heyho, wir haben einen Fortschritt gemacht. Es geht immerhin um meine Mutter und ihr Karnickel-Essen und nicht um den Konzern. Kannst du mir mal sagen, warum ich nicht einmal wichtig sein kann? Manchmal glaube ich, es ist ihr wirklich egal, was mit mir wird. Ich hätte ihr auch sagen können, dass ich einen fußballgroßen Tumor im Bauch habe und sie hätte mir vermutlich immer noch die Ohren vollgejammert. Warum macht sie das? Konnte sie nicht einfach etwas Nettes sagen?«

Sascha kam der Gedanke, dass Margarete von Winterfeld wenigstens nichts Negatives über Andreas' Homosexualität gesagt hatte. War das ein Fortschritt? War es besser als die zunehmend aggressive Abwehr seiner eigenen Mutter? War Desinteresse besser als Hass?

Behutsam zog er Andreas näher an sich heran, bevor er heiser flüsterte: »Aber sie hat nicht gesagt, dass sie ein Problem damit hat? Mit uns?«

»Nee. Kein Stück. Sie will sich auch einen Hund zulegen und mit

Triton und mir spazieren gehen. Ihr Leben umkrempeln. Sie nimmt jetzt Klavierunterricht.« Andreas' Faust donnerte auf die Tagesdecke. Seine Augen glitzerten feucht. »Ich erzähle ihr, dass ich schwul bin und sie? Nimmt Klavierunterricht! Wo bin ich hier eigentlich?«

Zu gern wollte Sascha sich auf Andreas' Wut einlassen und sich mit ihm gemeinsam aufregen. Auch er fragte sich, warum Frau von Winterfeld nicht ausnahmsweise den Fokus auf ihren Sohn richten konnte. Niemand hatte Wunder von ihr erwartet, aber es wäre nicht zu

viel verlangt gewesen, ihm etwas Nettes zu sagen.

Wollten sie zu viel? War es unrealistisch zu hoffen, dass man mit offenen Armen empfangen wurde? Dass eine Mutter sagte: »Mir ist es egal, ob du schwul bist. Du bist mein Kind, und ich liebe dich.«?

Nein, war es nicht. Es geschah tagtäglich. Eltern sagten: »Schatz, schön, dass du uns das sagst, aber wir haben es schon immer gewusst.« Andere waren überrascht und fingen sich schnell. Wieder andere hatten Angst vor

Krankheiten, Angst vor Diskriminierung, vielleicht Angst vor den Großeltern. Aber woanders gab es sie, die freundlichen, herzlichen Reaktionen, die Sascha sich für Andreas und sich selbst erhoffte. Es musste sie geben.

Auf einmal war Sascha neidisch. Er konnte sich nicht dagegen wehren, aber er wünschte, seine Mutter wäre ähnlich desinteressiert wie Margarete von Winterfeld. Bei ihr durfte man wenigstens sicher sein, dass sie nicht die Familie gegen ihren Sohn aufhetzte. Sie kümmerte sich nur um sich selbst,

was allerdings auch bedeutete, dass sie Andreas nicht das Leben schwer machte. Sascha wollte diese Form von Lieblosigkeit für sich selbst. Besser man wurde ignoriert als voller Hass angesehen.

Auf der Suche nach Vergessen und Nähe legte Sascha ein Bein über Andreas' Hüfte. Nach Feuchtigkeit suchend strich er ihm über die Wange. »Immerhin hat sie dich nicht vor die Tür gesetzt. Vielleicht kann das etwas werden, wenn es ihr besser geht. Vielleicht ist sie wirklich krank.«

Es war sehr wahrscheinlich, dass

Andreas' Mutter große Probleme hatte und diese jahrelang auf ihr Kind übertragen hatte. Doch jetzt wollte er nicht darüber nachdenken. Sobald er die Situation von der rationalen Seite aus erfasste, konnte er vielleicht nicht mehr zornig sein. Nicht mehr mit dem Mann, den er immer um sich haben wollte, Rücken an Rücken stehen und gegen die Welt kämpfen.

»Wer sagt, dass ich will, dass es was wird?«, erwiderte Andreas bissig. »Wer sagt, dass es mich interessieren muss, ob sie krank ist? Oh ja, ich kann mir vorstellen, was

Köninger mir erzählen wird. Irgendwann werde ich nicht mehr sauer sein und sehen, dass sie nicht anders konnte und dass sie nichts mit Absicht getan haben. Blablabla. Aber ich weiß, dass ich mir jeden Tag den Arsch aufreiße, um irgendwie normal zu sein. Und dann gehe ich zu ihr, teile mich ihr mit, wie mein Herr Therapeut das nennt, und es passiert gar nichts. Niente. Nada. Warum muss ich mir Mühe geben, mit jemandem auszukommen, der sich überhaupt nicht für mich interessiert?«

Es gab viele gute Antworten auf

diese Frage. Wunderbar durchdachte, psychologisch wertvolle, logische Antworten. Sascha konnte und wollte sie nicht geben.

»Weiß nicht«, antwortete er leise, während die Eifersucht auf Margaretes Reaktion in ihm vibrierte. »Ich kann dich nicht überreden, heute Nacht hier zu bleiben, oder?«

Sascha brauchte Andreas auf einmal verzweifelt bei sich, aber er wollte ihn nicht bedrängen. Es stand ihm nicht zu. Andreas war derjenige, der heute Großes

geleistet hatte und zu ihm gekommen war, um sich auffangen zu lassen. Es wäre nicht fair, ihn mit den eigenen Problemen zu belästigen.

Der Körper neben ihm zuckte unmerklich zusammen, wurde steif. Andreas presste die Lippen aufeinander: »Ich möchte schon, aber …«

Er war nicht bereit, in einem fremden Haus zu übernachten. Sie hatten darüber gesprochen, und der Tag, an dem es geschah, würde kommen, aber er war nicht soweit. Leider.

»Ist schon gut«, nickte Sascha bemüht leichtherzig. »Es läuft nicht weg. Morgen komme ich zu dir, okay?« Er küsste Andreas' Ohr. »Wir sperren alles ab und lassen niemandem mehr herein. Gegen drei Uhr? Was meinst du?«

»Da werde ich wohl noch nicht zurück sein, fürchte ich. Teilhaber hin oder her, ich werde Schwierigkeiten haben, ins Büro meines Vaters zu kommen.«

Überrascht richtete Sascha sich halb auf und starrte Andreas an. »Dein Vater? Du willst mir doch nicht sagen, dass du morgen zu

deinem Vater gehen willst?«

»Doch. Sicher«, schnaubte es ihm ungehalten entgegen. »Was bleibt mir übrig? Meine Mutter ist so von der Rolle, dass ich nicht darauf wetten würde, dass sie dicht hält. Und es ist mein Job, es ihm zu sagen. Besser, ich bringe es schnell hinter mich. Dann kann ich mich eingraben und darauf hoffen, dass ich sie nie wiedersehe.«

Sascha hatte Mühe, den Mund zu schließen. Er hatte nicht im Ansatz damit gerechnet, dass Andreas sein Coming Out so schnell durchziehen würde. Es mochte klug sein, das

Pflaster mit Gewalt von der Haut zu reißen, aber auch sehr schmerzhaft. Andererseits staunte er über Andreas' Mut und Kampfgeist. Vielleicht wurde man mutig und kämpferisch, wenn man jeden Tag auszog, um seine Ängste zu bekriegen. Ob es leichter war, sich zu seiner Homosexualität zu bekennen als Todesangst im Supermarkt zu bekämpfen?

»Du bist unglaublich«, rutschte es Sascha heraus.

»Nö, bin ich nicht. Ich will nur nicht nächtelang wach im Bett liegen und Angst haben, dass mein

Vater mich anruft, weil meine Mutter gepetzt hat. Wenn ich es aufschiebe, wird es nur schlimmer, schätze ich.«

Dem stimmte Sascha zu, aber das änderte nichts daran, dass er Andreas bewunderte. Er nahm sich vor, ihn am Wochenende zu entschädigen. Er würde sich etwas einfallen lassen.

Sie gönnten sich zwei gemütliche Stunden auf dem Bett, bevor Andreas sich verabschiedete. Nachdem er fort war, stand Sascha lange am Fenster und hing seinen Gedanken nach. Ihn fröstelte

innerlich. Der Pullover, den er sich überzog, half nicht.

Bis nach Mitternacht wanderte er in seinem Zimmer auf und ab. Er dachte an Katja, an Tanja, die ihn bei sich aufgenommen hatte, an seinen Vater und an Andreas. Immer wieder an Andreas, der sich in den letzten Wochen mit ungeahnter Energie durch das Leben gebissen hatte.

Woher kam das? Machte Sascha ihn stark? Half er ihm, weil er da war?

Der Gedanke gefiel Sascha – und forderte ihn heraus.

Es wurde Zeit, dass er seinen eigenen Kampf zu Ende brachte. Ein letztes Mal. Er würde ein letztes Mal mit ihr sprechen.

Kapitel 43

Die Tristesse des wuchtigen Komplexes wurde auch von der freundlich grinsenden Pappmaschee-Kuh auf dem Flachdach nicht aufgelockert. Die Zentrale des Winterfeld-Konzerns war alt; hochgezogen in den Fünfzigerjahren, in denen schnelles Bauen und Effektivität wichtiger waren als optische Behaglichkeit. Weder die über mehrere Stockwerke gespannten Plakate am

Büroturm noch die spärliche Bepflanzung vor der Produktentwicklung konnten darüber hinwegtäuschen, dass die Anlage ein Hort eiskalter Strebsamkeit war.

Andreas empfand Hass für die Gebäude, die ihm kleiner schienen als in seiner Kindheit. Seine Empfindungen brodelten hinter den Schläfen und wollten Kopfschmerzen, Schwindel, Übelkeit erzeugen. Ein wohlvertrautes Beklemmungsgefühl drückte auf seine Brust und ließ ihn auf der anderen Straßenseite verharren.

Er hatte sich ein Taxi gegönnt. Der Fahrer war verwundert gewesen, als er gebeten wurde, rund hundert Meter vor der ursprünglich angegebenen Adresse zu halten. Andreas hatte Luft gebraucht. Nicht, weil er Angst hatte – die hatte er sowieso –, sondern weil sein Zorn ihn zu verzehren drohte.

Diese Entität, der Konzern, der ihn zu einem reichen Mann machte, widerte ihn an. Er hatte ihm alles gestohlen. All das, wovon er nicht einmal geahnt hatte, dass es zu einem normalen Familienleben

gehörte. Therapeuten hatten ihm erklären müssen, wie Eltern im Idealfall mit ihren Kindern umgingen. Ärzte hatten ihm deutlich gemacht, dass er allem Luxus zum Trotz emotional verwahrlost war.

Verwahrlost! Wie die Kinder im Fernsehen, die in schmutziger Kleidung umherliefen, ohne Frühstück und Bücher in die Schule kamen und deren Eltern Tag und Nacht betrunken waren.

Und wofür? Für schwarze Zahlen. Für Millionen in Fonds, auf Konten, in Immobilien. Für verfluchte

Joghurtbecher mit grinsenden Kühen.

Andreas presste die Lippen aufeinander. Keine Frage, Reichtum war großartig. Er genoss ihn. Aber wenn es nach ihm ging, hätten ein paar Hunderttausend gereicht. Wie viel weniger reich wäre seine Familie, wenn seine Eltern sich jeden Abend eine Stunde Zeit für ihn genommen hätten?

Seit der Aussprache mit seiner Mutter waren kaum 24 Stunden vergangen. Andreas war früh am Morgen aufgewacht, panisch und aufgelöst. Hatte Köninger

angerufen, ihm das Chaos in seinem Kopf geschildert. Von den Schuldgefühlen, die sich aufdrängten, davon, dass selbige Schuldgefühle ihm krankhaft erschienen, dass er nicht wusste, ob er wütend sein sollte oder nicht, dass er sich betrogen fühlte und deshalb schäbig.

Köninger hatte ihm zugehört, ihn auf den Boden der Tatsachen zurückgebracht und ihn für die nächste Baustelle gestärkt. Professionell, aber nicht kalt.

Niemand erwartete von Andreas, dass er hier und heute seinen Vater

konfrontierte. Nicht einmal er selbst – und das war eine Besonderheit. Aber er wollte es weghaben. Nicht nur, weil er fürchtete, seine Mutter könne sich verplappern. Er wollte es hinter sich bringen, damit er sich anschließend verkriechen konnte. Das Gespräch sollte nicht länger vor ihm lauern und ihm das Wochenende verderben.

Er wusste nicht, was auf ihn zukam. Wieder einmal hatte es ein Gespräch mit dem Therapeuten gebraucht, um zu realisieren, dass er keine Ahnung hatte, wie seine Eltern zu Homosexuellen standen.

Es war nie Thema gewesen.

Mit größter Selbstverständlichkeit – und weil er seinen Eltern nur noch das Schlechteste zutraute – war er davon ausgegangen, dass seine Mutter ihn anschreien, vor die Tür setzen, sich vor ihm ekeln würde. Dass sie nichts dergleichen getan hatte, machte einerseits Mut und stiftete andererseits Verwirrung.

Es war an der Zeit. Für einen kurzen Augenblick schloss Andreas die Augen und sammelte seine Kräfte. Er stellte sich vor, dass sie ihn als unsichtbare Satelliten umkreisten, von denen er jederzeit

Energie abziehen konnte.

Sehnsüchtig dachte er an Sascha, an das herzliche Willkommen in dessen Haus am Vortag, und schuf sich einen mentalen Schutzschild. Was immer geschah, Sascha und dessen Familie würden ihn nicht verlassen. Mandy und die Freundschaften, die sich langsam bildeten, würden ihm erhalten bleiben. Selbst seine Mutter hatte aller Hysterie zum Trotz nicht negativ reagiert. Er brauchte seinen Vater nicht. Fragte sich nur, warum er in diesem Augenblick weit mehr Angst hatte als am Vortag.

Dem ernsten jungen Mann, der wenige Minuten später den Eingangsbereich des Büroturms betrat, war nicht anzusehen, was ihn der Schritt in die Firma kostete. Die Jahre, in denen das Verbergen seines Innenlebens Bestandteil seines Alltags gewesen war, halfen ihm. Andreas wirkte selbstbewusst und gesund, ohne es zu sein. Es war ihm recht. Niemand würde es sehen, wenn er später zitternd in der Küche kauerte.

Die Chefsekretärin Frau Schwarz hielt anfangs nichts davon, den unbekannten Besucher zum Chef

vorzulassen. Giftig gab sie den Zerberus und fragte, ob ihm bewusst sei, dass Herr von Winterfeld ein sehr beschäftigter Mann sei. Man könne nicht einfach ohne Termin zu ihm hereinplatzen.

Andreas machte sich einen Spaß daraus, sich ihr genüsslich vorzustellen. Er überlegte, ob ein Hinweis angemessen sei, dass ein guter Teil des Konzerns bereits ihm gehörte, aber offenbar wusste Frau Schwarz auch so, mit wem sie es zu tun hatte. Ihr mauliges Verhalten wurde durch verlegene Freundlichkeit ersetzt und viel

früher, als Andreas recht war, durfte er das Büro seines Vaters betreten.

Als erstes fiel ihm auf, dass Richard von Winterfeld alt geworden war, wenn auch auf andere Weise als seine Ehefrau, die Krankheit und Unterernährung zeichneten. Der Prinzgemahl der von Winterfelds hatte sich verändert. Er hatte früh eine Halbglatze entwickelt, aber jetzt sahen die verbliebenen Haare schütter aus. Auch hatte Richard immer einen Bierbauch vor sich hergetragen. Nun aber wirkte er aufgeschwemmt, die Haut im

Gesicht teigig, die geplatzten Adern auf der Stirn zu rot, die dunklen Augen, die sein Sohn von ihm geerbt hatte, trüb.

»Andreas!«

Es war ein Ausruf reiner Überraschung; gepaart mit etwas anderem, das Andreas nicht zuordnen konnte. Dafür war er zu nervös.

Er nickte knapp. »Hallo Papa. Hast du einen Moment Zeit? Ich muss mit dir reden.«

Die fest erwartete Ablehnung kam nicht. Dafür ein Griff an den ohnehin locker sitzenden

Krawattenknoten.

»Geht es um deine Mutter?«, fragte Richard hastig. Er verschränkte die Hände über dem Bauch. »Es war nicht meine Entscheidung, musst du wissen. Ich bin nicht freiwillig ausgezogen.«

Die beige gestrichenen Wände des Büros mit den Drucken abstrakter Kunst über dem Schreibtisch drohten Andreas die Luft abzuschnüren. Er war früher schon hier gewesen. Viel hatte sich nicht verändert. Selbst der Geruch löste dasselbe staubige Kratzen in seiner Nase aus, das sich so gar

nicht mit der Produktion von leckeren Milcherzeugnissen vereinbaren ließ. Und da war Ärger. Die erste Frage galt seiner Mutter. Typisch. Hauptsache, es ging nie um ihn.

»Ich habe gestern mit ihr gesprochen«, sagte er heiser und zwang sich, das Kinn nicht sinken zu lassen. »Sie hat es mir gesagt. Darum geht es nicht.«

Richard sackte tiefer in seinen Chefsessel, wirkte beruhigt. Sah klein aus. Wann hatte Andreas ihn an Körpergröße übertroffen? Es musste vor Jahren geschehen sein,

doch es war ihm nie aufgefallen, weil sein Vater ihm immer groß und mächtig vorgekommen war. Jetzt wirkte er klein – und das half.

»Ja … gut«, Richard sammelte sich und deutete auf den freien Platz gegenüber seinem Schreibtisch. »Setz dich doch. Soll Frau Schwarz dir einen Kaffee bringen?«

Stumm schüttelte Andreas den Kopf und furchte die Brauen. In Windeseile legte Richard seine Überraschung zu den Akten und fand zu seiner selbstverständlichen Gelassenheit zurück. Die Hände

lösten sich vom Bauch und fanden auf die Tischplatte. »Kein Kaffee? Dann schieß mal los.«

Andreas konnte nicht. Was ihm am Vortag bei seiner Mutter mit Startschwierigkeiten über die Lippen gekommen war, saß fest. Er spürte den wachsamen Blick auf sich lasten und fragte sich, welche Mitteilung sein Vater erwartete. Dass er gesund war und demnächst in die Firma eintreten würde? Oder erwartete er gar nichts mehr von seinem Sohn und konnte deshalb gelassen sein?

Ich habe keine Ahnung, wer du

bist, dachte Andreas bitter. Ich habe keine Ahnung, was auf mich zukommt. Ich habe Angst.

Er sprach zu einem Fremden, mit dem er neunzehn Jahre lang in einem Haus gelebt hatte. Das sollte ihm helfen. Es war nicht wichtig, wie sein Vater reagierte. Er hing nicht von ihm oder seiner Wertschätzung ab.

Weil Andreas nicht unverrichteter Dinge gehen wollte und Angriff die beste Verteidigung war, trieb er seine verstockte Zunge vorwärts und sagte barsch: »Was ich dir zu sagen habe, wird dir vermutlich

nicht gefallen.«

»Oh. Hast du finanzielle Probleme?«

»Was? Nein! Natürlich nicht.« Was für ein irrsinniger Gedanke. Wo sollte er schon Geld ausgeben? In Las Vegas? »Nein, es geht um etwas anderes. Du kannst mich hinterher auch gern rausschmeißen. Ist ja nicht so, als ob ich freiwillig in diesen Bau komme«, setzte Andreas nach. Den Seitenhieb auf die Firma konnte er sich nicht verbeißen. Und dann kam das, was er bei seiner Mutter hatte sagen wollen und nicht geschafft hatte,

kristallklar über seine Lippen: »Ich bin schwul. Und nein, das hat nichts mit meiner Krankheit zu tun.«

Die Zeit schien einzufrieren. Plötzlich atemlos musterte Andreas das Gesicht seines Vaters, wartete auf eine Regung, auf das Anschwellen der Stirnader, auf den Wutausbruch. War da ein Zucken im Mundwinkel, das sich zu angewidert verzogenen Lippen ausdehnen mochte? War da ein Blinzeln, das die nahende Explosion ankündigte?

Nein, alles stand still. Das erklärte, warum er nicht atmen konnte. Er musste warten. So

lange, bis Andreas begriff, dass nicht die Zeit angehalten hatte, sondern sich im Gesicht seines Vaters wirklich nichts tat. Er starrte in eine gelassene Maske, die keinerlei Reaktion nach außen dringen ließ. Da war … nichts. Das Nichts tat weh.

Schließlich durchbrach Richard von Winterfeld das Schweigen. Er klang geschäftsmäßig. »Gut, dann ist das eben so, nicht wahr? Ich denke, du bist dir deiner Sache sicher.«

»Ja, natürlich«, entgegnete Andreas lahm. Das

Undurchdringliche bereitete ihm Herzrasen. Er wartete auf den großen Knall, auf den kühlen Rauswurf.

»Schön, schön. Der Chef unserer Grafikabteilung ist auch schwul. Großartiger Mann, sehr diszipliniert, sehr fähig«, nickte Richard von Winterfeld und warf einen Blick aus dem Fenster. Kurzzeitig bröckelte seine Fassade, als er sich räusperte: »Und? Hast du einen Lebensgefährten?«

»Ja, könnte man so sagen.«

»Älter als du?«, verengte Richard leicht die Augen. »Hör mal, lass

dich nicht benutzen.«

»Nein, er ist ein Jahr jünger als ich.« Andreas glaubte, in den falschen Film geraten zu sein. »Sascha. Er heißt Sascha. Von nebenan.«

»Sieh an. Was Ernstes?«

»Ich denke schon.«

»Verstehe. Und? Was macht … Sascha so? Arbeitet er?«

Andreas schluckte. »Nein, er studiert.« Er wollte fragen, worauf sein Vater hinauswollte, aber er schaffte es nicht. Da war eine Barriere, die er unmöglich überspringen konnte.

Die Miene von Richard hellte sich auf. »Hervorragend. Was denn? Nicht zufällig BWL oder etwas in der Richtung?«

»Nein, Psychologie.«

»Oh, auch eine gute Wahl. Ein Job mit Zukunft, habe ich mir sagen lassen.« Es klang unehrlich.

Und Andreas begriff. Es brauchte nicht die schlecht verborgene Enttäuschung seines Vaters, um ihn wissen zu lassen, dass sich nichts geändert hatte. Wichtig war, was aus der Firma wurde. Er konnte sich leibhaftig vorstellen, was im Kopf seines Vaters vor sich gegangen

war.

Lebensgefährte? Sehr schön. Studiert? Noch besser. Ein hoffnungsvoller junger Mann, der an Andreas' Stelle in den Konzern eintreten konnte. Darum ging es. Darum war es immer gegangen. Richard von Winterfeld interessierte nicht, ob er eine Schwiegertochter oder einen Schwiegersohn bekam. Er wollte jemanden, der eines Tages das Familienunternehmen führen konnte. Zu dumm, dass Sascha einen anderen Weg eingeschlagen hatte.

»Habe ich auch gehört«, sagte

Andreas schneidend, bevor er mit einem unehrlichen Lächeln hinzufügte: »Und? Wie geht es der Firma so?«

Sein Vater besaß den Anstand, verlegen zu sein. Trotzdem antwortete er beflissen: »Sehr gut, würde ich sagen. Die Arbeit mit deinem Großvater ist eine Herausforderung, aber es funktioniert. Natürlich fehlt deine Mutter überall. Allerdings wird sie beruhigt sein, wenn sie sich die Quartalszahlen ansieht. Wir sind nach der Eurokrise auf dem aufsteigenden Ast.«

»Na schau an.« Mehr wusste Andreas nicht zu sagen. Der Konzern interessierte ihn nicht. Er wünschte seiner Mutter, dass sie es ihrerseits schaffte, sich mindestens ein halbes Jahr lang nicht darum zu scheren.

»Ja, es geht uns gut. Möchtest du vielleicht mit mir ins Labor? Unsere Mitarbeiter experimentieren an unserem neuen Schokoladenpudding. Feinste Kakaobohnen, Fair Trade. Ich habe das früher immer für überzogenen Unsinn gehalten, aber wir müssen wirklich umdenken.«

»Nein danke. Ich denke, ich mache mich auf den Weg. Mein Hund ist allein zu Hause, und er hat sich noch nicht richtig daran gewöhnt.«

Innerlich leistete Andreas Abbitte, weil er Triton bei jeder Gelegenheit als Vorwand vorschob. An diesen praktischen Aspekt der Tierhaltung hatte er gar nicht gedacht.

Richard nickte. »Gut, mach das. Ich muss mich eh noch mit dem Betriebsrat herumschlagen. Was die immer für Vorstellungen haben …«

»Na, dann viel Spaß.«

Andreas erhob sich. Ihm kam der

seltsame Gedanke, seinem Vater zum Abschied die Hand zu geben; nicht als versöhnliche Geste, sondern weil es passte. Ihr Gespräch war unpersönlich genug verlaufen. Er ließ es bleiben.

Taub in Brust- und Bauchgegend wandte er sich zur Tür. Er hatte es geschafft. Er hatte sich geoutet. Und doch fühlte er sich seltsam entgleist. Entweder er bekam jeden Augenblick die heftigste Panikattacke seit Langem oder die Leichtigkeit der Offenheit würde einsetzen.

Es brauchte die acht oder neun

Schritte bis zur Tür, um sich bewusst zu machen, dass Andreas nicht zufrieden war. Die Nicht-Reaktion seines Vaters nagte an ihm. Sie war auf schwer zu beschreibende Weise erniedrigend. Die Hand bereits auf der Klinke fasste Andreas sich ein Herz und drehte sich noch einmal um. Die Enttäuschung stand ihm ins Gesicht geschrieben, als er allzu laut fragte: »Es interessiert dich einfach nicht, oder? Schwul oder nicht, wen kümmert es?«

»Wie bitte?« Richard von Winterfeld sah von seinem Monitor

auf.

Andreas trat in die Mitte des Raumes. Ihm war auf einmal nach Konfrontation zumute. »Weißt du, andere Väter hätten irgendwie reagiert. Wären sauer geworden oder so. Oder hätten gesagt, dass es okay ist. Irgendetwas. Aber du, du schaffst es nicht einmal, überrascht zu gucken. Interessiert dich echt so gar nichts außer deinen Zahlen?«

»Beschwerst du dich etwa gerade, dass ich mich nicht an deiner Homosexualität störe?«, erwiderte Richard trocken. Er

schüttelte den Kopf. »Ich weiß ja, dass du kein gutes Bild von mir hast. Oder von deiner Familie allgemein. Vermutlich sogar mit Recht. Aber wenn du gedacht hast, ich würde das Ungeheuer geben, muss ich dich enttäuschen. Abgesehen davon war ich tatsächlich überrascht, als ich herausgefunden habe, dass du schwul bist. Allerdings hatte ich vier Jahre Zeit, mich an den Gedanken zu gewöhnen.«

»Was?« Andreas schrie fast. Ihm wurde schwindelig, und er wünschte, er hätte sich nicht von

der Tür entfernt. Er brauchte etwas zum Festhalten. »Wieso? Wann? Und wieso wusste Mama nichts, wenn du es wusstest?«

Richard schob die Tastatur auf dem Schreibtisch umher. »Weil ich nicht sicher war, wie deine Mutter auf diese Neuigkeit reagiert. Es geht ihr schlecht, wie du weißt. Und was das Wann angeht: Erinnerst du dich an die kleine Hostess, die ich gebeten hatte, dir auf der Gartenparty vor einigen Jahren Gesellschaft zu leisten? Sie hat mich auf den Gedanken gebracht. Ich war nicht davon begeistert, ehrlich

gesagt, und habe ihr nicht geglaubt. Aber nachdem du in der Klinik warst, habe ich mich in deinem Zimmer umgesehen. Ich wollte … Nun, egal, was ich wollte: Ich habe mir deine DVDs angesehen und in der zweiten Reihe eindeutige Filme gefunden. Und da war ich sehr verwundert. Das kannst du mir glauben.«

»Und warum hast du nichts gesagt?«

»Du hast doch auch nichts gesagt.«

Andreas wusste nicht zu kontern. Er brauchte seinem Vater nicht

damit kommen, dass es leichter gewesen wäre, wenn er ihm diese Last von den Schultern genommen hätte. Dass es ihnen vielleicht allen gut getan hätte, miteinander zu reden. Er konnte von niemandem Sozialkompetenz erwarten, der auf diesem Sektor bisher immer versagt hatte.

»Ja, ist klar. Gut. Ich gehe dann mal«, stotterte Andreas.

Auf dem Weg nach draußen wartete er, obwohl er es besser wusste. Er wartete auf die Stimme, die ihm nachrief: »Ach, und Andreas: Es ist okay. Wirklich.«

Sie kam nicht.

Für den Rückweg bemühte Andreas kein Taxi. Stattdessen ging er vom Firmengebäude aus eine weite Strecke zu Fuß. Die Enge eines Personenwagens hätte er nicht ertragen.

Schweiß stand ihm auf der Oberlippe, Wasser in seinen Augen, als er mit gesenktem Kopf den Bürgersteig entlang ging. Das Handy in seiner Tasche drückte ihn. Er sollte anrufen. Sascha oder Köninger, einen von beiden. Er ließ es bleiben. Was wollte er ihnen schon sagen? Dass alles eine

riesige Schmierenkomödie gewesen war? Dass er nicht wusste, was er damit anfangen sollte?

Er musste nachdenken.

Vier Jahre lang hatte sein Vater Bescheid gewusst. Nichts gesagt, kein Sterbenswort. Er hatte es gewusst, als Andreas in sein Büro kam, um ihm die Wahrheit zu sagen und nichts getan, um es ihm zu erleichtern.

Wäre es so schwer gewesen zu sagen: »Junge, ich kann mir denken, was du sagen willst. Ich weiß es schon.«

Andreas sah zu, wie ihm die

schwarzen Schnürsenkel seiner Docs um die Füße zischten. Er traute sich nicht, sich hinzuknien und sie zuzubinden. Am Ende kam er nicht mehr auf die Beine.

Warum dieses Schweigen? Warum dieser Vergleich mit dem schwulen Grafiker, der ach so brillant war?

»Vielleicht war das seine Art zu sagen, dass es okay ist«, bemerkte ein leises Stimmchen in seinem Hinterkopf. »Vielleicht wollte er damit sagen, dass er seinen Mitarbeiter schätzt, obwohl er schwul ist. Und dass er dann auch

seinen Sohn schätzen kann.«

Dumm nur, dass schätzen nicht reichte. Andreas wollte etwas anderes von seinen Eltern. Sie sollten seine Kämpfe und Erfolge anerkennen, sie sollten ihn nehmen, wie er wahr. Sie sollten ihn vor allem lieb haben. Und ausgerechnet daran würde er immer zweifeln.

Es war an sich gut gelaufen, sein Coming Out. Trotzdem war es in die Hose gegangen, denn es hatte sich nichts geändert. Sein Vater dachte zuerst an die Firma, seine Mutter dachte zuerst an sich selbst und an

ihn dachte niemand. Sie konnten nicht anders. Seine Eltern waren unfähig, menschlich zu agieren.

Während Andreas eine unbefahrene Straße überquerte, wurde ihm bewusst, dass er Glück gehabt hatte. Glück, weil er durch seine Krankheit ausgebrochen war. Weil er eine Chance hatte, die sie verspielt hatten: Er war ein Mensch geblieben.

Nach dieser Erkenntnis war es fast leicht, in den Bus zu steigen und nach Hause zu fahren.

* * *

Sascha saß mit dem Rücken an die Flurwand gelehnt und hatte das Gesicht zwischen den Knien vergraben. Für einen verrückten Augenblick fragte Andreas sich, ob sein Freund eingeschlafen war. Dann bemerkte er das unwillkürliche Heben und Senken der Schultern, hörte neben seinen Schritten auf den Holzstufen die unterdrückten Laute.

Die Konfrontation mit seinem Vater machte Andreas langsam im Kopf. Dankbarkeit über Saschas Anwesenheit vermischte sich mit Müdigkeit, bevor er realisierte, was

vor sich ging. Sascha weinte. Saß im Hausflur neben seiner Tür und weinte.

Stumpfe Sekunden verstrichen, in denen Andreas sich dumm vorkam. Ihm war klar, dass er etwas tun musste, und zweifelte daran, ob er es konnte. Da war so viel Druck in seinem Nacken, so viel Erlebtes, so viele ungeordnete Gedanken. Dann schlug in seinem Inneren ein Impuls aus und setzte sich innerhalb kürzester Zeit gegen alle anderen Empfindungen durch.

»He, was machst du denn hier?«, flüsterte er, während er sich neben

Sascha in die Knie sinken ließ. »Ist etwas passiert?«

Dämliche Frage, natürlich war etwas passiert. Sein Freund war nicht der Typ, der wegen nichts in Tränen ausbrach.

Hände griffen nach ihm, legten sich auf seinen Unterarm. »Gott … bin ich froh, dass du da bist.«

Als Sascha aufsah, erschrak Andreas. Seine Augen waren nicht nur verweint, sondern bereits geschwollen. Um die Lippen hatten sich Rötungen gebildet, die Wangen blühten, als wären sie im Begriff, einen Ausschlag auszubilden. Ein

mattes Lächeln zwang sich zum Vorschein, wurde aber sofort zerstört, als Sascha darum kämpfte, die Haltung zurückzugewinnen. Seine Anstrengungen sahen furchtbar aus.

Unsicher rang Andreas die Hände, wusste nicht, wie er sich verhalten sollte. War überfordert und wund im Inneren.

Sein Blick fiel auf die Wohnungstür, aber er brauchte zwei weitere Atemzüge, bevor ihm der Gedanke kam, dass sie drinnen besser aufgehoben waren. Egal, was vorgefallen war, auf der Couch

würde es ihnen besser gehen.

Sie kamen nicht bis ins Wohnzimmer. Kaum, dass sie die Wohnung betreten hatten, stürzte Sascha auf Andreas zu und umarmte ihn. Rippen stöhnten, als sie zusammen zu Boden sackten. Andreas prellte sich schmerzhaft das Steißbein, während Sascha Anstalten machte, in ihn hineinzukriechen. Dagegen hatte er nichts einzuwenden. Vielmehr brauchte er die innige Umarmung dringend selbst.

Es waren lange, aufreibende Minuten, in denen sie aneinander

geklammert auf dem Parkett kauerten und ihre Finger verzweifelt über warme Haut tasteten. Andreas' Anspannung wollte nicht weichen, solange er nicht wusste, was mit Sascha nicht stimmte.

Als dieser keine Anstalten machte, es ihm zu erklären, murmelte er: »Komm schon. Was ist los? Du machst mir Angst.«

Ein ersticktes, niederschmetterndes Lachen antwortete ihm: »Brauchst keine Angst haben. Ich bin einfach nur ein Idiot. Das ist alles.« Sascha hob den Kopf und versuchte, Andreas

ins Gesicht zu sehen. »Erzähl erst einmal, wie es bei dir gelaufen ist. Was hat dein Vater gesagt?«

»Das ist doch jetzt total egal. Mein Kopf ist noch dran, wie du siehst. Spuck's aus. Was ist mir dir?«, drängte Andreas. Kälte schien ihm über den Rücken zu streichen. Ängste wollten ihn vereinnahmen. Sascha weinte nicht, weil er sich von ihm trennen wollte, oder? Bitte nicht …

»Nichts. Sage ich doch. Nur das Übliche. Ich dachte mir gestern nach deinem Besuch, es wäre eine gute Idee, noch einmal mit meiner

Mutter zu reden.« Andreas schwante Übles. »Ich meine, es ist eben nicht so leicht. Für niemanden. Also dachte ich, ich nehme mir an dir ein Beispiel und versuche, es mit ihr zu klären. Noch ein letztes Mal …«

Nasse Hände legten sich um Andreas' Gesicht und zogen es dicht an Saschas Schulter. Es war, als wolle er verhindern, dass sie sich in die Augen sahen.

»Es ist vorbei«, flüsterte Sascha angestrengt. »Die Sache ist durch. Sie …«, er fasste sich, »sie hat gesagt, was sie angeht, ist Katja

ein Einzelkind und hat keinen Bruder.«

Andreas hörte sich aufstöhnen. Viel zu hart legte er Sascha den Unterarm in den Nacken und presste ihn an sich. Streichelte ihn. Summte ihm schiefe Töne ins Ohr. Ließ es zu, dass sie in die Horizontale rutschten. Schüttelte abwehrend den Kopf, als Triton an sie heranschlich und ihn begrüßen wollte. Der große Hund legte den Kopf schräg und ließ sich neben ihnen nieder.

»Nein, das verstehst du auch nicht, Triton«, wisperte Andreas.

Ihm tat die Haut weh, die Zähne, sogar die Haare. Es schmerzte, Sascha so niedergeschlagen zu sehen, weil dessen Mutter ihn verstoßen hatte. »Das versteht niemand.«

Sie regten sich nicht. Für den Augenblick war es richtig, auf dem Fußboden zu liegen, sich keinesfalls zu bewegen. Ab und zu murmelte Sascha ein Wort des Trotzes oder der Verzweiflung, manchmal küsste er Andreas' Hals oder rieb die Nase daran.

»Wir haben uns. Das kann uns niemand wegnehmen«, wollte

Andreas sagen, aber sein Kehlkopf verweigerte ihm den Dienst. Der Trost war zu lächerlich. Später konnte er ihn anbringen, aber nicht jetzt.

Als Sascha sich beruhigt hatte, wischte er sich mit seinem T-Shirt das Gesicht ab. Wie er dieses Kunststück vollbrachte, ohne sich aus ihrer Umarmung zu lösen, war Andreas schleierhaft.

»Sorry. Sorry, dass ich dich vollheule. Was für ein saublödes Timing«, raunte er zittrig. »Ich hätte wissen müssen, dass es irgendwann so kommt. Aber jetzt

sag, wie es bei dir gelaufen ist. Bitte.«

»Überraschend«, erwiderte Andreas und setzte an, sich zu erheben. »Aber lass uns ins Bett gehen, ja? Ich kann dir nicht garantieren, dass ich nicht sofort nach meinem Bericht einschlafe.«

»Klingt gut. Sehr gut sogar.«

Als sie beide standen und Sascha sich über das Gesicht fuhr, kam Andreas ein unpassend warmer Gedanke in den Sinn. Ein Gedanke, der nicht in ihre Situation passte und doch so richtig schien, dass er sich ihm nicht entziehen konnte.

Statt sich dem Wohnzimmer zuzuwenden und von dort ins Schlafzimmer gehen, erklärte er: »Geh schon mal vor. Ich komme gleich nach.«

Sein Weg führte ihn in die Küche – und dort zu der Schublade, in der er allerlei Kleinkram sammelte. Er öffnete sie und spähte hinein, sah Strohhalme, Schuhcreme, Batterien und die Ersatzschlüssel für seine Wohnung. Es war die richtige Entscheidung. Sie war überfällig, denn er vertraute Sascha. Und Sascha vertraute ihm.

Mit klopfendem Herzen griff er zu.

Ging mit weichen Knien ins Schlafzimmer und ließ das kleine Lederetui auf Saschas Bauch fallen. »Hier.«

Sein Freund richtete sich auf. »Was ist das?« Seiner Stimme war die Ahnung zu entnehmen, und Andreas musste lächeln; viel aufrichtiger, als er sich noch vor einer Minute hätte vorstellen können.

»Die Schlüssel. Damit du das nächste Mal nicht vor der Tür sitzen musst, wenn ich noch nicht da bin. Und natürlich, damit du mit dem Hund rausgehen kannst.«

Beide Gründe waren vorgeschoben.

Kapitel 44

Sie hatten Andreas unnachgiebig und unter geheimnisvollen Andeutungen auf die Dachterrasse geschickt. Triton hatte das Prozedere mit misstrauisch erhobenem Kopf verfolgt, aber entschieden, den Menschen in der Wohnung zu vertrauen. Aus den Augen lassen wollte er sie dennoch nicht. Nun lag er in der Schiebetür zum Schlafzimmer und beobachtete wachsam das Treiben um ihn

herum.

Andreas war nicht böse um die Auszeit. Es war einer dieser Augenblicke, in denen er sich latent überfordert fühlte und gleichzeitig so euphorisch war, dass er nicht wusste, wie er seinen Gefühlen Herr werden sollte. Auf den Tisch zu springen und zu jubeln, war keine Alternative, sobald man das 15. Lebensjahr hinter sich gelassen hatte.

Er schlenderte zur Brüstung und lehnte sich dagegen. Ihm war leicht zumute – und dafür war nicht nur die Mai-Bowle verantwortlich, die er

beim Zubereiten fleißig probiert hatte. Die erleuchteten Straßenlaternen und die Lichter in den Fenstern der umliegenden Gebäude schienen am Rande seines Blickfelds zu tanzen. Nur wenn er sich auf sie konzentrierte, hielten sie brav still.

Andreas schob die Hände über Kreuz in die Ärmel seines T-Shirts. Den Tag über war es warm gewesen, aber die Mainächte in Hamburg waren noch empfindlich kühl.

Ein Jahr war vergangen.

Aus seiner Wohnung drangen

Gelächter, Getuschel, aufgeregtes Rufen und das Rücken von Möbeln. Wer hätte gedacht, dass ein Tag kommen würde, an dem er seinen Geburtstag mit einer ganzen Horde Besucher feiern würde?

Sie waren alle gekommen: Katja mit ihrem neuen Freund, Isabell, Brain und Svenja, Mandy und die anderen Kollegen aus dem Tierheim, Sven, Michaela und Sarah aus der Hundeschule und einige Bekanntschaften aus seiner neuen Stammkneipe.

Sascha war natürlich auch da und sah in seiner engen, schwarzen

Bundeswehrhose so heiß aus, dass ein Teil von Andreas die Gäste am liebsten vor die Tür gesetzt hätte.

Sein Blick schweifte zu dem kunstvoll gearbeiteten Tisch mit den passenden Stühlen, die seit dem Morgen seine Terrasse zierten. Er hatte nach wie vor Schwierigkeiten, die Anwesenheit der Möbel zu begreifen. Sie waren ein Geschenk von Saschas Vater, der sie selbst gebaut, mit dem Hänger nach Hamburg gefahren und bis zu diesem Tag bei Tanja untergestellt hatte. Bisher hatte Andreas nicht das Gefühl gehabt,

dass er bei Dieter Suhrkamp besonders hoch im Kurs stand. Nur Sascha hatte von Anfang an etwas anderes behauptet. Sein Vater war im Winter einige Tage in Hamburg zu Besuch gewesen. Allein. Sascha hatte ihm sein Zimmer zum Schlafen überlassen und bei Andreas übernachtet.

Bei der Gelegenheit hatte Dieter Suhrkamp nicht nur den Freund seines Sohnes kennengelernt, sondern nach einem Restaurantbesuch mit seinen Kindern und deren Partnern Andreas' Wohnung angesehen.

Dass man eine Dachterrasse haben konnte, ohne sie mit entsprechenden Möbeln auszustatten, war für ihn unfassbar. Schließlich wäre es eine Schande, im Sommer nicht auf der Terrasse zu grillen, wenn man eine solche Aussicht hatte.

»Mit einem Liegestuhl und einer Hängematte kommt ihr da nicht weit«, hatte der Vater gesagt, aber deshalb hatte Andreas noch lange nicht damit gerechnet, dass er die Dinge selbst in die Hand nehmen würde. Abgesehen davon, dass das aufwendige Geschenk ihn verlegen

machte und er am Telefon kaum gewusst hatte, wie er sich dafür bedanken sollte, glaubte Andreas, dass die Möbel Sascha fast noch mehr bedeuteten als ihm. Sie waren ein unübersehbares, liebevoll gebautes Zeichen. Sie sagten, was Dieter Suhrkamp nicht in Worte fassen konnte: »Sascha ist mein Sohn und bleibt es. Ich nehme Anteil an seinem Leben. Ich mag und respektiere seinen Freund – und es ist mir vollkommen egal, was meine Frau dazu sagt.«

Andreas war froh für Sascha, der es im vergangenen Jahr nicht leicht

gehabt hatte. Der Hass seiner Mutter hatte oft die Stimmung getrübt und war ihm nachts als Albtraum ins Bett gefolgt. Zu begreifen, dass die eigene Mutter einen endgültig aus ihrem Leben gestrichen hatte, war eine Kriegserklärung an das Selbstwertgefühl. Und obwohl Sascha das Problem von der logischen Seite her verstand und wusste, dass er nicht von ihrem Wohlwollen abhängig war, trauerte er.

Dagegen konnte auch Tanja nichts unternehmen, die nach

bitterbösen Streitgesprächen den Kontakt zu ihrer Schwester abgebrochen hatte. Prompt hatte Sascha ein schlechtes Gewissen bekommen und sie gebeten, sich diese Entscheidung noch einmal durch den Kopf gehen zu lassen. Aber Tanja war rigoros gewesen. Nicht nur, weil sie Sascha zur Seite stehen wollte, sondern auch, weil die neue religiöse Marschrichtung ihrer Schwester ihr suspekt war. Sogar die Überlegung, ob Karen Suhrkamp eventuell in eine Sekte geraten war, stand im Raum.

»Soll ich etwa weiterhin Sina und

Fabi in den Ferien zu ihr lassen? Oder mich Weihnachten mit ihr unter einen Baum setzen und damit rechnen, dass sie ihnen irgendwelche intoleranten Überlegungen einflüstert? Nein danke.«

Niemand wagte, eine Prognose abzugeben, ob es einen Weg gab, Mutter und Sohn einander anzunähern. Das Warum war Andreas herzlich egal. Er sah, dass Sascha litt und hätte dessen Mutter gern die Meinung gesagt. Er wartete geradezu darauf, ihr eines Tages zu begegnen.

Klirren aus dem Wohnzimmer ließ ihn aufsehen. Ein Schrei folgte, bevor jemand rief: »Alles okay! Nur ein Glas! Bleib draußen!«

»Lasst die Bude heil«, rief er zurück.

Bevor die letzte Silbe verhallt war, schob sich die Terrassentür auf und Triton kam schwanzwedelnd zu ihm gelaufen. Andreas setzte sich auf den Liegestuhl und nahm den Kopf des Hundes zwischen die Beine. Triton schnaufte zufrieden.

Der Rüde entwickelte sich großartig, obwohl sie viele Grundsatzdiskussionen und

brenzlige Momente hinter sich hatten. So hatte Triton in der Hundeschule anfangs ein schreckliches Theater gemacht. Dass sein Andreas fremde Hunde anfasste, wollte er nicht akzeptieren. Dass der Hundetrainer allerlei beängstigende, eigentümliche oder schlicht langweilige Aufgaben stellte, auch nicht. Paketboten? Gemeingefährlich. Straßenbahneinstiege? Potenziell tödlich. Hündinnen? Ein guter Grund, Andreas bei dem Versuch, mit ihnen Kontakt aufzunehmen,

das Gelenk aus der Schulter zu reißen.

Es hatte zwei Wochen gegeben, in denen Triton Sascha plötzlich bedrohlich fand und nicht in seinem Revier haben wollte. Kaum einen Monat später wiederum versuchte er, Sascha in der Rangliste ihres Mini-Rudels auf Platz 3 zu verdrängen.

Seit Februar lief es gut. Andreas konnte Triton im Notfall einen halben Tag allein lassen und an die meisten Orte mitnehmen, ohne dass es Schwierigkeiten gab. Letzteres musste sein, denn seit

vier Wochen war Andreas offiziell ein Angestellter des Tierheims. Zwar nur mit wenigen Stunden und einem lächerlichen Verdienst, den er gar nicht brauchte, aber es war eine geregelte Arbeit.

In dieser Sache war Köninger eisern gewesen. Egal, wie oft Andreas betont hatte, dass er das Geld nicht brauche, hatte der Therapeut dagegen gehalten, dass es um die veränderte Verpflichtung ginge. Um Zuverlässigkeit, um Selbstwertgefühl, um normalen Druck vom Arbeitgeber, um ein Leben, in dem man nur zu Hause

blieb, wenn es einem wirklich schlecht ging.

Schließlich hatte er eingewilligt, den Vertrag unterschrieben und zugeben müssen, dass die Arbeit sich danach anders anfühlte als im Praktikum. Dass Andreas dem Tierheim seinen Lohn in Form von Futterspenden, Spielzeug oder Medikamenten für die Praxis wieder unterschob, war eine andere Sache. Er wollte und konnte das Geld nicht behalten, da er wusste, dass die Tierheimleitung jeden Cent einzeln umdrehen musste.

Andreas wünschte, alles würde so

positiv verlaufen wie die Erziehung von Triton und seine Arbeit. Seit dem Outing hatte er noch mehr Probleme mit seiner Familie. Sein Vater gab sich nicht anders als vorher. Dafür hatte Andreas manchmal das Gefühl, seine Mutter mit dem Spachtel aus der Telefonleitung kratzen zu müssen. Sie strengte ihn an, forderte zu viel ein – und manchmal war er so wütend, dass er kein Wort mehr herausbrachte. Er verstand ihre Not, sogar ihr Mitteilungsbedürfnis, aber er konnte ihr nicht helfen. Selbst wenn er dazu fähig gewesen wäre,

war einfach nicht genug Zeit vergangen. Er konnte nicht vergessen. Es war nicht lange genug her, dass er sich gestattet hatte, wütend auf seine Eltern zu sein. Er konnte nicht innerhalb von ein paar Monaten die Spur wechseln. Dafür hatten sie ihm zu viel von seinem Leben gestohlen.

Sein Großvater war ein anderes Thema. Seitdem er von Andreas' Homosexualität wusste, hatte er sich zurückgezogen. Er war zu korrekt, um unhöflich zu sein, aber ihr Verhältnis war abgekühlt. Andreas spürte, dass Gustav von

Winterfeld ihn auf einmal aus anderen Augen sah. Für offene Ablehnung oder gar Ekel reichte es nicht, aber Skepsis und Unverständnis dominierten ihre seltenen Begegnungen.

Ein weiterer Negativpunkt war die Funkstille, die Andreas Sascha und sich kurz vor Weihnachten eingebrockt hatte. Im Nachhinein kam er sich sehr dumm vor. Sie waren auf einer Weihnachts-Party im Filmvorführraum der Universität gewesen. Nach dem ersten Bier hatte Andreas das inzwischen vertraute Flattern hinter sich

gelassen und war interessiert durch die Halle spaziert.

Nicht viel später war er von einem freundlichen Kerl angesprochen worden. Sie hatten sich recht nett unterhalten, und Andreas brauchte nicht lang, um zu begreifen, dass sein Gegenüber schwul war. Während Sascha mit Isa über die Tanzfläche zappelte, war das Gespräch ernster geworden. Und irgendwann hatte der neue Bekannte die Bombe platzen lassen: Er war ein Ex-Freund von Sascha und nur auf ihn zugekommen, um ihn zu warnen.

Nils hatte gewaltigen Schaden angerichtet, denn er war zielsicher auf Andreas' Ängste losgegangen. Hatte erzählt, wie es ihm ergangen war, wie weh es getan hatte, als Sascha ihn fallen gelassen hatte. Sein Gesichtsausdruck war ehrlich gewesen; so verletzt, so erschüttert, dass Andreas, dem menschliche Erfahrungswerte fehlten, nicht anders konnte, als Nils' Gerede in seinen Kopf und sein Herz sickern zu lassen.

Das Schlimme war nicht, dass er Nils nicht sofort zum Teufel gejagt hatte. Das Schlimme war, dass er

sich in den folgenden Tagen von Sascha zurückgezogen hatte, statt ihn auf das Gehörte anzusprechen. Sie drifteten auseinander. Sascha war verletzt, Andreas verunsichert und schließlich hatten sie sich fürchterlich wegen einer Kleinigkeit gestritten.

Es dauerte zwei Wochen, bis es Sascha gelang, Andreas den wahren Grund für dessen Zurückhaltung aus der Nase zu ziehen. Er war wütend gewesen – auf Nils –, verletzt – von Andreas – und vielleicht ein bisschen gerührt, weil da so viel Angst war, ihn zu verlieren.

In der Nacht nach ihrer stockenden Aussprache genossen sie den besten Sex, den sie je gehabt hatten. Innig, verzweifelt, hemmungslos. Sie lernten, dass genießen und Spaß haben nicht dasselbe war, wie sich gehen zu lassen. Sie hatten weitergemacht, bis es wehtat – und danach noch einmal. Konnten sich nicht loslassen. Konnten nicht stillhalten. Konnten nicht warten. Danach waren sie sich näher denn je gewesen.

Nachdenklich klopfte Andreas Tritons Seite. Mit Sascha hatte sich

viel verändert, er sah es selbst. Auf einmal gab es Gründe zum Kämpfen und jemanden, an den man sich wenden konnte, wenn man etwas nicht schaffte.

Sascha hatte sein Fühlen verändert. Früher hatte Andreas sich gegen den Wind gestemmt und in der Tiefe seines Herzens nicht gewusst, wofür. Dennoch waren verpatzte Übungen Ausdruck seines Versagens für ihn gewesen. Heute war eine Panikattacke im Supermarkt nicht mehr als eine Panikattacke; unangenehm, widerwärtig, absolut nicht

wiederholenswert, aber kein Weltuntergang.

Sascha machte seine schlechten Tage nicht nur heller, er wusste Andreas auch zu belohnen, wenn seine Übungen eine einzige Quälerei gewesen waren. Er scheuchte den erschöpften Freund aufs Sofa oder in die Hängematte, versuchte sich im Kochen, brachte ihn zum Lachen.

Den Einkauf hingegen nahm er ihm nie ab. Ein einziges Mal war er an seiner Stelle in den Supermarkt gegangen. Bei dieser Gelegenheit lag Andreas allerdings mit einer

Bronchitis und 39 Grad Fieber im Bett. Da war es auch Köninger recht gewesen, dass Sascha ihm aushalf.

Das Leben ist gut, dachte Andreas. Nicht einfach, aber gut.

Es war nicht einzig Saschas Zutun, aber er half sehr, gab ihm Sinn und bestand auf eine Geburtstagsparty, die Andreas von sich aus nicht initiiert hätte. Er hatte noch nie eine eigene Party gefeiert. Jetzt räumte eine Meute Freunde und Bekannter aus geheimnisvollen Gründen sein Wohnzimmer um.

»Was machen die da drin, Dicker?

Kannst du mir das sagen?«, flüsterte er und legte die Wange auf Tritons Schädel. »Brauchen wir hinterher die Feuerwehr? Oder lieber einen Müllcontainer?«

Eine Antwort bekam er nicht. Aber es dauerte nicht lange, bis Sascha grinsend auf die Terrasse stolperte und ihm ein Sektglas in die Hand drückte. »Okay, wir sind fertig. Dann schwing mal die Haxen und schau's dir an.«

Andreas schluckte. »Will ich das?« Er war ein wenig nervös, da er nicht wusste, was ihn erwartete. Er vertraute darauf, dass Sascha

keinen Unsinn inszeniert hatte.

Widerstrebend ließ er sich auf die Füße ziehen und Richtung Wohnzimmer schieben. Was ihn dort erwartete, war nicht weniger als ein maritimes Freudenfest. Innerhalb der Viertelstunde, die Andreas auf der Terrasse verbrachte, hatten seine Freunde seine Wohnung in ein dänisches Patriotismus-Spektakel verwandelt.

In der Mitte des Raumes standen zwei Tapeziertische. Sie waren mit rot-weißen Papiertischdecken belegt und drohten unter dem Buffet, das die Freunde aufgebaut

hatten, zusammenzubrechen.

Das Kernstück der Leckereien bildete ein gewaltiger Kuchen, der seinerseits die dänische Flagge zeigte; aus Zuckerguss und buntem Marzipan, wenn Andreas sich nicht irrte. Dazu gab es Hot Dogs, Rote Grütze, Fischplatten, einen Topf, der aussah, als enthielte er Labskaus, Salate, Brot und auf mehreren silbernen Tabletts allerlei fremdartig aussehendes Gebäck. Und in fast jeder Schüssel, in jedem zweiten Fischhappen und in den ungesund roten Hot Dog-Würstchen steckten Fähnchen. Dazu gab es

Bier. Aus Dänemark, natürlich.

Verwirrt sah Andreas sich zu seinen grinsenden Gästen um. Auch über ihren Köpfen waren Wimpelketten in den Farben Dänemarks angebracht. Sie baumelten von den Regalen, hingen von der Decke und klebten als Poster an den Wänden.

»Irgendwie … wollt ihr mir irgendetwas sagen?«, fragte er. Der tiefere Sinn von Motto-Partys war Andreas bekannt, aber warum ausgerechnet dieses Thema?

Sascha lachte und drückte ihm einen Kuss in den Nacken. »Wer

weiß?«

Katja, die ein Tuch mit entsprechendem Muster in die Haare gebunden trug, deutete auf einen weiteren Tisch, der im Durchgang zum Schlafzimmer stand. »Du wirst schon verstehen. Aber jetzt: Geschenke auspacken. Hopp hopp.«

Halb verlegen, halb aufgeregt schielte Andreas zu dem kleinen Berg Päckchen, der – wie nicht anders zu erwarten – in rot-weißen Geschenkpapieren auf ihn wartete.

»Ihr solltet doch nichts kaufen«, erinnerte er. »Das war wirklich nicht

nötig.«

»Schwachsinn«, tönte Mandy. »Du hast Geburtstag. Am Geburtstag gibt's Geschenke. Also zier dich nicht, sonst packe ich für dich aus.«

Unter dem Gelächter seiner Gäste näherte Andreas sich langsam seinem Gabentisch. Ihm war heiß, und er brauchte einen Augenblick, um sich zu sammeln. Was hatten sie getan, und warum? Sie wussten, dass es nichts gab, was er sich nicht selbst kaufen konnte. Dass sie gekommen waren, war für ihn ein viel größeres Geschenk als alles,

was man in einem Laden erstehen konnte.

Nervös schob Andreas die Hände in die Hosentaschen. Aus den Augenwinkeln sah er sich um. Er wurde beobachtet. Sascha lehnte hinter ihm an einem Regal und strahlte geradezu.

»Ich soll das jetzt auspacken, ja?«, fragte Andreas. »Wir könnten auch erst einmal essen und …«

»Nein!«, schallte es lautstark von allen Seiten zurück.

»Na dann …«

Zögernd nahm er ein kleines Päckchen in die Hand. Es war leicht.

Vorsichtig löste er das Papier und betrachtete den Inhalt. Hinter ihm kicherte es.

»Playmobil?«, rutschte es ihm heraus. Er wusste nicht, was er sonst sagen sollte.

»Ja«, raunte Sascha. »Genau genommen ein Playmobil-Wikinger.«

»Ehm …«

»Pack weiter aus.«

Andreas brauchte eine halbe Stunde, um sich durch die Geschenke zu wühlen. Nach und nach zeichnete sich ein Bild ab. Er bekam einen silbernen Anhänger,

der von den Verzierungen an einem Drachenschiff abgegossen war, wie Brain ihm erklärte. Es gab mehrere Bücher. Einige waren Fotobände oder historische Romane, andere waren Reiseführer oder Wörterbücher. Sogar eine Straßenkarte von Süddänemark war dabei. Dazu kamen Sonnenmilch, ein Trinkhorn, ein Strandlaken, dänische Marmelade, eine Einwegkamera, eine ganz und gar scheußliche Miniatur der Jungfrau von Kopenhagen, ein Buddelschiff und eine Schale mit Sand und Muscheln. In letzterer steckte eine

kleine Schriftrolle, die Andreas vorsichtig öffnete. Las. Schluckte.

Der Boden unter ihm begann zu schwanken. Er wollte schreien, weinen, wütend werden, dankbar sein. Vor allen Dingen aber wollte er Sascha umarmen. Als er es tat, pfiffen die anderen auf den Fingern und jubelten.

Andreas bekam nur am Rand mit, wie Sascha den Gästen verstohlen zuwinkte. Es war sein Verdienst, dass die Gäste plötzlich wie ausgehungert waren und ihnen keine Beachtung mehr schenkten.

Mit weichen Knien ließ er sich von

seinem Freund auf die Terrasse führen. Stumm hielt er sich an Sascha fest und tastete mit beiden Händen über dessen Rücken. Weiche Lippen berührten seine Schläfe und saugten sich kurz daran fest. »Schon gut. Wir müssen nicht fahren.«

Andreas schüttelte den Kopf und drängte sich enger an Sascha. »Ich will. Ich will ja fahren. Aber wie … und warum … du kannst doch nicht einfach … das ist viel zu teuer. Und was, wenn es nicht klappt? Ich will nicht, dass …«

»Psst, wir haben an alles

gedacht, sogar an eine Reiserücktrittversicherung. Das Ferienhaus steht auf Rømø. Das ist nicht weit von hier. Drei Stunden Fahrt, dann sind wir da. Es ist nur für uns, liegt zwei Kilometer vom nächsten Haus entfernt und ist lächerliche 400 Meter vom Strand weg. Wir bekommen das Auto von Tanja. Aiden ist in der Zeit zu Hause, sodass der große Wagen da ist und sie ihren kleinen nicht braucht. Wir können unterwegs so viele Pausen machen, wie wir wollen und jederzeit zurückfahren. Oder wir bleiben nur ein

Wochenende statt der ganzen zehn Tage.«

»Was, wenn ich es auf dem Schiff nicht aushalte? Rømø ist doch eine Insel, oder?«

»Ja, aber es gibt einen Damm. Wir nehmen nicht das Schiff.«

Andreas zitterte vor Aufregung, Reiselust und Angst. »Aber du kannst doch nicht so viel Geld ausgeben. Ehrlich, das kostet doch ein Vermögen. Und du jobbst nicht mehr und …«

Liebevoll rieb Sascha Andreas die Schultern. »Das ist alles geregelt. Erstens spare ich eine Menge Geld,

weil ich bei Tanja wohne. Sie nimmt nichts von mir an, und mein Vater will es nicht haben. Er sagt, er müsse Katja und mir dasselbe geben. Zweitens hast du keine Ahnung, wie billig mein Leben ist, seitdem ich deinen Kühlschrank leer essen kann. Du lässt mich ja nichts vom Einkauf bezahlen. Drittens ist es unser Urlaub; nicht nur deiner. Und ich freue mich darauf, mit dir wegzufahren. Und …«, fügte er etwas leiser hinzu, »… da waren zwei Helfer, die darauf bestanden haben, sich finanziell zu beteiligen. Ich hatte ehrlich gesagt

Schwierigkeiten, überhaupt etwas selbst bezahlen zu dürfen.«

»Tanja? Dein Vater?«

»Nein, deine Eltern. Deine Mutter hat bei uns vor der Tür gestanden und wollte Hilfe für deinen Geburtstag haben«, zog Sascha vielsagend die Augenbrauen hoch. »Ich dachte, meine Tante dreht ihr den Hals um.«

Andreas konnte das alles nicht glauben. Seine Eltern hatten ihm am Morgen nichts davon gesagt, dass sie ein weiteres Geschenk für ihn bereithielten. Sie hatten ihm gratuliert – sein Vater steif, seine

Mutter heulend – und ihm ihre Briefumschläge in die Hand gedrückt. Ob sie weinte, weil er Geburtstag hatte oder weil sie sich einmal mehr mit ihrem Mann gestritten hatte, wusste Andreas nicht.

Wichtiger als das: Sie würden in den Urlaub fahren. Zehn Tage Dänemark mit Sascha und …

»Und was ist mit Triton? Darf er mit oder sind in dem Ferienhaus Hunde verboten?«

»Natürlich. Ich bin doch nicht verrückt und versuche dich von unserem Lieblings-Flokati zu

trennen«, erklärte Sascha. Lachend gab er zu: »Richtig toll wird er den Kofferraum wohl nicht finden. Du weißt ja, dass er nicht gern Auto fährt, und Tanjas Wagen ist eigentlich echt zu klein für ihn. Schon allein deshalb müssen wir bestimmt oft Pause machen.«

»Tja, wir sind schon ein tolles Gespann. Geraten beide in Panik«, murmelte Andreas.

Er hatte schreckliches Herzrasen. Urlaub. Urlaub! Mit Sascha. Wegfahren. Das Meer sehen. Überhaupt etwas Neues sehen. Ein fremdes Land.

Konnte er? Wollte er? Bei Ersterem war er sich nicht sicher, aber ja, er wollte. Endlich keine Fotos mehr ansehen, nicht mehr im Internet surfen. Wirklich auf der Düne stehen. Das Salz in der Luft riechen. Im Sand sitzen. Einsam sollte es sein. Wunderschön. Die Menschen freundlich. Und nicht weit weg von Hamburg. Ja, sie konnten jederzeit verschwinden, wenn es ihm zu viel wurde.

»Ich habe keine Ahnung, ob ich das packe«, gab er zu. »Es wird schwierig.«

»Das sehen wir dann«, sagte

Sascha weich. »Die Frage ist: Willst du es versuchen?«

Seltsamerweise fiel es Andreas nicht schwer, eine Entscheidung zu fällen. Er brachte sie nicht über die Lippen, aber er nickte. Adrenalin ließ ihn innerlich beben. Vorfreude rang mit den Sorgen, die ihn unweigerlich überfielen. Er würde mit Köninger sprechen müssen; jede Woche bis zur Abfahrt. So viel Stabilität wie möglich mitnehmen und das Beste hoffen.

Saschas Umarmung ließ Andreas ächzen. Sein Brustkorb wurde zusammengepresst, und der

Aufschrei an seinem Ohr erinnerte ihn an einen Schlachtruf. Die Kraft, die von Sascha ausging, schwappte über ihn hinweg und machte ihm das Atmen leichter.

Zusammen. Reisen. Sie beide. Jeder Tag würde ein Triumph sein. Wer nachmittags auf seiner Terrasse saß, konnte auch an einem einsamen Strand liegen.

»Das wird toll«, freute Sascha sich. »Wir lassen es ganz ruhig angehen. Rumgammeln bis zum Abwinken, richtig die Seele baumeln lassen.«

»Ja«, flüsterte Andreas. Sein

Daumen hakte sich in die hintere Hosentasche von Saschas Jeans. »Aber hey … können wir noch ein bisschen draußen bleiben? Ich glaube, wenn ich da jetzt reingehe, dann …«

»Natürlich.«

Andreas wollte sein Glück nicht überstrapazieren, indem er sich jetzt seinen Gästen stellte – und darüber hinaus wollte er sowieso mit Sascha allein sein. Wenigstens für ein paar Minuten.

Epilog

Ein kalter Windhauch strich Sascha um die nackten Beine. Der Kontrast zur heißen Kaffeetasse in seinen Händen war groß. Aufmerksam beobachtete er durch die offene Tür, wie Triton die Rasenfläche vor dem Ferienhaus erkundete. Eigentlich ließ Sascha den Kuvasz nicht gern ohne Leine laufen, aber in der Weite der dänischen Insellandschaft gab es weit und breit niemanden, der sich

daran störte. Um sie herum war nur Natur. Kein anderes Ferienhaus, kein Kiosk, kein Supermarkt. Die Straße, die zu ihrem Domizil führte, war nicht mehr als eine sandige Buckelpiste, die niemand außer ihnen nutzte. Eine ruhige Gegend mit Zugang zum Meer; perfekt für Hund und Herrchen.

Sascha fischte eine dritte Butterwaffel aus der Kunststoffverpackung und zerlegte sie in ihre Einzelteile. Genüsslich schob er sich einen Bissen in den Mund und verteilte einen feinen Krümelregen über die Arbeitsplatte,

auf der er saß.

Er war viel zu früh wach. Nach der langen Fahrt hatte er damit gerechnet, dass er erschöpft sein würde. Stattdessen schwankte er zwischen genießerischer Urlaubsfaulheit und dem Ehrgeiz, die nähere Umgebung zu erkunden.

Andreas schlief noch. Er hatte es sich verdient. Obwohl er sich auf der Fahrt sehr tapfer gehalten hatte, waren ihm bei ihrer Ankunft an dem niedrigen Holzhäuschen die Beine eingeknickt. Das lange Sitzen in angespannter Haltung hatte ihm hässliche Krämpfe in den Waden

beschert. Todmüde war er außerdem gewesen. Er hatte es gerade noch geschafft, sich die Schuhe auszuziehen, bevor er auf ihr breites Doppelbett fiel und einschlief.

Es war eine ruhige Nacht gewesen. Sascha hatte sich im Vorfeld auf Albträume und Panikattacken eingestellt. Aber daran war nicht zu denken gewesen. Andreas lag zusammengerollt wie ein Dachs in seinem Bau und hatte sich nicht mehr gerührt. Die größte Herausforderung war gewesen, die

um ihn gewickelten Decken zu heben, sodass Sascha zu ihm kriechen konnte.

Zufrieden ließ er den Blick durch den offenen Küchenbereich schweifen. Eine schmale Theke trennte die Kochecke vom Wohnzimmer. Die Kiefernholz-Täfelungen gaben der Umgebung etwas Gemütliches, auch wenn es Sascha vorkam, als könne man die Wände mit einem versehentlichen Tritt in den nächsten Raum befördern. Außerdem roch es gut: nach Dünengras, Salz, Kaffee und Semesterferien.

Triton hatte genug von der fremden Umgebung und trottete zurück ins Haus. Schnell schnüffelte er, erfasste die vielversprechende Lage und setzte sich vor Sascha auf den Linoleumfußboden. Seine dunklen Augen fixierten die Waffeln.

»Das ist kein Hundefutter«, erklärte Sascha halblaut. »Das weiß du ganz genau.«

Ob Triton es wusste oder nicht, ließ er sich nicht anmerken. Auf jeden Fall hielt es ihn nicht vom Betteln ab. Er ließ sich auf den Boden sinken und sah Sascha voller

Weltschmerz an, während er zaghaft mit der Rute wedelte.

»Ist ja schon gut. Bei dem Stress gestern hast du dir eine Ausnahme verdient«, murmelte Sascha, bevor er dem Rüden eine halbe Waffel hinwarf.

Für Triton war die Fahrt anstrengend gewesen. Nicht nur, dass er sich bei jeder Kleinigkeit erschrocken und angeschlagen hatte, die Aufregung war ihm auch auf die Blase geschlagen. Das Ergebnis war eine versaute Hundedecke, die sie an einer Raststätte kurz entschlossen in den

Mülleimer gestopft hatten. Es war Andreas gewesen, der erneut kopfschüttelnd meinte, dass sein Hund ihm viel zu ähnlich wäre.

Nachdenklich nippte Sascha am Kaffee. Er fragte sich, was der Tag bringen würde.

Als sie gestern ankamen, gestand Andreas, dass er sich nicht vorstellen konnte, das Ferienhaus zu verlassen. Sascha sah weniger schwarz. Er baute darauf, dass sich Andreas' Anspannung nach etwas Eingewöhnungszeit lösen würde.

Dennoch fürchtete er ein wenig die Vorstellung eines unglücklichen

Andreas', dem nachdrücklich seine Grenzen aufgezeigt wurden. Das war das Letzte, was Sascha wollte. Ihr erster gemeinsamer Urlaub sollte ein Erfolg werden – innerhalb der Möglichkeiten, verstand sich.

Der Gegenwind im vergangenen Jahr war stellenweise fast unerträglich gewesen. Es hatte Augenblicke gegeben, in denen Sascha das Gefühl gehabt hatte, sich mehr auf Andreas zu lehnen als anders herum. Damit war die Angst einhergegangen, ihn zu überlasten. Das Gleichgewicht zwischen ihnen war mehr als einmal in Gefahr

geraten, und sie waren auch gestolpert, aber das änderte nichts daran, dass Sascha dankbar war. Seine unsinnigsten, in die einsamsten Nachtstunden verdrängten Träume waren wahr geworden.

Er hatte ein neues Bewusstsein für Werte entwickelt, hatte sich verändert. Manchmal wusste er nicht, ob zum Besseren oder Schlechteren. Die Leichtigkeit war ihm abhandengekommen. Es gab Stunden, in denen er zur Melancholie neigte und in denen ihn alles überforderte, was über das

faule Herumliegen in Andreas' Umarmung hinausging.

Das Schlimme war: Er zahlte den Preis für die Funkstille mit Karen – er nannte sie nicht mehr Mutter – nicht allein. Sein Vater sprach nicht über häusliche Dinge, erst recht nicht über seine Ehe. Aber Sascha wusste, dass er selbst zum Keil für seine Familie geworden war.

Seine Homosexualität sollte allein sein Problem sein. Stattdessen lebte sein Vater zwischen den Welten, konnte Karen nicht loslassen und fühlte sich für sie verantwortlich. Und Katja … Katja

hasste auf eine Weise, die weit über Saschas Empfindungen hinausging. Sie war es, die ihre Mutter attackierte, die ihr ungeachtet der Chance, etwas zu bewegen, vor Augen führte, was sie anrichtete. So gut es ihm tat, dass Vater und Schwester zu ihm standen, so sehr schmerzte ihn, dass hinter ihm ein Trümmerfeld lag. Er war nicht schuld und würde sich nichts anderes einreden lassen, aber es tat weh, darum zu wissen.

Ein Tapsen im Flur vertrieb Saschas Trübsinn und ließ ihn aufsehen. Sich die Augen reibend

schlurfte Andreas in die Küche und peilte den Platz zwischen Saschas baumelnden Beinen an. Er gähnte herzhaft. »'Nmorgen.«

»Guten Morgen. Was machst du denn schon auf den Beinen? Ich hatte vor Mittag nicht mit dir gerechnet.«

»Kaffee«, gab Andreas einsilbig zurück und griff sich Saschas Tasse. Vorsichtig probierte er. »Hmmm. Gut.«

Er klang so zufrieden, dass Sascha nicht auf die Idee kam, sich wegen des Kaffeediebstahls zu beschweren. Dazu fühlte sich auch

die Körperwärme, die auf Saschas bloße Brust übersprang, viel zu gut an. Für mehr als Shorts hatte es an diesem Morgen nicht gereicht, und in Anbetracht des herrlichen Sommerwetters, das angekündigt worden war, würde er auch dabei bleiben.

»Sorry wegen gestern. Ich habe den letzten Spaziergang verschlafen«, nuschelte Andreas. »Hat er sich benommen?«

Sascha winkte ab. »Er ist bis zum ersten Baum gelaufen und kein Stück weiter. Er war noch müder als du, glaube ich. Und gerade hat er

sich den Garten angeschaut.«

»Wenn das kein pflegeleichter Hund ist.«

»Ja, ein wahres Wundertier.«

»Blödmann.«

Verschlafen lächelnd hob Andreas den Kopf und küsste Sascha kurz. Anschließend machte er ein nachdenkliches Gesicht und sah aus dem Fenster. Er stockte, als er fragte: »Meinst du, das Wasser ist warm genug, um zu baden?«

»Na ja, wir sind in Dänemark, nicht in der Türkei. Aber wir können es versuchen. Mehr, als dass wir Frostbeulen kriegen, kann nicht

passieren, oder?«

Während Sascha sprach, gewann sein Herzschlag an Geschwindigkeit. Er wollte helfen, wollte Andreas motivieren, ihn anfeuern, ihn in seiner Überlegung bestätigen. Aber er hielt sich zurück. Andreas musste sich allein für den Ausflug entscheiden.

»Und du bist sicher, dass Triton an den Strand darf?«

»Ja, darf er. Eigentlich soll man sie im Sommer anleinen, aber ich habe mir sagen lassen, dass die Dänen es damit nicht so genau nehmen. Wenn wir allein sind, stört

es niemanden, ob die Hunde frei sind. Nur wenn es voller wird, sollten wir den Dicken festmachen.«

»Du meinst, damit er nicht wieder die Nase in einen Picknickkorb steckt, wie neulich an der Elbe?«, lächelte Andreas.

»Genau.« Sascha hatte bei der Gelegenheit seine geliebten Frikadellen an Triton verloren.

Sie grinsten sich an, Andreas etwas nervös. Innerlich drückte Sascha ihnen beiden die Daumen. Er wollte nach draußen, sehnte sich danach, Andreas am Strand zu erleben, wollte ans Wasser.

Gerade überlegte er, ob er ein Frühstück anbieten sollte, als sein Freund sich einen sichtlichen Ruck gab und sagte: »Ich gehe eben eine Badehose anziehen und Handtücher holen. Es ist ja nicht weit. Wir können jederzeit zurück. Oder?«

»Klar, keiner erwartet von dir, dass wir den ganzen Tag am Strand herumhängen. Die paar hundert Meter können wir auch zehn Mal am Tag hin- und herlaufen, wenn wir Bock haben.«

»Okay. Bis gleich.«

Während Andreas sich umzog, warf Sascha schnell ein paar

Kleinigkeiten in die Badetasche. Wasser für Hund und Menschen, Kaugummis, Geld, einen Ball, Kekse, Hundetüten. Er wollte für alles gewappnet sein. Anschließend legte er Triton die Leine um.

Andreas kam schneller zurück, als Sascha erwartet hatte. Er wirkte recht zuversichtlich, aber auch sehr aufgeregt. »Dann lass uns mal gehen.«

Ein schmaler Pfad führte über eine dicht bewachsene Düne Richtung Meer. Ihre Füße sanken in den von der Nacht kühlen Sand ein und hinterließen weit sichtbare

Spuren. Triton, den Andreas inzwischen übernommen hatte, marschierte angespannt neben ihnen her. Nase und Ohren zuckten, nahmen neugierig die fremden Sinneseindrücke in sich auf.

Nach kurzer Zeit erreichten sie den höchsten Punkt der Düne. Vor ihnen erstreckte sich endlos feiner, heller Sand. Es war Flut, und die Wellen rollten gierig auf den zu erobernden Strand zu. In weiter Ferne zog ein Schiff über den Horizont. Vereinzelte Möwen kreisten über ihnen.

Ein scharfer Laut ließ Sascha den

Kopf zur Seite drehen. Andreas' Augen waren weit geöffnet und glänzten. Er atmete durch den Mund ein und aus, strich sich fahrig eine Strähne aus dem Gesicht. Auf seiner Brust stand eine Gänsehaut.

Sascha kam es vor, als wäre Andreas' Seele schon vorgegangen und hätte seinen leeren Körper zurückgelassen. Er verspürte den Wunsch, zu winken und auf sich aufmerksam zu machen. Er schien nichts anderes zu sehen, spüren oder wahrzunehmen als das Meer.

Langsam, sehr langsam legte Andreas die Hand auf den

Verschluss von Tritons Leine und öffnete sie. Der Hund war frei – und Sascha wartete gespannt auf eine Regung seines Freunds.

Urplötzlich kam Bewegung in Andreas. Bevor Sascha reagieren konnte, stob Sand um ihn herum auf. Gemeinsam rannten Andreas und Triton den Hang hinab. Mehr als einmal drohte einer von ihnen den Boden unter den Füßen zu verlieren und in den Sand zu purzeln. Sie waren am Fuß der Düne, bevor Andreas sich umdrehte und schrie: »Komm! Komm schon! Wo bleibst du denn?«

Das fragte Sascha sich angesichts seines überglücklichen, aufgedrehten Freunds auch. Er blinzelte die Feuchtigkeit aus den Augen, nahm die Beine in die Hand und folgte Andreas zum Meer.

Ende

I’m a shooting star leaping through the sky
Like a tiger defying the laws of gravity
I’m a racing car passing by like Lady Godiva
I’m gonna go go go
There’s no stopping me
Queen – Don’t stop me now

Nachwort

Drei Jahre sind nicht nur in Hamburg vergangen, sondern auch in der realen Welt, seit die ersten Zeilen zu Andreas und Sascha vor mir auf dem Monitor auftauchten. Die beiden haben mich lange Zeit begleitet und sind mir mit ihren Sorgen und Nöten manches Mal nachts aufs Bett gekommen.

Besonders Andreas' Geschichte liegt mir sehr am Herzen. Er hat vor den Augen des Lesers einen Weg beschritten, den viele andere vor ihm gegangen sind und – so an den

Prognosen der Krankenkassen etwas dran ist – in Zukunft noch viel mehr Menschen gehen werden.

Die Akzeptanz psychischer Erkrankungen lässt leider nach wie vor zu wünschen übrig. Berührungsängste und Vorurteile sind allgegenwärtig und entziehen den Betroffenen Kraft, die sie für den Heilungsweg bräuchten. Dabei entstehen die meisten Unsicherheiten aufgrund von mangelndem Hintergrundwissen.

Der Grundgedanke von Leben im Käfig und Nach der Hölle links war insofern, einen kleinen Einblick in

diese fremde Welt zu gewähren. Bücher können nicht die Welt verändern. Trotzdem freue ich mich über jeden, der nach Lektüre der Geschichte von Andreas und Sascha vielleicht ein wenig Sicherheit im Umgang mit psychisch kranken Menschen gewinnt.

Für die, die sich selbst mit einer Phobie, Depression oder einer wie auch immer gearteten anderen Problematik herumärgern, sei gesagt: Ihr seid nicht allein. Macht nicht den Fehler, den Andreas gemacht hat, und igelt euch ein. Steht rechtzeitig auf und sucht euch

Hilfe. Ihr werdet sie erhalten. Heutzutage sind sogar die Hausärzte im Allgemeinen so weit, dass sie eine psychische Erkrankung schnell zuordnen können und euch an entsprechende Stellen verweisen. Man sagt, dass das Heilen einer psychischen Erkrankung – gerade von Phobien – ungefähr so viel Zeit in Anspruch nimmt, wie es dauerte, sie nach und nach zu entwickeln und einzuschleifen. Eile lohnt sich insofern.

Eine gute Adresse für Angststörungen ist übrigens die

Christoph-Dornier-Klinik in Münster, die auch Andreas besucht hat. Dort ist man in Sachen Forschung und Therapie sehr fortschrittlich und weiß, wie man der Angst den Boden unter den Füßen wegzieht.

Ein weiteres Thema liegt mir am Herzen, da sich in den Jahren, in d e n e n Nach der Hölle links geschrieben wurde, leider etwas in der dänischen Gesetzgebung verändert hat. So ist Dänemark als Reiseland für Hundebesitzer zurzeit nicht vorbehaltlos zu empfehlen, und ich rate dringend, sich vor der Buchung genau über die

Gegebenheiten zu erkundigen. Im Herbst 2013 soll das Gesetz erneut unter die Lupe genommen werden. Insofern erledigt sich das Thema hoffentlich bald.

Ich bitte den Leser um Nachsicht, dass ich aus Mangel an echten Alternativen kein anderes Ziel gewählt habe. Leider gibt es auf Schlagdistanz von Hamburg nichts, was sich mit den Gegebenheiten der dänischen Ferienhäuschen vergleichen ließe. Weder die deutsche Küste noch eine Hallig oder die ostfriesischen Inseln können den sicheren, einsamen

Rahmen bieten, den Sascha an dieser Stelle für Andreas schaffen wollte.

Darüber hinaus grüße ich herzlich alle, die Andreas, Sascha und mich auf ihrem Weg begleitet und mir seit der Erstveröffentlichung von Leben im Käfig geschrieben haben. Eure Worte haben mich tief berührt und bedeuten mir sehr viel. In diesem Sinne lasse ich meine Jungs jetzt gehen und bedanke mich bei allen, die mich unterstützt haben. Ohne euren Rückhalt bin ich nichts.

Raik Thorstad

Dortmund, Juni 2013